Kleist - Retzow

Ein Lebensbild

Von

Dr. Herman v. Petersdorff
Kgl. Archivar

Mit einem Porträt

Stuttgart und Berlin 1907
I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

H. v. Kleist Retzow

Vorwort

Im Januar 1903 trat die Kleistsche Gesamtfamilie, von fachgenössischer Seite auf mich gewiesen, mit der Bitte an mich heran, ein Lebensbild des Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow zu entwerfen. Ich fand mich dazu umso lieber bereit, als mir schon längere Zeit vorher von dem Wirklichen Geheimen Rate D. Dr. Freiherrn v. Liliencron für die Nachträge zu der von ihm herausgegebenen Allgemeinen Deutschen Biographie der (inzwischen in Bd. LI der A. D. B. Leipzig 1906 S. 191 bis 202 erschienene) Artikel Kleist-Retzow übertragen worden war. Außerdem hoffte ich, es würde mir hinreichendes Material erschlossen werden. Dies erwies sich jedoch als nicht ganz leicht. Zwar stellte mir die Schwiegertochter Kleist-Retzows, die verwitwete Frau Landrat v. Kleist-Retzow, geborene Gräfin Zedlitz-Trützschler, auf Kieckow, mit der ich mich in Verbindung setzte, in Berücksichtigung des Wunsches der Gesamtfamilie, in der hochherzigsten Weise den ihr zur Hand befindlichen schriftlichen Nachlaß des Verewigten vertrauensvoll zur Verfügung. Bei dessen Prüfung zeigte es sich jedoch, daß er nicht nur in keiner Weise geordnet, sondern auch recht lückenhaft war. Immerhin ergab das, was sich im Laufe der Zeit vorfand, eine reiche und wertvolle Ausbeute, so daß ich es wohl wagen durfte, ein Lebensbild des Mannes zu zeichnen, dessen lauterer Charakter auf alle, die ihn gekannt haben, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Den Grundstock bildeten über 350 Schreiben von Kleist an den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Schede, mit dem er seit 1844 befreundet war und bis zu seinem Tode in Briefwechsel gestanden hat. Daran reihten sich Briefe Bismarcks, Moritz v. Blanckenburgs, der Gebrüder Leopold und Ludwig v. Gerlach (von diesem allein einige vierzig), Below-Hohendorfs, Senfft-Pilsachs, der Kabinettsräte Illaire und Markus Niebuhr, des Grafen Anton Stolberg, Hermann Wageners, vieler Minister und sonstiger Staatsmänner, Politiker und bekannter Persönlichkeiten älterer und neuerer Zeit, mehrere hundert Briefe Kleists an seinen zweiten Sohn, zahlreiche Korrespondenzen von seinen sonstigen Freunden und Verwandten, eine Menge Konzepte Kleists zu Briefen, Aufsätzen und Reden, mancherlei Drucksachen. Viele Schriftstücke von intimem geschichtlichen Reize waren dabei. Auch einige nicht unwichtige Schreiben fürstlicher Personen fanden sich vor. Das Vorhandensein von Briefen an die Gattin Kleists wurde nicht festgestellt. Nachdem ich schon ein eng beschriebenes Notizblatt entdeckt hatte, das das Urkonzept zu einer eigenen Lebensbeschreibung Kleists und wichtige Vermerke enthielt, ebenso auch das Konzept Kleists zu dem Artikel über sein Leben, den G. H. Kypke in der Geschichte des Geschlechts von Kleist (3. Teil, 3. Abteilung, Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1885, S. 150-185) veröffentlicht hat, gab mir Kleists Tochter, Fräulein Elisabeth v. Kleist-Retzow, außer einigen anderen in ihrem Besitz befindlichen wertvollen Aktenstücken, aufschlußreiche Aufzeichnungen ihres Vaters aus dem Jahre 1871. Ob die in den Tagebüchern Ludwigs v. Gerlach (II, 128) erwähnten Aufzeichnungen Kleists mit diesen identisch sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Es scheint aber nicht der Fall zu sein. Der noch lebende Sohn Kleists, Herr Referendar a. D. Hans Anton v. Kleist-Retzow auf Kieckow, unterstützte mich durch mancherlei dankenswerte Mitteilungen aus seinem Gedächtnis. In der umfassendsten Weise unterstützte mich ferner Frau Landrat v. Kleist-Retzow bei der Sammlung weiteren Materials, indem sie namentlich von dem kurz darauf verstorbenen Fürsten Herbert v. Bismarck für mich die im Nachlaß des Fürsten Otto v. Bismarck auffindbaren Briefe Kleist-Retzows (über fünfzig an der Zahl) erbat und erhielt. Ebenso verschaffte sie mir Briefe ihres Schwiegervaters an Roon, Moritz Blanckenburg, Gräfin Marie Stolberg, geborene Prinzessin Reuß, Andrae-Roman und andere. Manche ihrer Anfragen blieben leider ergebnislos.

Außer der nicht unbeträchtlichen gedruckten Literatur standen mir sodann die Aufzeichnungen, zur Verfügung, die ich mir aus den mir seinerzeit von dem verstorbenen Fräulein Agnes v. Gerlach überlassenen Originalaufzeichnungen des Generals Leopold v. Gerlach gemacht hatte, und aus denen mein Buch König Friedrich Wilhelm IV. (Stuttgart 1900) erwachsen ist. Sie enthielten Wichtiges über Kleist. Mir überließen außerdem die Hinterbliebenen des Generals v. Gerlach und ebenso der Neffe des Präsidenten v. Gerlach, Geheimrat Jakob v. Gerlach, einige Briefe Kleists, die sich im Nachlasse jener beiden einflußreichen Brüder vorfanden, und die das schöne Gerlachsche Briefmaterial, das ich im Kleist-Retzowschen Familienarchive zu Kieckow (im Text abgekürzt F.A.) entdeckte, in willkommener Weise ergänzten. Namentlich Herrn Geheimrat Jakob v. Gerlach fühle ich mich dafür zu Danke verpflichtet, daß er mir jene Papiere überließ, obwohl er den kritischen Standpunkt, den ich seinem Oheim gegenüber einnehme, gekannt haben wird.

Einen ungemein wichtigen Brief Kleists überließ mir Herr v. Below-Saleske, einige Briefe an den Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel sein Sohn, der Wirkliche Geheimrat und Vizepräsident des Herrenhauses Herr Landesdirektor Freiherr v. Manteuffel, einige an Hermann Wagener die Redaktion der Kreuzzeitung. Ebenso gewährte mir Herr Superintendent D. Wetzel Einblick in die Akten des Lutherischen Vereins in Pommern. Pfarrer Ernst Wackernagel in Wustrau setzte für mich eine Schilderung des Lebens in Kieckow auf. Frau Wirkliche Geheimrat Juncker von Ober-Conreut ließ mir wertvolle Auszüge aus Aufzeichnungen ihres Gemahls anfertigen. Fräulein Martha Schede, die Tochter des vertrautesten Freundes Kleists, gewährte mir Einblick in die ausführlichen Aufzeichnungen ihres Vaters. Die glücklichste Entdeckung, die ich bei meinen weiteren Nachforschungen machte, war die Ermittlung von etwa anderthalbhundert Briefen Kleists an seinen ältesten Jugendfreund, den Professor der Theologie Ernst Ranke, die einen überaus tiefen Blick in die innere Entwicklung Kleists in seinen jüngeren Jahren tun lassen. Die Eigentümerin dieser Briefe, Frau Geheimrat Etta Hitzig, geborene Ranke, hat sie mir in liebenswürdigster Weise zur Benutzung überlassen. Inzwischen ist ein großer Teil davon in dem von ihr entworfenen Lebensbilde ihres Vaters Ernst C. Ranke, Leipzig 1906, abgedruckt worden.[1] Diese Jugendbriefe wurden ergänzt durch einige Briefe Kleists aus frühester Zeit an den späteren Ägyptologen Richard Lepsius, die ich durch Vermittlung meines Freundes Professor Richard Heinze in Leipzig erhielt. Zahlreiche andere Privatpersonen, denen ich sonst noch für Mitteilung von Material zu danken habe, muß ich hier aufzuzählen mir versagen.

Von amtlichen Akten durfte ich das hübsche Material, was über Kleist in der Landesschule Pforta beruht, ebenso die Universitätszeugnisse benutzen. Sodann erteilte mir der Kaiserliche Wirkliche Geheime Rat und Oberpräsident der Provinz Pommern Herr Dr. Freiherr v. Maltzahn-Gültz die Erlaubnis, die Akten aus Kleists Landratszeit, die in den von der Regierung zu Köslin an das Staatsarchiv zu Stettin abgegebenen Akten enthalten sind, zu benutzen. Vor allem aber genehmigten der Herr Ministerpräsident Fürst v. Bülow und der Herr Minister des Innern v. Bethmann-Hollweg auf einen von Herrn Generalleutnant Georg v. Kleist veranlaßten Antrag des Vorstandes der Familie v. Kleist, daß mir Einsicht in das auf dem Oberpräsidium und dem Staatsarchiv in Koblenz bewahrte Material gewährt würde. Ich habe zu diesem Zwecke einige Zeit in Koblenz gearbeitet und das, was ich aus den zur Zeit meiner dortigen Anwesenheit noch nicht sehr übersichtlich geordneten älteren Akten des Oberpräsidiums der Rheinprovinz ermitteln konnte, für dies Lebensbild zu verwerten gesucht. Eine erschöpfende Darstellung der Verwaltung Kleists am Rhein ließ sich schon deswegen nicht geben, weil sonst der Rahmen dieses Buches zu breit geworden wäre. Immerhin scheint mir das Mitgeteilte hinreichend zu sein, um jene Verwaltung zu veranschaulichen. Auch das sonstige Material, das ich bringe, von der ersten Jugendzeit Kleists an bis in die Tage des neuen Kurses, scheint mir mancherlei Beachtenswertes zu bieten. Selbst bei bedeutenderen Männern, wie Kleist, gelingt es nur selten, die Jugendzeit so aufzuhellen, wie es hier geschehen ist. Der Biograph gedenkt dabei wohl gern der Wahrheit des Goetheschen Wortes zu Eckermann: "überhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwicklung."

So hoffe ich die merkwürdige, markige und edle Persönlichkeit Kleist-Retzows in das richtige Licht gestellt und auch einiges zum Verständnis der Zeitgeschichte beigetragen zu haben.

Stettin, den 16. Januar 1907.

Herman v. Petersdorff

---

[1] Der Schriftwechsel ist in dieser Ausgabe im Anhang beigefügt.

Zum Autor:

Herman von Petersdorff wurde am 16. Januar 1864 in Stettin als Sohn eines preußischen Offizier geboren. Da der Vater sehr früh starb, wuchs er bei seiner Mutter auf. Er studierte Geschichte von 1884 bis 1888 in Berlin unter anderem bei Heinrich von Treitschke und Theodor Mommsen, in Heidelberg und Freiburg und erwarb 1888 den Doktortitel mit der Dissertation "Beiträge zur Wirtschafts-, Steuer- und Heeresgeschichte der Mark im Dreißigjährigen Kriege". Er trat 1894 in den preußischen Archivdienst ein. Nach Verwendungen in den Staatsarchiven Marburg, Koblenz und Stettin wurde er im September 1918 an das Geheime Staatsarchiv in Berlin versetzt wurde, wo er bis zur Pensionierung im Jahr 1929 Dienst tat. Er starb am 23. Juli 1929 im Alter von fünfundsechzig Jahren.

Petersdorff hat umfangreich wissenschaftliche Publikationen, deren Gegenstand in den meisten Fällen die preußische Geschichte war, veröffentlicht. Als Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er in der Zeit von 1892 bis 1910 zahlreiche Persönlichkeiten der neueren deutschen Geschichte, Fürsten, Diplomaten, Verwaltungsbeamte, Militärs, Parlamentarier wie Hans-Hugo von Kleist-Retzow, Publizisten und Historiker, behandelt. Zum Teil hat er sich mit den behandelten Personen später noch in ausführlicheren Veröffentlichungen befasst.

Veröffentlichungen u.a.:

General Johann Adolf Freiherr von Thielman, ein Charakterbild aus der napoleonischen Zeit, Leipzig 1894;
König Friedrich Wilhelm der Vierte, Stuttgart 1900;
Kaiserin Augusta, Leipzig 1900;
Kleist-Retzow. Ein Lebensbild, Stuttgart und Berlin 1907;
Deutsche Männer und Frauen : Biogr. Skizzen vornehmlich z. Geschichte Preußens im 18. u. 19. Jh., Berlin 1913
Friedrich von Motz, Eine Biographie, Berlin 1913.

Quelle: Deutsches Biographisches Jahrbuch, XI, Das Jahr 1929, Berlin 1932, S.

Unterlagen von Herman v. Petersdorff befinden sich im Geheimen Staatsarchiv: GStA PK, VI. HA Familienarchive und Nachlässe, Nl Herman von Petersdorff.

Die Digitalisierung erfolgte 2014 auf der Basis der gescannten Buchausgabe bei Google Books USA. Die Texterkennung und Korrektur erfolgte mit Abbyy Recognition Server 3.5 mit Fraktur OCR. Beim Umfang des Textes ist es unvermeidlich, dass noch Übertragungsfehler vorhanden sind.

Fehler bitte an sigurd@v-kleist.com melden.

Die Seiteneinteilung und die Seitenüberschriften sind nicht übernommen. Dafür sind die Zwischenüberschriften des Inhaltsverzeichnisses in den Text eingefügt.

Im Inhaltsverzeichnis sind kursiv die Seitenzahlen des Originals mit angegeben, um die Überprüfung von Verweisen zu erleichern.

Auf den Aufwand für die Übernahme des Personenregisters wurde verzichtet, weil der Text primär für die elektronische Nutzung bestimmt ist und dann Suchmöglichkeiten verfügbar sind.

Das im Buch häufig als Quelle genannte Familienarchiv (F.A.) in Kieckow wurde 1945 zerstört.

Hinzugefügt sind in dieser Ausgabe zwei weitere Texte von Herman v. Petersdorff, die Bezug zu Bismarck und Kleist-Retzow haben:

ein Buch von 1919: "Bismarcks Briefwechsel mit Kleist-Retzow" und
ein Aufsatz von 1905 "Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung",

außerdem der Briefwechsel von Kleist-Retzow mit Ernst Ranke und seine Briefe an Alexander Andrae-Roman, die Herman v. Petersdorff für seine Arbeit verwendet hatte,

schließlich ein Brief an v. Hammerstein und der Vortrag „Der Adel und die Kirche".

Familienverband derer v. Kleist e. V. Hamm, 2018

Inhaltsübersicht

	Seite	*im Orig.*
Vorwort		
Erstes Buch		
Der Beamte. 1814-1868	1	*1*
1. Die Vorbereitung. 1814-1844	3	*3*
Familie und Elternhaus	3	*3*
Wendische Abkunft der Kleists. Berühmte Vertreter des Geschlechts. Seine Ausbreitung. Direkte Vorfahren Kleist- Retzows. Der Roman des Großvaters. Der Vater. Bülow-Cummerow. Chausseesache. Vereinigung der Namen Kleist und Retzow. Religiöse Strömungen in Kieckow. Die pommerschen Erweckten. Kleist-Retzows Mutter. Seine Stiefschwester Littegarde.		
Knabenjahre	9	*18*
Geburt. Vorfahren der Mutter. Erster Unterricht. Dorfleben. Väterliche Ermahnungen. Prophezeiung des Pfarrers Walter. Schulpforta.		
Universitätszeit	18	*37*
Bruder Ferdinand. In der Husarenjacke. Häusliche Studien. Mit Ernst Ranke auf der Berliner Universität. Auf der Georgia Augusta. Dahlmann. Innere Sammlung. Wieder nach Berlin.		
Auskultator und Referendar	25	*52*
Gedanken über Staat und Kirche. Berliner Geselligkeit. Baron Kottwitz. Religiöse Studien. Unbefriedigtheit. Am Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. Präsident Gerlach. Hermann Wagener. Theologischer Abend. Reise. Studium des Lebens Wilberforces. Mit Wagener in Berlin. Philipp Wackernagel. Hermann Schede. Assessorexamen. Hochzeit Blanckenburgs.		
2. Landrat 1844-1851	34	*70*
Stille Arbeit im Kreise Belgard	34	*70*
Die Wahl. Anfechtung und Bestätigung. Der Kreis Belgard. Stellung und Tätigkeit des Landrats. Kleists Äußeres. Chausseesache. Meliorationsfonds. Sparkasse. Polizei- und Patrimonialgerichtsbarkeit. Kirchbau. Missionsverein. Tod von Blanckenburgs Frau. Reise nach der Schweiz. Tod der Mutter.		
Im Sturm	46	*97*
Das Hungerjahr 1847. Studien. Termin zu Rankes Probepredigt. Eindruck der Berliner Märzereignisse 1848. Unruhen in Polzin. Ranke verzichtet. Woldensche Proklamation. Rückberufung des Prinzen von Preußen durch den Belgarder Kreistag. Antwort des Prinzen und dessen Besuch in Stettin. Gründung der Kreuzzeitung. Das Junkerparlament. Bülow-Cummerow. Ludwig Gerlach. Disziplinaruntersuchung gegen Kleist. Patenschaft bei Bismarcks Tochter. Kirchentag in Wittenberg. Zum ersten Male		

Ministerkandidat. Vertrauensbeweise des Prinzen von Preußen. Umsichgreifen der Demokratie im Kreise Belgard. Kirchweihe. Adresse an den König. Das Volksblatt "Der Pommer". Wahl zur Zweiten Kammer. Verurteilung Kleists wegen Beleidigung.

Mit Bismarck in der Zweiten Kammer 71 *152*

Kleist und Bismarck - die Unzertrennlichen. Kleist wieder Ministerkandidat. Er bringt Ludwig Gerlach ins Parlament. Vorkämpfer des preußischen Machtgedankens. Gemeinsames Wohnen mit Bismarck. Mitarbeit am Verfassungswerk. Bildung des Herrenhauses. Eid auf die Verfassung. Ruf als Redner. Parlamentarische Freundschaften. Erfurter Parlament. Gegensatz gegen Gerlach im Kreise Belgard. Wichern und Kleist. Kleist soll Minister in Dessau werden. Olmütz. Wieder zum Minister vorgeschlagen. Deklaration zum Ablösungsgesetz wegen der Buschpächter. Gemeindeordnung. Weiteres Zusammenleben mit Bismarck. Dessen Gedicht auf Kleist. Knak. Verlobung mit Charlotte Gräfin Stolberg-Wernigerode. Die Stolbergs. Ernennung Bismarcks zum Bundestagsgesandten. Psalm 149. Kleist Regierungspräsident in Köslin. Ernennung zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz.

3. Oberpräsident. 1851-1858 91 *194*

Das Kampfgelände und der erste Kampf 91 *194*

Eindruck der Ernennung Kleists im Lande. Hochzeit. Nachbarschaft des Prinzen und der Prinzessin von Preußen. Präsident v. Möller. Andere Kollegen. Bevölkerung. Erste Unterredung mit der Prinzessin von Preußen. Wiederherstellung der Provinzialstände. Bruch mit Bethmann-Hollweg. Graf Fürstenberg-Stammheim. Eröffnung des Provinziallandtags. Öffentliche Tischgebete.

Bevormundungspolitik in der Presse und in der Gemeindeverwaltung 96 *206*

Der König über die rheinische Presse. Kölnische Zeitung. W. H. Riehl. Erwin Nasse. Volkshalle. Florencourt. Andere Zeitungen. Elberfelder Zeitung. Oskar Meding. Erste Nichtbestätigung des Bürgermeisters Bachem in Koblenz. Abermalige Wahl Bachems. Wiederholter Antrag auf Nichtbestätigung. Vertagung der Entscheidung. Erneute Versagung der Bestätigung.

Letzte Tätigkeit in der Zweiten Kammer 103 *223*

Artikel gegen Budberg. Herrenhausbildung. Zweikampf Vincke-Bismarck. Angriffe der offiziösen Presse. Senfft- Pilsach. Kleist will sein Mandat niederlegen. Empfang der pommerschen Abgeordneten durch den Prinzen von Preußen. Auseinandersetzung mit dem Prinzen wegen Empfangs der Rheinländer.

Neue Beamte 110 *238*

Kampf um Schede. Dessen Persönlichkeit. Oberregierungsrat Halm. Jüngere Kräfte.

Gemeindeordnung 113 *244*

Gemeindeordnung vom 11. März 1850. Entwurf einer neuen Gemeindeordnung für die Rheinprovinz. Kronrat. Sieg Kleists.

Väterliches Regiment 115 *249*

Aachener Spielbank. Innere Mission. Sonntagsruhe. Beschränkung der Tanzlustbarkeiten. Verminderung der Schankwirtschaften. Kleist Gegner des Polizeiregiments. Stieber. Springer.

Landwirtschaft und Bergbau. Verkehrspolitik. 120 *262*

Aufforstung der Eifel. Wasserbauten. Hilfe bei Notständen. Pläne zur Verhinderung der Bodenzersplitterung und sonstiger Agrarreformen. Versuche zur Hebung der sozialen Lage der Bergarbeiter. Eisenbahnbau.

Kirche, Schule und Justiz 124 *269*

Katholiken. Collegium germanicum. Piusvereine. Kirchhofsstreitigkeiten. Konfessionsschule. Landfermann, Riehl, Kögel, Philipp Wackernagel. Ostrheinische Schöffengerichte etc. Elberfelder Militärbefreiungen. Otto v. Diest.

Kunstakademie 128 *280*

Ersatz für Wilhelm v. Schadow. Die alte und die neue Kunst in Düsseldorf. Entscheidung Kleists gegen den Malkasten. Sie wird vom Prinzen-Stellvertreter nicht bestätigt.

Häusliche und Koblenzer Interna 129 *282*

Leben im Schlosse. Verkehr mit Freunden. Auseinandersetzungen mit dem Prinzen von Preußen. Freimaurer. Neuorganisation des Johanniterordens. Rheinanlage. Koblenzer Kasino.

Der Sturz 133 *291*

Erkrankung in Düsseldorf. Kölner Denkmalstreit. Präsident v. Möller. Erkrankung des Königs. Fest in Rolandseck. Der Abschied.

Zweites Buch

Der Parlamentarier. 1858-1892 139 *303*

1. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes. 1858-1866 140 *305*

In der Stille 140 *305*

Pfarrer Blumhardt. Heimkehr. Rückblick auf die Koblenzer Zeit. Abwandlung der Freundschaften. Bismarck. Wagener. Gutswirtschaft. Das Kieckower Rettungshaus. Erntefeier. Andere Hefte. Alltagsleben. Das Polziner Krankenhaus. Kränklichkeit des Kleistschen Ehepaares.

Die ersten Jahre im Herrenhause 148 *323*

Die Familie v. Kleist erhält einen Sitz im Herrenhause. Kleist zu ihrem Vertreter gewählt. Grundsteuer. Pommersche Lehen. Kreisordnung. Zivilehe. Handwerkerstand. Wucher. Volksverein. Militärkonflikt. Briefwechsel Kleists mit Ludwig Gerlach über Bismarck. Berufung Bismarcks. Dessen Empfang durch Roon, Kleist und Blanckenburg. Kleist als Bismarcks Gewissenswart.

Mit Bismarck 157 341

Bismarck will zweijährige Dienstzeit bewilligen. Rede Kleists am 11. Oktober 1862. Seine Begeisterung für Bismarck. Verfassungsbruch und

erster Gedanke des Indemnitätsgesuches. Kieckower Adresse an den König. Sonstige Tätigkeit für Bismarck. Polenpolitik. Beratung Bismarcks bei dem Konflikt zwischen König und Kronprinz. Randbemerkungen Bismarcks zu Kleists Briefen. Besuch bei den Ravensbergern. Arbeit für die Sonntagsruhe. Blanckenburg. "Pastorat und Patronat." "Adel und Kirche." Das Für und Wider in der Schleswig-Holsteinschen Sache; bei der österreichischen Frage; bei der Frage des deutschen Parlaments. Bruch Gerlachs mit Bismarck. Streit unter den Freunden. Der Johanniter in Görlitz. Psalm 82.

2. Der Deichhauptmann im liberalen Zeitstrom. 1866 bis 1878 — 174 — *380*

Müde Jahre — 174 — *380*

Kampf gegen das Indemnitätsgesuch. Erkaltung der Freundschaft mit Bismarck. Todesgedanken. Tod des Präsidenten Adolf v. Kleist. Nationalbelohnung. Besorgnisse wegen des allgemeinen Wahlrechts. Kirchliche Organisationspläne. Roon. Möller in Hessen. Kultusminister v. Mühler. Hessische und hannoversche Kirchenverhältnisse. Hannoverscher Provinzialfonds. Professor Hanne. Verteidigung Knaks. Meinholds Amtsenthebung. Denkschrift wegen Dotation der evangelischen Kirche. - 1870/71: Frühere Gespräche mit Bismarck und Roon über den kommenden Krieg. Briefe Blanckenburgs. Während des Krieges in Kieckow. Entwurf der Kaiseradresse des Herrenhauses.

Im kirchenpolitischen Streite — 186 — *408*

Erstarken des Ultramontanismus. Der Kulturkampf und seine Wirkungen. Kleists Stellung darin und zur katholischen Kirche. In den einzelnen Phasen des Streites. Der Kultusminister. Blanckenburg läßt Bismarck im Stich. Kleists Annäherung an das Zentrum. Mißverständnisse und Zerwürfnisse überall. Schulaufsichtsgesetz. Mühlers Brief. Der Bruch mit Bismarck. Kämpfe mit diesem. Kleists Haltung dabei. Roon gegen Kleist. Kämpfe mit Falk. Zivilehe. Andere Gesetze. Entwurf der evangelischen Kirchenverfassung in der Generalsynode und im Herrenhause. Das Echo der Kleistschen Reden.

Der Feldzug gegen die Kreisordnung — 199 — *437*

Wieder Hemmgewicht. Vorgeschichte. Below-Hohendorf. Nathusius-Ludom. Kleists Artikel in der Kreuzzeitung. Blanckenburg über Bismarcks Stellung. Roon. Eulenburg. Die Beratung im Herrenhause. Kleists Erklärung. Die Abstimmung. Below-Hohendorf in Varzin. Der Kaiser. Pairsschub. Annahme des Gesetzes. Charakter der Kleistschen Taktik. Urteil Blanckenburgs darüber.

3. In der Sozialreform. 1878-1892 — 207 — *453*

Einzug in den Reichstag — 207 — *453*

Frühere Kandidaturen. Die Wahl im Ravensbergischen. Die Konservativen "graulen" sich vor ihm. Bismarcks Stellung zu ihnen. Die Äraartikel. Gründung der deutschen konservativen Partei. Kleists Haltung dazu. Seine Aufnahme in die Fraktion. Beginn der Schwenkung Bismarcks. Erstes Auftreten Kleists im Reichstage. Eugen Richter.

Versöhnung mit Kanzler und Kaiser — 214 — *469*

Attentate. Gottesdienst in Kieckow. Das Sozialistengesetz. Neuwahl. Kleists Rede am 17. September 1878. Ihr Echo im Lande. Versöhnung

mit Bismarck. Späterer Verkehr mit ihm. Verhältnis zu Wilhelm I. seit der Koblenzer Zeit. Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat. Spätere Begegnungen mit dem Kaiser.

Parlamentarische Arbeiten bis zu Bismarcks Fall 219 *480*

Fülle der Geschäfte. Abneigung gegen Berlin. Beteiligung an Beratungen über nichtsozialpolitische Gegenstände. Das Tabakmonopol. Abbruch der Kulturkampfgesetze. Debatte über den Kulturwert des Christentums am 80. November 1881. Schorlemer-Alst über Kleist. Polenpolitik. Studium nationalökonomischer Schriften. Stoecker. Wuchergesetz. Versicherungsgesetze. Die Frage der Sonntagsruhe, Kämpfe und Siege. Handwerkerpolitik. Verlängerung des Sozialistengesetzes. Änderung im Wesen Kleists. Veränderungen in der Familie.

Unter dem neuen Kurs 232 *510*

Wilhelm II. Regungen in der evangelischen Kirche. Bismarcks ablehnende Haltung. Walderseeversammlung. Der Hammer Thors. Sturz Bismarcks. Die neuen Männer, Caprivi, Graf Zedlitz, Barkhausen, Miquel. Fall Stoeckers. Der Predigtsaal. Rentengutgesetz. Landgemeindeordnung. Volksschulgesetz. Rücktritt des Grafen Zedlitz. Beseitigung Helldorffs.

Außerparlamentarisches Wirken und Tod 243 *532*

Tätigkeit in Synoden und geistlichen Versammlungen. Selbstverwaltung. Pommersches Verkehrswesen. Wohltätigkeit. Gesamtfamilie. Leiden. Tod. Begräbnis. Stimmen am Grabe. Würdigung.

In dieser Ausgabe hinzugefügt:

***Bismarcks Briefwechsel mit Kleist-Retzow* (1919)** *250*

Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung (1905) *284*

Briefwechsel zwischen Ernst Constantin Ranke und Hans-Hugo von Kleist-Retzow (1904) *290*

Briefe von Hans-Hugo von Kleist-Retzow an Alexander Andrae-Roman *352*

Brief an den Wilhelm Freiherrn v. Hammerstein von 1881 *386*

Vortrag „Der Adel und die Kirche" (1866) *387*

Erstes Buch

Der Beamte

1814-1858

1. Die Vorbereitung 1814-1844

Familie und Elternhaus

Als Fürst Bismarck seine Ansiedlungspolitik zur Bekämpfung des Polentums einleitete, fand er dabei in seinem Jugendfreunde Kleist-Retzow einen eifrigen Fürsprecher. Nicht zum mindesten waren es historische Empfindungen, die Kleist zur Unterstützung jenes großen nationalen Werkes antrieben. Wußte er doch, daß sein eigenes Geschlecht aus wendischem Blute stammte und fühlte er sich doch selbst so ganz als Deutschen. "Es gibt wirklich keine Nation," rief er am 27. Februar 1886 im preußischen Herrenhause aus, "die so kolonisationsfähig ist wie die deutsche . . . Ich, mein Geschlecht, auch ein slavisches Geschlecht, ist deutsch geworden. Wir danken es solcher Kolonisation." Unter den nicht allzu zahlreichen pommerschen Adelsgeschlechtern, deren wendische Abkunft sicher nachgewiesen ist, stehen die Kleists obenan. Sie haben sich über fast alle preußischen Provinzen und darüber hinaus, besonders in den russischen Ostseeprovinzen, ausgebreitet. Der Schwerpunkt der Familie ist aber immer in Hinterpommern geblieben und zwar in der Gegend des alten Städtchens Belgard. Dort treten die Kleste, d. h. die Füchse, schon seit dem Jahre 1175 auf. In der ziemlich wirren und durch eindrucksvollere Ereignisse nicht gerade sehr ausgezeichneten älteren pommerschen Geschichte haben sie kaum eine größere Rolle gespielt, wenn auch ihr Name oft vorkommt. Erst unter dem bedeutendsten der pommerschen Herzoge, dem 1523 gestorbenen Bogislaw X., treten sie mehr in den Vordergrund. Ein unmittelbarer Vorfahr Kleist-Retzows, Peter v. Kleist, war damals Hauptmann von Neustettin. Ein anderer Kleist, Georg, bekleidete die noch wichtigere Stelle eines Kanzlers bei Bogislaw. Bischöflich kaminscher Kanzler war Pribislaw Kleist, der 1545 von Johannes Bugenhagen zum Bischof von Kamin vorgeschlagen wurde, also ein namhafterer Parteigänger der Reformation in Pommern war. Wieder ein herzoglicher Kanzler war Jakob Kleist (+ 1585). Die glorreiche Zeit des Geschlechts aber begann erst seit der Vereinigung Pommerns mit Brandenburg-Preußen. Besonders im Waffendienst pflückte die Familie Lorbeeren. Zwei Feldmarschälle kann sie aufweisen, den 1749 verstorbenen Henning Alexander und Friedrich Graf Kleist v. Nollendorf, den Sieger von Kulm. Auch unter der stattlichen Zahl von Generalen ist mancher berühmt geworden, so unter Friedrich dem Großen der kleine bewegliche "grüne Kleist", ferner der Verteidiger Pommerns gegen die Schweden Georg Friedrich und der infolge seiner bei Lobositz erhaltenen Wunden gestorbene Generalleutnant Franz Ulrich v. Kleist. Auch sonst ist der Name Kleist eng verbunden mit den Taten des großen Königs. Mehr als zwanzig Mitglieder der Familie blieben im Siebenjährigen Kriege vor dem Feinde. Kaum minder eifrig betätigte sich das Geschlecht in den Feldzügen der Befreiungskriege und der Zeit der deutschen Einigung. In der Gelehrtengeschichte ist sein Name vertreten durch den Erfinder der elektrischen Verstärkungsflasche (der Kleistschen oder Leidener Flasche) Ewald Georg v. Kleist, der zur Zeit der Erfindung (11. Oktober 1745) Dechant des evangelischen Domkapitels zu Kamin war und gleich darauf von Friedrich dem Großen zum Präsidenten des Hofgerichts zu Köslin ernannt wurde. Am hellsten strahlt der Name Kleist jedoch in der Geschichte der deutschen Dichtung. Drei Vertreter des Geschlechts weist unsere Literaturgeschichte auf, den Sänger des Frühlings und Freund Lessings, Major Ewald, der an den Folgen seiner in der Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759 empfangenen Wunden starb und von dem der den preußischen Offiziersgeist verkörpernde Tellheim in "Minna von Barnhelm" manchen Zug trägt, ferner den im Jahre 1797 achtundzwanzigjährig verstorbenen sentimental- schwärmerisch veranlagten Franz Alexander und den in den Tiefen des preußisch-deutschen Geistes wurzelnden Schöpfer der "Hermannsschlacht" und des "Prinzen von Homburg", Heinrich. In ihm beschenkte das Geschlecht die deutsche Nation mit einem Genius.

Das Geschlecht hat sich als ein ungemein lebenskräftiges erwiesen. Namentlich gilt das von der wichtigsten der drei Linien, in die es sich spaltet, der Muttrin-Damenschen. Neben dieser kommen die beiden anderen, die Tychow-Dubberower und die Villnow-Raddatzer weniger in Betracht. Der Muttrin- Damenschen Linie sind in vier Jahrhunderten, vom 15. bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts, nachweislich etwa tausend männliche Mitglieder entsprossen, über die Ausbreitung größerer Familien liegt bisher wenig statistisches Vergleichsmaterial vor. Immerhin darf behauptet werden, daß eine derartige Ausbreitung, wie sie die Kleists des Muttrin-Damener Stammes in etwa vierzehn Menschenaltern erlebt haben, bemerkenswert ist. Der Muttrin-Damener Linie gehören auch die meisten berühmten Träger an, und hier sind die namhaftesten

Vertreter wieder vorwiegend auf einen Ast verteilt, den Damenschen, dem die drei Dichter, der Feldmarschall Graf Kleist v. Nollendorf, der grüne Kleist und die meisten sonstigen bemerkenswerten anderen Persönlichkeiten entstammen. Kleist- Retzow gehörte zwar auch zur Muttrin-Damenschen Linie, aber zu deren minder hervorgetretenem Aste, dem Mutttiner. Mit ihm gehörte dazu von bekannteren Persönlichkeiten der Erfinder der elektrischen Verstärkungsflasche und der Vizepräsident des Obertribunals Adolf v. Kleist (+ 1866), der vertraute Jugendfreund König Friedrich Wilhelms IV., genannt der "lange Kleist", unter den Bekämpfern des preußischen Verfassungswerkes vielleicht der hartnäckigste. Dieser war ein rechter Vetter Kleist- Retzows.

Die Familie ist keine von den reichen Adelsfamilien. Zwar darf ihr Güterbesitz groß genannt werden. Von den über sechshundert Gütern, die nachweisbar in ihrem Besitz gewesen find, befindet sich auch jetzt noch eine ansehnliche Anzahl in ihren Händen. Aber dieser Besitz verteilt sich eben auf sehr viele Mitglieder. Nur einzelne kleinere Zweige sind wirklich als vermögend zu betrachten.

Auch der Besitz der unmittelbaren Vorfahren Kleist-Retzows war unerheblich, überhaupt hat die Stammreihe, die auf dieses berühmte Mtglied der Kleist leitet, bis auf jenen Hauptmann von Neustettin, der im Jahre 1501 starb, und dessen Sohn Jakob auf Vietzow und Poberow, der als fürstlicher Rat genannt wird, in älterer Zeit anscheinend, wie der damalige pommersche Adel zumeist, ein ziemlich nichtiges Landmannsdasein geführt. Jedenfalls sind sie im Staatsdienst kaum hervorgetreten. Der Urgroßvater Kleist-Retzows, Hans Christian v. Kleist auf Damen und Lestin (geboren 1685, gestorben 1749), war von hitzigem Temperament, das ihn dazu verleitete, einen seiner Vettern gröblich zu mißhandeln. Er spazierte dafür 1736 13 Monate aufs Stockhaus in Köslin. Erst mit dem Großvater unseres Kleist-Retzow, Peter Christian auf Groß-Tychow bei Belgard, begann sich das Dasein dieser Krautjunker wesentlich zu verändern. Der gewaltige erzieherische Einfluß des friderizianischen Zeitalters machte sich auch bei ihnen fühlbar. Peter Christian (geboren 1727) trat mit 20 Jahren als Fähnrich ins Heer und zeichnete sich darin sehr aus, so daß er schon mit 33 Jahren, am Tage der Schlacht von Liegnitz, zum Oberst befördert wurde. Er erwarb sich das besondere Vertrauen des Lieblingssohnes des alten Dessauers, des Fürsten Moritz, der ihn zu seinem Adjutanten nahm und ihn mit einem namhaften Erbe bedachte. 1759 wurde Peter Christian Adjutant des Königs. Für seine Verdienste um den siegreichen Ausgang der Liegnitzer Schlacht verlieh ihm der König außer dem Patent als Oberst den Orden pour le mérite. Auch bei Torgau zeichnete Peter Christian sich aus. Damals war er bereits seit 10 Jahren verlobt mit Marie Charlotte v. Retzow, der Tochter des bekannten Generalleutnants Wolf Friedrich v. Retzow, des vortrefflichsten Organisators der Heeresverpflegung, den Friedrich der Große gehabt hat. Dieser hatte sich bei Hochkirch (14. Oktober 1758) durch einen taktischen Fehler die Ungnade des Königs zugezogen, ein Umstand, der nicht gerade dazu beitrug, den im allgemeinen die Verheiratung seiner Offiziere mit scheelen Augen betrachtenden Herrscher der Verbindung Peter Christians mit Retzows Tochter günstiger zu stimmen. So entschloß sich der Oberst v. Kleist nach der Torgauer Schlacht um seinen Abschied einzukommen, um dem langen Brautstand ein Ende zu machen. Sein durch die Strapazen der Feldzüge angegriffener Gesundheitszustand berechtigte ihn wohl dazu, sich vom Kriegsdienst zurückzuziehen. Der König gewährte ihm jedoch nur einen längeren Urlaub. Peter Christian mag die Empfindung gehabt haben, daß sich seine Heirat nun abermals verzögern würde. Richtig erklärte ihm der König auf sein Ende 1760 gestelltes Gesuch um Genehmigung seiner Heirat, er müsse noch Geduld bis zum Frieden haben. An sich habe er gegen eine Verbindung mit der bezeichneten Dame nichts. Bei dem Bescheide Friedrichs blieb es, so daß Peter Christian schließlich die Geduld doch verlor und zunächst ohne Konsens die Braut heimführte, nämlich am 26. Juni 1762. Dies brachte ihm nun in der Tat den Abschied ein und obendrein 6 Monate Festung, sowie den Verlust einer Pfründe. Zu Ende 1763 durfte er sich endlich als Oberst a. D. betrachten. Es war ein echt friderizianisches Idyll, das sich in diesem Liebesroman wiederspiegelt.

Marie Charlotte v. Retzow war reich. Sie brachte ihrem Gatten 24000 Taler in die Ehe. Mit den namhaften Vermächtnissen an Kapital, Häuserbesitz, Grundstücken, Pferden und anderen Dingen, mit denen ihn Moritz von Dessau bedacht hatte, war der Großvater Kleist-Retzows mithin als ein recht begüterter Mann anzusprechen. Von seinem Gelde kaufte er bald nach dem Kriege die alten Kleistschen Güter Groß-Tychow und Klein-Krössin bei Belgard und schuf sich damit seinen Wohnsitz an der Stelle, mit der sein Geschlecht

zuerst urkundlich zusammen erwähnt wird. Landschaftlich ist der Punkt dadurch merkwürdig, daß sich hier der größte erratische Block von ganz Pommern, der sagenberühmte Tychower große Stein befindet. Er hat eine Länge von 42, eine Breite von 17 und eine Höhe von ebenfalls 17 Fuß. In heidnischer Zeit hat er offenbar als Opferstätte gedient. Der Überlieferung nach soll ein Bild des Götzen Triglaw darunter vergraben liegen. Peter Christian genoß später erhebliche Vorteile durch die Meliorationen, die der geniale Brenckenhoff im Sinne des Königs und mit dessen Mitteln auf den pommerschen Gütern durchführte, so daß der wirtschaftliche Zustand seiner Besitzungen sich gehoben haben muß. Er selbst aber hat nicht hauszuhalten verstanden. So kam es, daß er bei seinem am 21. November 1777 erfolgten Tode eine nicht unbeträchtliche Schuld hinterließ.

Von seinen vier Söhnen trat der jüngste, der Vater des Helden unseres Buches, der am 26. Januar 1771 in Groß- Tychow geborene Hans Jürgen am meisten hervor. Dem Beispiel des Vaters und des älteren am Leben gebliebenen Bruders folgend, trat er ins Heer, noch kurz vor König Friedrichs Tode. In dem Kavallerieregiment, dem er angehörte, unterschied man ihn von drei anderen Kleists durch den Beinamen "der kluge". Familienverhältnisse zwangen ihn schon im Jahre 1793 seinen Abschied einzureichen und die Verwaltung der ihm von seinem älteren Bruder gegen Geldabfindung abgetretenen Güter zu übernehmen. Es zeigte sich bald, daß er in Groß-Tychow einen außerordentlich wertvollen Besitz hatte. So kam er in die Lage, seinen Grundbesitz durch einige Ankäufe zu erweitern. Am 2. September 1800 erwarb er von dem Leutnant Gustav v. Petersdorff das benachbarte Gut Kieckow, auf dem er in der Folge hauptsächlich seinen Wohnsitz nahm. Er betätigte bald Gemeinsinn; so ging er in der Not der Jahre 1806 und 1807 seinen Landsleuten mit aufopferungsvollem Beispiel voran. In Gemeinschaft mit anderen Standesgenossen der Gegend, einem Borcke, einem Puttkamer, einem Gerlach, war er für die Wiedererhebung des Landes tätig. Zur Ausrüstung des sich damals bildenden Krockowschen Freikorps gab er eine von einem 1800 als Major verstorbenen Vatersbruder ererbte Waffensammlung hin. Dieser Opfersinn brachte es wohl zuwege, daß er das Landratsamt im Kreise Belgard erhielt. Seine Ernennung dazu datiert vom 10. Februar 1808[2]. Auch an der Organisation des Befreiungskampfes nahm er eifrig teil. In Anerkennung dessen erhielt er am 18. Januar 1818 das Eiserne Kreuz am weißen Bande. Unter seinen Standesgenossen erfreute er sich hoher Achtung. Zu dem angesehensten Landwirt im damaligen Pommern, zu Bülow-Cummerow, trat er in freundschaftliche Beziehungen. Bülow suchte häufig seinen Rat, noch mehr seine tatkräftige Unterstützung bei seinen mannigfachen wirtschaftlichen und finanziellen Unternehmungen nach und erklärte wohl einmal, daß Hans Jürgen in Pommern, wenn es sich um Beförderung des Guten handle, allemal der erste wäre. Namentlich nahm dieser Gründer der ritterschaftlichen Privatbank in Stettin Hans Jürgens Hilfe bei seiner Petition um Schaffung eines Meliorationsfonds im Betrage von einer Million Taler zum Bau von Kunststraßen in dem damals beispiellos wegearmen Pommern in Anspruch. Offenbar rechnete er darauf, daß eine Unterstützung seines Gesuchs durch den Landrat und dessen Anhang seine Verhandlungen mit dem Finanzminister v. Motz fördern würde. Das umfangreiche Schreiben[3], das Bülow deswegen im Jahre 1830 an Hans Jürgen richtete, verriet eine gewisse Müdigkeit. Er erklärte, daß er mit diesem Unternehmen zum letzten Male für die ritterschaftliche Bank auftrete, da es sein Vorsatz wäre, wie er seine ständische Wirksamkeit aufgegeben habe, so auch hier sein Buch zuzumachen und seine eigenen und Familienverhältnisse womöglich noch zu ordnen, "bevor ich von dieser Welt abgerufen werde". Der damals fünfundfünfzigjährige Mann ahnte nicht, daß er noch 18 Jahre später mit dem Sohne dieses Landrats v. Kleist eine der bemerkenswertesten Taten seines Lebens vollführen sollte.

Die Chausseesachen bildeten in der Landratstätigkeit Hans- Jürgens den Mittelpunkt bis zu seinem Lebensende. Auf diesem Gebiet lagen die Kulturaufgaben, die damals ein Landrat dieser Gegenden hauptsächlich zu lösen hatte. Daneben war er eifriges Mitglied der pommerschen ökonomischen Gesellschaft, deren wohltätiger Einfluß auf die Hebung des landwirtschaftlichen Sinnes bekannt ist. Seinem Einflusse war es zuzuschreiben, daß die bureaukratische Absicht, den Belgarder Kreis in Verfolg des Gendarmerieediktes zu teilen, unausgeführt blieb und dadurch alte Zusammenhänge, die sich im Laufe der Zeit, namentlich in den

---

[2] Akten der Kösliner Regierung im Staatsarchiv zu Stettin. Tit. III. Sekt. 2 e.

[3] Kleist-Retzowsches Familienarchiv zu Kieckow (im folgenden mit F. A. bezeichnet).

Kriegsjahren gebildet hatten und vielen lieb geworden waren, gewahrt blieben. Am Ende seiner Verwaltungstätigkeit, das mit seinem Tode zusammenfiel, hatte er die Genugtuung, einen schuldenfreien vermögenden Kreis zurückzulassen. Der Sohn rühmt ihm eine "überwältigende Überredungsgabe" nach, die dazu beigetragen haben mag, sein Ansehen zu heben. Auch knüpften sich zwischen ihm und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der in jener Zeit der kommandierende General des pommerschen Armeekorps war, freundschaftliche Beziehungen an. Der Thronerbe suchte bei seinen Fahrten durch die Provinz mit Vorliebe deren merkwürdige Stätten auf. So empfand er den Wunsch den großen Stein bei Groß-Tychow zu sehen und bat sich deswegen am 9. Juni 1834 bei dem ihm schon bekannten Hans Jürgen in Kieckow zu Gaste. Der Besuch machte einen gewaltigen Eindruck in der Gegend. Hans Jürgen hielt diese Beziehungen aufrecht und verehrte dem Kronprinzen einige Jahre darauf drei aus der Waffensammlung seines Oheims zurückbehaltene altertümliche Gewehre und einen Dolch mit 32 Schneiden, ein Geschenk, das freundlich aufgenommen wurde. Bei seiner Thronbesteigung gab Friedrich Wilhelm IV. dem Landrat einen Beweis seiner Huld, indem er ihm die neu geschaffene Würde eines Erbküchenmeisters von Hinterpommern verlieh und den Besitz dieses Erbamtes an das Hauptgut Hans Jürgens, Groß- Tychow, knüpfte.

Fürstliche Gunst war ebenfalls mit im Spiele bei der Entscheidung einer anderen für Hans Jürgen wichtigen Angelegenheit. Seine Großmutter, die Generalin v. Retzow, hatte am 30. Januar 1772 letztwillig aus ihrem Gute Moethlow im Westhavelländischen Kreise ein Familienfideikommiß mit der Bestimmung errichtet, daß falls einer der Söhne ihrer beiden Töchter dieses Fideikommiß erbte, er gehalten sein solle, neben seinem Familiennamen und -wappen den Namen und das Wappen der Retzow zu führen. Lange sah es so aus, als ob das Haus Retzow mit den Söhnen des Generals Wolf Friedrich im Mannesstamme aussterben sollte. Da wurde dem zweiten der beiden Söhne noch in sechster Ehe ein Sohn geboren, und dieser Enkel des Generals trug nun im Jahre 1827 gerichtlich darauf an, daß das Erbfolgerecht der Kleist auf Moethlow gelöscht werde. Das Gericht erkannte jedoch auf Abweisung dieses Antrages. Um 1837 fiel nun Moethlow, nachdem am 5. Dezember 1836 des Geschlecht der Retzow endgültig im Mannesstamme ausgestorben war, an den Landrat Hans Jürgen v. Kleist, indem ihm die Hypothekenbehörde des Kammergerichts den Besitztitel zusprach. Dabei wurde, wie die Familiengeschichte der Kleist[4] selbst hervorhebt, das Testament der Generalin nicht genau befolgt. Nach diesem sollte eine andere Tochter der Mutter Hans Jürgens, der Marie Charlotte v. Kleist, geborene v. Retzow, in der Erbfolge vorgehen. Die Anfechtung der Kleistschen Erbfolge blieb auch nicht aus. Wieder wurde prozessiert, mit wechselndem Erfolge. Ein erstes Erkenntnis fiel zum Nachteile Kleists aus, ein zweites zu seinem Vorteil, aber erst ein drittes entschied die Sache, wie angenommen werden muß, endgültig zu seinen Gunsten. Die Angelegenheit schwebte noch im September 1842. Indes schon vorher erging eine königliche Entscheidung, die gewissermaßen dem gerichtlichen Erkenntnis Vorgriff. Denn auf ein unter dem 20. Oktober 1838 eingereichtes Gesuch des Landrats an König Friedrich Wilhelm III. erhielt er am 13. Februar 1839 die königliche Erlaubnis, Namen und Wappen der Familie v. Retzow anzunehmen. So wurde diese Vereinigung zweier mit der friderizianischen Geschichte verknüpfter Namen vollzogen, die nicht lange danach Jahrzehnte hindurch ein Schlachtruf des Altpreußentums im Parteienkampfe werden sollte.

In der gemeinnützigen Tätigkeit und der Verwaltung seiner Güter erschöpfte sich das Leben Hans Jürgens nicht. Er scheint früh eine innerlich gerichtete Natur gewesen zu sein. Die eine Tatsache, die der Sohn, nicht ohne Kritik daran zu üben, von ihm berichtet: er habe Heinrich Zschokkes "Stunden der Andacht" bei deren Erscheinen (1809-1816) nicht nur eifrig selbst gelesen, sondern sie oft verschenkt, beweist, daß der Landrat ein Gottsucher war, wenn er sich auch mehr im rationalistischen Fahrwasser bewegte. Später wurde er von Einflüssen berührt, die sein Inneres stärker aufrüttelten. Die religiöse Erweckung in Pommern, die bald nach den Befreiungskriegen um sich griff, teilte sich auch dem stillen Kieckower Hause mit, und seitdem war es mit der erbaulichen rationalistischen Lektüre dort vorbei. Diese merkwürdige pietistische Bewegung, die insbesondere von drei Gebrüdern v. Below, Heinrich auf Seehof, Gustav auf Reddenttn und Karl auf Gatz, ausging, faßte den Landrat von zwei Seiten. Einmal war seine ältere, mit Franz v. Puttkamer auf Versin verheiratete Schwester mit den Belows dadurch in verwandtschaftliche Beziehungen getreten, daß ihr Sohn,

[4] Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3. Berlin 1885. S. 139. Anm.

ebenfalls Franz v. Puttkamer geheißen, die Schwester jener Brüder heiratete, und dieser Neffe Franz wirkte auf seinen Oheim Hans Jürgen ein. Daneben aber gewann eine Stieftochter im Kieckower Hause Einfluß.

Hans Jürgen hatte noch als junger Leutnant die Tochter eines Hauptmanns v. Blankenburg gefreit, die ihm drei Söhne und zwei Töchter schenkte. Nach zwölfjähriger Ehe wurde ihm diese Frau im Jahre 1803 durch den Tod entrissen. Wenige Monate darauf nahm er eine geschiedene Frau v. Kleist- Zarnekow, geborene v. Wussow, zur Gattin, die ihm zwei Stiefsöhne zuführte. Auch diese Frau wurde ihm bereits nach 6 Jahren durch den Tod genommen. Von ihr hatte er keine Kinder. Nach etwa 3 Jahren entschloß er sich zu einer dritten Ehe, indem er am 16. Januar 1814 die am 1. Juni 1778 geborene Witwe eines Leutnants v. Glasenapp auf Gramenz (gestorben 11. August 1810) Auguste, geborene v. Borcke, heimführte. Sie sollte die Mutter des Helden unseres Buches werden. Diese dritte Frau brachte ihm eine damals vierzehnjährige Tochter (geboren 17. Oktober 1799), Luitgarde v. Glasenapp, ins Haus, die am 1. Dezember 1819 einen der beiden Söhne jenes Schwagers von Hans Jürgen, Heinrich v. Puttkamer, den nachmaligen Herrn auf Reinfeld im Kreise Rummelsburg, ehelichte. Luitgarde vor allem ist es gewesen, die einen neuen Geist in das Kleistsche Haus hineintrug.

Was war es denn mit diesen Erweckten im einsamsten Pommerlande? Es geht nicht an, diese Erscheinung, wie es Ritschl getan hat, einfach als Romantik zu bezeichnen. Vielmehr muß sie als eine tiefinnerliche, aus der Reaktion gegen den die Gemüter nicht befriedigenden Rattonalismus erwachsene Bewegung verstanden werden. Jener einsame Gutsherr auf Seehof im Kreise Stolp in Hinterpommern liest eines Tages in Gerhard Tersteegens Buch "Die Perlenschnur" den Abschnitt über Lucä 15 und fühlt sich gewaltig dadurch ergriffen. "Du bist der verlorene Sohn" klingt es in ihm nach, und alsbald vollzieht er einen schroffen Bruch mit der Welt. Mit verzehrendem Eifer machte er sich an das Lesen der Bibel. Bald flogen die Funken des neuen Geistes weiter, zunächst zu den Verwandten der Below, dann hinüber zu ferner wohnenden geistlich angeregten pommerschen Edelleuten, wie Thadden-Trieglaff im Greifenberger Kreise, Blanckenburg auf Cardemin und Zimmerhausen. Bald war auch die Verbindung mit dem frommen Baron Kottwitz in Berlin und seinen Anhängern Tholuck und Stier hergestellt. Tholuck, diese mächtige Erscheinung im evangelischen Glaubensleben, erklärte die Belows für "neue Zinzendorfs im lutherischen Stil", vor deren Liebesglut er sich tief in den Staub beuge, obwohl ihm nicht alles an ihnen gefalle[5].

Diese Belows waren es, die auch das Kieckower Haus in ihren Bann zwangen. Der Reddentiner Below, Gustav, der 1843 dreiundfünfzigjährig als Landschaftsdirektor starb, zog etwa seit 1820 seinen Schwager Heinrich Puttkamer und dessen Frau, eben jene Stieftochter Hans Jürgens v. Kleist, Luitgarde, zu sich herüber. Gerade von dieser rühmte er sehr bald, daß sie "in tiefer Demut und Selbstverleugnung und Inbrünstigkeit des Glaubens" ihnen allen ein schönes Vorbild sei. Von seinem Schwager Heinrich schrieb Gustav v. Below am 2. März 1820 strahlend seinem Bruder: "Auch hat die fast felsenfeste Philosophie meines Schwagers Heinrich v. Puttkamer der Wahrheit in Jesu Christo weichen müssen. Vor 2 Monaten hat er zuerst frei und offen vor uns seine Philosophie als ketzerischen Irrtum laut erkannt". Heinrichs Frau Luitgarde gewann nun auf ihre Mutter entscheidenden Einfluß.

Diese, die Tochter des Landschaftsdirektors v. Borcke auf Bernsdorf, war eine Frau von großer Schönheit, wie ein von ihr in Berlin gemaltes Pastellbild, das jetzt im Besitz des fürstlich bismarckischen Hauses ist, und eine Kopie davon in Kieckow lehrt. Sie hatte ursprünglich starken Sinn für das Lesen schöngeistiger Schriften und noch in den ersten Jahren ihrer zweiten Ehe durchwachte sie die Nächte dabei. Für religiöse Dinge empfand sie anfangs weniger Neigung. Noch in den zwanziger Jahren, als sie zwei Töchter aus erster Ehe verlor, war ihr religiöser Trost etwas Fremdes. Jener Verlust brachte sie fast zur Verzweiflung. Damals

---

[5] Über die pommerschen Erweckten vgl. Wangemann, Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande. Berlin 1861. - Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter II. Hamburg 1901. - Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. Von G. u. F. Stier. I. Wittenberg 1867. - Chr. Tischhauser, Gesch. der evang. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Basel 1900. - El. Reuß, Thadden-Trieglaff. 2. Aufl. Berlin 1894. - Ecke, Die evang. Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert Bd. II. Berlin 1904. (Dies" Band Eckes sehr viel weniger tief als der erste.) - Treitschke, Deutsche Geschichte III, 400; V, 246.

wollte sie von Gott nichts wissen. Da brachte ihre Tochter Luitgarde den Eltern den Geist der Gebrüder Below nahe, und seitdem gesellte sie sich ebenfalls zu diesen Stillen im Lande. Zwar ging es mit der Bekehrung der Mutter nicht so schnell als mit der des Vaters[6]. Obwohl dieser verstandesmäßig angelegt war, fanden die Belowschen Anschauungen bei ihm eher Eingang. Die von Gustav v. Below "ausgehenden Geistesströme gestalteten in meinem elterlichen Hause alles neu, indem sie an die Stelle eines immerhin edleren Rationalismus den lebendigen christlichen Glauben setzten" hat der Sohn in hohem Alter am 22. März 1882 rückschauend in einem Briefe[7] gesagt.

Praktisch betätigte sich der Umschwung in der Lebensauffassung bei dem Landrat darin, daß er die Sonntagsarbeit auf seinen Gütern einstellte und seinen Leuten in der Woche genügend Zeit gewährte, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen. Er gestattete auch nicht die Anlegung einer Gastwirtschaft auf seinen Gütern. Ebenso erlaubte er keinen öffentlichen Tanz und fuhr Sonntags nicht aus. Dabei war er von großer Nüchternheit und Einfachheit. Die Leute der Umgegend erkannten ihn schon von weitem, wenn er auf seinem schlichten Planwagen, auf Strauchholz sitzend, angefahren kam, an seinem bescheidenen grauen Rocke. Nur an Königs Geburtstag ging es bei ihm hoch her. Dann lud er die Gutsbesitzer der Umgegend zusammen und veranstaltete große Gastmähler mit schweren und guten Weinen, zuletzt setzte er seinen Gästen auch Champagner vor. Es konnte nicht ausbleiben, daß der treue Mann, dessen ehrwürdiges Antlitz[8] jedermann fesseln muß, sich in seinem Kreise allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Das reichere Gemüt unter den beiden Eheleuten besaß die Frau. Nicht nur der Sohn, sondern auch die Enkelin, die spätere Fürstin Bismarck, hing mit schwärmerischer Liebe an ihr. Bis in ihr Alter bewahrte sie ihre schönen Züge. Das Wesen der Wirtschaft lag ihr ferner. Manches, was sonst eine Frau vom Lande im Gutswesen besorgte, überließ sie ihrem Gatten. Dafür verriet sie einen ausgeprägten Zug der Mildtätigkeit. Auch rühmte der Sohn ihr Witz und Humor nach.

Die bedeutendste Persönlichkeit des Kieckower Hauses war einstweilen die Tochter, Littegarde oder Litte, wie sie sich schrieb und genannt wurde. Wir müssen das Bild dieser Schwiegermutter des Fürsten Bismarck uns zu vergegenwärtigen suchen, weil sie zu jenen Frauencharakteren gehört, die in der Stille die weitestreichenden Wirkungen ausgeübt haben, und weil sie auch in dem Leben des Mannes, mit dem wir uns beschäftigen wollen, eine wichtige Rolle gespielt hat. Weltabgewandter als Littegarde v. Puttkamer seit ihrer Erweckung durch ihre Belowschen Verwandten ist wohl selten jemand gewesen. Das beweist uns jenes Zeugnis Gustavs v. Below[9], das beweist uns auch eine Stelle in einem Briefe des jungen Kleist-Retzow, in dem er sich über die Lehre des dem Ausgang des 17. Jahrhunderts ungehörigen, mit dem Mystiker Jakob Böhme innerlich verwandten Theosophen Gichtel und das Verhältnis seiner Verwandten dazu ausspricht. "Richtig ist, daß Gichtel die Neigung des männlichen Geschlechts zum weiblichen als solchem für die Wurzel aller Sünde hielt und glaubte, Gott habe ursprünglich die Fortpflanzung der Menschen auf anderem Wege beschlossen gehabt. Ihm nähert sich in etwas meine Schwester"[10]. In stiller Gottseligkeit lebte Luitgarde an der Seite ihres Gemahls, den sie herzlich liebte, dahin. Es ist durchaus richtig, wenn man eine quietistische Tendenz in ihrem Leben erblickt hat[11]. Bis an ihr Ende hat sie in dieser Gottseligkeit verharrt. Noch im Jahre 1859 bekannte sie: "Es ist doch ein unaussprechlicher Gewinn, gottselig zu sein, und mir etwas Unerklärliches, wie die, die ihren Gott nicht als Helfer und Regierer betrachten, die Schläge, die das Leben bringt, ertragen können." Früh begann sie zu kränkeln. Die Briefe ihres Bruders sind voll von Klagen über ihre vielen Leiden. Vor allem litt sie unter einer starken Körperfülle. Öfter suchte sie in Karlsbad Linderung, aber nur mit vorübergehendem Erfolge. Schon im Jahre

---

[6] Kleist an Ernst Ranke, 11. Januar 1840. Konzept zu einer Aufzeichnung Kleists etwa aus dem Jahre 1871.

[7] An Herrn v. Below-Saleske

[8] Bildnis in der Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3. Zu S. 138.

[9] Vgl. oben auf dieser Seite.

[10] Kleist an Ernst Ranke, 11. Januar 1840.

[11] Lenz, Geschichte Bismarcks S. 109.

1847 erkannte man, daß ihr Zustand zur Wassersucht neigte. So elend sie sich auch immer fühlte, so bewahrte sie sich doch ein heiteres und fröhliches Gemüt. Ihr Stiefbruder Hans erquickte sich immer aufs neue daran. "Welche Weltmenschen können ein so schönes, wahrhaft frohes Leben führen wie sie," rief er einmal aus[12]. Auch als am 1. Dezember 1840 eine Feuersbrunst ihr Haus in Reinfeld, das sie seit dem Jahre 1833 mit ihrem Gatten bewohnte, nebst einem Teil des dazu gehörigen Gehöfts zerstörte, verlor sie nicht einen Augenblick ihre Gefaßtheit und ihre fröhliche Gottergebenheit. Während das neue Gutshaus gebaut wurde, bewohnte sie fast zwei lange Jahre ein schlichtes Büdnerhaus im Dorfe zusammen mit ihrem Gemahl, das nicht einmal Raum bot, um ihren Bruder bei einem Besuche zu beherbergen. Ihre Erinnerungen weilten gern in ihrem "lieben, lieben Kieckow", wo sie "trotz großer Eintönigkeit für Geist und Herz viele schöne Stunden gefunden hätte". Oft genug suchte sie das Elternhaus von Reinfeld aus auf und verweilte dort längere Zeit. Ihr Hauptglück wurde ihr einziges Kind, Johanna. Als dann der stürmische geniale Junker Otto v. Bismarck ihr dies Kleinod raubte und es unter Hinzuziehung des Mannes, der in diesem Hause nach dem Tode der Gebrüder Below den Haupteinfluß besaß, nämlich Adolfs v. Thadden-Trieglaff, durch konzentrischen Angriff durchzusetzen wußte, daß ihm die Hand seiner Nanne bewilligt wurde, da war es wohl das erste Mal, daß ihr gottseliger Frohsinn ins Wanken kam. Ihr Bruder berichtet[13]: "Die Trennung von ihrem einzigen Kinde geht ihr an die Seele - wir fürchten eigentlich sehr für sie." Bald aber söhnte sie sich mit dem Geschick der Tochter aus, denn sie überzeugte sich, daß Johanna an der Seite des tollen Junkers glücklich wurde. Welch ein wichtiges Wort sprach sie zu ihrem Bruder aus, als sie diesem schrieb[14]: "Kränklichkeit bestimmt nicht das Glück der Ehe; denn wie kränklich war und ist Johanna; und meine Augen sahen noch nie ein Paar, welches so vollständig glücklich ist, wie Johanna und Bismarck." Mit warmer Anteilnahme verfolgte sie die glänzende Laufbahn ihres Schwiegersohnes und freute sich ähnlich wie ihre Tochter unendlich der Liebe, die diesem zu teil ward. Als er nach dem "kalten Norden", nach Petersburg, kam, empfand sie immer von neuem Schmerz darüber. Sie hat, wie ihr Bruder bezeugt, neben der ersten Frau von Moritz Blanckenburg am meisten von allen Menschen auf das Glaubensleben Bismarcks eingewirkt[15], obwohl oder vielmehr gerade weil sie der evangelischen Kirche als solcher entfremdet war. "Den Streit um die äußere Kirche verstehe ich nicht und habe ihn nie verstanden," bekannte sie noch im Jahre 1858 ihrem Bruder. Als sich das Verlöschen der Geisteskräfte König Friedrich Wilhelms IV. ankündigte, da schwand bei ihr auch das letzte Interesse für die Welt. In einem tief ergreifenden Briefe an ihren Bruder[16] sagte sie es gerade heraus, daß nun das Leben für sie die "Pointe verloren habe". "Es ist leer geworden in der Welt und die Zeit rauschet im Fluge an uns vorüber. Siehe, ich verstehe das Leben nicht mehr recht! Es ist doch so ganz und gar Herbst in mir innerlich und äußerlich geworden! Die Jagd nach Idealen und idealem Leben hat aufgehöret! Die Krankheit unseres teuren Königs und die Angst um sein teures Leben hat mir den letzten Rest von Jugendschimmer genommen." Seit Jahren ein Bild des Zerfalls, wie auch ihr Bildnis in der Puttkamerschen Familiengeschichte zeigt[17], starb sie am 5. September 1863, gerade als ihr Schwiegersohn begann, der deutschen Geschichte eine neue Wendung zu geben. Bei denen, die sie gekannt hatten, hinterließ ihre Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck. Bewegt erinnerte sich einer der edelsten Freunde Bismarcks, Below- Hohendorf, ihres "in Gott erhöhten, mutigen und tief demütigen Geistes"[18]. Außer ihrer Tochter trauerte wohl niemand tiefer um sie als ihr Stiefbruder, der nie müde wird, diese "überaus köstliche Frau" zu rühmen, die "Zeit seines Lebens ein mütterliches Herz für ihn gehabt habe".

---

[12] Kleist an Ernst Ranke, 10. November 1838.

[13] Kleist an Emst Ranke, 11. Juli 1847.

[14] Luitgarde v. Puttkamer an Kleist, 21. Oktober 1859.

[15] Kleist an Below-Saleske, 22. März 1882.

[16] Luitgarde an Kleist, 10. Oktober 1858.

[17] Clericus, Geschichte des Geschlechts v. Puttkamer. Berlin 1880. Zu S. 412.

[18] Below-Hohendorf an Kleist, 12. Oktober 1863.

Knabenjahre

Das einzige Kind, das aus der Ehe des Landrats Hans Jürgen v. Kleist mit Auguste v. Borcke hervorging, war Hans-Hugo v. Kleist. Er wurde am 25. November 1814 in Kieckow geboren und am 29. November getauft. Paten waren[19] sein Oheim - Bruder der Mutter - Anton v. Borcke, ein dichterisch veranlagter Herr, der unter anderen bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Kieckow[20] diesen poetisch begrüßte[21], der Apotheker Gottschalk in Belgard, von dem wir nichts Näheres wissen, dessen Hinzuziehung zu den Taufzeugen aber darauf hinweist, daß im damaligen Belgarder Landratshause durchaus nicht ein exklusiv aristokratischer Geist herrschte, und Sophie v. Glasenapp, geborene v. Borcke, die Schwester der Mutter des Täuflings. Auch das Geschlecht, aus dem die Mutter stammte, war wie das des Vaters ursprünglich rein wendisch. Wie der Name Kleist einen Tiernamen bezeichnet, so auch der Name Borcke. Den Füchsen im redenden Wappen der Kleist entsprechen die Wölfe im ebenfalls redenden Wappen der Borcke. Die Siegel beider Familien zeigen große Ähnlichkeit miteinander. Werden die beiden Geschlechter doch auch zu einer Wappensippe gerechnet. Wie die Kleist sind die Borcke eine der verbreitetsten Familien der preußischen Monarchie. Wie jene, so sind auch diese seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen vornehmlich zur Soldatenfamilie geworden. Im pommerschen Platt heißt es seit alters: "Dat is so old as de Borcken un de Düvel", und ein bekanntes Verslein kündet den Ruhm des Geschlechts:

Der Borcke Mut,
Der Glasenappe Gut,
Der Wedel Tritt,
Kommt man schon mit.

Auch die Glasenapp waren ja durch die Mutter Hans Hugos Anverwandte. Für diese traf der Reimspruch diesmal aber nicht zu. Zwar hatte der erste Gatte der Auguste v. Borcke das stattliche, nachmals sehr bekannt gewordene Gut Gramenz besessen; er geriet jedoch in Zahlungsschwierigkeiten, und gleich nach seinem Tode brach der Konkurs über sein Vermögen aus. Reichtum kam also durch die Glasenapp nicht in die Familie v. Kleist.

Wie durch die väterlichen Ahnen, so war Hans Hugo v. Kleist auch durch die mütterlichen Vorfahren eng mit friderizianischen Überlieferungen verknüpft. War doch der Großvater seiner Mutter jener originelle und witzige General Anton v. Krockow, der seine Laufbahn in französischen Diensten begonnen hatte, dann in Friedrichs des Großen Diensten Gesandter geworden war und später als einer der letzten Vertrauten und Mitglied der engsten Tafelrunde des großen Königs, der ihm unter andern den Schwarzen Adlerorden verlieh, starb[22]. Die Erinnerung an diesen "angenehmen Parleur", wie ihn Friedrich nannte, lebte noch in der Familie fort, und Hans Hugos Mutter wußte allerlei Lustiges von ihm zu berichten[23]. Ja es scheint, als wenn etwas von dem Witz Krockows auf die Frau Landrätin v. Kleist übergegangen wäre.

Seinen ersten Unterricht genoß Hans Hugo oder, wie er genannt wurde, Hänschen bei der älteren Schwester von Luitgarde, der 1797 geborenen Emma v. Glasenapp, die ihr Zögling später ein begabtes Mädchen genannt hat, und dem völlig unfähigen Dorfschulmeister in Kieckow, Scheunemann. Kopfrechnen und Geographie waren Hänschens starke Seite. In jenen ersten Jahren seines Lebens vollzog sich jener Anschluß seiner Eltern an die pietistische Richtung. Der kleine Knabe empfing davon Eindrücke, die in seiner Seele haften blieben. Auch auf ihn wirkte Luitgarde schon damals durch ihre Erzählungen vom Heiland und von der Mission. Damals war es sein sehnlichster Wunsch Missionar zu werden. Tief grub es sich zugleich seinem Gemüte ein, als die unselige preußische Reglementierungssucht jener Tage bei der Nichtanerken-

---

[19] Nach Mitteilung des Pfarrers Meinhof in Gr. -Tychow.

[20] Vgl. oben S. 6.

[21] Geschichte des Geschlechts v. Kleist 3, 2, 107.

[22] Koser, König Friedrich der Große II, 349 f. 676.

[23] Konzept Kleists zu seiner Lebensskizze.

nung der altlutherischen Geistlichen und namentlich bei Einführung der Agende (um 1825) den Widerstand der Altlutheraner wachrief und durch ihre Härten den Sektierergeist dieser Gegenden noch mehr verstärkte. Eine ganze Reihe seiner Verwandten hielt sich zu den separierten Lutheranern. Manchen braven Mann sah er voll Grimms gegen die unduldsame Bureaukratie den Wanderstab ergreifen und über das Meer nach Amerika ziehen, wo ein behaglicheres Dasein winkte und der Ausgewanderte die Konkurrenzfähigkeit der Vereinigten Staaten gegenüber Preußen-Deutschland steigern half. "Er waren die Pioniere, die uns nachher die großen Nachteile der weiteren Auswanderung zugezogen haben," hat Kleist später treffend gesagt. Noch in hohem Alter entsann er sich, wie die frommen Altlutheraner ihren Gottesdienst in Wäldern abhielten und dabei von den Gendarmen belästigt wurden, und wie dann schließlich das Militär gegen sie gebraucht wurde. Lebendig schwebte ihm dabei die ehrwürdige Gestalt des Obersten v. Arnim vom Blücherschen Husarenregiment vor, der sich zu diesen trübseligen Maßregeln hergeben mußte[24]. Unzweifelhaft ist damals der Keim zu der später von ihm betätigten Abneigung gegen das Staatskirchentum und überhaupt gegen staatliche Eingriffe in das Kirchenwesen gelegt worden.

In seinem zehnten Jahre gab ihn sein Vater bei dem Pfarrer von Groß-Tychow, Walter, in Pension. Dieser war ein Nationalist aus der Schule von Wegscheider und Gesenius in Halle. Obwohl kirchlich ganz anders denkend als Walter, konnte Kleist später doch nicht umhin, dem würdigen Pfarrer stets ein treffliches Zeugnis auszustellen sowohl wegen seines Wandels als wegen seines Unterrichts, den er sorgfältig nennt. Immer blieb er ihm dankbar dafür, daß er ihn tüchtig Sprüche und Kirchenlieder lernen ließ und auf regelmäßigen Kirchenbesuch hielt. Ebenso machte es ihm Vergnügen, daß er im Chor mitsingen durfte. Eltern und Pfarrer erlebten fortgesetzt Freude an der Entwicklung des Knaben. Nur dessen Kränklichkeit verursachte mancherlei Sorge. In frühester Zeit litt er sehr an Keuchhusten. Man gab ihm als Brechmittel Wein zu trinken. Dies war die Ursache, wie Kleist meint, daß er für sein Leben eine gewisse Abneigung gegen den Genuß des edlen Rebensaft" behielt. In Tychow stellte sich bei ihm oft ein bedenkliches Nasenbluten ein.

So zufrieden seine Erzieher waren, so unzufrieden war Hans oft mit sich selbst, weniger noch jetzt, als bald danach und in späteren Jahren, mit seinem damaligen Lebenswandel. Er wuchs in enger Gemeinschaft mit der Dorfjugend auf, und es mag sein, daß der Umgang mit den naturgemäß darunter befindlichen rohen Elementen oft nachteiligen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Wenigstens ist Kleist nie das Gefühl los geworden, daß dieser Verkehr ihm innerlich Schaden zugefügt habe. Er ist mit der Dorfjugend "Piekschlitten" über den Teich in der Nähe des Kieckower Hauses gefahren, hat mit den Jungen Soldaten und Sauball gespielt und sich unter den Eichen und Linden des Heimatsdorfes mit ihnen gebalgt, hat heftige Schneeballgefechte mit ihnen gehabt und in fröhlicher Lust dem Platzregen das Gesicht entgegengeworfen. Behagliche Schilderungen aus späterer Zeit spiegeln die Erinnerung daran[25]. Aber schon bei seinem Abgang vom Gymnasium zur Universität spricht er von der "verdorbenen Phantasie", die sich in ihm durch Umgang mit Spielgefährten und Dienstboten entwickelt gehabt habe. Jene Elemente hätten mit oder ohne Wissen und Wollen viel dazu beigetragen, das zu zerstören, was die Eltern mühsam erbaut hätten. "Ich gab mich ihnen hin, ohne zu merken, welcher Zukunft ich entgegenging. So entstand schon damals ein fortwährendes Schwanken hinüber und herüber in meinem Innern"[26]. So machte ihm ein mutwilliger Dummerjungenstreich, der durch die Umstände gar nicht einmal zur Ausführung kam, später schwere Gewissensbisse, und er erzählt von ihm in der Familiengeschichte, um zu zeigen, auf welche Abwege er zu geraten drohte. Er hatte nämlich den Versuch gemacht, ein hinten an einem durchs Dorf fahrenden Wagen befestigtes Reh zu stehlen und es seinem Pastor zu bringen. Im Grunde war seine versuchte Tat also nur ein falsch sich betätigender Drang, jemand etwas Liebes zu erweisen. Der heilige Crispin soll ja schon ähnlich gehandelt haben. Zum Überfluß gestand der Missetäter gleich reuig seine Untat dem Pastor Walter selbst, und dieser sperrte ihn, hoffentlich mehr pro forma, zur Strafe in einem Sandloch ein. Auch sonst mag der Knabe hin und wieder einmal recht wild gewesen sein, mehr als nötig war. War doch der hervorstechendste Zug in seinem Wesen eine ganz

---

[24] Sten. Ber. des Herrenhauses, 18. Mai 1874, S. 304.

[25] Rede im Herrenhause, 21. März 1890, S. 73.

[26] Akten von Schulpforta.

außerordentliche Lebhaftigkeit. Zuweilen scheint seine Balgerei mit den Buben im Dorf etwas arge Formen angenommen zu haben. Mehrmals lag der Sohn des Landrats sogar im Teich[27]. Und was schlimmer war, es wird nicht ausgeblieben sein, daß sich unreine Einflüsse aus diesem Milieu der Tagelöhner und deren Kinder, das natürlich in dieser Gegend einer sehr niedrigen Kulturstufe angehörte, an das jugendliche Gemüt heranmachten und ihn zu mehr veranlaßten, als bloßen Äußerungen der ungebundenen Jugendfrische. Darauf deutet auch ein Geständnis Kleists einem Freunde gegenüber aus späten Jahren: "Du glaubst nicht, wie grauliche Erfahrungen ich durch die große Vertraulichkeit der Leute an mir selbst als Kind gemacht habe". Aber vorwiegend war doch schon damals der Zug zu Gott in ihm. Ein anschauliches Beispiel liefert dafür die Erzählung von einem Traume, den er damals gehabt und von dem er öfter erzählt hat: "Während meiner Pension beim Prediger Walter", so berichtet Kleist nämlich in einer Aufzeichnung vom Jahre 1871, "hatte ich zwei Nächte hintereinander folgenden Traum: Ich ergötzte mich auf einer grünen Wiese mit schönen reinen Sandwegen. Durch die Wiese floß ein klarer Bach, der unfern davon eine Mühle trieb. Da kam der Teufel auf mich zu. Ich floh in die Mühle. In ihr stand ein Engel, der mich mit dem Worte: 'Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist hier über wenigem getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude' in den Himmel wies. Der Traum machte mich sehr glücklich und hat mich als ein süßer Trost durchs Leben begleitet."

Wie der Vater über seinen kleinen Hans dachte, davon gibt eine Eintragung von seiner Hand in einem religiösen Buche bei Gelegenheit des zwölften Geburtstages seines jüngsten Sohnes Kunde. Sie lautet:

"So wie vor zwölf Jahren dein Eintritt in die Welt ein - freudebringendes Ereignis für mich war, ebenso ist bis jetzt dein wiederkehrender Geburtstag stets ein Festtag für mich gewesen. Denn dein Dasein gewährte mir bei deiner Unbescholtenheit und deinem Bestreben, dich deiner hohen Bestimmung gemäß als Mensch, d. h. Ebenbild Gottes, immer mehr auszubilden, stets eine reine Freude. Du hast diese Freude bis jetzt nie vorsätzlich getrübt, da deine bisherigen Fehler aus kindischem Leichtsinn entsprungen sind und als Folge deiner noch unvollendeten Vernunftausbildung von mir betrachtet wurden, und der einzige Kummer, der mich rücksichtlich deiner während diesen zwölf Jahren zuweilen traf, war nur die Besorgnis wegen deiner körperlichen Gesundheit. Zunächst bringe ich meinen Dank für dieses Glück dem liebenden Allvater dar und rufe ihn inbrünstig an: Dich stets durch seinen guten Geist zu kräftigen! Dann aber, mein teures Kind, bitte und ermahne ich dich: Höre stets auf die göttliche Stimme in deiner Brust, die dich kräftig warnen wird, wenn, was im menschlichen Leben nie ausbleiben kann, Versuchungen nahen, die dich von dem Pfade der Tugend und Wahrheit abhalten könnten. Dann nimm dieses Buch vor Augen und denke daran, daß Gottes Geist dir nahe ist, der ins Verborgene siehet - daß dein göttlicher (Schutz?)geist in deiner Brust trauert - daß deine dich so innig und zärtlich liebenden Eltern und dein väterlich gesinnter Lehrer sowohl in dieser Welt als in der Ewigkeit es mit Wehmut empfinden müßten, wenn du Gottes Liebe, die deiner Eltern und die deines dich mit so vieler Aufopferung ausbildenden Lehrers mit Undank belohnen würdest, wenn du den Pfad der Tugend verließest. Darum, mein Sohn, habe stets Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch handelst gegen Gottes (nur zu deinem wirklichen Wohl gegebenes) Gebot.

Kieckow, den 25. November 1826.

Hans George v. Kleist."

Mag das Blatt, das sich lose im Nachlaß Kleists fand, vor oder nach der Erweckung des Landrats entstanden sein - die Ermahnungen sind eigentlich nicht geradezu in der Sprache der Pietisten gehalten, und Kleists Mutter war im Jahre 1826 nach dem Zeugnisse ihres Sohnes sicher noch nicht Mitglied der stillen Gemeinde -, es ist jedenfalls für Vater und Sohn charakteristisch. Es zeigt uns die innerliche Natur des Landrats, es beweist uns aber auch, daß der Sohn schon in seiner frühesten Jugend gut geartet war. Noch beredter kündet ein im Jahre 1830, als Hans schon seit zwei Jahren nicht mehr in Groß-Tychow weilte, aufgezeichnetes Urteil des Pastors Walter das Lob des Knaben. Dieses Urteil ist eins der wichtigsten

[27] Konzept zu Lebenserinnerungen.

Dokumente, das wir über Kleist haben. Es liest sich heute wie eine wunderbare Prophezeiung. Pfarrer Walter hat es in einer kirchlichen Chronik von Groß-Tychow aufgezeichnet[28]: "Unter den Pensionären, welche ich früher in mein Haus aufgenommen hatte, zeichnete sich besonders ein gewisser Hans v. Kleist, jüngster Sohn des Herrn Landrat v. Kleist auf Kieckow durch seine Talente merkwürdig aus. Er besaß ausgezeichnete Geistesfähigkeiten und dabei, wie man zu sagen pflegt, das gute Herz selbst. Seine außerordentliche Lebhaftigkeit verleitete ihn selten zu Mißgriffen. Sein Fleiß, williger Gehorsam und sein wahrhaft kindlich frommer Sinn erwarben ihm Liebe und Bewunderung in gleich hohem Grade. Der Raum und die Zeit gestatten es mir nicht, die guten Eigenschaften und die Liebenswürdigkeit dieses jungen Menschen, welchen ich wie einen Sohn liebe, so ganz darzustellen, wie ich es wohl möchte. Er gehört zu jenen jungen Leuten, von denen man in einem hohen Grade von Gewißheit voraussagen darf, sie werden einst etwas Ungewöhnliches leisten und den berühmten und großen Männern zugezählt werden. Er befindet sich jetzt auf der Schulpforta, wo er seine Studien mit glücklichem Erfolge treibt und von seinen Vorgesetzten sowohl, als von seinen Mitschülern allgemein geschätzt und geliebt wird. O dreimal glückliche Mutter, welche einen solchen Sohn gebar und glücklich auferzog, und beneidenswerter Vater, dem ein solcher Sohn das Alter verjüngt und die Tage erheitert und beseligt! Gott schütze und segne diesen herrlichen Sohn bis zum späten Alter menschlichen Lebens!"

Vier Jahre währte der Unterricht im Pfarrhause von Groß- Tychow. Dann kam Kleist auf die Landesschule Pforta bei Naumburg. Es war ein großer Schritt, als der Landrat im weltfernen Lande Belgard sich entschloß, den Sohn dort weiter bilden zu lassen. Denn Schulpforta war von Kieckow damals kaum in einer Woche zu erreichen. Der Schritt schloß manche Beschwerlichkeit und Unbequemlichkeit in sich, vor allem aber die Gewißheit häufiger langer Trennung von dem Sohne. Daß der Landrat Hans Jürgen gleichwohl den Schritt tat, lag wohl in der Erkenntnis begründet, daß sein Jüngster gute Gaben zeigte, die es zu entwickeln galt. Seine drei anderen Söhne hat er nicht nach Pforta geschickt. Die altberühmte Fürstenschule bei Kösen konnte als eine wohl geeignete Bildungsstätte gelten. Zwar war aus der Gegend von Belgard in der letzten Zeit kaum jemand dorthin gekommen. Immerhin hatten einzelne Söhne pommerscher Familien, mit denen das Kieckower Haus in Berührung stehen mochte, so aus dem Greifenberger Kreise ein junger Landratssohn v. Oertzen aus Trieglaff, aus dem Regenwalder Kreise ein Blanckenburg aus Zimmerhausen, in den vorausgegangenen Jahren Aufnahme in Schulpforta gefunden. Besonders scheint der Landrat durch den bekannten reaktionären Minister v. Kamptz auf die Anstalt hingewiesen worden zu sein. Wenigstens findet sich eine Notiz in Kleists Nachlaß: "Durch Kamptz auf Schulpforta gewiesen." Damit wird der Minister gemeint sein, zumal da die Kleists auch später noch Beziehungen zu dessen Familie unterhielten. So machte sich denn der Landrat Ende September 1828 mit dem Sohne auf und brachte ihn im eigenen Wagen dorthin. Die Postschnecke, deren Monographie Ludwig Börne gerade in jener Zeit schrieb, wurde dadurch fürs erste noch vermieden. Indes die Leiden, die eine Fahrt in ihr mit sich brachte, sollte der künftige Alumnus noch hinreichend auf seinen Heimfahrten kennen lernen. Es war ein feierlicher Augenblick für den fast vierzehnjährigen Knaben, als er an der Hand seines Vaters am 6. Oktober die Räume der Schule zum ersten Male betrat. Noch nach mehr als einem halben Jahrhundert erinnerte sich der Ägyptologe Richard Lepsius lebhaft des Augenblicks, wie er damals zuerst "die würdige, durch herzliche Freundlichkeit sogleich Vertrauen erweckende Erscheinung" des Landrats neben dessen Sohne sah[29].

Kleist kam zu guter Zeit nach Schulpforta, denn die Anstalt stand damals hoch in Flor. Zu jener Zeit war überhaupt die Blütezeit des humanistischen Gymnasiums, in der Altensteins kluger Beirat Johannes Schulze allgewaltig im Schulwesen seit mehr als einem Vierteljahrhundert regierte. Und Schulpforta stand unter allen den Klassizismus pflegenden preußischen Gymnasien obenan. Das Regiment daselbst übte der treffliche Ilgen, ein weit berühmter Schulmann. Neben ihm wirkte als Geistlicher Schmieder, der spätere Direktor des Wittenberger Predigerseminars, einer der Mitbegründer der inneren Mission, der ein Patriarchenalter von 100 Jahren erreichte. Vorher war er Gesandtschaftsprediger in Rom gewesen. Mit dem Jünger des frommen Kottwitz, Stier, war er verwandt. Er hatte das Leben der pommerschen Erweckten mit eigenen

---

[28] Mir mitgeteilt von Pfarrer Meinhof in Gr. -Tychow.

[29] Rich. Lepsius an Kleist, 21. Dezember 1879.

Augen kennen gelernt. Lehrer des Französischen und Deutschen war der berühmte Literaturhistoriker Koberstein, der allen durch seine stattliche Erscheinung imponierte. Eine der anziehendsten Persönlichkeiten im Lehrerkollegium war der Mathematiker Friedrich Andreas Jacobi, ebenfalls ein Mann von Ruf in seinem Fache. Geboren im Jahre 1795, war er der erste Lehrer, der von Altenstein und Schulze nach Pforta berufen wurde (1819). Der Philologe Ferdinand Ranke, einer der Brüder des Historikers Leopold, hat das Wesen dieses seines Lehrers mit einigen Strichen festgehalten. Er war, sagt er, "gegen alle Schüler gleich freundlich und liebenswürdig, in einer Weise, der man es anfühlte, daß das ganze Herz dabei sei. Dazu kam eine Gattin, welche in jedem Wort und Blick die Güte und Liebe selbst zu sein schien und im Hause mit diesen Tugenden so schön waltete, daß der Eindruck sich verdoppelte. Die Wissenschaft, die Jacobi zu lehren bestimmt war, war ihm ein errungener Besitz und Gegenstand seiner innersten Neigung; sie zu lehren, war ihm eine Lust." Zu den tüchtigen Lehrern zählten ferner Neue, ein Schüler Boeckhs, der den Zöglingen mit Strenge und Freundlichkeit zugleich die alten Sprachen nahe zu bringen wußte, und Wex.

Das wichtigste war aber für den neuen Ankömmling vielleicht gar nicht einmal das treffliche Lehrpersonal. Viel mehr Eindruck hat auf dessen jugendliches Gemüt zunächst die Organisation dieses Schulwesens gemacht. Was war das für ein eigenartiges Leben, in das er sich jetzt hineinzufinden hatte, die spartanisch-fromme Zucht, mit der die 180 Alumnen regiert wurden! Im Winter ging es schon um 1/2 5 Uhr Morgens aus den Federn, im Sommer gar bereits um 1/4 4 Uhr, und allabendlich fanden Andachten statt. Natürlich wurde auch beim Essen ein Gebet gesprochen. Sämtliche Zöglinge waren auf zwölf Wohn- und Arbeitszimmer verteilt. Die Bewohner von je zwei Stuben, also etwa 25 bis 40 Knaben, hatten einen gemeinsamen Schlafsaal. Das Essen wurde von allen in einem größeren Saale eingenommen. Für die Ordnung hafteten die sogenannten Inspektoren oder Obergesellen. Diese Einrichtung machte auf den jungen pommerschen Landratssohn den stärksten Eindruck. Er hat sie nach Jahrzehnten selbst geschildert in Worten, denen man es ansieht, daß sie Erlebtes wiedergeben: "Eine der großartigsten, aber auch schwierigsten Einrichtungen in der alten ehrwürdigen Porta ist das Inspektorat. Die ganze Disziplin ruht eigentlich in den Händen der zwölf obersten Primaner. Sie werden auf ihre treue Wahrung mittels Handschlags vom Lehrerkollegium verpflichtet. Die anderen Primaner sind ihre Klassengenossen und beanspruchen gern ihrerseits davon ausgenommen zu sein. Hier das Rechte zu treffen, geht fast über die Kräfte so junger Leute, bildet aber in hohem Grade den Charakter. Nach dem großen vierzehntägigen Examen (der Elaborier- und Zensurwoche) am Schlusse jedes Semesters und der darauf folgenden neuen Klasseneinteilung stellen erst die zwölf neuen Inspektoren unter sich - nach der Abendandacht - fest, wie die Disziplin gehandhabt und die verschiedenen, am häufigsten vorkommenden Fälle behandelt werden sollen. Haben sie sich geeinigt, so sammelt der Ruf "Primaner" diese nach der Abendandacht, und ihnen wird nun jene Norm - eine Art prätorisches Edikt - bekannt gemacht. Das gibt lebendige Verhandlungen, heiße Kämpfe und bei gewissenhaften Inspektoren demnächst ein Leben recht schwerer Anfechtung."

Er selbst traf es besonders glücklich mit dem ersten Obergesellen. Dies wurde der vier Jahre ältere Richard Lepsius, der nachmalige berühmte Erforscher des alten Ägyptens. Kleist faßte bald Vertrauen zu ihm, da er von ihm von Anfang an liebevoll behandelt wurde, und gab sich ihm ganz hin. Lepsius machte ihn mit "Pfortas Klippen" bekannt und warnte ihn davor. Er freute sich an der "Offenheit und dem kindlichen Vertrauen" seines Untergesellen. "Je länger ich mit Ihnen zusammen war, desto deutlicher trat der feste Grund hervor, auf welchen das Gute und Rechte in Ihnen erbaut war" hat er bald nach dem Bekanntwerden diesem gestanden[30]. Leider blieben die beiden nur ein halbes Jahr zusammen, da Lepsius zur Universität ging. Aber sie sind Zeit ihres Lebens miteinander verbunden geblieben und haben, als sie beide auf den Höhen des Lebens standen, noch freundschaftlich miteinander in Berlin verkehrt.

Bald nach dem Weggange von Richard Lepsius fühlte sich der Untergeselle bewogen, ihm aus Dankbarkeit ein Geschenk zu machen, ein kostbares Werk, offenbar den Neigungen des Obergesellen entsprechend, das der Rektor Ilgen besorgte: Stobaei florilegium. Ilgen war aus Rücksichten der Disziplin nicht einverstanden mit diesem Schritt, sagte dies dem Vater auch offen in einem Briefe, machte aber diesmal eine Ausnahme

[30] Stammbuchblatt, 27. März 1829.

und gestattete das Geschenk. Dabei fand er Gelegenheit, sich über Hänschen gegen den Vater auszusprechen. Er war sehr zufrieden mit dessen sittlichem Verhalten. "Eher verdient er in seinem Fleiß einigen Tadel; es fehlt ihm noch etwas Sammlung." Aber er schloß dann wieder: "Er gehört zu den hoffnungsvollsten Jünglingen der Anstalt, und alle Lehrer haben ihn lieb. "

Dies Wohlwollen der Lehrer für ihn fühlte Kleist selbst. Das Lernen wurde ihm nicht leicht, und es gelang ihm anfangs nicht, die erstrebten höchsten Zensuren zu erreichen. "Doch werde ich," so schrieb der Vierzehnjährige, "meines Fleißes und meines guten Willens wegen von allen Lehrern sehr geliebt"[31]. So wagte er es, sich Schmieder zu erschließen, der für die in seiner Brust geweckten religiösen Keime seiner ganzen Vergangenheit nach das beste Verständnis haben mußte. Schmieder gewann auf Kleist nach dessen eigenem Bericht großen Einfluß. Halbjährlich empfing er von diesem wie von allen Zöglingen die Beichte. Auch segnete er Kleist ein. Noch lieber ist Kleist der Umgang mit Jacobi gewesen, was seine Ursache zum Teil in dem von Ferdinand Ranke geschilderten liebevollen Wesen dieses Lehrers gehabt haben mag. Zu einem andern Teil lag es aber auch sicherlich in Kleists Begabung für Mathematik, Jacobis Fach, begründet. Hatte Hänschen schon bei seiner Schwester Emma und im Tychower Pfarrhause gezeigt, daß das Rechnen seine starke Seite war, so trat in Schulpforta diese Fähigkeit noch mehr hervor. Die Stunden, die er im Arbeitszimmer des trefflichen Lehrers verbrachte, wurden ihm eine besonders liebe Erinnerung fürs Leben. Mit Jacobi, dessen Frau und Bruder unternahm er auch im Sommer 1833 eine Rheinreise, und als er im letzten Jahre seines Aufenthalts in Pforta erkrankte, nahm ihn der freundliche Lehrer ein halbes Jahr ganz in sein Haus.

Noch angenehmer gestaltete sich für den Knaben der Aufenthalt in Schulpforta durch die Freundschaften, die er dort mit Altersgenossen schloß. Sie haben, wie auch das Freundschaftsverhältnis zu dem ersten Obergesellen, zumeist die Probe durchs Leben bestanden. Das Material, mit dem Hans auf Schulpforta in Berührung kam, war verschiedenartig. Er ist bezeichnend, daß die drei Portenser, denen er am nächsten trat, später Theologen wurden oder sich doch dem Konsistorium zuwandten: der spätere Professor der Theologie Ernst Ranke, der jüngste Bruder des Historikers Leopold, sowie Bernhard Freiherr v. Rechenberg, der als Superintendent starb, und Oskar Wunderlich, der schließlich Konsistorialpräsident wurde. Am nächsten fühlte er sich in der Portenser Zeit mit Rechenberg. Es war der einzige Adlige, mit dem er hier befreundet wurde, obwohl in der Anstalt an jungen Adligen kein Mangel war. Inniger und fester sollte sich jedoch später die Gemeinschaft mit Ernst Ranke erweisen, der ein ähnliches reines Kindergemüt hatte wie Kleist. Fühlte sich doch Rankes Bruder Heinrich durch den blonden Lockenkopf seines lieben Ernst immer an einen der Engelsköpfe auf dem Bilde der Sixtinischen Madonna erinnert. Ernst Ranke war am 10. September 1814 geboren, also um zwei und einen halben Monat älter als Kleist. Ihn umgab schon damals der Nimbus seines Bruders Leopold. Es machte auf Kleist einen unauslöschlichen Eindruck, als sein Freund beim Abgang von Schulpforta auf dem Katheder des Betsaales bei der üblichen Abschiedsrede, der "Valediktion", daran erinnerte, daß fünf Brüder Ranke während eines Vierteljahrhunderts und er als der jüngste und letzte, Leopold als der erste durch die Schule gegangen wären. "Leopold war derzeit schon ein berühmter Mann"[32].

Ernst Rankes hervorstechendster Zug, eine große innere Heiterkeit, wirkte auch auf Kleist wohltuend ein und verscheuchte trübe Stimmungen in ihm. Dessen erinnerte er sich dankbar, als Ranke schon zur Universität abgegangen war. "Bester Ranke! Du bist traurig gestimmt", schreibt er ihm einmal, "und fühlst Dich noch nicht heimisch, ja bist wohl unzufrieden mit Leipzig. Das tut mir weh, und ich würde versuchen, aus meiner immerwährenden Heiterkeit Dir Trost zuzusprechen, wenn ich am Ende nicht bekennen müßte, daß ich so viel von derselben nur Dir und Deinem Frohsinn verdanke, der unbemerkt auf alle, die Dich näher umgaben, wie ein lindernder Balsam herabträufelte"[33]. Die beiden Freunde fanden sich besonders in der Religion.

---

[31] Kleist an Lepsius, 24. August 1829.

[32] Kleist an Ernst Ranke, 6. Juni 1886.

[33] Kleist an Ranke, 8. Juni 1884.

Ein anderer Freund wurde für Kleist der jüngere Bruder von Richard Lepsius, Gustav, der als Geheimer Regierungsrat starb. Der Freundschaftsbund mit diesem hielt indes nicht, da die Politik die beiden später entfremdete. Noch andere Freunde waren Dietrich und Buddensieg, dieser später auch ein Theologe. Mit dem 1831 von der Anstalt verwiesenen späteren liberalen Parlamentarier Julius Wiggers, der ihn in seinen Erinnerungen erwähnt, hat Kleist nur oberflächliche Beziehungen gehabt. Dasselbe gilt von dem erst im Jahre 1905 verstorbenen Balten Alfred Freiherrn von Heyking. Noch im Jahre 1904, in einem Alter von mehr als neunzig Jahren, entsann sich dieser lebhaft der Gesichtszüge seines Schulkameraden Kleist. Besonders schwebte ihm noch dessen "starker Kopf" vor. Nach ihm hat Kleist auf Schulpforta den Scherznamen "der dicke Pommer" gehabt[34]. Andere Schulgefährten Kleists waren der spätere Berliner Polizeipräsident Guido v. Madai, der ein nicht gerade besonderes Abiturientenexamen machte, ferner Hermann Bonitz, der nachmals ein berühmter Schulmann wurde. Traf Kleist später mit einem Portenser zusammen, so war die Freude immer groß. Wenn er es oft gesagt hat, daß er sich in dem schönen Tal, in dem die alte Fürstenschule liegt, besonders glücklich gefühlt habe, so hatte das seine Ursache namentlich in den Freundschaften, die er dort gefunden hat. Er wurde in der Zukunft ein begeisterter Anwalt solcher Alumnate. So äußerte er in hohem Greisenalter im preußischen Herrenhause von der Gymnasialzeit: "In dieser Zeit bilden sich die ersten Freundschaften, die vielfach das ganze Leben hindurch dauern; darum ist es wünschenswert, daß der Junge in eine Gemeinschaft kommt, wo er solche Freundschaften schließen kann." Es war ihm dabei eine besonders wertvolle Erinnerung, daß er mit anderen Gesellschaftsklassen in Berührung gekommen war, und nicht auf eine Ritterakademie[35]. Mit großer Lebhaftigkeit nahm der pommersche Landratssohn an den gemeinsamen Veranstaltungen der Schüler teil. So spielte der alljährlich stattfindende "Bergtag" eine große Rolle in seinen Gedanken. Am 3. August, dem Geburtstage König Friedrich Wilhelms III., fand alljährlich ein Vogelschießen und Schmaus statt. Im Jahre 1833 zogen Kleist und Ranke als Schützenkönige ein[36].

Bald nach dem Weggang von Richard Lepsius scheint Kleist vorübergehend etwas seine innere Festigkeit verloren zu haben. Wenigstens machte er sich selbst bittere Vorwürfe wegen seines sittlichen Verhaltens. So unterlag er, wie fast noch jeder Gymnasiast, der Versuchung, bei Übersetzung der Klassiker "unerlaubte Hilfsmittel" zu benutzen. Auch sonst war er mit seinem Lebenswandel nicht zufrieden. Jene "verdorbene Phantasie", die ihm nach seinem Geständnis beim Abschiede von Schulpforta schon im Elternhause so viel Pein verursacht hatte, weckte in seinem Innern "die furchtbarsten Kämpfe". Während der ganzen Portenser Zeit lebte er, wie er bekennt, in einem schrecklichen Zwiespalt. "Die festesten und glühendsten Vorsätze, die wärmsten Absichten sanken zu nichts in den nächsten Stunden, und manchmal bemächtigte sich meiner eine völlige Verzweiflung. Gott helfe mir, daß ich endlich den Sieg davontrage." Flehentlich bat er seine Lehrer in jenen Worten, die er beim Abgang aufzeichnete, "nicht den Stab über dem zu brechen, den bei dem besten Willen seine einmal verdorbene Phantasie immer wieder zu Boden warf". Er berichtet, daß er sich durch Gebet für sich allein oder gemeinsam mit andern geholfen habe, um "die innige Gemeinschaft mit Gott", nach der er inbrünstig rang, zu erfassen. Aber immer aufs neue glaubte er zu erkennen, daß er noch weit davon entfernt war. "Du wirst treu mit mir kämpfen und mich unterstützen, daß ich den wahrlich nicht leichten Sieg erringe", schrieb er an Ranke darüber. Man sieht, es offenbart sich hier ein Gemüt, das geradezu zur Askese neigte, das oft genug Zerknirschtheit über seine Sündhaftigkeit verriet, wo doch alle, die ihn kannten, ihm gerade wegen seiner Sittenreinheit ihr Wohlwollen und ihre Liebe bezeigten. Am 1. November 1832 erhielt er eine Prämie, die Jacobi dem Vater als eine ungewöhnliche Auszeichnung darstellte. Gleich darauf wurde er selbst mit dem schwierigen Amte des Inspektorats betraut, das er anderthalb Jahre mit Ruhm versah. Nach seinem eigenen Bericht hat diese Stellung sein Wesen außerordentlich gereift und seinen Charakter befestigt. Zusammen mit Jacobi suchte Kleist als Inspektor den Drang der Primaner zum Wirtshausbesuch zu bekämpfen, wenn auch vergeblich[37].

---

[34] Mitteilungen des Barons v. Heyking, 20. April 1904.

[35] Sten. Ber. des H. H., 9. Mai 1890, S. 220-224.

[36] Kleist an Ranke, 2. August 1834.

[37] Kleist an Ranke, 1. April 1834.

Während dieser Zeit erkrankte er (zu Anfang des Jahres 1833) bedenklich. Es war, wie er später angibt, ererbtes Hämorrhoidalleiden, das ihn erfaßte und das sich auf seine Brust zu werfen drohte. Daheim schwebten sie in schwerer Sorge um das Leben des geliebten Kindes, nicht nur die Eltern, sondern auch andere Kreise der Erweckten, so Herr v. Senfft-Pilsach auf Gramenz, der damals schon Hoffnungen auf die religiöse Entwicklung des Knaben gesetzt zu haben scheint und sich bei dem Landrat Hans Jürgen dringend nach Hänschens Befinden erkundigte. "Mt Dank erfülltem Herzen gegen Gott" konnte ihm der Vater melden, daß er endlich die sehnlich erwartete Nachricht vom Sohne erhalten habe und daß sich seine Krankheit "nicht weiter verbreitet hätte". "Unsere Freude war sehr groß, - noch größer aber unsere Beschämung wegen unseres schwachen Vertrauens.[38]" Später, im Sommer 1834, kam die Krankheit noch einmal und, da Kleists Widerstandskraft durch übergroßes Arbeiten geschwächt war, mit verdoppelter Heftigkeit, so daß der junge Primaner sehr lange aussetzen mußte. Da wurde Frau Jacobi für ihn eine rührende Pflegemutter. Neben dem Inspektoramt versah Kleist bei dem zweiten Nachfolger des Rektors Ilgen, Kirchner, die Stelle eines Famulus, was auch eine große Auszeichnung war und für die besondere Zufriedenheit seiner Lehrer mit ihm spricht. Täglich ging er da im Türmchen des ehrwürdigen Schulgebäudes eine alte Wendeltreppe hinauf, um eine Treppe hoch rechts in der Türe bei dem gestrengen Schulmonarchen zu verschwinden und ihm seine Dienste zu widmen. Schon merken wir auch seinen reifenden Geist und seinen auf das Positive sich richtenden Sinn, wenn er den in Leipzig zu studieren beginnenden Ranke, der einen Dichterverein hatte gründen helfen, examiniert und berät: "Ist es denn etwas Ordentliches oder eine bloße Spielerei, wie ich fast vermuten muß, da du austreten willst? Lieber würde ich (an deiner Stelle, bitte ich wohl zu bemerken) [er selber hielt sich nämlich gar nicht zum Dichter berufen] demselben eine bessere Richtung in dem letztem Falle zu geben suchen als austreten." Endlich kam dann, nach sechsjähriger Lehrzeit in Schulpforte, in der er die Anstalt von der untersten Klasse, Untertertia, an durchgemacht und zwei und ein halbes Jahr in Prima zugebracht hatte, die Abgangsprüfung. Er bestand sie, obwohl er sich von dem bösen Husten, der ihn viel plagte, recht geschwächt und dadurch niedergedrückt fühlte, mit Glanz. Hatte er doch bereits in der letzten Zeit die in jedem Gymnasium so gefeierte Stellung des Primus omnium eingenommen. Als Erster verließ er auch die Anstalt. In dem Protokoll über das Examen wird sein Name fast an allen Stellen rühmend hervorgehoben. Besonders lobend klang das Urteil über seine Leistungen in der Mathematik. "Es ergab sich," so heißt es, "daß v. Kleist nicht nur den gesetzlichen Forderungen vollkommen genügt, sondern in seinen Leistungen noch darüber hinausgegangen ist, wie sich dies sowohl in den Unterrichtsstunden als in den schriftlichen Arbeiten zeigte." In dem Zeugnis über sein Betragen heißt es: daß er durch Bescheidenheit und Herzensgüte sich stets den Beifall seiner Lehrer, durch Umgänglichkeit und offene Rechtlichkeit die Liebe und Achtung seiner Mitschüler zu verdienen gewußt habe. Ihm wurden "gute Geistesanlagen vorzugsweise in der Mathematik und Reife seiner Verstandesbildung" nachgesagt, aber als gewissermaßen auffällig wird hervorgehoben, daß er sich schriftlich nur schwer gewandt auszudrücken vermocht habe. Diese Beobachtung verdient notiert zu werden. Wurde Kleist doch ein scharfdenkender Jurist, und waren doch seine Reden später durch große Klarheit ausgezeichnet; schriftstellerisch hat er es aber nie zu besonderer Fertigkeit gebracht. Bemerkt darf es auch wohl werden, daß Koberstein ihn unter denen, die sich in der Kenntnis der deutschen Literaturgeschichte auszeichneten, Kleist zuerst nennt. Und dabei war Koberstein derjenige, mit dem Kleist am schlechtesten ausgekommen war. Auch seine geschichtlichen Kenntnisse wurden von den offenbar sehr gestrengen Zensoren der trefflichen Anstalt als "recht gut, sicher und zusammenhängend" befunden. Am schwächsten erwies sich der Primus Portensis im Französischen.

Unter dem 2. September 1834 wurde ihm das Abgangszeugnis ausgestellt. Am 10. September verließ er die liebgewordene Stätte. Zurück blieb in ihm eine immerwährende Sehnsucht nach ihr. Er suchte sie noch öfter auf. Wenn er dann in die Nähe kam, am Abhang des Knabenberges auf schönen Wegen dorthin gewandert war und endlich die wohlbekannten Glockentöne wieder hörte, dann pochte ihm das Herz. Betrat er darauf den alten vertrauten Boden, so beschlichen ihn wehmütig-freudige Erinnerungen. Nimmer wollte ihm das

[38] Landrat v. Kleist an Senfft-Pilsach, 4. Februar 1833.

Leben in diesen Mauern so schön und weihevoll erscheinen als dereinst in seinen Knabenjahren[39].

Er hatte beim Abgang angegeben, daß er "jura und cameralia" studieren wolle, um, wie er sich ausdrückte, "ein würdiger Sprößling seiner Familie zu werden." Es ist die erste Familienstolz verratende Wendung, auf die wir bei ihm stoßen. Zunächst aber mußte er in die Heimat eilen. War er doch seit 2 1/4 Jahren vom Vaterhause getrennt geblieben und auch sonst in den Jahren 1828-1832 nur einmal im Jahr dort gewesen, weil die lange Reise und die Kürze der Ferien es nicht öfter gestatteten[40]. Manches Mal hatte er große Sehnsucht nach Nachrichten aus Kieckow verspürt. Davon wußte der Postbote von Schulpforta, Posegel, zu erzählen, der, wenn er mit leeren Händen kam, bei den enttäuschten Portensern "Postesel" hieß, und das von Rechts wegen. Schon im ersten Jahre, nachdem er den Sohn nach Pforta gebracht hatte, hatte der Landrat in Kieckow es als eine sichtbarliche Gnade Gottes gepriesen, daß Hänschen auf "diese vortreffliche Anstalt" gekommen war. Welche Freude für den Vater, als der lange daheim Vermißte jetzt als Primus Portensis ins Elternhaus zurückkehrte! -

Universitätszeit

Hans dachte bis Mitte Oktober in Kieckow zu verweilen, um sich dann in Berlin eifrig ins Studium zu stürzen und zugleich die Freude des Umgangs mit "seinem Ranke und seinem Rechenberg" zu genießen. Er hatte schon bei seinem Fortgange von Schulpforta alles, was er nicht entbehren zu können glaubte, darunter die Briefe Rankes, um Transportkosten zu ersparen, nach Berlin gesandt. Da trat plötzlich sein Vater mit dem dringenden Wunsche hervor, er möchte diesen Winter über noch in Kieckow bleiben, um seine Gesundheit zu kräftigen und erst im Frühjahr nach Berlin zu gehen. Zugleich suchte er Hans zu bestimmen, in dieser Zeit seiner Militärpflicht bei der Schwadron seines Bruders Ferdinand in Belgard zu genügen. Der Oberst und der Brigadekommandeur hätten das feste Versprechen gegeben, den jungen, angehenden Studenten nach einem halben Jahr zu beurlauben, damit er ungehindert die Universität beziehen könne. Das war eine unliebsame Überraschung für Hans. Er sah sich offenbar einer Art Verabredung seines Vaters und Stiefbruders gegenüber, die sichtlich nur zögernd mit dem Vorschlage hervortraten, weil sie den brennenden Wunsch von Hans kannten, so bald wie möglich nach Berlin zu gehen. Die Seele dieses geheimen Einverständnisses der beiden lieben Verwandten war ohne Frage der Bruder Ferdinand. Dieser wird von Hans in einem seiner Briefe an Ranke[41] als "ein ebenso edler und ehrenfester Charakter wie ausgezeichneter Soldat" geschildert, der seine sehr bedeutenden Einnahmen auf seine Soldaten, für die Armen oder zu Geschenken für Freunde und Verwandte verwende. "Christ ist er noch nicht, doch fürchtet er Gott, aber fast mehr als ein Fatum" urteilt Hans über ihn in eben jenem Briefe vom Jahre 1840. Ferdinand war der jüngste Sohn aus der Ehe des Landrats mit dem Fräulein v. Blankenburg und etwa 19 Jahre älter als Hans. Sein leidenschaftlicher Hang zum Soldatenhandwerk prägte sich unter anderem auch darin aus, daß er 1812, als Preußen mit Napoleon jenes schlimme Bündnis gegen Rußland schließen mußte, das eine Anzahl der größten Patrioten veranlaßte, ihren Abschied zu nehmen, durchaus mit ins Feld gegen Rußland ziehen wollte. Der Vater, im Gegensatz zu dem siebzehnjährigen Jüngling von bewußter Nationalgesinnung erfüllt, verhinderte damals indes Ferdinands Eintritt ins Heer. Umso freudiger erlaubte er ihm diesen im folgenden Jahre, als der König zur Befreiung vom Joche Napoleons aufrief. Ferdinands stiller Ehrgeiz war es offenbar gewesen, auch aus seinem so viel jüngeren Bruder Hans einen tüchtigen Soldaten zu machen. Darauf deutet, daß er ihn in den ersten Knabenjahren in Kieckow und Tychow militärisch kleidete und einübte. Dann aber erlebte er den Kummer, daß Hans sich den Stillen im Lande zuwandte, für deren Wesen der biedere Husarenoffizier gar kein Verständnis besaß. Er mußte also wohl oder übel seinen Wunsch, Hans für das Kriegshandwerk zu gewinnen, aufgeben. Da kam dieser aus Pforta, durch Krankheit und Arbeit körperlich ganz herunter, zurück, und nun wollte er ihm wenigstens eine kräftige soldatische Kur verordnen. Er liebte Hans, wie nur ein Bruder den Bruder lieben konnte, so sehr er von ihm verschieden war, und war überzeugt, daß der Militärdienst hier nur nützen konnte. Da er aber zweifellos mit dem Widerspruch des Bruders zu rechnen

---

[39] Kleist an Ranke, 10. September 1841. Buddensieg an Kleist, Brief ohne Jahreszahl.

[40] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 7. April 1878.

[41] Kleist an Ranke, 11. Januar 1840.

hatte, vermochte er den Kommandeur der Blücherschen Husaren und den Brigadegeneral Graf v. d. Gröben zu dem in der preußischen Militärpraxis ungewöhnlichen Zugeständnis, die Dienstzeit zunächst nur auf ein halbes Jahr zu bemessen. Der kommandierende General - niemand anders als Kronprinz Friedrich Wilhelm - erteilte dazu nachher seine Genehmigung. Freilich gab Ferdinand seinerseits den Vorgesetzten das Versprechen, seinen Bruder in jener Zeit so gut wie irgend einen Freiwilligen sonst in einem Jahr auszubilden! Der Brigadegeneral erklärte, die Sache ignorieren zu wollen. Mit solchem Rückhalt versehen, steckte sich Ferdinand hinter den Landrat, und dieser suchte die Angelegenheit Hans beizubringen.

Die Wirkung war, wie Vater und Stiefbruder geahnt hatten. Hans war außer sich. In seine Sehnsucht, Kollegia zu hören und mit seinen Freunden zusammen zu sein, mischte sich ein unbestimmtes Gefühl der Abneigung gegen das Soldatenwesen. Er hat das preußische Heer stets mit Liebe und Verehrung betrachtet und war sich immer bewußt, daß hierauf die Größe und Stärke seines Vaterlandes beruhte. Er hat auch selber Freude empfunden beim Dienst mit der Waffe. Aber besonderen inneren Beruf zum Soldaten hat er offenbar nie gefühlt. Die ganze Richtung, die sein Wesen genommen hatte, harmonierte nicht recht damit. Im Soldatenleben kam ihm der innere Mensch zu kurz. Vor der Geistlosigkeit des Exerzierens empfand er einen leisen Horror. "Erst später kommt im Soldatenstand die Möglichkeit einer tieferen geistigen Fortbildung, und es gehört viel dazu, bis dahin sich die rechte Empfänglichkeit dafür zu bewahren," hat er nachmals einem seiner Söhne gesagt[42]. So entlockte ihm jetzt der Wunsch seines Vater" "bittere Tränen". Als letztes Geschütz spielte in diesem Kampfe zwischen Vater und Sohn der Rat seines Vetters Adolf Kleist, des Vertrauten des Kronprinzen, mit, der damals vortragender Rat im Justizministerium war. Vetter Adolf riet Hans nachzugeben[43]. Diesem war durch das Kompromiß zwischen seinem Bruder und dem Kommandeur der Entschluß erleichtert, weil er ja so nur ein Semester daran zu geben brauchte. Außerdem hatte er erfahren, daß Savigny, "der doch immer die Hauptperson für mich ist," im kommenden Winter etwas für ihn "ganz Ungenießbares" läse. Schließlich war er einsichtig genug, um sich zu sagen, daß die Dienstzeit in der Tat seiner Gesundheit nur zu statten kommen könne und so trat er denn bei der zweiten Schwadron des 5. (Blücherschen) Husarenregiments in Belgard ein. Bruder Ferdinand nahm ihn, seinem Versprechen gemäß, dermaßen vor, daß der arme junge Mensch infolge der ungewohnten Anstrengung eine heftige Gelbsucht bekam[44]. Aber er konstatierte doch nachher, daß sein Körper gekräftigt und an militärische Zucht gewöhnt wurde. In den Herbstferien des Jahres 1835 diente er noch weitere zwei Monate. Am 12. Februar 1837 wurde er Sekondeleutnant im 2. Bataillon des 9. Landwehrkavallerieregiments. Als solcher machte er im Sommer 1840 eine große Revue vor König Friedrich Wilhelm IV. mit. Am 20. September 1859 nahm er als Rittmeister seinen Abschied.

Zu seinem Schmerz konnte Kleist während seiner Dienstzeit nur wenig Zeit erübrigen, um sich in deutsche und alte Klassiker zu vertiefen. Nur die "Staatszeitung" scheint er regelmäßig gelesen zu haben. Immerhin fand er Gelegenheit, ein kleines Buch anzulegen, in das er allerlei Auszüge aus Büchern und Zeitungen eintrug[45]. Das Heft ist erhalten. Sehr zahlreich sind die Notizen nicht, die sich darin finden. Sie eröffnen aber einen willkommenen Einblick in das Geistesleben des jungen Husaren. Er zitiert wiederholt aus dem Leben Friedrichs des Großen von I. D. E. Preuß, aus Droysens "Alexander der Große", aus "Kabale und Liebe", Gottlieb Friedlaenders Ausgabe des "Antimachiavell", dem "Machiavell" selbst, ferner aus Tiecks Dichtung "Die Wundersüchtigen", wobei Parzival und der Gral erwähnt werden, ferner Tiecks "Dichterleben", Buchholz' "Monatsschrift für Deutschland 1830" über Schiller. Ebenso hat der junge Mann sich damals die Zeit abgespart, unter der Überschrift "Vaters Wissenschaft über unsere Familie" einige Notizen zur Geschichte der Kleist zusammenzustellen. Es waren die ersten Anfänge zu seinen großen Arbeiten über sein Geschlecht. Diese Forschungen fanden bald danach, als er als Student wieder einmal im Elternhause weilte, in der Weise Fortsetzung, daß er an die alten Papiere und Dokumente seines Vaters ging und darin herumkramte. Dabei entdeckte er zu seiner freudigen Überraschung "eine Masse Briefe Friedrichs des

---

[42] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 11. Oktober 1875.

[43] Kleist an Ranke, Dezember 1834.

[44] Aufzeichnung 1871.

[45] Kleist an Ranke, Dezember 1834.

Großen" an seinen Großvater Peter Christian, namentlich über dessen Heiratssache. Er studierte daran mit höchstem Interesse das Wesen des Königs. Aus der Zeit seines Militärdienstes stammt auch wohl ein unvollendeter Aufsatz über die Beweise für das Dasein Gottes, in dem besonders der ontologische Beweis erörtert wird. Die Niederschrift dieser Ausarbeitung findet sich bei jenem Heft, ebenso eine andere Aufzeichnung, die besonders wertvoll für die Kenntnis von Kleists Entwicklung ist. In der ihm damals eigentümlichen, auffällig kleinen Schrift, in der auch seine Portenser Prüfungsarbeiten geschrieben sind und die so sehr von seiner späteren abweicht, hat er nämlich eine kleine Liste von Einwürfen gegen die agrarische Gesetzgebung Preußens zur Zeit Friedrich Wilhelms III. aufgesetzt unter der charakteristischen Überschrift: "Beschwerden, die ich gegen mein liebes Preußen vernommen habe". Sie sind offenbar der Niederschlag von Unterhaltungen, die er in Pforta und Umgegend, wo man ja noch nicht lange preußisch war, geführt hatte. Sehr merkwürdig ist es, daß die Notizen sich hauptsächlich um die Fragen der Ablösungen und der gutsherrlichen Polizei mit Nutzanwendungen auf die Provinz Sachsen im Gegensatz zu den alten Provinzen drehen, Fragen, die Kleist zum Teil sein ganzes Leben hindurch beschäftigen sollten. Man sieht, das Familienbewußtsein und der Agrar- und Verwaltungspolitiker begann sich jäh in ihm zu regen, und gerade im Verein damit begann Kleist sein Preußentum zu fühlen.

Als endlich der rote Attila ausgezogen war, eilte Kleist nach Berlin, mit Empfehlungsbriefen an den Meister der historischen Schule, Savigny, ausgerüstet. Am 6. Mai wurde er immatrikuliert. Er blieb dort während der ersten drei Semester und belegte währenddessen bei Savigny Institutionen und Altertümer des römischen Rechts sowie Pandekten, ferner eine ganze Reihe anderer juristischer Vorlesungen, unter ihnen solche von Lancizolle, Homeyer und Rudorff, d. h. lauter namhaften Vertretern der historischen Schule, die, soweit sie überhaupt berufen wurden, im politischen Leben eine Partei zu ergreifen, sich der äußersten Rechten anschlossen. Aber er begnügte sich nicht damit, sich der juristischen Disziplin zu widmen, sondern wandte sich auch den Staatswissenschaften zu. So hörte er bei dem jungen Dr. Riedel, dem späteren Herausgeber des Codex diplomaticus Brandenburgensis, die Vorlesung "Einleitung in das Studium der Staats- und Kameralwissenschaften" und bei dem trefflichen Statistiker Dieterici Staatswirtschaft. Aber auch damit hatte er noch nicht genug. Vielmehr besuchte er außerdem rein philosophische, geschichtliche, naturwissenschaftliche und literarhistorische Kollegs, so Logik und Metaphysik bei Trendelenburg, Psychologie und Anthropologie bei dem Norweger Steffens, preußische Geschichte bei dem bekannten Historiker Adolf Schmidt, der sich damals gerade habilitiert hatte, deutsche Geschichte bei Ranke, Unsterblichkeitslehre bei Dr. Erdmann und bei dem ausgesprochenen Hegelianer Hotho über Lessing als Dichter und Ästhetiker. Diese Liste beweist, daß er viele Interessen hatte. Es muß angenommen werden, daß er auch ein fleißiger Hörer war. Weniger weil die Dozenten ihm den Fleiß attestierten, obwohl einige dieser Zensuren ziemlich sicher darauf hindeuten, daß sie auf Tatsachen beruhten. So schrieb ihm Riedel in die Bescheinigung seines Besuches "unausgesetzt mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit" und Ranke "mit rühmlichem Fleiße". Noch sicherer aber kann auf Kleists Fleiß aus seiner ganzen Art geschlossen werden. Er selbst hat zudem in einer Aufzeichnung über diese Zeit seines Studiums notiert: "Legal fleißig". Der Nutzen der verschiedenen Vorlesungen für ihn war indes nicht überall derselbe. Vor allem war er von Savigny enttäuscht[46]. Viel hatte er dagegen von Ranke. So betonte er später in seinem Beileidschreiben an Ernst Ranke aus Anlaß des Todes des großen Historikers: "Was habe ich von ihm in seinen Kollegien und aus seinen Schriften gehabt!" In seine parlamentarische Reden flocht er außerdem gelegentlich Erinnerungen an Rankesche Vorlesungen noch nach langen Jahrzehnten ein[47]. Der geistreiche und beredte Steffens begeisterte ihn. Er berichtet davon, daß er bei diesem mit anderen anregende Besprechungen gehabt habe[48].

Einer studentischen Verbindung schloß er sich nicht an. Vielmehr führte er ein trautes "Familienleben" zusammen mit Ernst Ranke und Rechenberg. Sonntags besuchte er den Gottesdienst von F. G. Lisco in der kleinen alten, seit dem Ende der siebziger Jahre abgerissenen Spittelkirche am Ende der Leipzigerstraße. Lisco, einer der ersten Prediger in Berlin, der mit dem bis dahin üblichen Rationalismus brach, stand damals

---

[46] Mitteilung von Kleists ältestem Sohne.

[47] Z. B. Sten. Ber. des H. H., 22. Juni 1876.

[48] Aufzeichnungen 1871.

auf der Höhe seines segensreichen Wirkens[49]. Die Herzensgemeinschaft mit Ranke gestaltete sich in dieser Zeit immer inniger. Ranke wußte, wie es scheint, die Zerknirschtheit, unter der sein Freund wieder gelitten haben muß, begütigend zu zerstreuen. Davon zeugt eine Erinnerung Kleists aus dem Jahre 1878: "Ich entsinne mich eines Vorgangs, wie ich hier in Berlin studierte. und mit Ranke zusammen wohnte. Wir hatten zum Abendmahl gehen wollen. Am Sonntag morgen wollte ich nicht, ich sei dessen unwürdig." Da hätte ihn der Freund unter Hinweis auf mehrere Schriftsteller, die darlegten, daß Gott nicht immer Reinheit verlange, sondern sie schenke, genötigt. "Und ich denke, es war ein gesegneter Gang," fügte der alte Kleist hinzu[50]. Ranke notiert in seiner Selbstbiographie: "Wahrhaft vorbildlich war es für mich, daß Kleist jeden Morgen damit begann, daß er eine Strecke des griechischen Neuen Testaments las." Die beiden lernten zusammen auch fechten. Als sie einmal entdeckt hatten, daß ihr Hauswirt unbefugt an ihrem Holzvorrat teilgenommen hatte und dieser dadurch vorzeitig zu Ende gegangen war, heizten sie dem Wirt zur Strafe gar nicht mehr ein und tanzten, wenn sie froren, "kosakisch", was sie in Pforta gelernt hatten, zum Entsetzen der unter ihnen wohnenden Wirtsleute[51]. Kleists Mutter und ebenso Littegarde Puttkamer gewahrten den guten Einfluß, den namentlich Ranke auf ihren Hans ausübte, mit heller Freude. Voll mütterlicher Wärme schrieb Frau v. Kleist gelegentlich an das Kleeblatt: "Ihr seid nun alle meine lieben Söhne und sollt es bleiben, so lange ich lebe."[52]

Als das Sommersemester des Jahres 1836 zu Ende ging, war es mit dem trauten Zusammenleben der drei vorbei. Während Rechenberg in Berlin blieb, ging Ranke nach Bonn; Kleist aber schnürte sein Bündel und bezog die Georgia Augusta. Eine Überlieferung sagt, daß er sich in Berlin zu sehr durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen fühlte, so daß er nicht genügend Zeit zum Arbeiten gefunden hätte[53]. Das wird zutreffen. Jedenfalls versichert Kleist, daß er in Berlin nicht zur rechten Sammlung gekommen sei und dort lange nicht das gelernt habe, was er wünschte[54]. Ähnlich urteilt er einmal im Gegensatz zu Göttingen über Berlin, es biete auf die Dauer zu viel Zerstreuung[55].

Nach Göttingen trieb ihn anscheinend der Wunsch, Savignys Schüler Mühlenbruch zu hören. Es war aber nicht so leicht für ihn, die Erlaubnis zu erhalten, dorthin zu gehen. Woran das lag, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben. Anscheinend hängt es mit der damals in höchster Blüte stehenden Demagogenverfolgung zusammen. Göttingen stand seit dem Putsch des Jahres 1831 bei den Behörden ohnehin nicht mehr in gutem Rufe. Seitdem waren das Hambacher Fest und der Frankfurter Wachensturm gewesen und hatten die von Metternichs Angstmeierpolitik beeinflußten deutschen Bundesstaaten einen erneuten Anlauf nehmen lassen, über das Heil ihrer Musensöhne zu wachen. So müssen Bestimmungen ergangen sein, die den Besuch der altberühmten Georgia Augusta für die preußischen Studierenden erschwerten. Jedenfalls mußte man um die Erlaubnis, dorthin gehen zu dürfen, einkommen. Sowohl der Kultusminister Altenstein als sein Rat Schulze sprachen sich für die Genehmigung des Gesuchs des Studiosus v. Kleist aus, auf ein Jahr nach Göttingen zu gehen, zumal da Kleist anführen konnte, daß Savigny selbst und der Geheimerat Adolf v. Kleist im Justizministerium ihm zu diesem Universitätswechsel geraten hätten. Trotzdem hielt das Ministerium es für angemessen, das Gesuch noch dem Könige zu unterbreiten. Erst nach langem Zeitverlust ging dem sehnlich Wartenden eine Kabinettsorder zu, die seinem Wunsche willfahrte, und zwar war die Erlaubnis schließlich nur deswegen erteilt, weil Kleist von der Mutter seines Portenser Bekannten Wunderlich in Göttingen aufgenommen werden sollte[56]. Diese bureaukratische Bedenklichkeit will uns heute kaum noch faßbar erscheinen.

---

[49] Vgl. über ihn Otto v. Ranke in der A. D. B. 18, 757-759

[50] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 18. Januar 1878.

[51] Rankes Selbstbiographie in Etta Hitzig, Ernst Konstantin Ranke S. 25 f.

[52] Frau v. Kleist an Ranke, 14. Mai 1836.

[53] Mitteilung des ältesten Sohnes Kleists.

[54] Kleist an Ranke, 13. November 1836.

[55] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 23. April 1882.

[56] Kleist an Ranke, 18. November 1836. Auszeichnung 1871.

Am 2. Dezember 1836 wurde Kleist in Göttingen immatrikuliert. Wie in Berlin studierte er auch hier drei Semester hintereinander. Er bezog zunächst bei Frau Wunderlich, der Witwe eines Professors der Philosophie, in der Gothmarstraße eine Wohnung. Später wohnte er in der Buchstraße, nach Ausweis des Studentenverzeichnisses. Er selbst glaubte im Alter sich zu entsinnen, daß er "wunderschön in einem Garten unmittelbar am Wall" gewohnt habe[57]. Die Buchstraße liegt aber weit vom "Wall". Es handelt sich hier also wohl um eine Gedächtnistäuschung bei ihm. Er belegte gleich bei Mühlenbruch die schon einmal bei Savigny belegten Pandekten. Außerdem hörte er im Laufe der drei Semester bei Mühlenbruch Zivilprozeß und Erbrecht und von sonstigen juristischen Vorlesungen Handelsrecht bei Thöl und Staatsrecht bei Albrecht. Bei Thöl machte er auch ein Zivilpraktikum und bei Bergmann ein Prozeßpraktikum durch. Von verwandten Fächern hörte er Deutsche Rechtsaltertümer bei Jakob Grimm, über Staatspapiere bei Thöl, sowie Staatswissenschaften und Finanzen bei Dahlmann. Aber wie in Berlin dehnte er sich noch auf andere Wissensgebiete aus. So belegte er Dahlmanns berühmte Vorlesung über die Geschichte der französischen Revolution und das Kolleg des großen Philologen Otfried Müller über Archäologie. Daneben scheint er bei Dahlmann dessen Deutsche Geschichte nach dem studentischen Ausdruck "geschunden" zu haben. Denn er spricht in gleichzeitigen Briefen davon. Auf der Liste der von ihm belegten Vorlesungen steht diese aber nicht. Er merkte bald, daß das Studium in Göttingen viel fruchtbarer für ihn wurde als in Berlin, weil er sich ihm ungleich mehr hingab. Vor allem wirkte Mühlenbruch nützlich auf ihn ein. Sehr angeregt wurde er auch durch Otfried Müller. Eigentümlich war die Wirkung der Dahlmannschen Vorlesungen. Sie weckten nämlich lebhaften Widerspruch in ihm und zwangen ihn, sich mit den liberalen Ideen dieses bedeutenden Historikers auseinanderzusetzen. Davon hat er öfter erzählt. Es war einer der stärksten Eindrücke, die er gehabt hat. So schreibt er einmal an seinen Sohn Jürgen im Jahre 1876: "Wenn Dahlmann uns interessant in Politik und Geschichte seine Ideen vorgetragen hatte, so lief ich Nachmittags auf den schönen Spaziergängen rund um die Stadt einsam umher, um dagegen mich zu sammeln und Hilfe zu finden." Ebenso verzeichnet er in seinen Erinnerungen von 1871, daß diese Kollegs ihn oft "sinnend und trauernd auf den Wall" getrieben hätten. In einem Briefe an Ranke wird ein solcher Einzelfall erzählt. Dabei zeigt sich, daß der pommersche Landratssohn den allergrößten Respekt vor der Gediegenheit des Lehrers hatte, dessen Ansichten ihm vielfach so irrig schienen. "Nach seiner ganzen Art", so schreibt er an Ranke, "kann ich mich wohl fest darauf verlassen, daß er nichts vorträgt, was er aus den Quellen selbst nicht reiflich erwogen hat."

Auch sonst suchte Kleist sich in jeder Weise eine allgemeine Bildung zu verschaffen. So suchte er Alexander v. Humboldt auf, als dieser während jener Zeit in Göttingen die ersten elektromagnetischen Versuche mit dem großen Mathematiker Gauß unternahm. In die Zeit von Kleists Studium fiel (im September 1837) die Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität und (November-Dezember 1837) das die ganze damalige Zeit so bewegende Ereignis der Verjagung der Göttinger Sieben. Bei beiden Vorgängen ist Kleist offenbar innerlich nicht sehr beteiligt gewesen, obwohl drei von den sieben Professoren und gerade die bedeutendsten, Dahlmann, Grimm und Albrecht, seine Lehrer waren, und obwohl er gerade bei Albrecht, dem Verfasser der Protesterklärung der Sieben, Staatsrecht belegt hatte. Nirgends findet sich in seinen Briefen und Aufzeichnungen eine Spur davon, daß sie ihn bewegt hätten. In seinen Aufzeichnungen erwähnt er sie nur nebenher. Bei der Vertreibung der Sieben scheint er eine neutrale Stellung eingenommen zu haben[58] im Gegensatz zu der Mehrzahl der Studentenschaft, die begeistert für ihre Lehrer Partei ergriff. Freilich deutet eine Bemerkung aus einem seiner Briefe vom März 1840, in der es heißt, daß Ernst August Göttingen ruiniert habe, darauf hin, daß er mehr gegen als für ihn Partei genommen hat. Immerhin dürfen wir annehmen, daß er sich damals bereits innerlich mit dem Liberalismus einigermaßen auseinandergesetzt hatte und daher den Willkürakt Ernst Augusts und seiner Trabanten kühler beurteilte als die liberale Welt. Dabei wuchs hier auf hannoverschem Boden sein preußischer Stolz. So schrieb er seinem in eine Pfarrstelle nach Bayern berufenen Freunde Ranke: "Es ist ja doch nicht wahr das: ubi bene ibi patria, und unser Preußen findest du nicht wieder"[59].

---

[57] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 24. Januar 1876.

[58] Mitteilung des ältesten Sohnes von Kleist

[59] Kleist an Ranke, Sommer 1837.

Der Hauptgrund zu Kleists Teilnahmlosigkeit jenen Begebenheiten gegenüber war jedoch weniger in seinem geringeren Gemeinschaftsgefühl mit der nichtpreußischen Universität und den damit verbundenen Verhältnissen sowie mit dem liberalen Zeitgeist als anderswo zu suchen. Kleist war damals zu sehr mit sich selbst, mit seinem inneren Menschen beschäftigt, als daß die Außenwelt ihn sehr in Anspruch nehmen konnte. Zum ersten Male in seinem Leben war er allein auf sich selbst gestellt. Zwar machte er einige neue Bekanntschaften. So erwähnt er, daß er damals "die Prinzen Hohenlohe", d. h. den späteren deutschen Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe, der damals auch in Göttingen studierte, und dessen Bruder Viktor, den späteren Herzog von Ratibor, kennen gelernt habe. Ebenso trat er in eine gewisse nähere Berührung mit dem ihm ungefähr gleichaltrigen späteren Justizminister Leonhardt, der in jener Zeit in Göttingen studierte und großenteils dieselben Lehrer hörte. Am meisten Umgang pflog er noch mit der Familie des Gymnasialdirektors Ferdinand Ranke, eines der Brüder seines Freundes. Namentlich während der Erkrankung eines Kindes des liebenswürdigen Pädagogen kam er mit diesem in engere Beziehung. Auch anderweitig fand er Zerstreuung und Gesellschaft. So hielt er es für zweckmäßig, auf der trefflichen Universitätsmanege Reitunterricht zu nehmen, um sich körperliche Bewegung zu verschaffen, zumal da ihn sein Hämorrhoidalleiden wieder heimsuchte, und öfter ritt er in Gesellschaft eines andern nach dem nahen Seeburg oder einer der "schönen naheliegenden alten Burgen", Burg Plesse, Hardenberg oder Berlepsch. Auch Schwimmen lernte er. Das Gepräge jedoch empfing sein Göttinger Aufenthalt durch die Einsamkeit, in die er sich dort versetzt fühlte. Diese führte ihn zu innerer Sammlung und, nach langem erneuten Ringen um die Gemeinschaft mit Gott, gewissermaßen zu einem Abschluß jener Kämpfe, die er schon als Knabe besonders auf Schulpforta in seiner Brust bestanden hatte, und damit zu einem Wendepunkt seines inneren Lebens. Wir können an der Hand seiner gleichzeitigen Briefe an Ernst Ranke sowie seiner Briefe an seinen zweiten Sohn und sonstiger Aufzeichnungen einen tiefen Blick in die rührenden Seelenkämpfe dieses tiefen, aufrichtigen und tapferen Gemüts tun. Schon im Anfang seiner Göttinger Zeit schreibt er an Ranke, daß es sein heißes Bestreben sei, allen Eigenwillen und alle Eigenliebe zu vernichten. "Vermag ich es nur recht, so werde ich Ruhe und Frieden finden." Damals zuerst begann er nach seinem eigenen Geständnis gründlich in der Bibel zu lesen. Täglich erhob er sich Morgens um 4 Uhr und beschäftigte sich eine Stunde damit zu seiner Erbauung. Nachmittags trieb er eingehendes Studium darin. Zunächst begann er mit dem Neuen Testament. "Dazu habe ich mir den Gerlach gekauft und bin hocherfreut, zum Verständnis des Ganzen wie Einzelnen recht viel daraus lernen zu können"[60]. Von "Gerlach" begeistert, schenkte er das Werk auch seinen Eltern. Vor dem Alten Testament empfand er eine gewisse Scheu, weil er nicht ganz in seinen Sinn einzudringen glaubte. Dazu fehlten ihm, wie er meinte, die archäologischen Kenntnisse und das Verständnis des Hebräischen. Auch als ihn Ranke auf das Studium des Ewaldschen Werkes über die Psalmen hinwies, nahm er dieses wohl zur Hand, ging aber nicht näher darauf ein, obwohl, wie er erklärte, Ewalds Rationalismus ihn nicht schreckte. Man sieht, er nahm es ehrlich mit seinem Bibelstudium. An den Sonntagen besuchte er, wie sich's versteht, fleißig die Kirchen der Stadt. Ihre Schönheit und Größe standen ihm in einem häßlichen Gegensatze zu ihrer Leere. Als er am Neujahrsmorgen des Jahres 1837 das Abendmahl begehrte, war er zu seinem Schrecken der einzige Gast in der Kirche und begrüßte es mit Dankbarkeit, daß der Generalsuperintendent es ihm allein reichte. Aber auch die Geistlichen sagten ihm bis auf einen nicht zu. Umso befriedigter fühlte er sich bei seinem eigenen Studium der Heiligen Schrift. Zuweilen nahm er religiöse Werke mit auf seine einsamen Spaziergänge und las darin im Schatten einer alten Burgruine im Grase liegend[61].

Doch sollten auch in Göttingen nicht die Stunden der Anfechtung fehlen. Heiterkeit war, wie ihm schon auf Schulpforta zum Bewußtsein kam, die Grundstimmung in Kleists Wesen. Mitunter aber stellten auch jetzt sich Zeiten ein, in denen ihn das Gefühl der Sündhaftigkeit übermannte. Es waren wieder durchaus unschuldige Sachen, die ihm Pein machten und ihn zur Selbstqual trieben. So suchte er immer aufs neue einen Hang zu gutem Essen zu bekämpfen. Er flehte inbrünstig zu Gott, diese Lust am Essen in ihm zu tilgen "und ihn eben nur genießen zu lassen, weil es nötig ist zum Leben". Es mag sein, daß er dem Hange zum Essen öfter zu sehr nachgegeben hat. Aber als er seinem väterlichen Freunde Ferdinand Ranke von seinen

---

[60] Kleist an Ranke, 13. November 1836.

[61] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 24. Januar 1876.

Gewissensängsten Mitteilung machte, meinte der freundlich, er und ebenso sein Bruder Ernst, der sich in ähnlichen asketischen Gedanken bewegte, gingen wohl etwas zu weit[62]. Das Ergebnis seines vielfältigen Ringens gegen alle Versuchungen verspürte der junge Studiosus allmählich. Er fühlte sich mit der Zeit fester und sicherer, und ein schöner Frieden zog in seiner Brust ein. Er fand, daß er "durch Gottes Gnade den rechten Grund und Boden gefunden habe, auf dem allein der Sieg möglich sei"[63]. Dann sang er wohl "seelenvergnügt muntere Lieder", ja seine Gedanken wurden "in selbst komponierten Melodien laut". "Freilich möchten andere die Regeln meines Generalbasses nicht gelten lassen", fügte er launig hinzu[64]. "O, es gibt Augenblicke der Seligkeit, wo man den Strom der Liebe leibhaftig zu sich herniederfließen fühlt. Möchte man doch alle Herrlichkeit der Welt für einen solchen Augenblick nicht hingeben!"[65]

So wurde der Aufenthalt in Göttingen für Kleist eine Quelle schönster Erinnerungen. Schon im Juli 1840 erklärte er Ranke: "Wie mir gerade ein zurückgezogenes Leben förderlich, ja notwendig ist, das habe ich lange erkannt, darum ist mir Göttingen so überaus wert geworden." Ebenso gestand er seinem zweiten Sohne im Jahre 1876, daß er die Frucht seiner Göttinger Glückseligkeit fürs ganze Leben empfunden habe. Und ein ander Mal, in seinen Aufzeichnungen von 1871: die Einsamkeit, in der er in Göttingen gelebt habe, hätte ihn näher zu seinem Gott geführt.

Diese Versenkung in Gott hatte nun aber auch das zur Folge, daß Kleist sich von dem Treiben der Welt gar sehr abschloß und stetig geringeres Verständnis für das allgemeine geistige Leben zeigte. Von dem Studium der Klassiker der alten Welt oder der neueren Dichtung, zu dem es ihn noch während seiner Dienstzeit so hinzog, ist jetzt bald nur noch wenig die Rede. Noch zu Anfang des Jahres 1838 glaubte er sich, wie er an Ranke schreibt, ohne gerade Hegels Schriften selbst gelesen zu haben, als Schüler Hegels fühlen zu dürfen. Den Pantheismus der Hegelianer zwar lehnte er ab als "unverträglich mit dem Wort des Herrn". Die konservative Staatsgesinnung, die er in der Hegelschen Lehre und bei dessen rechtsstehenden Schülern vertreten fand, wird es ihm angetan haben. Die konservativen Anschauungen der historischen Rechtschule und der Althegelianer wurden ihm unverlierbares Besitztum.

Sein Aufenthalt in Göttingen sollte im Herbst 1837 abgelaufen sein. Er war jedoch noch einmal um Verlängerung der Erlaubnis dort zu studieren eingekommen. Seine Eltern wünschten auch, daß seinem Gesuche stattgegeben würde, weil die Cholera in Berlin ausbrach. Schließlich muß Sanctus Bureaucratius borussicus es über sein Gewissen bekommen haben, den jungen Studiosus noch ein ganzes Semester der Georgia Augusta zu belassen. Dann kehrte Kleist von da zurück, um noch ein letztes Semester in Berlin zuzubringen.

Am 16. März 1838 in Göttingen exmatrikuliert, wurde er am 8. Mai wieder an der Berliner Universität aufgenommen. Er hörte noch vier Vorlesungen, u. a. bei dem radikalen Junghegelianer und Gegner Savignys, sowie der historischen Schule, Eduard Gans, preußisches Landrecht und - ein Beweis dafür, daß er selbst in seinem letzten Semester noch Sinn hatte, sich näher mit Dingen zu befassen, die außerhalb seines Faches lagen - Technologie bei dem berühmten Physiker F. G. Magnus.

Dieses letzte Semester verlebte er wieder mit Portenser Freunden zusammen. Wunderlich trat ihm jetzt näher und bezog mit ihm eine gemeinschaftliche Wohnung am Hackeschen Markte Nr. 5. Der dritte im Bunde war Gustav Lepsius. Gegen diesen hatte Ranke eine Abneigung. Kleist jedoch suchte ihn zu verteidigen. Er ließ auch nicht davon ab, als Lepsius ihm den Kummer bereitete und ihn nicht auf seinen Gängen in die Spittelkirche zu Lisco, die er wieder mit großer Freude aufnahm, begleitete. Durch Wunderlich wurde Kleist damals mit Otto de la Croix, dem späteren Ministerialdirektor im Kultusministerium, bekannt und fürs Leben befreundet. Schnell war das Semester um. Am 2. August 1838 wurde er exmatrikuliert und am 11. August bestand er bereits das Examen als Auskultator. So hieß bis zum Jahre 1869 die erste Stufe in der

---

[62] Kleist an Ernst Ranke, Sommer 1837.

[63] Kleist an Ernst Ranke, 10. September 1837.

[64] Kleist an Ernst Ranke, 3. April 1837.

[65] Kleist an Ernst Ranke, 28. Januar 1838.

preußischen Verwaltungslaufbahn. Weit davon entfernt, nun einmal auszuspannen, war er von dem sehnlichen Wunsche durchdrungen, sich weiter in seinem Fache auszubilden. Gleichsam um sich gegen die Versuchung zu wappnen, sich einem bequemen Landleben hinzugeben, faßte er diese Weiterbildung sofort fest ins Auge, indem er seinem "lieben lieben Ranke" mitteilte: "So viel ist gewiß, daß ich vor allem anderen weltlichen Beruf erst ein tüchtiger Jurist werden will."[66]

Auskultator und Referendar

Für einige Wochen reiste er nach Kieckow und Reinfeld. Mitte Oktober war er wieder in Berlin und ging dort sogleich mit Eifer dem Dienst nach. Zwar befriedigte ihn die erste Tätigkeit am Kriminalgericht nicht. Aber er ließ sich nicht abschrecken. "Ich weiß ja wohl, daß man sich des Grabens unterziehen muß, um Schätze zu finden," meinte er deswegen gegen seinen "lieben Ernst", und nahm sich vor, auch das Unbedeutende "mit herzlicher Liebe" zu ergreifen. Zuweilen hatte er recht viel zu tun. Auf der Zivilstation konnte er eine ziemlich selbständige Tätigkeit entfalten[67]. Er scheint sich auch unter seinen Berufsgenossen eine Stellung verschafft zu haben. Denn als sein Direktor im Sommer 1840 das Jubiläum als fünfundzwanzigjähriger Vorsteher des Stadtgerichts feierte, erhielt Kleist den Auftrag, den würdigen Herrn im Namen der Auskultatoren zu beglückwünschen[68]. Bei der juristischen Ausbildung ließ er es aber nicht bewenden. Vielmehr fuhr er fort Vorlesungen bei Leopold Ranke zu hören; so erlaubte ihm dieser im Sommer 1839 den Besuch seines Kollegs über neuere Geschichte. Es war das für Kleist "die liebste Vormittagsstunde", und es verdroß ihn sehr, wenn er einmal zur Vertretung eines Kollegen gezwungen war und deswegen die Vorlesung aufgeben mußte. Außerdem suchte er jetzt, wenn auch, wie das bei dem Schüler eines so ausgesprochen humanistischen Gymnasiums wie Schulpforta nicht wunder nehmen kann, ohne inneren Trieb, nachzuholen, was er im Französischen versäumt hatte. "Ich muß jetzt mit aller Gewalt das bis dahin so schnöde behandelte Französisch treiben. Ich muß, denn es ist wohl schwer, diesem Studium große Lust abzugewinnen", schrieb er[69]. Zu diesem Zwecke abonnierte er sich im französischen Theater.

Auch politische Interessen begann er jetzt zu betätigen. So sammelte er unter seinen Freunden für die "unglücklichen Neuenburger". Gegen den Katholizismus empfand er gewisse aggressive Neigungen. Denn zu seinem "treuen Ernst", der um diese Zeit Pfarrer in Buchau bei Kulmbach wurde, meinte er gelegentlich unter dem Ausdruck des Bedauerns, daß dessen Bruder Heinrich durch seinen Beruf noch in Bayern gefesselt würde, das habe auch sein Gutes, weil es zur Eindämmung des Katholizismus beitrage[70]. Lebhaft bewegte ihn der Streit der preußischen Krone mit dem tückischen polnischen Erzbischof Dunin. Das Ereignis zwang ihn zum ersten Male näher über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche nachzudenken. Bald nach der Absetzung Dunins, am 2. Juli 1839, schrieb er an Ranke, angeregt durch diesen: "Wohl ist das richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche bis jetzt noch nicht gefunden, wenigstens noch nicht zur Erscheinung gekommen, und oft liegt es mir recht schwer und drückend auf dem Herzen, wie da Hilfe zu schaffen sei. Aber die Arbeit erfordert eines Menschen Leben und eines ganzen Mannes geistige Kraft, wie ich sie einmal in mir Schwachen wahrlich nicht fühle. Ich habe zwar den festen Willen, später auch gerade darauf vorzüglich meine Studien und meine Bestrebungen zu richten. Aber gegenwärtig muß ich mich durchaus bescheiden, noch fern davon zu bleiben." Es liegt etwas von einer Ahnung seines späteren Lebens in diesen Worten des vierundzwanzigjährigen jungen Mannes, der vor wenigen Monaten mit dem Vater seinem ursprünglichen Familiennamen den Namen Retzow hinzugefügt hatte. Er fühlt, daß es die Quadratur des Zirkels ist, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu regeln. Aber schon jetzt nimmt er sich vor, einmal das Seinige zu tun, um dieses Problem der Lösung näher zu führen; und in hohem Alter sollte er, als dieser gewaltigste Streit um die Macht im neugegründeten Deutschen Reiche wieder auflebte, in diesen hineingezogen werden wie wenige Menschen.

---

[66] Kleist an Ranke, 12. August 1838.

[67] Aufzeichnungen 1871.

[68] Kleist an Ranke, Juli 1840.

[69] 8. Februar 1839.

[70] Kleist an Ranke, 8. Februar 1839.

Einen sehr breiten Raum während seiner Ausbildung als Auskultator nahm, wie wohl schon während seiner ersten Berliner Studienzeit, die Geselligkeit ein. Durch seinen Vetter Adolf, den Vizepräsidenten beim Obertribunal, wurden ihm einzelne der großen Häuser des vormärzlichen Berlin erschlossen, so das des Polizeiministers v. Rochow. Wohler als hier fühlte er sich in dem Hause des Professors der Theologie Twesten, in das ihn Gustav Lepsius eingeführt zu haben scheint. Mit Lepsius setzte er nämlich ebenso wie mit Wunderlich die Garconwirtschaft seines letzten Semesters bis zum April 1840 fort. Von Twestens aus kam er in das Haus des Ministerialdirektors Eichhorn, der bald darauf von Friedrich Wilhelm IV. zum Kultusminister berufen wurde. Beide Häuser waren damals in Berlin besonders beliebt. Ebenso gelangte er von Twesten zum Obertribunalpräsidenten Sack. Heimatliche Beziehungen scheinen ihn in das Haus eines Bankiers Oppenheim geführt zu haben. Bei weitem die stärksten Eindrücke empfing er auf den Twestenschen "offenen Abenden". Gleich zu Anfang geriet er dort in einen überaus anregenden Kreis. War doch Leopold Ranke, der Philologe Lachmann und die Familie Eichhorn dort. Mit gespanntem Interesse hörte der junge Auskultator den Unterhaltungen der Berühmtheiten zu. So erzählte er in einem Briefe an Ranke, daß Lachmanns Äußerung, die damalige Zeit sei faul, an jenem Abend allseitig Widerspruch geweckt habe. "Eichhorn verteidigte mit Feuer und Glück die gegenwärtige Zeit, bedauerte Lachmann wegen einer solchen Lebensansicht. Dein Bruder als Geschichtsforscher stellte sie über alle Zeiten, wies überhaupt von jeglicher Zeit das Bezeichnungswort ‚faul' zurück und gab auch der unseren zu den vorigen ihre richtige Stellung, wo er freilich die gänzliche Unproduktivität in der Poesie ihr vorwarf." Mit diesem Abend verglich er die Abende bei Rochow: "Da sollte im Kreise der Regierer des Staats die Weisheit sitzen, aber einen solchen Abend bei Twesten gegen zehn beim Minister, wenn überhaupt eine Vergleichung zulässig wäre! Man kann sich an einem Gesicht wie das von Eichhorn, deinem Bruder etc. nicht satt sehen, immer wieder wird man angezogen, durch die Augen hindurch ins tiefste Innere hineinzuschauen." Eichhorn hatte ihm so gefallen, daß er gestand, er wünschte wohl bei ihm im Hause zu verkehren und zwar näher."Aber ich habe mir fest vorgenommen, die Burg durchaus nicht mit Gewalt zu erstürmen." Später kam er dann auch dorthin. Auf einem Balle bei Twestens schloß er Freundschaft mit einer jungen Geheimratstochter, die er bei Sacks kennen gelernt hatte, einer Verwandten des Eichhornschen Hauses. Es scheint das erste und das letzte Mal vor seiner sehr viel später erfolgenden Verlobung gewesen zu sein, wo sein Herz etwas engagiert war. Er fand, daß das junge Mädchen - es hieß Erbkam - "ganz das liebe tiefe Gemüt" der Eichhorns habe. Wir erfahren auch, wodurch er sich zu der jungen Dame hingezogen fühlte. Der Vorgang ist durchaus charakteristisch für ihn. "Schon aus der einen Antwort, die sie mir auf meine halb scherzhaft hingeworfene Äußerung, sie habe wohl nie eine Ursache sich zu schämen gab: ‚Wir hätten wohl alle dazu täglich recht vielfach Ursache' wirst du", so schrieb er an Ranke, "ersehen, wie man selbst an jenem Abend mitten unter dem Lärm ein ernstes, förderndes Gespräch mit ihr führen konnte." Auf einem Maskenball im Schauspielhause, wo das Fräulein wieder mit Eichhorns erschien, versäumte er nicht, ihr in Versen seine Huldigung darzubringen. Die kleine Courmacherei scheint nicht unbeachtet geblieben zu sein, denn einige Tage darauf wußte auch Leopold Ranke darum.

Der ernstgerichtete junge Mann wurde allmählich von dem Strudel der Geselligkeit so erfaßt, daß er es mit einem richtigen Gesellschaftshelden aufnehmen zu wollen schien. Seine Teilnahme daran zeigt ihn in einem kindlichen harmlosen Lichte. Im Winter des Jahres 1840 beteiligte er sich bei seinem französischen Lehrer an der Aufführung französischer Schauspiele, die "unter allgemeinem Jubel eines zahlreich versammelten Publikums" stattfanden. Einmal waren es Molières "Fourberies de Scapin", das andere Mal Bayards "Vorleserin", was man zur Aufführung gewählt hatte. In "La Lectrice" gab Kleist die Rolle eines alten blinden Kapitäns. "Ich hatte mich in meinen Schiffskapitän so hineingespielt, daß ich wirklich ganz angegriffen war," bemerkte er in seinem Briefe an Ranke darüber und fährt dann fort: "Dies letzte Stück spielte gerade am Abend vor Fastnacht. Sowie es vorbei war, zogen Lepsius, Wunderlich und ich noch als die heiligen drei Könige verkleidet zu dem Präsidenten Meusebach." Diesem geistreichen Sammler, der den jungen Leuten manches von den lustigen Fastnachtsscherzen am Rhein erzählt hatte - er kannte sie gar wohl aus seiner jungen Zeit in Koblenz - und dessen "jugendlich-kindlichem Gemüt", wie Kleist sein Wesen kennzeichnet, es einen Hauptspaß zu bereiten pflegte, die jungen Leute recht derb zu necken, brachten die drei Gefährten mit launigen Versen allerhand Gaben dar.

Bei der Natur Kleists, die wir kennen, vermag es nicht wunder zu nehmen, daß dieses mitunter auch recht

schale Gesellschaftstreiben ihn auf die Dauer nicht befriedigte. Zwar war er nebenher stets seinen religiösen Neigungen weiter nachgegangen. Einer seiner ersten Gänge in der Auskultatorzeit war zu Baron Kottwitz am Alexanderplatz gewesen, zu dem ihn mannigfache Fäden hingeleitet haben mögen. Am ersten ist anzunehmen, daß er durch Herrn v. Senfft-Pilsach, der von Kottwitz in früheren Jahren Anregungen empfangen hatte, auf ihn gelenkt worden ist[71]. Kottwitz, dieser merkwürdige Mann, einer der namhaftesten Vorläufer der inneren Mission, wie er denn alle jene Arten der Liebestätigkeit entfaltete, die später die innere Mission planmäßig organisierte - er nahm sich der schlesischen Webernot an, schuf ein Heim für heimatlose Großstädter, sorgte für Unterbringung verwahrloster Kinder - stand damals schon in hohem Greisenalter und ist bald danach (1843) gestorben. Kaum hat er noch jenen überwältigenden Eindruck zu machen vermocht, wie noch etwa zwei Jahrzehnte vorher auf Männer wie Tholuck und Stier. Damals schrieb Tholuck über die Stunden im Kottwitzschen Hause: "Was ich hier empfand, das fassen menschliche Worte nicht, denn es floß von einer höheren Region aus. Es ging gleichsam wie ein mildes heiliges Wesen von dem Jünger aus und verbreitete sich über alle Gegenwärtigen. Wie Glockengeläut tönten die Gespräche in meinem Innern nach." Ebenso rief ein anderes pietistisch angelegtes Gemüt, Stier, aus: "Wenn der Herr so in seinen Jüngern ist, wie wird er selbst sein!" Aber auch Kleist wurde sehr berührt von dem Kottwitzschen Wesen. Er berichtete über sein Bekanntwerden mit der vielverehrten Patriarchengestalt an Ranke[72]: "Ob ich Dir schon mitgeteilt habe, daß Lepsius und ich ihn aufgesucht haben? ohne andere Empfehlung als den Wunsch, ihn kennen zu lernen, häufiger um ihn zu sein, von ihm lernen zu können, und daß er uns so freundlich und herzlich aufgenommen hat. Was ist das für eine ehrwürdige Gestalt. Bei dem sehr sehr hohen Alter und bei der dadurch sichtbar herbeigeführten körperlichen Schwäche noch solche geistige Frische und Kräftigkeit. Eine große majestätische Figur, ein so ruhiges, durch tausend Stürme bewährtes, liebevolles Auge. Alles, was er denkt und tut, seinem Gott ergeben. In alle menschlichen Verhältnisse einen so klaren und tief christlichen Blick. Er hat Gottes Führungen in seinem langen Leben so recht erkennen und preisen lernen." Er besuchte Kottwitz öfter an Sonntagnachmittagen, und es ist ganz zweifellos, daß er hier mannigfache Anregungen für sein späteres Tun empfangen hat. Auch mancherlei Anschauungen Kleists mögen hier beeinflußt worden sein. So war Kottwitz sehr gegen den Freimaurerorden eingenommen, gegen den Kleist später heftig kämpfte. Auch der Brüdergemeinde mag Kleist durch ihn nahegebracht worden sein; war doch Kottwitz von dieser ausgegangen.

Daneben fuhr Kleist fort, sich durch religiöse Schriften weiter zu bilden. So erquickte er sich an Lavaters aphoristischen Gedanken in der Christoterpe von 1833. Hin und wieder stärkte er sich auch an einem Aufsatze der Hengstenbergschen evangelischen Kirchenzeitung, der wir damals zuerst bei ihm begegnen. Noch mehr aber erfreute er sich an den "Vater-Unser-Predigten" von Ludwig Harms, der dem Kreise der Erweckten zuzuzählen ist. "Ach was sind die wunder-wunderschön!" rief er nach dem Lesen jener Predigten in fast kindlich anmutender Schwärmerei aus. Von Predigern hörte er gelegentlich den rhetorisch so begabten Theremin. Er fand, daß Theremin "recht christlich und wahrhaft bewegend" spräche, aber "erweckt" wäre er nicht durch ihn. Mehr zog ihn Otto v. Gerlach in der Elisabethkirche an.

So viel ernste Anregung Kleist mithin auch hatte, so gaben sie ihm doch nicht dasjenige Gegengewicht, dessen er in seinem Innern bedurfte, um Behaglichkeit der Seele zu empfinden. Daher kehrten schließlich die trüben Stimmungen wieder zurück, von denen er sich durch anhaltendes Ringen mit sich selbst in Göttingen zu befreien gewußt hatte. Er merkte, daß das weltliche Treiben von ihm sehr Besitz nahm. Infolgedessen klagte er sich bitter an: "Es ist noch ein jämmerlich Ding mit meinem Christentum, eine tote Gewohnheit, ein eitles Gerede." In seinen Gewissensängsten flüchtete er sich gewöhnlich zu seinem "Herzens-Ernst" und beichtete ihm sein Leid und seine Sünden. "Du bist es überhaupt", so gestand er ihm, "nächst meinen Eltern und meiner Schwester, zu dem meine Gedanken sofort eilen, wenn ich mich in der Welt zurückgestoßen fühle und das dadurch zur Selbstprüfung - und damit ja auch von selbst zur Selbst-

---

[71] Über Kottwitz vgl. J. L. Jacobi, Erinnerungen an Baron Kottwitz. Halle 1882. - Leopold Witte, Das Leben Tholucks Bd. I. Bielefeld u. Leipzig 1884. - Wichern, Briefe und Tagebuchblätter. - F. Oldenberg, J. H. Wichern. Hamburg 1884.

[72] Kleist an Ranke, 8. Februar 1839.

anklage geführte Herz Trost im Bewußtsein solcher Liebe empfängt." Er konnte nicht genug Fehler in sich entdecken. Wieder führt er in erster Linie seine "Unmäßigkeit" an. Aber auch Zorn und Eitelkeit registriert er. Zerknirscht gestand er sich, daß "alle äußeren Mittel, aller menschliche Zwang, Tagebücher, Gottesdienste, ja selbst Gebete" ihm nicht hülfen, den alten Adam zu besiegen. Er kam sich recht zerfahren vor. In solchen Stimmungen besann er sich darauf, wie wohltuend ihm die Göttinger Einsamkeit geworden war, und so faßte er wieder den Entschluß, das Berliner zerstreuende Leben zu fliehen und an einen Ort zu gehen, wo er mehr Sammlung fände.

Anfänglich dachte er an Arnsberg. Von dort aus wollte er einige Zeit an den Rhein gehen, um das rheinische Verfahren zu studieren. Dann aber kam er, zumal da Arnsberg etwas zu weit schien, auf den Gedanken, nach Ablegung des Referendarexamens sich nach Frankfurt an der Oder versetzen zu lassen. Dahin zog ihn vor allem die Persönlichkeit des Vizepräsidenten am dortigen Appellationsgericht Ludwig v. Gerlach, auf die ihn der Freund seines elterlichen Hauses Herr v. Senfft-Pilsach hingelenkt hatte. "Ich habe mir vorgenommen, meinen Umgang so gut wie ganz auf sein Haus zu beschränken," schrieb er an Ranke. Zwar verzögerte sich sein Referendarexamen, insbesondere weil er zu militärischen Übungen einberufen wurde. Aber schließlich war auch diese Staffel überwunden, und bald darauf erfolgte seine Versetzung seinem Wunsche gemäß. Am 4. Mai 1841 wurde Hans v. Kleist-Retzow als Referendar beim Oberlandesgericht in Frankfurt eingeführt. -

Die sieben Vierteljahre, die Kleist in der alten märkischen Oderstadt, wo der Größte seines Geschlechts das Licht der Welt erblickte, zubringen sollte, wurden die entscheidendste Zeit für seinen inneren Entwicklungsgang. Hier vollendete sich das, was im Elternhause als Keim in seine Brust gesenkt war und was in Göttingen zuerst bewußt in ihm sich auslöste. Den meisten Anteil daran hat der Präsident Ludwig v. Gerlach gehabt.

Wir müssen einen Augenblick bei diesem außergewöhnlichen Menschen verweilen. Er hat eine große Rolle in der neueren Geschichte Preußens gespielt als Rundschauer der Kreuzzeitung und als Bekämpfer der Bismarckschen Politik. Neuerdings ist seine Persönlichkeit durch verschiedene Veröffentlichungen politischer Papiere, so besonders aus der Bismarckliteratur, den Denkwürdigkeiten seines Bruders, des Generals Leopold, und zuletzt aus seinen eigenen Tagebüchern in ein helleres Licht gerückt worden[73]. Für diejenigen, welche ihn als politische Erscheinung zu erfassen suchen - und sie werden die Mehrzahl bilden - kann der Eindruck seines Wesens in der Totalität im wesentlichen nur unerfreulich sein. Anders dagegen fällt das Urteil aus, wenn man diese paradox angelegte Natur als selbstlosen, idealistischen und festen Charakter zu würdigen sucht. Das zeigt z. B. die Analysierung seiner Persönlichkeit durch Erich Haupt in den ehemaligen Beyschlagschen deutsch-evangelischen Blättern[74]. Was mir bisher noch nicht genügend geschehen zu sein scheint, das ist die Hervorhebung des ungewöhnlichen Einflusses, den dieser "Säulenheilige", wie ihn Bismarck später nannte, auf namhafte Männer ausgeübt hat. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß er auf den Größten seiner Zeitgenossen, auf Bismarck, nicht nur recht anregend, sondern anfangs auch vielfach bestimmend wirkte. Hören wir, was der spätere Geheimrat Schede, ein sehr urteilsfähiger Kopf, der im Jahre 1833 unter Gerlach in Halle als Auskultator arbeitete, von ihm sagt[75]. Er berichtet, daß Gerlach sofort auf ihn einen gewaltigen Eindruck gemacht habe. "Im Kollegium des Landgerichts war er fast von lauter Gegnern umgeben, hatte sie aber als Jurist sämtlich an seine Leitung gewöhnt, ich möchte sagen: mit fester Hand am Zügel eingefahren. Nichts war ihm lieber, als der Widerspruch einiger junger, gut geschulter und begabter Assessoren und der Kampf mit diesen. Aber seinem Geist und seinen Gaben vermochten sie nicht zu widerstehen. Es war eine Lust ihm zuzuhören. In seinem Hause war der Eindruck von der Bedeutung seiner Person und der Einheit seines ganzen Wesens und Lebens freilich noch viel gewaltiger. Mir war noch

---

[73] Ernst Ludwig v. Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795-1877. Herausgegeben von Jakob v. Gerlach. 2 Bände. Schwerin 1903.

[74] 29. Jahrgang (1904). Ludwig v. Gerlach als religiöser Charakter.

[75] Hermann Schede. Erlebtes und Erstrebtes. Aus dem Leben eines alten Berliners. Handschriftlich.

nie ein Mensch begegnet von solchem Schwergewicht der persönlichen Erscheinung." Dabei hatte Schede in näherem Verkehr mit Schleiermacher gestanden und war stark von ihm berührt worden. Ähnlich wie Schede äußerte sich der spätere bekannte Professor der Theologie Kahnis über den Präsidenten. Er sagt, Gerlach hätte eine beherrschende Stellung in einem Kreise jüngerer Männer eingenommen. "Die Funken seines reichen Geistes fielen zündend in ihre Seelen."[76] Auch der Tribunalpräsident Goetze wußte von dem starken Einfluß Gerlachs auf ihn zu berichten[77]. Clemens Brentano gestand seinem Freunde Goetze: "Ludwig (Gerlach) war mir vom ersten Augenblick eine bange Erscheinung."[78] Darin deutet sich die geistige und dialektische Überlegenheit des Präsidenten an, die auf manchen niederdrückend wirken mochte. Selbst ein Mann von der geistigen Freiheit Wicherns fühlte sich noch im Jahre 1850 von der Persönlichkeit des Präsidenten stark berührt, so daß er sich veranlaßt fand, diesen unerbittlichen Doktrinär einen "wahren Volksmann" zu nennen, dessen Wert erst eine künftige Zeit würdigen würde[79].

In dieses Mannes unmittelbare Nähe kam jetzt Kleist. Er fand ihn gleich so "herzlich und teilnehmend als wären wir alte Bekannte"[80]. Der Präsident nahm ihn sofort auf eine viertägige Inspektionsreise mit, auf der das große Zuchthaus zu Sonnenburg in Augenschein genommen wurde. Offenbar war es der Ausdruck des Wohlgefallens, wenn Gerlach dem jungen Referendar drohte, er würde ihn jetzt regelmäßig auf seinen Inspektionsreisen als Protokollführer mitnehmen. Und in der Tat machte er diese Drohung wahr. Außer bei den Gerichtssitzungen gewann der Präsident dann noch besonders Einfluß auf das nach Geist und Gemüt noch recht bildsame Wesen seines Zöglings bei einem alle Woche in seinem Hause stattfindenden Referendarabend, bei dem er die jungen Leute im Disputieren zu üben suchte. Sie schlossen sich an Vorträge juristischen, meist staatsrechtlichen Inhalts an. Mit Vergnügen erinnerte sich Gerlach selbst noch in späterer Zeit dieser Abende und erklärte Kleist wohl voller Zärtlichkeit: "Sie waren in Frankfurt ein so wesentliches, so liebes Stück unseres Lebens." Kleist selbst hat immer das Bewußtsein gehabt, daß er kaum einem Menschen so viel verdanke, wie gerade Ludwig Gerlach. Er hat das u. a. noch kurz vor seinem Tode auf dem Krankenbette gesagt[81]. Dem entspricht, was in der Geschichte seiner Familie angegeben wird. Er lernte von ihm, wie er sagt: "die hohe Achtung vor der Geltung des Rechts, die treue Geistesarbeit, dasselbe im konkreten Falle zu finden, die unbedingte Selbständigkeit der Gesinnung in seiner Bewahrung, die Geltendmachung der kirchlichen Weltanschauung im ganzen - auch im öffentlichen Leben." Die letzten Wendungen decken sich dem Sinne nach wohl mit dem, was Kahnis über Gerlach in dieser Beziehung sagt: "Es war besonders der Gedanke des christlichen Staats, für den er einzunehmen wußte." Irren wir nicht, so ist hier der springende Punkt in der Einwirkung des Präsidenten auf Kleist zu suchen. Hier in Frankfurt vollzog sich jene eigentümliche Verschmelzung des pietistischen Wesens mit dem politischen Denken und Empfinden, das Kleist charakterisiert. Aber auch die reinjuristische Denkweise Kleists erhielt durch Gerlach die Richtung auf das Staatsleben. Das hat er selbst, als er die Einrichtung des Reichsgerichts in Leipzig im Reichstage bekämpfte, hervorgehoben[82].

Aber noch andere Bekanntschaften machte Kleist in Frankfurt, die für sein Leben von Bedeutung werden sollten. Vor allem lernte er hier Hermann Wagener, den späteren Kreuzzeitungsredakteur und Freund Bismarcks kennen, der wie er Referendar am Oberlandesgericht war. Sie traten sich bald nahe. Kleist erklärte den ihm im Alter nur um etwas über drei Monate nachstehenden Wagener für den "schärfsten Kopf" im Kreise seiner Altersgenossen. Augenscheinlich richtig sagte er von ihm: "Er neigt nur leicht zur Diskussion mehr spitzer als wichtiger Fragen. Doch besitzt er ein liebenswürdiges Festhalten am Wort, ja am

---

[76] F. J. Winter, Kahnis. Leipzig 1896.

[77] (M. u. G. Goetze.) Unsere Voreltern u. unsere Eltern. Wernigerode 1895.

[78] Ebenda S. 110.

[79] Briefe u. Tagebuchblätter Wicherns. Hamburg 1901. 15. Juli 1850.

[80] Kleist an Ranke, 6. Juni 1841.

[81] Mitteilung seines ältesten Sohnes.

[82] Sten. Ber. R.T., 19. März 1877, S. 243.

Buchstaben, das nur bisweilen eben dadurch umschlägt und ihn zu spitzigen Erklärungen zwingt"[83].

Wagener kam mit Kleist viel auf einem sogenannten theologischen Abende zusammen, der zu Anfang des Jahres 1842 begründet wurde und wie der Referendarabend allwöchentlich stattfand. Ihm gehörten noch der Predigtamtskandidat Karl Jahn, der als Schwerinscher Hofprediger starb, ein Predigtamtskandidat Roquette, wohl ein Bruder des Dichters Otto Roquette, der damals das Gymnasium zu Frankfurt besuchte, und zwei weitere Kandidaten an. "Roquette", so schreibt Kleist, "ist der lebendigste und beweglichste unter uns, hat aber einen Anflug von Rationalismus. Das ist mit die Ursache, warum er durch die sich ihm entgegenstellende Opposition am meisten Lebendigkeit in unsere Abende, aber auch leicht Streit in sie bringt." Die jungen Leute lasen auf jenen Abenden die symbolischen Bücher in der Ursprache. "Das Gespräch umfaßt aber oft alle möglichen wichtigen kirchlichen Fragen. Sie haben nur noch zu wenig einen erbaulichen Charakter" berichtete Kleist seinem Ranke. Auch der Bruder Karl Jahns, die originelle Persönlichkeit des späteren Leiters der Züllchower Missionsanstalten bei Stettin, Gustav Jahn, der als Dichter und Volksschriftsteller im Stile des Wandsbecker Boten unter dem Namen Schulze Gottlieb bekannt wurde, lernte Kleist damals kennen. Gustav Jahn war zu jener Zeit noch wie sein Vater Gerber. Er las Kleist und dessen Freunden sein "Hohes Lied" vor[84]. Wichtig war für Kleist ferner der Umgang mit dem Bruder seines Präsidenten, dem Chef des Generalstabs des 3. Armeekorps, Oberst Leopold von Gerlach. Damals befand sich das Generalkommando dieses Korps noch in Frankfurt. Der kommandierende General war zu jener Zeit Generalleutnant v. Thile, der Bruder des Kabinettsministers und Vertrauten Friedrich Wilhelms IV. und Vater des Staatssekretärs Hermann v. Thile, ebenso wie der Kommandeur des Leibregiments daselbst. Oberst v. Schmeling, ein sehr christlich gesinnter Mann, wie Kleist mit Freuden erfuhr. Dem Obersten v. Schmeling half Kleist einen Krankenverein gründen. Unter den Mitgliedern des Oberlandesgerichts nennt er den Oberlandesgerichtsrat v. Caprivi, den Vater des späteren Reichskanzlers, und andere als geschickte Juristen. Dagegen kam ihm der Präsident des Gerichtes, Scheller, ledern vor. Ein für sein Wesen bezeichnender Zug ist es, daß er sich dem Prediger des Arbeitshauses als Vorsänger der Gefangenen beim Gottesdienste zur Verfügung stellte[85].

Mit der Welt außerhalb Frankfurts kam er durch eine im Sommer 1841 unternommene Reise durch die Sächsische Schweiz, Schlesien und einen Teil Böhmens in Berührung. Sie geschah zusammen mit Gustav Lepsius sowie den Referendaren de la Croix aus Berlin und v. Richthofen aus Breslau. In Prag kehrte die Reisegesellschaft um, weil ihr das Geld ausging. Bei einem Besuch der Heimat während des Sommers 1842 unternahm Kleist mit Schwager, Schwester und deren Tochter Johanna eine kleine Reise nach Danzig, bei der er sich an den schönen Bauwerken der alten Hansestadt lebhaft erfreute. Die größte Freude bereitete es ihm freilich, die Lebendigkeit seiner kleinen Nichte zu beobachten[86].

Durch seinen Aufenthalt in der Heimat empfing seine pietistische Richtung neue Nahrung. "Auch Schuberts liebe Seele ist uns während meiner Anwesenheit in Kieckow recht nahe getreten" meldete er seinem "geliebten Ranke". "Wir hatten seine Lebensbeschreibung von Oberlin gerade dort; ich las sie einer meiner Cousinen während einer kleinen Reise im Wagen vor, und sie und ich und der Kutscher weinten dabei um die Wette." Die ganze Einrichtung seiner Lebensweise aber bestimmte in dieser Zeit ein Buch, das er noch in Berlin gelesen hatte: das von Uhden herausgegebene Leben des kindlich gläubigen Bekämpfers der Sklaverei und Vorkämpfers der Sonntagsruhe in England, William Wilberforce. Dies hatte in ihm eine "Sehnsucht nach dem Sonntagsglück", das Wilberforce empfunden hatte, wachgerufen. In Frankfurt nahm er sich fest vor, "keinen Sonntag mehr zu gewöhnlichen Arbeiten zu verwenden". Das Beispiel, das ihm Gerlach gab, bestärkte ihn darin. Seitdem erschienen ihm die Sonntage "wie die grünen wasserreichen Inseln

---

[83] Kleist an Ranke, 13. September 1842.

[84] Aufzeichnungen 1871.

[85] Gensichen, Hans v. Kleist-Retzow. Berlin 1892. S. 9. Wohl nach einer Mitteilung der Gebrüder Jahn.

[86] Kleist an Ranke, 13. September 1842.

in der Wüste"[87]. Er wußte, daß Ranke, dem er dies schrieb, früher nicht mit ihm in dieser Frage übereingestimmt hatte: "Ich weiß wohl, wie du mir einst im Tiergarten bei einem unserer Nachmittagsspaziergänge die Zweckmäßigkeit oder doch die Notwendigkeit des Sonntags ganz hast absprechen wollen. Du wirst aber, seitdem du Pfarrer bist, gewiß anderer Ansicht geworden sein." So wenig verständlich diese pedantische Ausdehnung der Sonntagsfeier auf die privaten Verhältnisse den meisten erscheinen wird, diese grundsätzliche Stellung Kleists ist für seine spätere Tätigkeit ungemein lehrreich. Hier sind die Keime seiner unermüdlichen tapferen Arbeit zur Schaffung des freien Sonntages für die Mühseligen und Beladenen zu suchen. Kleist sollte in dieser Beziehung recht eigentlich ein Wilberforce des deutschen Volkes werden.

Bemerkenswert ist bei dieser engen Gemeinschaft, die Kleist mit dem Pietismus fand, daß er nicht dem Beispiel Thadden-Trieglaffs und anderer sektiererischer Freunde folgte, sondern in der Landeskirche blieb. Er war doch zu gesund angelegt, um diese Irrwege mitzumachen, die zuletzt in einem religiösen Hochmut ihre Wurzel haben. Neben praktischen Erwägungen, die ihn die Unfruchtbarkeit solcher Sektiererei erkennen ließen, wird ihn der Geist preußischer Disziplin, der sich unterzuordnen weiß, dabei bestimmt haben. Sehr wahrscheinlich hat ihn auch der Präsident v. Gerlach bei der Kirche festgehalten. -

Ein anderer, als er gegangen, kehrte Kleist im Januar 1843 nach Berlin zurück, um sein drittes juristisches Examen abzulegen. Sein Wesen war vor allem gefestigter und strenger geworden. Der Umgang, den er in den nun folgenden anderthalb Jahren pflegen sollte, brachte ihn noch mehr in den Bann der Gebrüder Gerlach hinein, die sich auf einem dreifach mit Grundsätzen gepflasterten Boden bewegten. Der Vizepräsident war ihm schon nach Berlin vorausgegangen, ebenso Leopold Gerlach. Mit Kleist siedelte Hermann Wagener zur Vorbereitung für das Assessorexamen in die Hauptstadt über. Erst zog jener wieder mit Wunderlich zusammen nach der Marienstraße 14. Doch hatten beide eigene Wirtschaften. Bald aber scheint Kleist in der Marienstraße 1a mit Wagener zusammengezogen zu sein. Mit ihm aß er bei Zook Unter den Linden. Der Umgang mit diesem begabten Neuruppiner Pfarrersohn, der sich wohl in damaliger Zeit den Irvingianem zuwandte, entfremdete ihn seinen alten Freunden etwas und brachte ihn in einen anderen Kreis religiös und wissenschaftlich angeregter junger Männer, unter denen außer Wagener der spätere Leipziger Professor Kahnis, der einer der namhaftesten Vorkämpfer des neueren Luthertums wurde, ferner der besondere Vertraute Ludwig Gerlachs, der damalige Assessor nachmalige Geheimrat Bindewald, eine wie Ludwig Gerlach sehr zum Katholizismus neigende Persönlichkeit, sodann der anglo-dänische[88] Irvingianer Böhme und ein amerikanischer Professor Schaff von ihm genannt werden. Die jungen Männer trafen sich sehr oft des Abends, um religiöse und politische Fragen zu besprechen. Wir haben hier offenbar ein Seitenstück zu jener damals in der preußischen Hauptstadt aufkommenden frommen Vereinigung, deren Mitglieder der Berliner Volkswitz "nasse Engel" nannte[89], nur von tieferem und wissenschaftlicherem Charakter. Leider fließen die Quellen über diese Zusammenkünfte nur spärlich. Ein paar nicht ganz miteinander übereinstimmende dürftige Notizen Kleists aus verschiedenen Zeiten sind fast alles, was wir darüber erfahren. Auch äußerlich mögen die Mitglieder des Kreises einen recht geistlichen Anstrich gehabt haben. Ging doch Kleist in diesen jungen Jahren bartlos, und auch Hermann Wagener scheint dieses männlichen Schmuckes entbehrt zu haben. Zweimal wird in jenen Kleistschen Notizen ein "Vorfall mit Gauß" erwähnt. Nach einer Tradition handelt es sich um einen Auftritt zwischen Kleist und dem berühmten Mathematiker, der ihn von Göttingen her gekannt haben wird. Gauß, übrigens ein konservativer Mann, soll eine spöttische Bemerkung über die frommen jungen Leute gemacht haben, worauf Kleist sehr scharf erwiderte, so daß er erwartete, Gauß würde ihn fordern, was jedoch unterblieb[90].

Natürlich verkehrte Kleist auch mit Ludwig Gerlach eifrig weiter. Damals knüpfte er außerdem mit Philipp Wackernagel Bekanntschaft an, der "im Staube der Berliner Bibliotheken" für sein Werk über das Kir-

---

[87] Kleist an Ranke, 6. Juni 1841.

[88] Ludwig Gerlach an Kleist, 3. Mai 1846.

[89] Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte V, 245.

[90] Mitteilung des ältesten Sohnes Kleists.

chenlied sammelte[91]. Beide befreundeten sich schnell. Denn Wackernagel ließ sich überreden, mit Kleist zusammenzuziehen. Wagener aber nahm in der Charitéstraße eine Wohnung. Die Bekanntschaft mit Wackernagel scheint der Assessor Hermann Schede herbeigeführt zu haben, den Kleist am 24. Juni 1844 kennen lernte und schnell liebgewann. Es sollte die innigste Freundschaft seines Lebens werden. Zu jener Zeit als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern beschäftigt, gehörte Schede schon längst dem Gerlachschen Kreise an, war ein Vertrauter des Präsidenten Goetze und Freund des ebenfalls zu den Gerlachschen Vertrauten gehörigen Geheimen Oberjustizrates Göschel. So machte es sich leicht, daß sich die neuen Bekannten näher traten. Bald fanden sie heraus, daß zwischen ihnen eine außerordentliche Gesinnungsgemeinschaft bestand. Kaum waren sie aber einige Monate zusammen gewesen, da wurden sie einstweilen getrennt. Am 3. September 1844 bestand Kleist sein großes Examen. Sein Zensor war der Geheimrat Philippsborn[92]. Sowohl seine schriftlichen Arbeiten als die mündliche Prüfung erhielt das Prädikat gut. Die Examinationskommission rühmte ihm "Schärfe des Urteils und Gabe des mündlichen Vortrages" nach. Am 13. September erhielt er seine Bestallung als Oberlandesgerichtsassessor, und zwar wurde ihm mitgeteilt, daß er wieder in Frankfurt beschäftigt werden solle[93]. Am Abend des Examenstages veranstaltete sein ehemaliger Lehrer v. Lancizolle, dem Kleist auch persönlich näher getreten war und für den er während eines Sommers die Wohnung gehütet hatte, offenbar zu Ehren des Prüflings einen Abend, bei dem Schede, Gösche!, Ludwig Gerlach, der spätere kurhessische Minister Hassenpflug, der auch zu dem näheren Bekanntenkreise der Gerlach gehörte, und noch einige Gerlachsche Verwandte und Freunde zugegen waren[94]. Bald nach Empfang seiner Bestallung reiste Kleist nach Kieckow. Kaum war er dort angelangt, als ihn eine Hochzeitsfeier von dort wegrief. Moritz v. Blanckenburg auf Zimmerhausen, mit dem Kleist seit seiner Referendarzeit[95] wohl durch die Beziehungen der Süllen im Lande befreundet geworden war, sollte am 4. Oktober in Trieglaff Marie v. Thadden, die Tochter des wackeren Thadden-Trieglaff als Frau heimführen. In fliegender Hast ersuchte Kleist noch am 27. September von Kieckow aus den Freund Schede mit jener ihm eigentümlichen Bestimmtheit, durch die er ungemein auf den Willen einzuwirken wußte, um die Besorgung von tausend Sachen, die er in seiner Wohnung zurückgelassen hatte und die er zur Hochzeit brauchte. "Es muß den 3. Oktober in Zimmerhausen bei Plathe eintreffen. Der Herr v. Senfft-Pilsach wird zu dem Tage von Berlin dort eintreffen und wird er mir gern mitbringen." Der Tag der Hochzeit sollte in mancher Hinsicht denkwürdig werden. Tief ergriffen lauschte Kleist mit der Festversammlung der "gewaltigen Traurede" des trefflichen Pfarrers Nagel "über den Stab Lind und Wehe, bisher seien beide mit jenem, nun würden sie vielleicht mit letzterem regiert, die sofort ihre Wahrheit in dem grauenvollen Brande erhielt, der am Abend das ganze Gehöft und halbe Dorf in Asche legte"[96]. Auf der Hochzeit machte Blanckenburg Kleist mit seinem und seiner Frau nächsten Freunde, Otto v. Bismarck, Herrn auf Kniephof, bekannt. Der mit einem tiefernsten Gemüte einen reizenden Humor vereinigende Bräutigam hatte sich dabei den Spaß erlaubt, Kleist aufzubinden, daß Bismarck schwerhörig sei, und umgekehrt dem Junker von Kniephof dasselbe von Kleist[97]. Wie sich erraten läßt, gab das Veranlassung zu einer höchst drolligen Szene, da Bismarck und Kleist sich furchtbar anschrien, bis sie den Irrtum, in dem sie sich befanden, gewahrten. So leitete sich die folgenschwerste Freundschaft, die Kleist schloß, gleichsam symbolisch ein. Denn einst sollte die Zeit kommen, da die beiden sich wirklich gar nicht verstanden, und da konnte der Spaßmacher vom 4. Oktober 1844 selbst nichts zur Verständigung beitragen.

Am 6. Oktober Abends traf Kleist von Trieglaff wieder in Kieckow ein.

---

[91] Konzept Kleists zu einer Rede im F. A.

[92] Aufzeichnung 1871.

[93] Schreiben der Kommission an den Justizminister, 10. September 1844. Der Justizminister an Kleist, 13. September 1844. Bestallung. F. A.

[94] Schede an Kleist, 20. September 1871.

[95] Aufzeichnung 1871.

[96] Aufzeichnung 1871.

[97] Aufzeichnung 1871.

2. Landrat. 1844-1851

Stille Arbeit im Kreise Belgard

Im Kreise Belgard hatte sich mittlerweile allerlei zugetragen. Die darüber reichlich fließenden Quellen würden auch einem Dichter wie dem des "Grabenhäger" willkommenen Stoff haben liefern können.

Bei Kleists Vater hatten sich im Laufe der Zeit Spuren des Alters und der Hinfälligkeit gezeigt. Daher rechneten seine Bekannten schon seit Jahren mit der Möglichkeit des baldigen Rücktritts ihres langjährigen Landrats. Es lag wohl im Zuge der Zeit, in der die liberalen Ideen aufwärts strebten, daß sich bei dieser Sachlage inmitten der bürgerlichen Kreisstände der Wunsch regte, jetzt einmal einen aus ihrer Zahl an die Spitze des Kreises zu bringen, zumal sich in der Person des ersten Kreisdeputierten, der seit Jahrzehnten diesen Posten mit Eifer und Geschick versah, ein höchst geeigneter bürgerlicher Kandidat für das Landratsamt aufstellen ließ. So wurde denn von einigen bürgerlichen Kreisständen schon um die Wende des Jahres 1842 auf 1843, vermutlich sogar noch früher, eifrig für diesen geworben, und als den Werbenden von anderer Seite entgegengehalten wurde, daß zunächst wohl der Sohn des langjährigen Landrats in Betracht käme, meinte man kühn, der junge Kleist würde gar nicht annehmen. Dies bestimmte einen der angesehensten Grundbesitzer des Kreises, v. Hagen auf Langen, im Einverständnis mit dem Besitzer des Schloßbrunnens zu Polzin, Dr. Simon, zu dem eben zur Vorbereitung auf das Assessorexamen von Frankfurt nach Berlin zurückgekehrten Kleist zu reisen und sich zu vergewissern, ob er geneigt sein würde, seines Vaters Nachfolger zu werden. Hagen bat ihn darum und meinte, der größere Teil der Rittergutsbesitzer im Kreise wünsche es sehnlich. Fände er sich bereit, so würden er und der Dr. Simon schon das weitere veranlassen[98]. Diese Männer kannten offenbar das solide zuverlässige Wesen Kleists und wußten, daß er tüchtig und vielversprechend war. Außerdem mochten sie wohl den anderen Bewerber nicht mehr jung genug finden. Kleist war überrascht durch das Angebot, nahm aber natürlich an. Eröffnete sich doch mit dem Landratsposten damals noch mehr wie heute im preußischen Staate ein Wirkungskreis, wie er sich segensreicher nicht oft bietet. Als Hagen, in den Kreis zurückgekehrt, nun seinerseits für den Sohn des alten Landrats Stimmung machte, erkannte er, daß er sich über die Stärke der Gegenströmung getäuscht hatte und daß mehr Widerstand zu befürchten war, als sich hatte annehmen lassen. Er und andere suchten daher ihren in Examensarbeiten steckenden Kandidaten zu veranlassen, durch seine Gegenwart den Stimmbewerbungen anderer Kandidaten den Boden zu entziehen. Kleist blieb trotz wiederholter Aufforderungen im Sommer 1843, auch nachdem er schon die schriftlichen Arbeiten abgegeben hatte, in Berlin und überließ so den Umtrieben der Gegner das Feld. Diese waren nicht wählerisch in ihren Mitteln und benutzten jede Gelegenheit, so auch die Saison, um in den Bädern für ihren Kandidaten zu arbeiten. Dessen Hauptvorkämpfer, Bruns auf Lutzig, erhielt freilich auf einem Markttage in dem zweiten Städtchen des Kreises, Polzin, bei dem Bemühen, gegen den bösen Adligen Stimmung zu machen, die unliebe Antwort: ein höflicher adliger Landrat sei angenehmer als ein hochmütiger bürgerlicher. Da erkrankte im November Kleists Vater ernstlich, und nun reiste der Sohn nach Kieckow. Sein Erscheinen im Kreise war der Partei des bürgerlichen Kandidaten sichtlich unangenehm. Bis dahin war der junge Kleist vielen Kreisständen völlig unbekannt geblieben, und da das Befinden seines Vaters sich noch hielt, dieser außerdem den Wunsch aussprach, daß sein Hans sein Nachfolger würde und um ihn bliebe, nahm Kleist Gelegenheit, sich den einzelnen Kreisständen persönlich vorzustellen, namentlich auch einzelnen bürgerlichen. Noch nach Jahrzehnten stand ihm der leichte Korbwagen mit geteertem Leinwandsverdeck, in dem er die Rundfahrt unternahm, lebhaft vor Augen[99]. Wie es dem Takte des vornehmen Mannes entsprach, berührte er die bevorstehende Landratswahl von sich aus mit keiner Silbe, da ausgenommen, wo er wußte, daß er es mit solchen zu tun hatte, die für ihn stimmen würden. Der Eindruck, den er machte, war sehr vorteilhaft. Einzelne der Wahlberechtigten schwenkten sofort zu seinen Gunsten ein. Da hielt der von Kleist als klug und schlau geschilderte erste Kreisdeputierte die Stunde für gekommen, um sich selbst ins Mittel zu legen und unter naivem Hinweis auf

---

[98] Aufzeichnung 1871.

[99] Aufzeichnung 1871.

seine mannigfachen Verdienste um den Kreis zweifelhafte Stimmen zu zwingen, sich für ihn zu erklären[100]. Von einer Seite erhielt er eine deutliche Antwort. Diese erklärte, daß sie den jungen Kleist, "den mein Bruder und ich von seiner Kindheit an lieben und achten," vorzöge. "Er ist ein grundrechtlicher Mensch, vom besten Willen beseelt und hat gewiß in jeder Hinsicht das Zeug in sich, ein tüchtiger Landrat zu werden. Durch seine Wahl ehrt man den würdigen alten Vater, dem unser Kreis so vieles noch von der unglücklichen Kriegszeit an, wie Sie selbst mir ja früher erzählten, verdankt."[101]

So stiegen die Aussichten für Kleist. Die Dinge trieben unterdes ihrer Entscheidung zu. Am 29. Dezember 1843 setzte Hans im Namen seines Vaters dessen Abschiedsgesuch auf. Am 4. Januar beantragte daraufhin die Regierung zu Köslin die Pensionierung des Landrats Hans Jürgen v. Kleist zum 1. März 1844. Sie erfolgte nicht. Warum, ist nicht klar. Am 8. März mußte Hans der Regierung anzeigen, das Befinden seines Vaters habe sich so verschlimmert, daß er die Geschäfte nicht mehr führen könne. Der alte Herr verfiel in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Dann wurde er noch einmal einen ganzen Tag hindurch klar, und die Familie v. Kleist-Retzow konnte so mit ihrem Haupte im Angesichte des Todes eine ergreifende Abendmahlsfeier begehen[102]. Am 13. März starb Landrat Hans Jürgen v. Kleist-Retzow in Kieckow.

Nun begann der Streit um das Landratsamt hell aufzuflammen. Es regte sich noch eine zweite Partei gegen Kleist, die meist aus Adligen bestand. Sie mochte ihre Wurzeln in der Eifersucht gegen die Kleists haben. War doch dies Geschlecht bei weitem das mächtigste im Kreise Belgard. Noch heute gehört ihm etwa ein Fünftel des gesamten größeren und mittleren Grundbesitzes in dieser Gegend, etwa 15000 Hektar, fast 3 Quadratmeilen. Die beiden schönsten Güter, Schmenzin und Groß-Tychow, befinden sich darunter. Zudem war auch der Vorgänger des Landrats Hans Jürgen ein Kleist gewesen. "Sollte denn dieser Posten immer in den Händen dieses Geschlechts bleiben?" so mochten diese adligen Herren vielleicht fragen. An ihrer Spitze standen die Herren v. Manteuffel auf Ziegelwiese und Kollatz und noch einige andere Manteuffel, welche die nächst den Kleist verbreitetste adlige Familie im Kreise vertraten. Neben dem Gegensatz gegen den Adel und der Familieneifersucht schwang noch ein drittes Motiv gegen Kleist mit, das auch einige seiner Stammesvettern in das Gegenlager führte. Kleist hat sich selbst nicht verhehlt[103], daß es schwerwiegend war: Vielen war Kleists pietistische Richtung zuwider.

So war der Ausgang der Wahl durchaus unsicher. Für Kleist traten noch als Gründe, sich zu bewerben, hinzu, der Wunsch, um seine vereinsamte Mutter zu sein, und die Rechnung, daß die geringen Einnahmen aus dem ihm zugefallenen Kieckow eine amtliche Stellung für ihn erwünscht machten. Deswegen hatte er ein großes Interesse daran, gewählt zu werden. Zugleich regte sich natürlich in ihm der Gedanke, daß hier die Gelegenheit gegeben sei, seine Kraft zu betätigen. Er fühlte offenbar den Drang und die Fähigkeit in sich, seinem Heimatkreise dasselbe zu werden, was sein Vater diesem dreiundeinhalbes Jahrzehnt hindurch gewesen war: ein fürsorgender Anwalt in allem und jedem. Als der Tag der Wahl schon bestimmt war, suchte die Partei der Bürgerlichen noch einen achtundsiebzigjährigen Mann, der sich für Kleist erklärt hatte, auf alle Weise umzustimmen, allerdings vergeblich, da jener, teils aus Anhänglichkeit für den alten Landrat, teils weil ihm der Sohn gefallen hatte, standhaft blieb. Kleist vernahm davon und ließ sich bereden, den alten Herrn zu besuchen, um ihn festzulegen und dadurch erneuten Versuchen, ihn in seiner Absicht zu erschüttern, entgegenzutreten. Es war offenbar ein saurer Gang, den er unternahm. Der wackere Alte erklärte ohne weiteres, bei seiner Absicht, für Kleist zu stimmen, unter allen Umständen zu beharren, und bevollmächtigte für den Fall, daß er wegen seiner Gebrechlichkeit nicht auf den Kreistag kommen könnte, nicht seinen eigenen Sohn, von dem er wußte, daß er gegen Kleist war, sondern einen anderen Kreisstand, für ihn zu stimmen. Auf die Bitte des alten Herrn, dem das Schreiben schwer fiel, setzte Kleist die Vollmacht auf,

---

[100] Schreiben des Kreisdeputierten an einen Ungenannten. Urschriftlich im F. A., datiert 7. Dezember 1843.

[101] Konzept zur Antwort auf das Schreiben vom 7. Dezember 1843 ohne Unterschrift im F. A. Vielleicht war der Schreiber der Dr. med. Simon zu Polzin.

[102] Aufzeichnung 1871.

[103] Aufzeichnung 1871.

und der andere unterschrieb. Wohl hätte Kleist richtiger gehandelt, wenn er diesen Besuch unterlassen hätte. Zwar verfuhr er in jeder Hinsicht korrekt. Aber der böse Schein, der durch jenen Schritt veranlaßt wurde, war von der übelsten Wirkung.

Am 23. Mai fand dann die Wahl statt. Nie hat Belgard eine folgenschwerere Landratswahl erlebt. Als erster der drei vom Kreistag vorzuschlagenden Kandidaten wurde mit 38 gegen 34 Stimmen, die auf den bewußten ersten Kreisdeputierten fielen, Kleist gewählt, als zweiter eben dieser Gegenkandidat mit 49 gegen 25 Stimmen, als dritter der zweite Kreisdeputierte, ein wohlhabender adliger Gutsbesitzer. Die Erregung der Gegner über diesen Ausfall war groß. Wenige Tage nach der Wahl gingen zwei Proteste ins Land hinaus[104]. Der eine, von acht bürgerlichen Grundbesitzern unterzeichnet, erging sich in heftigen Angriffen auf Kleist und suchte insbesondere jenen Besuch bei dem alten Herrn unter irriger Darstellung der Begebenheiten auf das schärfste gegen Kleist auszubeuten. Die Protestler stellten es so dar, als ob Kleist einen nicht mehr im Besitze seiner vollen Willenskraft befindlichen Mann eingeschüchtert hätte, während gerade umgekehrt sie es, allerdings vergeblich, bei jenem also doch nicht so altersschwachen Kreisstandsmitglied versucht hatten, und gebärdeten sich entrüstet, daß, angeblich durch Kleists Schuld, nicht der Sohn jenes Greises, sondern ein Dritter von diesem bevollmächtigt worden sei. Darum unterzeichnete auch der Sohn des alten Mannes an der Spitze. Das Schriftstück ist nach Stil und Inhalt leider ein Beweis dafür, daß die mittleren Grundbesitzer des Belgarder Kreises in damaliger Zeit es noch nicht an Bildung und Formen mit den adligen Grundbesitzern aufnehmen konnten. Der zweite, in die Gestalt einer Immediateingabe gekleidete Protest, entstand zu Polzin und war von elf adligen Grundbesitzern, darunter sechs Manteuffel und einem Kleist, unterschrieben. Er war in einem ruhigeren Tone gehalten, unterließ jeden Angriff auf Kleist, erkannte vielmehr dessen Fähigkeiten und Kenntnisse an, die, wie die Schreiber gehört hätten, "zu großen Erwartungen" berechtigten, meinte aber, daß die Verdienste des ersten Kreisdeputierten durch die Ernennung zum Landrat gewürdigt werden müßten.

Nicht genug aber damit. Auch die Regierung zu Köslin, deren Präsident damals der im Jahre vorher in den Adelsstand erhobene Herr v. Fritsche, ein Mann von etwas liberaler Färbung, war, sprach sich in dem am 17. Juni an den Minister des Innern erstatteten Berichte gegen Kleist aus[105]. "Der Oberlandesgerichtsreferendar v. Kleist", heißt es in dem Bericht, "ist uns erst neuerlich von Person bekannt geworden, dagegen sind seine amtlichen Leistungen uns fremd geblieben. Es hat der v. Kleist weder hier noch im Kreise Belgard durch Leistungen sich bemerklich zu machen Gelegenheit gehabt." Im weiteren ging der Bericht auf die von den Gegnern irrigerweise behaupteten Umtriebe Kleists ein und spielte sie, ohne die gegnerische Darstellung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, gegen Kleist aus. Anstatt Kleists empfahl der Bericht warm die Ernennung des an zweiter Stelle vorgeschlagenen ersten Kreisdeputierten, der trotz seiner 56 Lebensjahre "ungewöhnlich rüstig und kräftig" sei und sich die mannigfachsten Verdienste um den Belgarder Kreis erworben habe. "Er ist uns schon seit vielen Jahren als ein tatkräftiger Mann von adliger Gesinnung bekannt, der auch im Geschäftsleben sich mit Umsicht und Erfolg zu bewegen weiß."

Kleist war in einer kritischen Lage. Zudem rückte der Tag seiner mündlichen Prüfung zum Assessor näher. Er begab sich daher nach Berlin zurück, um dort neben dem Examen auch die Landratssache zu betreiben. Auf der Reise erkrankte er an den Masern. In diesem Zeitpunkt suchten ihn der General Leopold v. Gerlach und Herr v. Senfft-Pilsach auf. Diese beiden alten Gönner von ihm nahmen sich sofort seiner Sache an. Wie es scheint, fügte es sich dabei, daß der spätere Schwiegervater Kleists, der Hausminister Graf Anton Stolberg, der dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und ebenso dem General v. Gerlach und Herrn v. Senfft--Pilsach nahestand, sich gleichfalls für die Angelegenheit interessierte. So wenigstens ist eine Notiz im Nachlasse Kleists nur zu verstehen[106]. Der Minister des Innern sandte Kleist unter dem 15. Juli den Bericht der Regierung nebst dem Protest der bürgerlichen Gutsbesitzer zu und forderte ihn, da er "jetzt persönlich

---

[104] Akten der Regierung zu Köslin. Tit. III. Sekt. 2 c. Belgarder Kreis. Nr. 1. Vol. 2. 1. Protest, Lutzig, 8. Juni 1844 (Urschrift). 2. Protest (Immediateingabe). Polzin, 9. Juni 1844 (Abschrift).

[105] Konzept bei den Akten der Kösliner Regierung a. a. D.

[106] Aufzeichnung 1871.

anwesend" sei, "zur Vermeidung eines weiteren Zeitverlustes unmittelbar" auf, "über diese Anschuldigungen schleunig eine schriftliche und zwar den Tatbestand vollständig darlegende unumwundene Erklärung" an ihn gelangen zu lassen[107].

Schon am Tage nach Eingang der ministeriellen Verfügung hatte Kleist eine erschöpfende Antwort aufgesetzt[108]. Es war eine Antwort, die Hörner und Zähne hatte und erkennen ließ, daß in diesem noch nicht dreißigjährigen Landratskandidaten eine Verve und eine Reife steckte, die Beachtung verdiente. Er setzte in seiner Rechtfertigung knapp und anschaulich den wahren Tatbestand auseinander und knüpfte daran die Bemerkungen: "Sollten Eure Exzellenz es hienach noch erforderlich halten, so bitte ich die betreffenden Personen über diese meine Auseinandersetzung durch einen benachbarten Landrat vernehmen zu lassen. Ich hoffe jedoch, daß es solcher zeitraubenden und aufregenden Untersuchung bei der Lage der Sache nicht bedürfen wird. In dieser Hoffnung kann ich mich auch jetzt noch nicht dazu entschließen, Eurer Exzellenz darzustellen, wie vielmehr gerade umgekehrt ich alle Ursache hätte, mich über Wahlumtriebe der anderen Seite zu beschweren, obschon ich die bestimmtesten Nachrichten, selbst schriftliche Beweise darüber besitze" - hierbei wird er jenes Schreiben des ersten Kreisdeputierten im Sinne gehabt haben, das von dem Adressaten so ablehnend beantwortet wurde -, "muß mir dies aber freilich vorbehalten, für den Fall, daß Eurer Exzellenz meine obige Rechtfertigung noch nicht völlig genügen sollte." Mit Genugtuung konnte er im weiteren noch darauf hinweisen, daß auch zu seinen Gunsten eine Immediateingabe erfolgt sei und daß eben jener alte Mann, dessen Beeinflussung ihm vorgeworfen wurde, sie mit unterschrieben habe.

Auf Grund dieser Rechtfertigung erstattete der Minister des Innern am 13. August an den König Bericht. Dieser entschied unter dem 20. August von Erdmannsdorf aus, daß er Kleist "unter Vorbehalt der Prüfung" zum Landrat des Belgarder Kreises ernennen wolle[109]. Darauf "eröffnete" der Minister des Innern der Regierung zu Köslin unter dem 16. September[110] die allerhöchste Entscheidung mit dem Hinzufügen: "Da Kleist inzwischen die dritte Staatsprüfung bestanden und am 13. September seine Bestallung als Assessor erhalten habe, so habe die "Königliche Regierung ihn nunmehr von seiner Ernennung zum Landrat des Belgarder Kreises in Kenntnis zu setzen". Das Ministerialschreiben trug die Unterschrift des schon damals dem Gerlachschen Kreise wegen seines liberalen Bureaukratismus verhaßten Freiherrn v. Patow, des späteren Finanzministers, mit dem Kleist dereinst im Parlament noch oft die Klinge kreuzen sollte. Den Herren v. Manteuffel nebst Genossen aber erteilte der Minister, für den wieder Patow zeichnete, ebenfalls unter dem 16. September auf ihre Immediateingabe den Bescheid, daß das Verhalten Kleists "nach dem Ergebnis der sorgfältigsten Erwägung" keinen begründeten Verdacht, sich unerlaubter Mittel bedient zu haben, entstehen lassen könne. Vielmehr dürfe Kleist "des Vertrauens gewürdigt werden, daß er in seiner Bewerbung nicht weiter gegangen sei, als Pflicht und Ehre es zulassen"[111]. Damit war diese Sache aller Umtriebe und Hindernisse ungeachtet zu Gunsten Kleists entschieden. Namentlich angesichts des Berichts der Regierung erscheint der Ausgang auffällig. War die Entscheidung immerhin wohl von richtigen Erwägungen diktiert, so läßt sich doch ein starker Wille dahinter erkennen. Man wird vielleicht nicht mit Unrecht vermuten, daß Kleists Gönner Gerlach, Senfft und Stolberg den Grafen Arnim oder den noch weniger kraftvollen Freiherrn v. Patow beeinflußt haben.

Wohl mit etwas sauersüßem Lächeln stattete darauf die Kösliner Regierung, indem sie unter dem 1. Oktober Kleist von der Ernennung Kenntnis gab, dem von ihr bekämpften Kandidaten ihren Glückwunsch dazu ab. Fritsche hatte vorgezogen, das Schreiben nicht zu zeichnen. An seiner Statt unterschrieb der Oberregierungsrat v. Kries[112].

---

[107] Urschrift F. A.

[108] Konzept, 19. Juli 1844, F. A. Abschrift bei den Akten der Kösliner Regierung a. a. O.

[109] Abschrift Kösliner Akten a. a. O.

[110] Abschrift Kösliner Akten a. a. O.

[111] Abschrift Kösliner Akten a. a. O.

[112] Urschrift im F. A. Dort auch Kleists Antwort vom 9. Oktober 1844 (Konzept).

Dies Schreiben fand Kleist in Kieckow am Abend des 6. Oktober bei seiner Rückkehr von der Blanckenburgschen Hochzeit vor.

Nachdem unter dem 25. September seine Entlassung aus dem Justizdienst erfolgt war, führte ihn am 6. November der Oberregierungsrat v. Kries in sein neuer Amt ein. Am selben Tage zeigte Kries an, daß der erste Kreisdeputierte, der, wie Kleist selbst angibt[113], seinen ganzen Lebensplan gescheitert sah, seine Entlassung erbeten habe. Für diesen rückte bald darauf durch Wahl der bisherige zweite Kreisdeputierte ein und an dessen Stelle der Hauptvorkämpfer für den bürgerlichen Kandidaten, Rittergutsbesitzer Bruns auf Lutzig[114].

Niemand freute sich mehr über die Ernennung Kleists als seine bejahrte Mutter. "Ihretwegen vor allem bin ich hierher gegangen", gestand Kleist, noch bevor die Angelegenheit endgültig erledigt war, seinem Freunde Schede[115]. "Die Freude meiner Mutter mich wiederzusehen, läßt sich gar nicht beschreiben", heißt es in demselben von Kleist bei seiner Rückkehr aus Berlin im September geschriebenen Briefe. "Sie hatte fortwährend kränkelnd gefürchtet, sie werde diese Freude nicht mehr erleben". Und wie der Sohn der ihn Umarmenden in die "großen blauen Augen" sah, jene Augen, die ihre Tochter Luitgarde von ihr geerbt hatte, da konnte sich dieser nicht des wehmütigen Gedankens erwehren, daß sie sich in der Tat wohl bald schließen würden. Frau v. Kleist-Retzow hatte kaum gehofft, ihren Hans, auch wenn sie den Winter erlebte, wirklich als Landrat bei sich zu behalten. Nun war ihr dieser Wunsch erfüllt und "sie vermochte ihre Tränen nicht zu stillen"[116].

Es war eine außerordentliche Aufgabe, die Kleist mit dem Antritte seines Amtes übernahm. Er kam in Verhältnisse, die ihm durch seine lange Abwesenheit von der Heimat größtenteils fremd geworden waren, und stand überhaupt dem ganzen Wesen der Verwaltung noch fern, außerdem hatte er die große Opposition gegen ihn im Kreise und die durch den Ausgang der Wahl zurückgebliebene Verbitterung zu besiegen und zu versöhnen, ferner konnte er sich auf unerfreuliche Verhältnisse zu der ihm unmittelbar vorgesetzten Behörde, der Kösliner Regierung, gefaßt machen. Dazu mußte er jetzt auch zu lernen suchen, was er bisher noch ganz vernachlässigt hatte, nämlich den Beruf eines Landmannes auszuüben, da er das ihm zugefallene Kieckow zu bewirtschaften hatte. "Kaum im stande, mein eigenes Herz zu beherrschen, sollte ich mein Haus, mein Gut, meinen Kreis regieren," schrieb er einige Zeit nachher[117].

Die ersten Eindrücke waren nicht gerade sehr ermutigend. Schon die nüchterne bureaukratische Art der Einführung durch den Oberregierungsrat hatte ihn peinlich berührt. Sie "beruht eigentlich nur in der Übergabe bestaubter Aktenstücke und vom Alter verdorbener Bureauutensilien" meinte er. Als der Vertreter der Regierung ihn verlassen hatte, sah er auf seinem kleinen Platze, einem kleinen Stehpult mit Lederdrehschemel, hoch aufgehäuft die Akten liegen, die seit langem der Erledigung harrten[118]. Es gab also gleich tüchtig Arbeit. Bald nach der Einführung veranstaltete der junge Landrat ein Mahl, zu dem er die Stände einlud. Hier machte er einen guten Eindruck. Sagt er doch selbst: "dabei neigten sich mir die Herzen freundlich zu"[119]. Als er aber mit seinem Bruder Ferdinand, dem Erben von Groß-Tychow und Möthlow sowie des Erbküchenmeisteramtes, das Fest verließ, mußte er von diesem hören: "Was würdest du im Kreise leisten, und welche Liebe würde dir zufallen, wenn du in christlicher Beziehung nicht so entschieden wärest"[120]. Mit Festigkeit entgegnete er da dem Major: "Ferdinand, was ich bin und leiste, bin ich allein

---

[113] Kleist an Ranke, 7. August 1845.

[114] Kösliner Akten a. a. O.

[115] Kleist an Schede, 27. September 1844.

[116] Kleist an Ranke, 7. August 1845.

[117] Kleist an Ranke, 7. August 1845.

[118] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 18. März 1883.

[119] Aufzeichnung 1871.

[120] Die Worte des Majors mögen wohl etwas schroffer gelautet haben, als diese von Kleist überlieferte Fassung.

dadurch, und welche Undankbarkeit wäre es und welcher Strafe wäre ich wert, wenn ich nun meinen Herrn verleugnen wollte." Im Vertrauen auf Gott ging er denn auch an die Erledigung der ihm gewiesenen Aufgabe.

Der ihm unterstellte Kreis umfaßte ungefähr 20 Quadratmeilen. Er ist das die Durchschnittsgröße der preußischen Kreise dieser Gegend. Damals zählte er ohne das Militär nur etwa 31 000 Seelen. Die Hauptstadt Belgard mit ihren 3327 Einwohnern, die sie zu jener Zeit hatte, ist eine der ältesten Städte Pommerns. Aus ihrem Häuserkomplex ragt der mächtige Ziegelrohbau der aus dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts stammenden Marienkirche, einer der edelsten gotischen Kirchen Pommerns hervor, eine dreischiffige Pfeilerbasilika, im Innern mit einem schönen Altar aus dem 17. Jahrhundert. Die stille, meist von Ackerbürgern bewohnte Stadt mit dem ehrwürdigen Gotteshaus gewährte, wie auch noch heute, einen friedsamen und anheimelnden Eindruck. Mit starkem Gefälle rauscht durch sie ein Flüßchen, die Persante, die sich bei Kolberg in die Ostsee ergießt. Etwas lebhafter war schon zu jener Zeit die zweite, kleinere, beinahe 5 Meilen südlich von Belgard gelegene Stadt des Kreises, Polzin, von deren 2194 Seelen im Jahre 1843 allein 248 Juden waren. Diese hatten ja eine Art Eldorado unter dem wenig unternehmungslustigen pommerschen Volksschlage gefunden. Neben den Juden machten Weber einen großen Teil der Bevölkerung aus. Es war noch gar nicht so lange her, da war das Städtchen dem Geschlecht der Manteuffel untertan gewesen. Erst seit der Steinschen Gesetzgebung hatte das aufgehört. In der Kirche ruht der letzte katholische Kammer Bischof, Erasmus v. Manteuffel, dessen Persönlichkeit noch heute heiß umstritten ist, von seinen Fehden aus. Ein metallenes Grabmal vom Jahre 1544 zeigt das Bild des alten Streiters in Lebensgröße. Am Rathause soll einst eine Rolandsäule gestanden haben. Sie ist spurlos verschwunden. Der Boden in der Umgegend von Polzin darf geologisch als merkwürdig gelten. Die sich dort findenden Ablagerungen von Kalktuff enthalten vorzüglichen Töpferton. Am bekanntesten ist die Gegend durch ihre Eisenquellen geworden, die im Jahre 1688 entdeckt wurden. Der Gesundbrunnen wurde berühmt, als er im Jahre 1712 von Herzog Ferdinand von Kurland und noch mehr, als er später von der preußischen Königin Luise besucht wurde. Nach ihr wurde das Luisenbad genannt. Besitzer des Schloßbrunnens war zu Kleists Zeit, wie wir wissen, der Doktor Simon, einer der treusten Freunde seiner Familie. Die Stadt Polzin liegt 300 Fuß, also recht hoch über dem Meere, und ist rund von Bergen umgeben, die einen malerischen Anblick gewähren. Dadurch hat die Polziner Gegend den Namen "die pommersche Schweiz" erhalten. Auch sonst hat der Kreis Belgard Gebirgsgepräge. Im wesentlichen stellt er ein Plateau dar. Hinter Belgard beginnt von Westen nach Osten ein Bergzug aufzusteigen, dessen Vorstufe der im Leben Kleists eine Rolle spielende Bergrücken Kappin bildet. In diesem Bergzuge lagert sich der große Stein bei Tychow[121]. Etwas über 3 Meilen südöstlich von der Kreisstadt liegt Kieckow, der Wohnsitz Kleists. Eine schöne Lindenallee führt auf das überaus schlichte Herrenhaus.

Das Streben des Belgarder Kreises war, ebenso wie während der ganzen Verwaltung des Landrats Hans Jürgen v. Kleist- Retzow, hauptsächlich auf Verwirklichung des Anschlusses an den Verkehr gerichtet. Von Bahnen war freilich noch nicht die Rede, sondern lediglich von dem Bau von Steinstraßen. Als Kleist sein Amt antrat, war die erste pommersche Bahn, die Stettin mit Berlin verband, gerade ein Jahr eröffnet. Im Jahre 1845 wurde sie von Stettin bis Stargard weitergeführt, über den bei Anlage der Steinstraße durch den Kreis zu wählenden Trakt hatte es heftige Parteiungen gegeben. Waren doch dabei auch die Nachbarkreise, so der Neustettiner, zu berücksichtigen und bot die Einigung darüber mit dem diese Unternehmungen damals betreibenden Provinziallandtag, dem die Bülow-Cummerowsche Gründung der Ritterschaftlichen Privatbank dabei zur Seite stand, doch ganz besondere Schwierigkeiten. Zwar war es kurz vor dem Hinscheiden des Landrats Hans Jürgen noch zu einer Verständigung gekommen. Aber die ganze Chausseesache spielte noch unliebsam in die Kämpfe um den Landratsposten hinein, überhaupt ging man allenthalben nur sehr langsam daran, das Wort des 1831 verstorbenen verdienten Oberpräsidenten der Provinz, Sack, daß in Pommern noch ein zweites und drittes Pommern zu erobern sei, wahrzumachen.

Die Chausseesache sollte nun Kleist zunächst vornehmlich in Anspruch nehmen. Er fand einen alten treuen

---

[121] Vgl. oben S. 5.

Kreissekretär vor, namens Butzke, der schon 40 Jahre in dieser Stellung, also bereits vor dem Amtsantritte Hans Jürgens tätig war. Dieser wurde sein treuer Gehilfe in allen Wirrnissen und Kämpfen namentlich der ersten Zeit. Damals kündigte der wackere Mann jedesmal, wenn ein Kreistag anstand, am Abend vorher seinem Herrn voller Sorgen an, daß es am anderen Tage heiß hergehen würde[122]. Es ging aber gewöhnlich besser von statten, als Kleist dachte. Zwar hatte er anfangs ein Gefühl, als wenn gefährliche Schlangen im Grase lauerten[123]. Und eine versteckte Opposition gegen ihn bestand noch einige Zeit, die bei jedem kleinen Mißgriffe neue Nahrung erhielt. "Es ist wie eine schwere, schwere Last, die ich nicht von mir nehmen kann, weil es eben verhärtete Herzen sind, auf die auch die Liebe, die ich ihnen allen reichlich entgegentrage, keinen Eindruck macht", schrieb Kleist an Ranke, und an Schede: "überhaupt habe ich seit meiner Ernennung als Landrat zum erstenmal und schon wiederholt Begebenheiten erlebt, die mich schwer treffen, wo ich nicht, wie wohl früher, in einer unmittelbaren Schuld von meiner Seite die Erklärung finden kann, sondern meine Hand auf meinen Mund und meine Augen nach dem Vertrauen meines Gottes richten muß, um zu sehen, welche Wege er mit mir gehen will -, wo nichts übrigbleibt als zu hoffen, daß er alles herrlich hinausführen wird." Aber bald gewann der junge Landrat doch Boden. Offen erklärten ihm einige Gegner, eine bessere Wahl als die seinige hätte gar nicht getroffen werden können. Mit einigen der Unterzeichner des Protestes der bürgerlichen Gutsbesitzer wurde er sogar befreundet. So begann er sich allmählich in seiner Stellung wohl zu fühlen. "Das mir von Gott anvertraute Amt", so plauderte er mit Ranke darüber, "ist gar köstlich und schön. Unabhängig nach oben, gegen die Regierung, wie gegen die Kreisinsassen nach unten, bringt es mich allenthalben mit diesen in lebendige Berührung und ruht allein auf meiner Verantwortung. Mehr durch meine Persönlichkeit wie durch die Handhabung der Gesetze kann ich und muß ich in ihm wirken. Es gibt darin vielfach freilich gar kleinliche Dinge, die ich zu ordnen und schlichten habe, und schwerlich wird irgend ein Landrat als solcher in deines Bruders Geschichtsbüchern einen Platz finden, - aber desto mehr Gelegenheit hat er zur Treue im Kleinen, und desto gesegneter kann sein Andenken noch nach Generationen sein. Jedes Amt ist köstlich, weil von Gott eingesetzt. Oft, wenn ich vorher schwanke, - wenn ich noch nicht weiß, wie ich eine Sache anfangen soll, - sobald ich sie amtlich vornehmen muß, haben alle Zweifel ein Ende, und es gerät mir wohl. Ich suche alles selbst und womöglich an Ort und Stelle abzumachen. Selten bin ich in einer Woche mehr wie zwei bis drei Tage zu Hause, oft keinen, - und dann kommt bald dieser oder jener Besuch, hier ein Knecht, dort ein Bauer, dort ein Ortsarmer, die Rat und Hilfe auch hier noch von mir haben wollen und mir bis aufs Feld zu den Mähern und Bindern nachgelaufen kommen. Noch hat der Landrat eine Autorität, die mich oft selbst erschreckt, und da ich früher Jurist war, so kommen die Leute oft weither, um sich auch noch in ihren mich von Amts wegen gar nichts angehenden Rechtsangelegenheiten meinen Rat zu holen. Wenn man den Kindern erzählt: der Papst dürfte nicht heiraten, - dann fragen sie, ob es ihm der Landrat verboten habe?"

Die viele Bewegung in der frischen Luft bekam ihm sichtlich. In der ihn erfüllenden, ja packenden Tätigkeit brach die große Lebendigkeit, die schon der Vater einstmals an ihm hervorgehoben hatte, allmählich immer stärker durch. Jedermann fiel die lebhafte kleine Persönlichkeit mit dem überaus starken Haarwuchs, in dem sich seit dem ersten Landratsjahr mehrfach Silberstreifen bemerkbar machten, auf, wenn sie flinken Schrittes auf der Straße daher kam, zu jener Zeit gewöhnlich in einer Mütze von schwarzem Tuch, die nach dem damals die Gemüter durch sein Auftreten bewegenden freireligiösen Prediger den Namen à la Ronge führte. "Du wirst nicht meinen, daß es auf seine heimliche Verehrung abgesehen sei", bemerkte Kleist launig zu dem Freunde, dem er davon schrieb. Auf Befehl seiner Mutter ließ er sich einen Schnurrbart stehen, der unter seiner großen gebogenen Nase seinem Gesicht erst vollständig das so bekannt gewordene Gepräge verlieh. "Ich glaube, die Mutter hat dabei allein den Zweck, meinen großen Mund etwas zu verdecken", scherzte er. Angenehm berührte alle seine wohlklingende Stimme. Über dem Ernst der Geschäfte ging die "immerwährende Fröhlichkeit", die er sich in den letzten Jahren seiner Vorbereitungszeit fest zu eigen gemacht hatte, etwas verloren. Als er dies an Ludwig Gerlach mitteilte, meinte dieser Katechet in alttestamentarischem Tone: das wäre ihm nicht "ganz unlieb" und ein Zeugnis, daß Kleist amtlich und innerlich auf

---

[122] Aufzeichnung 1871.

[123] Kleist an Ranke. 7. August 1845.

dem rechten Wege wäre. "Es ist dies der Hauptsegen, den der Herr mit dem Fluche des 'Essens des Brots im Schweiße des Angesichts' verbunden hat."[124]

Der Ernst und die Tatkraft, mit der Kleist die Geschäfte angriff, führte dazu, daß die Steinstraßenbausache bald in Fluß kam. Er erwirkte, daß der Finanzminister den Bau für eine feste, vom Kreise aufzubringende Summe übernahm. Ein Teil davon wurde durch eine den Chausseen bauenden Kreisen gewährte Staatsprämie gedeckt. Den Rest des Geldes verschaffte Kleist dem Kreise durch ein von dem sich schon zu Hans Jürgens Zeit lebhaft für diese Belgarder Kreissache interessierenden Könige gewährtes Darlehen zu dem für damalige Zeit außerordentlich niedrigen Zinsfuß von dreieinhalb vom Hundert.[125] Auf diese Weise konnte der Bau von etwa acht Meilen Chaussee im Anschluß an die Stettin-Danziger Hauptstraße von dem dicht an der Kreisgrenze gelegenen, zum jetzigen Kolberger Kreise gehörigen Städtchen Körlin aus über Belgard und Polzin nach dem im Kreise Neustettin liegenden Städtchen Bärwalde und nach der Kreisstadt Schivelbein, Virchows Geburtsstätte, unternommen werden. So erfolgte in den Jahren 1846-1850 der Bau jener ersten, mit kanadischen Pappelreihen gezierten Chausseeanlagen im Belgarder Kreise. Kleist hat um diesen das Verdienst, hier endlich Bahn gebrochen zu haben. Der Kostenanschlag erwies sich als sehr günstig, so daß das geliehene Kapital in wenigen Jahren zurückgezahlt zu werden vermochte.

Die absolute Uneigennützigkeit des Landrats zeigte sich dabei in einem glänzenden Lichte. Denn die Anlage der Kunststraße war geradezu so gewählt, als ob Kieckow und die sonstigen Kleist-Retzowschen Güter möglichst vermieden worden wären. Die Straße von Belgard nach Bublitz, die die Kleistschen Güter berührt, wurde erst nach dem Abgange Kleists vom Landratsamte gebaut, und zwar unmittelbar danach, ein Beweis, daß sie ein fühlbares Bedürfnis geworden war.

Mit nicht geringerem Eifer nahm sich Kleist seines Kreises in einer anderen Sache an, freilich mit weniger Erfolg, vor allem wohl, weil er die Regierung zu Köslin nicht auf seiner Seite hatte. Als nämlich im Jahre 1846 dem Regierungsbezirk ein Meliorationsfonds von 300 000 Talern zur Verfügung gestellt wurde, schloß die zur Verteilung des Fonds ermächtigte Kommission, die unter Fritsches Vorsitz stand, außer anderen Kreisen auch den Belgarder von der Zahl derjenigen, die hilfsbedürftig erschienen, aus. Sowie Kleist davon erfuhr, verständigte er sich mit den beiden nächstbeteiligten Landräten des Schivelbeiner und Dramburger Kreises und verlangte für diese und den Belgarder ebenfalls Berücksichtigung. Das Bemerkenswerte ist, daß er, obwohl er bei weitem der Jüngste war, als der Wortführer und Verfasser der Eingaben auftrat. Er reiste zur Betreibung der Angelegenheit im Sommer 1846 nach Berlin und verhandelte dort mit den Ministern des Innern und der Finanzen. Das Ergebnis aller seiner Bemühungen war schließlich doch gleich Null. Er konnte nicht umhin, dem Regierungspräsidenten seine Enttäuschung darüber auszudrücken, und meinte, der Gedanke wäre für jeden demütigend, der ein warmes Herz für den ihm anvertrauten Kreis habe, wenn auch nur eines einzigen Einsassen Verderben nicht abgewendet zu haben, wo es vielleicht doch noch möglich gewesen[126]. Fritsche speiste ihn mit dem mageren Trost ab, er dürfe beruhigt sein, da er seine Pflicht als Landrat mit einer solchen Wärme erfüllt habe, daß der Belgarder Kreis ihm dafür dankbar sein würde und müsse. Kleist bat, ihn bei den weiteren Beratungen über die Verwendung der Meliorationsgelder hinzuzuziehen. Dies geschah jedoch zu seinem tiefen Verdrusse nicht.

Ein weiteres Werk, das Kleist betrieb, war die Einrichtung einer Kreissparkasse. Dazu ermutigten ihn die Erfahrungen, die in Köslin und in der Niederlausitz mit Sparkassen gemacht wurden. Zunächst wandte er sich wiederholt, auch persönlich, an den Finanzminister Rother, um durch Vermittelung der Königlichen Bank die Gründung zu ermöglichen. Als er damit kein Glück hatte, rief er die Ritterschaftliche Privatbank in Stettin an, und diese fand er geneigt. So trat er unter dem 9. Februar 1847 mit ausführlichen Vorschlägen zur Gründung einer solchen Sparkasse und einem umfangreichen Satzungsentwurf an den Kreistag heran. Er nahm dabei Bezug auf die Vorschläge des "praktischen Rheinländers" Diergardt und das Beispiel des

---

[124] Ludwig Gerlach an Kleist, 3. Mai 1846.

[125] Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 152.

[126] Kleist an den Regierungspräsidenten v. Fritsche. Belgard, 22. November 1846. Akten der Reg. zu Köslin. Tit. XVI. Nr. 27. Volumen 4.

Berliner Buchhalters Liedtke und bezeichnete es als Pflicht, soviel als irgend möglich die Sparsamkeit zu erleichtern. "Es existieren unter den niederen Ständen," so führte er aus, "namentlich dem Gesinde, den sogen. Deputanten, den Bauern, eine gar nicht unbedeutende Anzahl kleiner, sauer erworbener Kapitalien, die entweder ganz unbenutzt im Bettstroh oder einem Topfe verwahrt liegen, um bei der nächsten Gelegenheit leichtsinnig vergeudet zu werden. Aus der Erfahrung an meinen eigenen Leuten weiß ich, wie das Beispiel eines einzigen die anderen anspornt. Bei ihrer Bequemlichkeit, bei ihrem Mißtrauen kann eine solche Einrichtung aber nur dann von recht ausgedehntem Erfolge sein, wenn sie ihnen ganz nahe gebracht und leicht gemacht wird"[127]. Am 11. März beschloß der Kreistag auf diese Darlegungen hin die Gründung der Sparkasse und beauftragte Kleist mit den weiteren dazu erforderlichen Schritten. Ehe das Unternehmen zur Ausführung kam, verging noch einige Zeit. Jedenfalls erwarb sich aber Kleist auch hier das Verdienst, bahnbrechend für seinen Kreis gewirkt zu haben.

Zur selben Zeit beschäftigte er sich, angeregt durch die Gesetzgebung, mit Gedanken über die Neugestaltung der Polizeigerichtsbarkeit, deren Reform damals unter dem Einflüsse des neuen Zeitgeistes eingeleitet worden war. Der gelehrige Schüler der historischen Rechtsschule, dem nichts mehr widerstrebte, als überstürzte Neuerungen, konnte sich doch auch nicht verhehlen, daß hier manches Besserung erheischte. "Wohl jedem, der nur einige Zeit in unserer Polizeigerichtsbarkeit beschäftigt gewesen ist," legte er in einem gedruckten Aufsatz, datiert Kieckow, 26. Januar 1847, der seine Unterschrift trägt[128] und als Petition an den pommerschen Provinziallandtag gedacht war[129], dar, "drängen sich sogleich die wesentlichen Mängel ihrer gegenwärtigen Organisation auf". Er fand den Gang der Justiz und Verwaltung infolge des langen Instanzenzuges schleppend, die unteren Instanzen zu wenig selbständig und die Gutsbesitzer häufig interessiert, und meinte, daß es sich mehr um Verwaltungsarbeit als um Rechtspflege handle. Dem Gesetz vom 17. Juli 1846 rühmte er zwar große Vorzüge nach. Aber er war gar nicht damit einverstanden, daß die Magistrate und Rittergutsbesitzer der Polizeigerichtsbarkeit beraubt worden waren. Dem gegenüber meinte er: "Wo sich die Persönlichkeiten der großen Grundbesitzer dazu eignen und wo sie nicht selbst dabei beteiligt sind, da ist es unmöglich, eine geeignetere Polizeigerichtsbarkeit in unterster Instanz zu erfinden". Sein Hauptvorschlag bezog sich auf die Schaffung eines Kreispolizeigerichts als zweite Instanz, bestehend aus Landrat, Kreisjustizrat und einem Gutsbesitzer oder Bürgermeister oder Domänenbeamten. Daß die Verbindung obrigkeitlicher Rechte mit der Gutsherrschaft mit den Grundsätzen der sich bahnbrechenden Rechtsgleichheit nicht mehr vereinbar und schon darum nicht mehr zu retten war, ganz abgesehen von den steigenden Anforderungen, die der Verkehr und die bloße Bewirtschaftung der Güter an die Grundbesitzer stellte, verkannte er vollständig. Als Schüler Gerlachs hielt er vielmehr an dem, was an den ständischen Staat erinnerte - und die Polizei der Gutsherrschaft gehörte doch zu den Trümmern des ständischen Staates - mit Zähigkeit fest.

Darum wollte er noch weniger von der Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit hören, während die Regierung gerade damals die Ritterschaft zu deren Aufgabe auffordern ließ.[130] Um dieser Beseitigung entgegenzuarbeiten, hat er im Frühjahr 1847 in Köslin vor eingeladenen Vertretern der Kreise des Kösliner Regierungsbezirks eine Rede über "eine notwendige Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit" gehalten.[131] Denn für reformbedürftig hielt er sie auch. Aber die Tonart, die er in jener Rede gegen den anstürmenden Zeitgeist fand, war doch recht lebhaft: "Es ist bekannt genug," hieß es darin, "daß seit der französischen Revolution die ganze Existenz der Patrimonialgerichtsbarkeit gewissen Leuten, welche die öffentliche Meinung darzustellen beanspruchen, überhaupt ein Dorn im Auge ist. Das Geschrei ist groß, es hat Widerhall gefunden in vielen Provinzialständen, es wird ihn - nach den diesjährigen Verhandlungen zu schließen - auch im vereinigten Landtage finden. Soll uns Seine Majestät der König dem etwaigen Drängen des Landtages und fast der gesamten Presse gegenüber schützen, wenn wir selbst stumm die Hände in den

---

[127] Konzept der Vorschläge von Kleists Hand im F. A., 23 Folioseiten. Satzungsentwürfe ebenda, 15 Folioseiten.

[128] F. A.

[129] Kleist an Ranke. 11. Juli 1847.

[130] Aufzeichnung 1871.

[131] Konzept im F. A.

Schoß legen und uns nachgesagt wird, wir selbst wären mit Freuden bereit, dieses veraltete Recht aufzugeben? Das Recht der Gerichtsbarkeit ist die Grundlage unserer ständischen Vertretung im ersten Stande. Hört dieser Vorzug auf, so werben wir in kurzer Zeit in den Landtagen nicht mehr nach Ständen und Kreisen, sondern nach Verhältnis der Steuern wählen und somit den Staat der Geldherrschaft des reinen Konstitutionalismus überantworten." Er findet die Vorzüge der Patrimonialgerichtsbarkeit in der Zeit- und Kostenersparung, in der Vertrautheit der Richter mit Personen und Gewohnheiten. "Bei königlichen Gerichten wird jede Angelegenheit durch einen anderen Richter, meist durch lernende Referendare oder schlecht besoldete, in wenigen Jahren vielleicht durch mehrere Provinzen wandernde Assessoren behandelt, die nicht einmal die Sprache des gemeinen Mannes verstehen. Die gegenwärtige Zeit liebt den Schein, statt der Wahrheit." Er sagte sich aber auch: "Kein Institut kann sich erhalten, ohne sich zu entwickeln; das ist kein rechter Konservativer, der niemals auch solche Änderungen nicht will, die verbessern, sondern der, welcher die Entwicklung und Entfaltung auch der alten Wurzel anstrebt. Die Folge des Gegenteils wird dann revolutionäres Abtun des Ganzen mit der Wurzel." Demgemäß machte er einige Reformvorschläge. Das Ergebnis war, daß die zahlreich besuchte Versammlung den Vorschlag der Regierung auf Aufgabe der Patrimonialgerichtsbarkeit ziemlich einstimmig ablehnte. Aber über positive Reformvorschläge, wie sie Kleist "nach dem Vorgänge der Wanzlebener Justizorganisation",[132] also offenbar nach vorheriger Verständigung mit Ludwig Gerlach, Graf Alvensleben- Erxleben und Bismarck[133] gemacht hatte, gelang es nicht, eine Einigung herbeizuführen.

Bald sollte Kleist erfahren, daß auch die Patrimonialgerichte unter dem Ansturm der neuen Zeit "mit der Wurzel abgetan" und mit ihnen, wie das bei allen umfassenden Neuerungen zu geschehen pflegt, auch das mancherlei Gute, das diese Einrichtung aufwies, einstweilen begraben wurde.

Bei diesem Kampfe Kleists gegen die Abschaffung altständischer Ehrenrechte spielte offenbar ein Gefühl der Kränkung darüber mit, daß die fürsorgende und hingebende Tätigkeit, die manche Gutsherren bei Ausübung jener Befugnisse zeigten, von dem Zeitgeist nicht genügend gewürdigt wurde. Vor allem Kleist selbst war ein Beispiel dafür, wie tatkräftig und treu einzelne ihren Verpflichtungen gegen das Gemeinwohl nachzukommen bemüht waren. Gewiß ist die Zahl derjenigen Grundbesitzer, die ihrer Stellung als Gerichtsherren vollkommen genügten, weit größer gewesen, als gemeinhin angenommen wird. Kleist entging es anderseits keineswegs, daß sich viele seiner Standesgenossen untüchtig für solche Aufgaben zeigten. Nur neigte er vielleicht zu sehr dazu, diese Beispiele als Ausnahmen zu betrachten, und von sich auf die Mehrzahl der anderen zu schließen.

Welch ein Drang zu gemeinnütziger Tätigkeit in Kleist lebte, offenbarte sich am meisten in der Schaffung christlicher Liebeswerke durch ihn. Der neuere Pietismus sollte in ihm einen seiner tatenfrohesten Vertreter finden.

Das erste, was er nach Antritt seines Landratsamtes in Angriff nahm, war der Bau einer Kirche in Kieckow an Stelle der alten, die im Jahre 1813 von seinem Vater wegen ihrer Baufälligkeit abgebrochen worden war. Die Anregung zu dem Bau gab Kleists Stiefbruder, der Major Ferdinand v. Kleist, offenbar auch, um dem Bruder ein Zeichen seiner Liebe zu geben. Denn durch nichts hätte er ihn mehr erfreuen können. Beide Brüder beteiligten sich zu ungefähr gleichen Teilen bei den Herstellungskosten, und auch ein dritter Bruder trug etwas dazu bei. Kleist wußte gleich einen trefflichen Baumeister, keinen geringeren als den Konservator der preußischen Kunstdenkmäler v. Quast, den er in Berlin kennen gelernt hatte, und dieser übernahm denn auch in sehr entgegenkommender Weise den Entwurf des Planes zu dem Gotteshause,[134] das in romanischem Stil gehalten, in Rohziegeln aufgeführt und mit einer geräumigen Gruft versehen wurde. Es erhielt 112 Sitzplätze und wurde von Kleist im Laufe der Jahre sinnig und hübsch geschmückt. Wegen der Abhaltung des Gottesdienstes und der Seelsorge verständigte sich der Bauherr mit dem Pfarrer in Groß-Tychow, später in der Weise, daß er einen Hilfsgeistlichen zum Teil aus eigenen Mitteln anstellte. Sodann ruhte er nicht, als

---

[132] Aufzeichnung 1871.

[133] Vgl. Aufzeichnungen Ludwigs v. Gerlach I, 470 f.

[134] v. Quast an Kleist, Berlin, 16. Januar 1845.

bis er in seinem Pfarrbezirk einen Missionsverein gegründet hatte. Voller Freude machte er davon sofort an Schede Mitteilung.[135] Mit Pastoren der Umgegend bildete er ein Missionskränzchen, das reihum ging und alle Monate statthatte. Eingeleitet wurde es allemal durch eine "Missionsstunde". In Tychow wurde alljährlich ein größeres Missionsfest veranstaltet, mit dem sich eine Pastoralkonferenz verband. An einem dieser Missionsfeste trat die hochgewachsene Gestalt des jungen Alexander Andrae, damals auf Ramelow, das nicht gar fern von Tychow liegt, in die Kirche, dessen innige Frömmigkeit ihm gleich das ganze Herz Kleists gewann,[136] was Andrae mit verehrungsvollster Freundschaft erwiderte. Diese Missionsfeste wurden bald weithin in der Gegend berühmt. Noch ganz anders sollte das werden, als Kleist seit dem Jahre 1849 einen der sehnlichsten Wünsche seines Herzens, die Gründung eines Rettungshauses in Kieckow, durchzuführen begann und seitdem alljährlich die Rettungshausfeste in Kieckow stattfanden. Wichtig wurde für Kleist auch der Verkehr mit dem seit 1834 im Kreise Dramburg zu Wusterwitz, das südlich von Polzin, nahe der Belgarder Kreisgrenze liegt, in großem Segen wirkenden Pfarrer Gustav Knak, einem der glaubensinnigsten Mitglieder der stillen Gemeinde, der nachmals zu den verschrieensten Vertretern der Orthodoxie gehören sollte. Kleists Mutter hatte in Knak schon seit Jahren einen geistlichen Berater gefunden, der ihr oft und gern die Bibel deuten half. Jetzt knüpfte Kleist mit ihm an und besuchte mit besonderer Freude die Wusterwitzer Missionsfeste.[137] Während Kleist so eine aus der Kraft des Glaubens geborene ungewöhnliche Tatkraft zur Linderung der sittlichen Not der armen Leute entfaltete, verhielt sich, wie auch sonst im Lande, ein großer Teil der Bevölkerung, vorzugsweise diejenigen, welche nach liberalen Verfassungsformen strebten, aber auch mancher reiche Edelmann, ablehnend gegen dieses ganze Treiben und hatte dafür vielfach nur Spott. Die gewaltigen Unterlassungssünden des liberalen Bürgertums auf diesem Gebiete sollten sich dereinst schwer rächen. Je mehr Versäumnisse jedoch im anderen Lager zu Tage traten, umsomehr mußte Kleist wachsen, da er ein Müdewerden nicht kannte.

War er ein Helfer der Armen und Notleidenden, die ihm persönlich nicht näher standen, so war er es natürlich auch denen, mit denen er Freundschaft geschlossen hatte. In dieser Zeit gab es ein schweres Herzeleid zu lindern, als Moritz Blanckenburg erst seine Schwiegermutter und dann seine über alles geliebte Frau verlor (Oktober und November 1846).[138] Damals reiste Kleist wiederholt gen Cardemin und suchte gemeinschaftlich mit Otto v. Bismarck den fassungslosen Freund wieder aufzurichten. Wir besitzen keinen unmittelbaren Bericht über die Stunden, die er mit ihm verbrachte. Wohl aber legen zwei Schriftstücke Zeugnis davon ab, daß in jenen Stunden drei große Herzen einander sich erschlossen. Littegarde Puttkamer schrieb am 23. November 1846 ihrer Mutter: "Hans hat nun seine Reisen nach Cardemin beschlossen. Der liebe Gott möge ihm die Treue lohnen gegen seinen armen, tiefgebeugten Freund. Man mag über diesen herzzerreißenden Gegenstand lieber schweigen wie reden."[139] Blanckenburg aber hat Kleist ebenso wie seinem Freunde Bismarck die damals bewiesene Freundestreue nie vergessen. Als 40 Jahre später auch Kleists Frau gestorben war, da schrieb ihm sein Moritz aus Zimmerhausen die wehmütigen Zeilen: "Der Himmel ist nun auch Dir dadurch näher gebracht, daß Du Dein Liebstes auf Erden hast abgeben müssen - wie ich das bereits vor 40 Jahren habe tun müssen. Das neue Cardemin sieht freilich moderner aus, wie das alte - wiewohl am Hause nichts verändert ist. Dort am Küchengiebel bei kaltem Nordostwind saßen wir, Otto, Du und ich! auf drei Stühlen die Füße hoch an den Giebel streckend! Grüße Dein Töchterchen!"[140] Noch näher als während der Blanckenburgischen Leidenszeit kam Kleist dem frischen Junker von Kniephof, der inzwischen Schönhausen übernahm, seit dessen Verlobung mit dem einzigen Kinde der über alles geliebten Schwester Kleists, Luitgarde v. Puttkamer. Auf der Hochzeit der beiden durfte er nicht fehlen.[141]

---

[135] Kleist an Schede, 15. Dezember 1844.

[136] Aufzeichnung 1871.

[137] Aufzeichnung 1871.

[138] Vgl. hierüber Eleonore Fürstin Reuß, A. v. Thadden-Trieglaff, 2. Aufl. S. 80 ff. u. E. L. v. Gerlach, Aufzeichnungen I, 456-462.

[139] F. A.

[140] Blanckenburg an Kleist, 15. Mai 1885.

[141] Kleist an Bismarck, 17. Juni 1851.

Die hohe Wertschätzung, welche Bismarck schnell in Kleists Augen erworben hatte, beweist die Tatsache, daß dieser am Tage der Vermählung ahnungsvoll auf den Bräutigam als einen neuen Otto von Sachsen sprach, "bittend und prophezeiend, daß er unserem Vaterlande in politischer und kirchlicher Hinsicht ein neuer Otto der Sachse" werde.[142] Bismarck erwiderte humoristisch mit einem Hoch auf "Pippin den Kleinen". Noch nach mehr als drei Jahrzehnten hat der Fürst dieses kleinen Zwischenfalles gedacht.[143] Auf der Hochzeitsreise ging das junge Paar nicht an Kieckow vorbei[144].

Eine andere Freundschaft empfing in diesem Jahre neue bedeutsame Anregungen, die mit Ludwig Gerlach, und zwar durch eine gemeinsam mit diesem und anderen Freunden unternommene Reise in die Schweiz. Schon am 3. Mai 1846 hatte der jetzt als Oberlandesgerichtspräsident in Magdeburg beschäftigte Gerlach den 19 Jahre jüngeren Kleist dazu aufgefordert. "Naturschönheiten", so erklärte der Präsident, "sollen auch genossen werden, bleiben aber, mir wenigstens, entschieden Nebensache. Zu Bekanntschaften würde ich die Wege bahnen. Sie repräsentieren das Moment der guten Laune." Im Jahre 1847 wurde der Gedanke zur Tat. Die Reise währte von Mitte August bis Anfang Oktober. Teilnehmer waren Ludwig Gerlach, der alte Thadden-Trieglaff, der nach dem Zeugnis von Littegarde Puttkamer den Verlust seiner Gattin und Tochter standhaft getragen und "deshalb auch siegreich sein zerschlagenes Haupt" hatte erheben können, ferner Thaddens Sohn Gerhard, Kleist und ein Predigtamtskandidat. Man berührte Leipzig, Erlangen und Nürnberg und nahm zuerst einen längeren Aufenthalt in München, überall wurden bekanntere Männer aufgesucht, besonders Theologen. In München gewannen die Reisenden Fühlung mit dem späteren Wortführer der apostolischen Gemeinde, Professor Thiersch, für dessen Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus sich Gerlach im Jahre vorher begeistert hatte, und mit dem greisen Vorkämpfer des Ultramontanismus, Joseph Görres. Von dort ging es über Augsburg, Lindau und Konstanz nach Schaffhausen. Hier hatte die Gesellschaft eine Begegnung mit dem Obersten Joseph v. Radowitz. In Zürich, wo der ortsübliche Regen herrschte, half der preußische Gesandte v. Sydow die Tage "auf das angenehmste" zu verbringen, über Cappel, Zug und Schwyz gelangte man dann nach Luzern, wo die Bekanntschaft des schweizerischen Bundesgenerals v. Salis- Soglio gemacht wurde, eines Protestanten, der ganz von dem Ideale einer Versöhnung zwischen Katholiken und Evangelischen erfüllt war. In Genf wurde der berühmte Prediger Merle d' Aubigné aufgesucht, und am 22. September kehrte Gerlach in Solothurn zusammen mit Kleist bei dem Manne ein, durch den er die bestimmende Richtung in der Politik empfangen hatte, dem Restaurator der Staatswissenschaften, Albrecht v. Haller. Dann kehrte die Reisegesellschaft über Basel nach Deutschland zurück. Kleist ging als "quartiermachender Offizier" nach Koblenz voraus. Dort wurde der alte Frankfurter Freund General v. Thile besucht, der jetzt kommandierender General des rheinischen Armeekorps war. In Bonn traf man mit Bethmann-Hollweg zusammen, der mit Gerlach und Thadden damals befreundet war und zu dem Kleist auch schon Beziehungen gehabt zu haben scheint. Auf der Rückreise nahm Kleist seinen Weg über Schönhausen, um dort die jüngst vermählten Bismarcks zu besuchen und überzeugte sich dabei von dem Glück des Paares[145]. Seine Stimmung auf der ganzen Reise war, wie seine Briefe an Ranke zeigen, gehoben und glücklich. In seiner Entwicklung spielt sie insofern eine Rolle, als sein gestrenger Erzieher Gerlach hier sozusagen ein letztes Examen mit ihm abhielt. Haller und Katholizismus war die Parole gewesen. Die systematische Annäherung an Wortführer des Ultramontanismus und Vertreter des Versöhnungsgedankens, wie sie Gerlach zur Natur geworden war, hat sicherlich ihren Einfluß auf Kleists ganze Denkweise geübt und seine ursprüngliche Kampfesstellung den Katholiken gegenüber verändert. Der Gesamteindruck, den Gerlach von seinem Zögling hatte, konnte nur ein befriedigender sein. So sicher, wie Kleist durchs Leben schritt, wandelten wenige Menschen auf Erden. Man wird kaum fehlgehen, wenn man urteilt, daß die Schweizerreise von 1847 im wesentlichen den Abschluß der inneren Entwicklung Kleists darstellt. Nur wenig sollte sich seine Auffassung von Welt und Dingen noch verändern.

An die Schweizerreise knüpfte auch die persönliche Erneuerung noch anderer, stets weiter gepflegter

---

[142] Aufzeichnung 1871.

[143] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 12. November 1878.

[144] Bismarck an seine Frau, 8. Juli 1851.

[145] Kleist an Ranke, 25. September 1847; Keudell, Fürst u. Fürstin Bismarck 19.

freundschaftlicher Beziehungen. Er hatte den Gedanken gefaßt, Ernst Ranke durch die Berufung an die freigewordene Pfarre in Polzin ganz in seine Nähe zu bringen. War doch der Portenser Gefährte auch seiner Mutter und Schwester, obwohl sie ihn noch nicht gesehen hatten, außerordentlich lieb geworden. Frau v. Kleist hatte ihm noch vor zwei Jahren geschrieben: "Alt, abgelebt und dem Grabe wohl nicht mehr fern, gebe ich Ihnen hiermit die aufrichtige Versicherung, daß ich Sie bis zum letzten Hauch mütterlich und dankbar lieben werde als den größten Wohltäter meines Hans."[146] Als ihm nun Kleist jenen Vorschlag wegen der Polziner Pfarre machte, da versagte sich Ranke nicht, und so vereinigten sich die beiden Freunde am 5. Oktober in Berlin, um zusammen nach Polzin zu reisen. Am 10. hielt Ranke dort eine Gastpredigt. Gleich darauf eilte er wieder zurück. Als er fort war, legte sich Frau v. Kleist nieder und starb (16. Oktober), während der Sohn ihr das Lied vorsprach: "Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen." Kleist war allein bei ihr und drückte ihr die Augen zu.[147] Er pries sich glücklich, sie noch wohl wiedergesehen zu haben. Aber ihm war einsam zu Mut nach ihrem Hinscheiden. "Mir ist der Belgarder Kreis jetzt verwaist", schrieb er dem Freunde.[148]

Im Sturm

Schon vor Jahren hatte Kleist seinem Ranke gestanden: "Ich habe immer noch die bange Ahnung sehr schwerer Zeiten und bitte nur Gott, er wolle dazu mein Herz recht fest machen".[149] Als Kleists Mutter starb, waren bereits einige Monate seit einem Ereignisse verstrichen, das gleichsam als der Auftakt zum Sturmlied der Revolution bezeichnet werden kann: die Hungersnot im Frühjahr 1847.

Kleist sah es voraus, daß der Notstand zu Verwicklungen in seinem Kreise führen könnte, vor allem, weil dort durch den noch in vollem Gange befindlichen Chausseebau viele schlecht verpflegte Arbeiter beschäftigt waren. Am 23. April beantragte er zur Beseitigung der Teurung die sofortige Öffnung der Militärgetreidemagazine in Belgard, Körlin und Kolberg, ein Mittel, das einst Friedrich der Große mit so glänzendem Erfolge in seinem Lande angewendet hatte. Andernfalls glaubte er Unruhen voraussagen zu müssen. Sie kamen noch schneller als er gedacht hatte. Schon am 24. April rottete sich in Polzin am Markttage die Bevölkerung unter Anführung des Stadtverordnetenvorstehers zusammen, besetzte die Ausgänge des Städtchens, um die Abfahrt der Marktwagen zu verhindern, bestimmte die Preise, mißhandelte alle, die sich widersetzten, band die Säcke auf und verschüttete deren Inhalt, der dann von den Frauen fortgeschleppt wurde. Die städtischen Behörden versagten vollständig, zeigten vielmehr die gröblichste Nachlässigkeit und Schlaffheit. Einzig der in Polzin stationierte Gendarm bewies Umsicht und Entschlossenheit, wobei er aber von dem Kämmerer der Stadt verhöhnt wurde. Es entstand die Gefahr, daß die Märkte von Polzin gar nicht mehr beschickt würden, weil die Produzenten angesichts der Haltung der Stadtbehörden Wiederholung solcher Auftritte befürchten mußten. Die Not wäre dadurch noch gesteigert worden. Für Belgard waren ähnliche Szenen zu besorgen.

Als Tags darauf Kleist davon erfuhr, beantragte er sogleich erneut und dringend Öffnung der Magazine, außerdem Erhöhung des Lohnes der Chausseearbeiter, "die nicht leben können und die, einmal aufgeregt, vor allen anderen grobe Exzesse befürchten lassen", und setzte sich mit einigen Produzenten in Verbindung, um sie zu weiterer Beschickung des Polziner Marktes zu bestimmen. Inzwischen traf ein ablehnender Bescheid der Regierung auf seinen ersten Bericht ein. Alsbald wandte sich Kleist an den Oberpräsidenten und sprach diesem die dringende Bitte um schleunige Hilfe aus. Der Regierung meldete er, daß er vom Belgarder Magazinrendanten erfahren habe, daß die Garnison noch bis zum 1. September mit Getreide versehen sei. Es wäre also sehr gut möglich, mit dem Magazingetreide zu helfen. Am 27. richtete er an den kommandierenden General v. Wrangel das Ersuchen, ihm aus Belgard eine Abteilung Husaren zur Verfügung zu stellen, weil er nur dann in der Lage wäre, für die Sicherheit der Produzenten daselbst einzustehen; Belgard wäre nur wegen der Anwesenheit des Militärs ruhig geblieben. Wrangel stellte es in das Ermessen

---

[146] Frau v. Kleist an Ranke am Rande des Briefes ihres Sohnes an Ranke vom 7. August 1846.

[147] Aufzeichnung 1871.

[148] Kleist an Ranke, 16. Oktober 1847.

[149] Kleist an Ranke, 7. August 1845.

der Regierung, ob eine Abteilung Husaren nach Polzin zu schicken nötig sei. Diese aber hielt das nicht für erforderlich. Ebenso bestätigte der Oberpräsident ihre Entscheidung, daß die Öffnung der Magazine abzulehnen sei. Obendrein wurde Kleist amtlich von Fritsche getadelt, daß er von seinem Gute aus berichtet habe und nicht gleich selbst nach Polzin aufgebrochen sei. Es wurde ihm aufgegeben, den Polziner Magistrat zur Bildung einer Bürgerwehr zu veranlassen, was in diesem Falle den Bock zum Gärtner setzen hieß.

Eine Reise Kleists nach Polzin hätte zunächst nicht viel helfen können, über die Vorgänge daselbst unterrichtete einstweilen erschöpfend der Bericht des Gendarmen. Treffend bemerkte Kleist also in seiner Antwort vom 29.: "Es kam darauf an, Maßregeln zu treffen, daß jenen Vorfällen zum nächsten Markttage (1. Mai) vorgebeugt würde." Er hätte deswegen eine größere Anzahl von Gutsbesitzern zu sich eingeladen gehabt, um solche Maßregeln einzuleiten. "Schon bei mir verpflichteten sich die anwesenden Gutsbesitzer, welche überhaupt noch Vorräte haben, diese von jetzt ab nur nach den benachbarten Städten des Kreises, namentlich nach Polzin zum Markt zu bringen oder scheffelweise im Hause zu verkaufen. Es wurden 100-125 Taler zusammengebracht, um der Stadt Polzin für die Bedürftigeren Mittel zu gewähren." Am 28. war er inzwischen selbst, nachdem er schon vorher die bedeutenderen bei Polzin wohnenden Pächter aufgesucht hatte, in Polzin gewesen, hatte dort eine Beratung mit anderen Gutsbesitzern abgehalten und erreicht, daß der Stadt eine größere Menge Getreides zu ermäßigten Preisen zur Verfügung gestellt wurde. So ging der Wochenmarkt am 1. Mai ruhig vorüber. Trotzdem hielt es der Magistrat, an dessen Spitze ein neuer Bürgermeister getreten war, den Kleist als einen "tüchtigen Menschen" bezeichnete, unter dem 4. Mai auch seinerseits für notwendig, wegen Entsendung einer Abteilung Truppen bei der Regierung vorstellig zu werden, weil immer noch der Wiederausbruch von Unruhen und deswegen eine Nichtbeschickung des Marktes zu befürchten war. Die Regierung blieb jedoch bei ihrer Ablehnung. Ihre wenig wohlwollende Gesinnung gegen den Belgarder Landrat verrät zum Überdruß der Nachwelt eine Randglosse zu jenem Lobe des Polziner Bürgermeisters durch Kleist. Dazu hat nämlich ein weiser Thebaner mit Rotstift ein Fragezeichen gemacht und über "Mensch" das Wort "Mann" geschrieben. Sein naives liberales Gemüt lehnte sich unwillig gegen den vermeintlichen Hochmut des Herrn v. Kleist auf. In seinem komischen Ärger begriff der Glossist gar nicht, als welch ein schlechter Stilist er sich durch seine Randbemerkung entpuppte.

Kleists entschlossenem Handeln war es zu verdanken, daß es zu weiteren Unruhen nicht kam. Nachdem er durch seine Erhebungen festgestellt hatte, daß der Mangel auch bei Verwendung der aufzutreibenden Vorräte andauern würde, berief er einen Kreistag zusammen und vermochte diesen am 18. Mai zu dem Beschlusse, den als fehlend berechneten Getreidebestand von Kreis wegen anzukaufen. Die Mittel dazu sollten aus den Beständen der Kommunalkasse, der Chausseebaukasse und etwaigenfalls aus der Ritterschaftlichen Bank zu Stettin entliehen werden. Die anwesenden Rittergutsbesitzer erklärten ihrerseits dafür haften zu wollen, wenn die Behörden den Beschluß nicht gutheißen sollten und der Kreis dabei Schaden haben würde. So wurde für 10 000 Taler russischer Roggen angekauft, der verbacken und im einzelnen als Brot billig an die Notleidenden, die sich zum Teil mit Gemüse von Nesseln und Brot von Quecken nährten, abgesetzt wurde. Für die kleinen damaligen Verhältnisse war dieser Schritt eine Tat, denn der Kreistag übernahm damit ein ziemliches Risiko. Aber das Experiment gelang. Der Kreistag büßte nur 400 Taler dabei ein. Diese erfolgreiche Beseitigung des Notstandes wurde Kleist eine der liebsten Erinnerungen seines Lebens.[150]

Hatte er schon vorher die Opposition, die er bei seiner Wahl gefunden hatte, im wesentlichen entwaffnet gehabt, so trug dieses hilfreiche Eingreifen in der Zeit der Not noch außerordentlich dazu bei, seine Stellung im Kreise zu befestigen, zumal da er von allen anderen Instanzen, Regierung, Oberpräsident, kommandierendem General, im Stiche gelassen worden war und er ganz auf seine eigene Faust die Situation gerettet hatte. Auch der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum war, wie es ihm schien, dort zu seiner Freude so gut wie verschwunden. Er dachte später stets voller Zufriedenheit an diese landrätliche Zeit zurück. "Schwerlich kann ein glücklicheres und einflußreicheres landrätliches Verhältnis gedacht werden", zeichnete er im Jahre

---

[150] Über den Notstand im Jahre 1847 benutzt: Akten der Regierung zu Köslin. Tit. X. Sekt. 7 a. Nr. 15 u. 19. Sekt. 11. Nr 10, Aufzeichnungen 1871 im F. A. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III. 3, 169. Sten. Ber. der 2. Kammer, 6. März 1852. Sten. Ber. des H.H., 23. Oktober 1872 S. 391.

1871 von seiner landrätlichen Position auf.

Die Mußezeit, die der stets tätige Mann damals übrig behielt, benutzte er, um die Wissenschaften, für die er außer der seines Faches von früh an besonders Sinn gezeigt hatte, Naturwissenschaften und Geschichte, weiter zu pflegen. So las er den damals erscheinenden ersten Band von Alexander v. Humboldts Kosmos. Obwohl er offen erklärte, nicht alles zu verstehen, arbeitete er sich durch und urteilte schließlich: "Was jede Seite schlagend lehrt, das ist das Wort: unser, auch Herrn v. Humboldts Wissen ist Stückwerk und wird es bleiben, bis einst die Vollkommenheit erscheinen wird. Einzelne Teile sind höchst interessant, seine Schilderungen von Naturzuständen oder Ereignissen wahrhaft poetisch."[151] Auch Rankes Geschichte der Päpste und Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation nahm er sich vor zu lesen,[152] und wir dürfen annehmen, daß er dies Vorhaben auch ausgeführt hat. Zuweilen, namentlich des Sonntags Morgens in aller Frühe, las er daneben ein poetisches Werk. Dann ging der einsame Junggeselle wohl in die Ellern an einen Platz mit schöner Aussicht auf Wiesen und genoß glückselig zugleich Sonntagsruhe, Natur und Dichtung. Diese frühe Sonntagsstunde erschien ihm als die schönste Zeit in der ganzen Woche. Noch in hohem Alter entsann er sich bewegt, welche köstlichen Empfindungen es ihm bereitet hatte, als er so einst die eben (1849) erschienene Amaranth von Redwitz in sich aufnahm.[153]

So lebte er nach dem Tode der Mutter für sich, voll der Hoffnung, daß er demnächst den Pfarrer Ranke in seiner Nähe haben würde. Sein Freund, der Dr. Simon, einer der Patrone der Polziner Kirche, teilte ihm mit, daß er sich für Ranke entschieden habe. Der andere Patron schien erst zweifelhaft. Durch einen Todesfall und Kleists Fürsprache gestaltete es sich so, daß der noch immer in Franken lebende Freund auch von dem zweiten Patron, also einstimmig präsentiert wurde. Schließlich wurde die Probepredigt auf den 26. März 1848 festgesetzt. Am 9. März sandte Kleist noch einen Gruß nach Buchau und sprach seine Freude über das zu erwartende baldige Wiedersehen aus.[154]

Da traten die Ereignisse jählings dazwischen. In Berlin brach die Revolution aus, und die Nachricht davon verpflanzte sofort die Erregung in den stillen Belgarder Kreis. Mt einem Schlage schien die Opposition von 1844 wieder aufzuleben. Es sah so aus, als wenn gerade die Berufung Rankes der zündende Funke wäre.

Von den kleinbürgerlichen Schichten bis tief hinein in die Kreise des Adels wurde der Berliner Märzaufstand in der Belgarder Gegend als gegen den pietistischen Geist am Hofe König Friedrich Wilhelms IV. gerichtet angesehen. Kaum war die Nachricht von den Ereignissen in der Hauptstadt in Tychow angelangt, da eilte Kleists Bruder Ferdinand, der Major, nach Kieckow. Als königstreuer Mann war er ganz verzagt. Seine alte starke Abneigung gegen das ihm unverständliche fromme Wesen seines Bruders brach jetzt mit verdoppelter Heftigkeit hervor. "Und das Schlimmste ist, daran seid ihr schuld! Und nun macht ihr euch daraus nicht einmal so viel, weil ihr noch einen anderen König habt!"[155] Ein denkwürdiger Augenblick in dem Leben dieser beiden Brüder! Der tapfere Husar verlor den Mut, der Pietist aber richtete sich stolz auf und erwiderte: "Gott sei gelobt, daß wir noch einen anderen König haben. Aber der gerade gibt uns Treue und Macht, für unseren irdischen König einzutreten." Es war die uralte Erzählung vom auf dem Meere wandelnden Petrus, die auch Goethe so lieb hatte, welche hier einmal wieder ihre tiefe Wahrheit offenbarte. Hans v. Kleist-Retzow hatte Glauben und behielt darum frischen Mut selbst in der schwierigsten Lage.

Währenddessen hatte sich die Kunde von den Berliner Ereignissen in dem schon längst in Gärung befindlichen Polzin verbreitet. Sofort bemächtigte sich des Städtchens ein wahrer Taumel. Bei den Honoratioren fing es an. Jetzt hielten sie es für an der Zeit, ihr Mütchen an dem pietistischen Landrat zu kühlen und gewaltsam die Berufung seines Freundes Ranke zu verhindern, wo dieser Bruder des großen Historikers, der einen geachteten Namen als Professor der Theologie in Marburg erwerben sollte, gar nicht einmal so

---

[151] Kleist an Ranke, 7. Februar 1846.

[152] Kleist an Ranke, 15. Dezember 1845.

[153] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 28. August 1880.

[154] Kleist an Ranke, 25. Oktober 1847; 2. Januar, 28. Januar, 18. Februar, 9. März 1848.

[155] Aufzeichnung 1871. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III. 3, 153.

durchaus in den engen pietistischen Anschauungen der pommerschen Erweckten befangen war, was unter anderem die Tatsache lehrt, daß Kleist ihn viel weniger von den ihn beschäftigenden religiösen Angelegenheiten erfahren ließ als seinen Freund Schede. Später hat Ernst Ranke sogar einen bedeutsamen Einfluß auf die Berufung Adolf Harnacks nach Berlin geübt.[156] Die Bezirksvorsteher gingen in Polzin von Haus zu Haus und sammelten Stimmen gegen Ranke.[157] Dann wurde eine Deputation zum Kirchenpatron Dr. Simon abgeschickt, die auf diesen alten kranken Herrn einen Druck auszuüben suchte. Sie überreichten ihm eine im Namen von 36 Honoratioren der Stadt abgefaßte Erklärung, in der es hieß: "Vorweg erklären wir offen, daß wir auf einem echt christlichen Standpunkt stehen. Dem Pietismus wollen wir, soviel an uns liegt, keinen Eingang in die Gemeinde verstatten; wo er eindringt, bringt er ja nur Unfrieden in Haus und Gemeinde." Unter den Gründen, die sie besonders gegen Ranke anführten, stand wörtlich zu lesen: "Er ist der jüngere Bruder eines Mannes, von dem im allgemeinen gesagt wird, daß er, bei anerkannt wissenschaftlichen Verdiensten, jener Richtung, welche wir nicht in die Gemeinde herein lassen wollen, zuneigt." Der letzte Trumpf, der ausgespielt wurde, richtete sich gegen Kleist und lautete: "Er (Ranke) wird von einem Manne empfohlen, der bei anerkannt trefflicher Geschäftskenntnis und Tätigkeit und bei einem ausgezeichneten moralischen Charakter es gar nicht leugnet, daß er dem Metismus in seiner Ausbreitung förderlich sein wolle."[158] Allerhand sonderbare Gerüchte durchschwirrten die Luft. "Am Sonntage" (dem Tage der Probepredigt, 26. März) "ginge es in Polzin los." Man drohte dem Dr. Simon die Fenster einzuwerfen. "Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche", hieß es von Ranke.[159] Auch in Kieckow erschien ein Abgesandter und ersuchte den Landrat, Rankes Verzicht zu vermitteln. Kleist erklärte dem Manne: In solchen Dingen müsse jeder für sich allein einstehen und sie in seinem Kämmerlein mit Gott abmachen. Seinem Freunde aber schrieb er noch am 23. März: Er wolle weder zu- noch abreden. "Wenn ich selbst es aber wäre - ich würde predigen. "

Gleichzeitig mit diesen Umtrieben gegen die Predigerwahl gaben die bemittelteren Schichten des erregten Städtchens, voran der Wegebaumeister Brückner und seine Bauführer, ihren Gefühlen einen festlichen Ausdruck. Man steckte schwarzrotgoldene Fahnen heraus und ebenso dreifarbige Kokarden an. Dies taten namentlich die Juden.[160] Im Hotel Pietsch wurden am 21. die Zugeständnisse des Königs durch ein solennes Mittagsmahl gefeiert, an dem jene Leiter des Chausseebaues, Kaufleute und auch Gutsbesitzer teilnahmen. Man kam überein, die errungene Freiheit durch Erleuchtung der Häuser zu begehen. Doch versagte der wohl von Simon oder anderen Anhängern Kleists beratene Bürgermeister die Genehmigung dazu. Das verschlug nicht viel. Denn nun wurde die "Illumination" ohne ihn veranstaltet. Fast die ganze Stadt beteiligte sich daran. Natürlich versammelte sich die begeisterte Menge auf dem Markte, und dort wurden Trinksprüche auf den König, das neue Ministerium und Deutschlands Einheit ausgebracht sowie Lieder angestimmt. Ein von der Feier etwas mitgenommener Bürgersmann versuchte auch mit schwerer Zunge eine Rede zu halten. Nach dem Gesange des Liedes "Nun danket alle Gott" zerstreute man sich solide um die zehnte Stunde. Es handelte sich hierbei zunächst offenbar um eine durchaus gut gemeinte, wenn auch von irrigen Voraussetzungen ausgehende patriotische Kundgebung des von freiheitlichen Ideen erfüllten kleinen Bürgertums. Die guten Leute ahnten aber nicht, daß sie Sturm säten. Denn wenige Tage darauf, am 2. April, hatte sich die Erregung der bemittelteren Schichten den unteren Volksklassen mitgeteilt und dort eine den Brückner und Genossen höchst unliebsame Wirkung geübt. Der Rausch, der das preußische Volk erfaßte, offenbarte selbst hier im abgelegenen Hinterpommern die geheimsten Gedanken der Bevölkerung.

In der seligen Trunkenheit, die sich fast aller Klassen in jenen Tagen bemächtigte, erhoben die Tagelöhner und sonstigen Besitzlosen des Ostens allenthalben den Ruf: "Der König muß uns Land verschreiben!" So

---

[156] Etta Hitzig, Ernst K. Ranke S. 63 f.

[157] Bericht des Gendarmen Preiß. Polzin, 20. April 1848.

[158] Ranke an Heinrich Ranke, 4. April 1848, bei Etta Hitzig a. a. O. S. 210 f.

[159] Kleist an Ranke, 23. März 1848.

[160] Erklärung Kleists gegen Kaufmann Gottschalk Levi, 4. Januar 1849. Konzept im F. A.

verstanden sie die Märzerrungenschaften.[161] "Sie meinen, es handele sich jetzt darum, daß die Gutsbesitzer ihnen Eigentum geben sollten", schrieb Kleist an Ranke am 12. April. Ja, sie hatten "den Glauben, daß sie sich gegenwärtig alles erlauben dürften und von Strafen nicht die Rede sei. Sie verstehen das unter Preßfreiheit".[162] Es war kein Wunder, daß es unter diesen Umständen in dem unruhigen Polzin am 2. April - einem Sonntage - zu einem heftigen Tumult kam. Einem jüdischen Getreidehändler und dem Wegebaumeister wurden die Fenster eingeworfen. Mit Hurra wurde die Apotheke gestürmt und dort sowie in mehreren Gasthöfen Branntwein erpreßt. Nur mit Mühe gelang es dem Bürgermeister mit Hilfe des Gendarmen und einiger Bürger in später Nachtstunde die tumultuierende Masse zum Auseinandergehen zu bewegen.

Nun entfiel dem Wegebaumeister doch das Herz, und erschreckt bewilligte er endlich seinen Chausseearbeitern die schon vor Jahresfrist von Kleist beantragte und jetzt von den Arbeitern stürmisch verlangte Lohnerhöhung. Da aber bei der Aufgeregtheit der Bevölkerung das Eigentum weiter gefährdet schien, bildete sich eine Bürgerwehr, die gleich mit Widersetzlichkeiten zu tun bekam und sich noch mehrere Tage mit der Bekämpfung der Unruhen zu beschäftigen hatte. Ein eigentümliches Zeichen der Zeit war es sodann, daß sich in der Folge zahlreiche Gemeinden weigerten, Abgaben zu provinziellen Zwecken und zum Chausseebau zu zahlen, überall gewahrte Kleist ein Kochen und Gären in der Masse der Besitzlosen. Nur der Bauernstand bewahrte Ruhe.[163]

Der Besitzer des Schloßbrunnens, Dr. Simon, mußte an jenem Sonntagabend vor der erregten Menge fliehen und ging auf einige Tage zu Kleist. Wie erstaunte dieser, als der alte Herr in nächtlicher Stunde auf der Rampe des Kieckower Herrenhauses vorfuhr. Nun sagte er sich, daß es mit dem Kommen Rankes doch wohl nicht mehr anging. Der besorgte Dr. Simon selbst ließ Ranke ersuchen, zu entsagen. Man mußte Schlimmes für ihn bei Gelegenheit der schon hinausgeschobenen Probepredigt befürchten. Kleist war froh, daß es nicht dazu gekommen war. Indem er so auf die Erfüllung eines Lieblingswunsches verzichtete, beschlich ihn die Besorgnis, daß es bald zu einer völligen Zerrüttung "dessen, was man jetzt Kirche nennt", kommen würde.

An die Heranziehung von Militär war nicht zu denken. Denn dieses war sämtlich zur Abwehr eines möglichen polnischen Überfalles zusammengezogen. Seltsamerweise lehnte das Oberlandesgericht zu Köslin ein Eingreifen ab, da nicht "Tumult", sondern "Straßenunfug" vorläge.[164]

In einem am 5. April erstatteten Bericht über die Polziner Vorgänge durfte Kleist mit Überlegenheit auf die Tatsache hinweisen, daß er schon lange die Lohnerhöhung beantragt habe. "So bedauerlich es ist, daß eine solche Lohnerhöhung erst auf diese gezwungene Weise eingetreten, kann ich ihre Fortdauer als der Billigkeit entsprechend doch nur dringend befürworten."

In dem folgenden Bericht vom 6. April kam er auf diese Sache zurück: "Es ist des Staates nicht würdig, die Preise zu drücken. Ich habe mich wochenlang, ja monatelang deshalb mit dem Wegebaumeister in Korrespondenz befunden."

Im Gegensatz zum Vorjahr unterstützte die Kösliner Regierung diesmal Kleist tatkräftig. In ihrem Schoße kämpften offenbar die Geister miteinander. Kleist gegenüber errang aber, vermutlich nicht ohne das Widerstreben des Präsidenten v. Fritsche, der später mit Kleist befreundete damalige Oberpräsident v. Senden die Oberhand. Auf eine tumultuarische Eingabe von 196 Polziner Bürgern, d. h. eines recht beträchtlichen Teiles der männlichen Bevölkerung des Städtchens, darunter einer größeren Anzahl von Analphabeten, die sich mit allerhand heftigen Ausfällen gegen den Landrat, die Berufung Rankes und den tapferen Gendarmen des Orts wandte, entwarf Senden eine sehr bestimmte Antwort, die sich ganz auf Kleists Seite

---

[161] Treitschke, Deutsche Geschichte V, 512.

[162] Bericht Kleists an die Regierung, Polzin, 6. April 1848. Übereinstimmend damit Schreiben an Ranke, 12. April 1848.

[163] Berichte Kleists an die Regierung, 5. u. 6. April, desgl. des Magistrats zu Polzin, 4. April, des Wegebaumeisters Brückner, 20. April 1848. Eingabe von 196 Polziner Bürgern vom 9. April 1848. Kleist an Ranke. 12. April 1848. Allgem. Pomm. Volksblatt, 12. April 1848.

[164] Akten der Kösliner Regierung, 6. April 1848.

stellte. Der Bescheid schloß: "Wir dürfen erwarten, daß diese Auseinandersetzung Sie beruhigen wird."[165] Das taten die guten Bürger nun nicht. Sie schickten vielmehr eine Deputation an den Minister in Berlin. Aber auch dieser hörte nicht auf sie. So blieb den Polzinern nichts übrig, als hinaus nach dem zwei Meilen entfernten Kieckow zu ziehen und dem Herrn Landrat eine Katzenmusik zu bringen.[166]

Dem gegenüber sollte im Belgarder Kreise die Gegenwirkung nicht auf sich warten lassen. Das Städtchen Polzin und die Leiter des Chausseebaues daselbst blieben hier sehr vereinzelt in der Vertretung des liberalen Völkerfrühlings. Kam doch aus dem Belgarder Kreise überhaupt die erste Kundgebung gegen die Berliner Ereignisse. Es war der konfuse Versuch eines wackeren verabschiedeten Oberstleutnants v. Wolden auf Wusterbarth, der die Pommern in einem Aufruf aufforderte, Verwahrung gegen die Behandlung des Königs einzulegen, zu diesem Zweck eine Massendeputation nach Berlin zu senden und durch diese den Berlinern Vorstellungen zu machen. Der treue Offizier setzte alles in Bewegung, um seine Kundgebung so allgemein wie möglich zu gestalten und erschien dazu am 24. März auf der Regierung zu Köslin.[167] Bei Fritsche kam er nicht an den Rechten. Dieser königliche Regierungspräsident bewegte sich in einer eigentümlichen Auffassung der Sachlage, indem er Wolden bedeutete, daß der König "völlig frei" sei, während Friedrich Wilhelm IV. sich gerade damals in der unsichersten Lage befand und kaum wagen durfte, nach Potsdam zu entweichen. Im Anschluß an seinen Bericht, den er über Wolden an den Oberpräsidenten erstattete, stellte Fritsche an den Polizeidirektor die Frage: "Ist der Oberstleutnant v. Wolden nicht zu arretieren?" Der wegen seiner liberalen Gesinnung bei der Bürgerschaft sehr beliebte Polizeidirektor stimmte zu mit den Worten: "Allerdings würde ich diesen Don Quichotte anhalten und darüber zur weiteren Verfügung Anzeige machen." Wolden nahm nicht weniger als sechzehn Schreiber zur Verbreitung seines Aufrufs an, der zwar wenig Anklang fand, aber in Pommern vielfach Erbitterung gegen Berlin hervorrief. Auch mit Kleist hatte Wolden eine Besprechung. Dieser gab sich "alle Mühe", dem Oberstleutnant "das Ungeeignete seiner beabsichtigten Proklamation vorzustellen" und ihn zu deren Zurückziehung zu bewegen,[168] jedoch vergeblich, obwohl ihn noch mehrere andere Landräte und Gutsbesitzer in seinen Bemühungen unterstützten. Die Proklamation wurde zur Genugtuung der Liberalen von der Regierung beschlagnahmt.

Währenddessen ließ der Landrat des Kreises Belgard dessen Insassen nicht im Zweifel darüber, was er von den Vorgängen in Berlin dachte. In der gewaltsamen Unterbrechung der historischen Entwicklung, die dort in der Hauptstadt im Anschluß an die Umwälzungen in den andern europäischen Zentren vollzogen wurde, erblickte der Jünger der historischen Schule und Hegels "offenbaren Wahnsinn". Sollte sich in seiner nächsten Umgebung irgend eine Stelle schwankend gezeigt haben, so bewog sie sicher ein Stirnrunzeln Kleists alsbald zum Einlenken. Er beobachtete damals, daß Weichherzigkeit und Güte allein bei den niederen Klassen lediglich der Ausbreitung der schlechten Instinkte Raum gaben. Schon darum hielt er es für angezeigt, neben der ihm angeborenen Güte auch Strenge gegen seine Untergebenen zu zeigen, wenn es ihm zuweilen auch wirklich schwer fiel. Er hatte sich dies zudem schon längst zum Grundsatz gemacht. "Ich weiß von der Schule und vom Militär, daß man diejenigen Lehrer und Rittmeister später am meisten lieb hat, die ernst und, wenn es nötig ist, selbst strenge waren. Ich habe das Gesetz und seinen Ernst aufrecht zu erhalten." So schrieb er schon im August 1845 an Ranke. Das Jahr 1848 bestärkte ihn in dieser Anschauung. Er fühlte sich in seiner amtlichen und gutsherrlichen Stellung gleichsam als ein Vertreter Gottes und meinte, daß dementsprechend die Untergebenen ihre Herren und Herrschaften "fürchten und lieben" sollten.[169] "Aber ich muß mich wahren," so schränkte er solche Erörterungen in einem Briefe an Ranke ein, "daß ich bei der Strenge nicht in ein kaltes, despotisches Wesen gerate, daß die Liebe und Barmherzigkeit im Herzen Platz

---

[165] Eingabe von Polziner Bürgern an die Regierung, 9. April 1848. Kösliner Regierung an Feldmesser Hein u. Genossen in Polzin, 20. April 1848.

[166] Kleist an Ranke, 15. Juli 1848.

[167] Akten der Kösliner Regierung. Pr. Tit. V Nr. 28. Wolff, Revolutionschronik Bd. II, S. 39.

[168] Erklärung Kleists gegen Kaufmann Gottschalk Levi in Belgard, 4. Januar 1849. Konzept im F. A.

[169] Mitteilung des Pfarrers Wackernagel in Wustrau.

behält und auch allein das Schwert führt."[170] Öfter nahm er Gelegenheit, seine Untergebenen durch ernste zornige Reden zu strafen. Dann blitzten seine Augen und wie ein Gewitter ging es über die Schuldigen daher. Der kleine Mann hatte dann geradezu etwas Majestätisches an sich.

Die Festigkeit und Sicherheit Kleists in der anfänglichen allgemeinen Unsicherheit und Verwirrung übte eine geradezu erlösende Wirkung aus. Zunächst kamen die Grundbesitzer zur Besinnung und schlossen sich ihm an. Ihnen folgten die meisten anderen Kreisinsassen. Der Spalt, der sich in den ersten Wochen nach den Märzereignissen zwischen dem Landrat und seinen ehemaligen Gegnern von neuem zu öffnen schien, schloß sich sehr schnell wieder, und gerade auf dem Belgarder Kreistage kam es zu der eindrucksvollsten Bekundung der einmütigen Stimmung. Das geschah am 19. April.

Die Kundgebung knüpfte an die Persönlichkeit an, die am konzentriertesten und männlichsten das alte Preußentum damals vertrat, an den Bruder des Königs, den Thronfolger Prinzen Wilhelm, den hartnäckigen Vorkämpfer altständischen Wesens, dem es nur allzu schwer geworden war, den Märzverheißungen seines Bruders zuzustimmen, den Abgott des Heeres, der im März nach England hatte entweichen müssen, um vor der Wut des aufgehetzten Pöbels sicher zu sein. Wie die in Schleswig-Holstein liegenden Truppen Gaudys Lied bei den Wachtfeuern sangen, das ihrer Sehnsucht beredten Ausdruck gab:

> Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
> Kehr zu deinen Truppen wieder,
> Heißgeliebter General -,

so regte sich auch auf dem Belgarder Kreistage mächtig der Wunsch, den Prinzen wieder im Heimatlande zu wissen. Ein ehemaliger Kutscher, der im Dienste des alten Landrats v. Kleist-Dubberow, des Vorgängers von Kleists Vater, gestanden hatte und jetzt als Besitzer des Gutes Klein-Reichow Belgarder Kreisstand war - Ziemer hieß der wackere alte Mann -, verglich Preußens Lage mit dem Bienenstock, dem der Weisel fehlte, wenn der Prinz fortbliebe.[171] So kam man auf den Gedanken, den Prinzen zurückzuberufen. Eine besondere Berechtigung dazu entnahm man der Tatsache, daß der Prinz die Würde eines Statthalters von Pommern innehatte. Ja, man wollte ihn jetzt einladen, unter seinen treuen Pommern seinen Wohnsitz zu nehmen. Wie der alte Rauschebart von Württemberg sein Haupt ruhig in den Schoß eines jeden seiner Untertanen legen konnte, so könnte der Prinz geruhig sich am Herde eines jeden seiner treuen Pommern niederlassen: dieser Gedanke etwa schwebte Kleist und seinen Freunden vor. Man sprach auch wohl von einer "pommerschen Vendée". Gerade die Hälfte der Kreistagsstimmen war für die Rückberufung. Die andere unter Führung des bei der Landratswahl unterlegenen Gegners Kleists meinte, ein solcher Schritt sei noch verfrüht. Die Stimme des Landrats entschied. Die Adresse wurde beschlossen. Und nun wollte keiner mehr zurückstehen. Der Beschluß kam einstimmig zu stande. Während des Essens entwarf Kleist den Wortlaut. Sie drückte dem Prinzen "die ungeheuchelten Gesinnungen der Teilnahme und Verehrung aus, welche nach wie vor in den Herzen der alten Pommern" für den König und dessen ganzes Haus in unwandelbarer Treue fortlebten. "Seine Majestät der König haben in allerhöchster Machtvollkommenheit die bisherige Verfassung des Staat" in eine konstitutionelle Monarchie verwandelt, so nehmen auch wir sie an mit ihren notwendigen Folgen; eingedenk, unseres alten in mancher heißen Schlacht bewährten Wahlspruches 'Mit Gott für König und Vaterland' werden wir auch unter dieser neuen Verfassung um dies Banner uns scharen. Das Haus Hohenzollern hat uns groß gemacht, des Vaterlandes Wohl ist von dem seinen nicht zu trennen. Gut und Blut sind wir ihm zu opfern wie in früheren Tagen auch heute noch entschlossen. Gnädigster Prinz, Pommern hat die Ehre, seit der Thronbesteigung Seiner Majestät des Königs Ihrem Gouvernement anvertraut zu sein; bittend nahen wir uns Eurer königlichen Hoheit, statt in fremdem Lande unter uns Ihren Wohnsitz aufzuschlagen".[172]

Die Adresse war die erste Kundgebung der Treue, die aus dem Heimatlande dem geflüchteten Prinzen

---

[170] Kleist an Ranke, 9. August 1845.

[171] Aufzeichnung Kleists 1871.

[172] Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 175 f.

entgegengetragen wurde. Es konnte nicht anders sein, als daß das weiche Herz des Verkannten dadurch bewegt wurde. Am 2. Mai erteilte der Prinz den Kreisständen aus London eine eigenhändige Antwort. "Meine Herren," so schrieb er, "mit Freude und Rührung habe ich die Adresse der zum Belgarder Kreistage versammelt gewesenen Stände, welche an mich die Aufforderung enthält, in Ihre Mitte zurückzukehren, entgegengenommen. Sie war mir ein neuer Beweis jener Liebe und Anhänglichkeit, welche die treuen Pommern gegen das königliche Haus und gegen mich so oft betätigt haben. Ihre Adresse hat meinem Herzen wohlgetan, und ich spreche Ihnen für dieselbe meinen Dank aus, umsomehr, als ich vollkommen Ihre in derselben ausgesprochene Gesinnung teile, daß Sie die in eine konstitutionelle Monarchie verwandelte Verfassung des Staats mit ihren notwendigen Folgen annehmen, und daß Sie entschlossen sind, wie in früheren Tagen, Gut und Blut auch heute noch für denselben zu opfern.

So gern ich aber Ihrem Wunsche gleich nachkommen möchte, so muß ich mir die Freude für jetzt untersagen, weil mich ein besonderer Auftrag Seiner Majestät des Königs zur Zeit noch in England festhält, um für die Interessen des gesamten deutschen Vaterlandes tätig zu sein.

Zugleich lassen mich die besonderen Verhältnisse, in welchen Preußen sich befindet, die Konstituierung der neuen Rechtszustände, sowie meine eigene Stellung zu dieser Reorganisation der Monarchie die unmittelbare Rückkehr in die Hauptstadt, nach Berlin unerläßlich erscheinen.

Sie wissen, daß ich als Mitglied des damaligen Staatsministeriums das Patent Seiner Majestät des Königs vom 18. März d. J., durch welches dem preußischen Volke die vorgenannte konstitutionelle Verfassung verheißen worden ist, mit voller Übereinstimmung unterzeichnet und mich dadurch zu deren einstiger Aufrechterhaltung verpflichtet habe; Sie kennen mich auch hinreichend, um zu mir das Vertrauen zu hegen, daß ich meinem gegebenen Worte mich treu erweisen werde. Da aber in letzterer Zeit über meine Wirksamkeit sowohl als über meinen Charakter böswillige und vollkommen ungegründete Gerüchte verbreitet worden sind, so wünsche ich vor allem durch mein persönliches Erscheinen in Berlin, denselben bald entgegentreten zu können. Später werde ich dann freudig in Ihre Mitte eilen! Indem ich Sie schließlich ermächtige, meine Herren, von dieser Erklärung den Gebrauch zu machen, der Ihnen für Ihre im Auge gehabten Zwecke angemessen erscheinen mag, verbleibe ich Ihr wohlgewogener Prinz von Preußen".[173]

Damit hatte Kleist ein historisches Aktenstück von ungewöhnlicher Bedeutung in Händen. Der preußische Thronfolger nahm die Belgarder Adresse zum Anlasse, um zum ersten Male zur preußischen Nation zu sprechen. Gab er ja doch den Ständen anheim, den ihnen gut dünkenden Gebrauch davon zu machen, d. h. eventuell das Schriftstück zu veröffentlichen. Es ist nicht sicher, ob Kleist noch besonders zurückgefragt hat, ob gegen eine Veröffentlichung etwas vorläge. Jedenfalls äußerte der Legationsrat Graf Pourtalès in London sehr bald nach Abgang des prinzlichen Schreibens Bedenken gegen dessen Bekanntwerden. Kleist erhielt davon Kenntnis. Doch schon am 12. Mai konnte der Adjutant des Prinzen, Otto Graf v. d. Goltz, ihm mitteilen, daß diese Bedenken beseitigt wären, was wenige Stunden darauf von demselben Offizier dahin eingeschränkt wurde, es wäre "von geeigneter Stelle" angeregt worden, daß es angemessen erscheine, den Zweck der bisherigen Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit in England dem Publikum nicht näher bekannt zu machen und sich daher entweder auf die Mitteilung des gedachten Schreibens an die Kreisstände zu beschränken oder dasselbe wenigstens nur im Auszuge, insbesondere mit Weglassung der Worte 'um für die Interessen des gesamten deutschen Vaterlandes tätig zu sein' zu veröffentlichen[174].

So erschien die Adresse des Kreises und die Antwort des Prinzen mit jener einen Auslassung in den Zeitungen. Am 20. Mai sandte Kleist die Schriftstücke an das zu Köslin erscheinende Allgemeine Pommersche Volksblatt, das sie in seiner Nummer vom 27. zum Abdruck brachte. Zugleich wurde darin ein von Kleist, dem ersten und zweiten Kreisdeputierten und dem seinerzeit gegen Kleist bei der Landratswahl unterlegenen Kandidaten, also von Kleists ausgesprochensten früheren Gegnern, unterschriebenes Begleitschreiben veröffentlicht. In diesem Begleitschreiben sprangen die Unterzeichner dem Ministerium Camp-

---

[173] Das Schreiben ist nachgebildet in der Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, bei S. 176.

[174] Graf v. d. Goltz an Kleist, 12. Mai 1848.

hausen bei, das am 11. Mai im Staatsanzeiger seinen auf das Drängen König Friedrich Wilhelms IV. gefaßten Beschuß bekannt gegeben hatte, "dem Prinzen von Preußen die Abkürzung des Aufenthaltes in England zu empfehlen". Von diesem Beschlusse des Ministeriums hieß es in der Zuschrift, er habe mehrere Anfechtungen erfahren; es gewähre den Unterzeichneten daher eine hohe Freude, zur Veröffentlichung des prinzlichen Schreibens ermächtigt zu sein, weil das zur Beruhigung der Parteien dienen könne. Die Vossische Zeitung brachte das Schreiben des Prinzen schon am 24. Mai. Und so wird es die Runde durch die gesamte, freilich noch spärlich entwickelte Presse Preußens gemacht haben.

Der Eindruck der Veröffentlichung war außerordentlich. Hatten sich in den Provinzen entgegen der andauernd bösartigen und feindlichen Haltung der hauptstädtischen Bevölkerung bereits wiederholt Stimmen zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen geäußert - so wurde am 6. Mai in der Vossischen Zeitung der Gedanke der Belgarder Adresse wiederholt, daß der Prinz nach Stettin zurückkehren und dort als Statthalter residieren möchte -, nach der Veröffentlichung wurde der Ruf nach dieser Rückkehr immer lauter. Bald wagte niemand mehr sich dagegen auszusprechen. Anfang Juni erschien der Prinz von Preußen dann tatsächlich wieder in der Heimat. Es ist das Verdienst des Belgarder Landrats von 1848 gewesen, dieser Rückkehr die Wege geebnet und damit eine längere, Preußen schimpfierende Abwesenheit des nachmaligen ersten deutschen Kaisers von seinem Volke verhindert zu haben. Das Bewußtsein davon erfüllte Kleist sein Leben lang mit Stolz.[175]

Auch der Prinz hat Kleist die Tat nie vergessen. Mitte Juli erschien er in der Hauptstadt der "preußischen Vendée", in Stettin, um sich den Pommern zu zeigen und ihnen zu danken. Kleist war gerade zusammen mit Otto v. Bismarck und Herrn v. Below-Hohendorf in Reinfeld bei Schwester und Schwager, als er die Aufforderung des Oberpräsidenten erhielt, sich in der Provinzialhauptstadt einzufinden. Eiligst brach er mit Bismarck und Below auf. In Körlin schlossen sich ihnen eine Anzahl der Schulzen seines Kreises an, die er dorthin bestellt hatte und die dann auch mit Extrapost dahin gefahren waren. Der anscheinend die außergewöhnliche Lage nicht würdigende Oberpräsident v. Bonin wollte naserümpfend den Schulzen wegen Mangel an Raum bei dem Festessen, das er dem Prinzen im Remter des alten Schlosses der Greifenherzoge gab, keinen Platz anweisen. Da erklärte Kleist kategorisch, wo seine Schulzen äßen, da bliebe auch er. Und alsbald fand sich der Platz für die braven Männer. Als der Prinz die Runde unter den Anwesenden machte und zu den Belgardern kam, äußerte er: "Ich werde es der Provinz Pommern nie vergessen, daß zu einer Zeit, wo niemand meinen Namen zu meiner Verteidigung in den Mund zu nehmen wagte, wo die größten Verleumdungen über mich ausgegossen wurden, die erste Stimme aus Pommern zu mir erscholl und mich der Treue und Hingebung dieser Provinz versicherte. Ich habe zwar nie daran gezweifelt, daß die Wahrheit an das Tageslicht kommen würde, allein daß damals Pommern von meiner Unschuld überzeugt war und das laut aussprach, hat mich wahrhaft erhoben. Ich versichere, daß mich keine Schuld trifft"[176].

Noch wirkungsvoller als dieses rührende Bekenntnis des Prinzen zu den Pommern war vielleicht die nun folgende Kundgebung seiner temperamentvollen Gemahlin, dieser reichbegabten Fürstin, die in jenen Monaten zuerst die Augen der größeren politischen Welt auf sich lenkte. Prinzessin Augusta, deren hochstrebendes Herz es beglückte, daß durch die Belgarder Adresse Bresche gelegt worden war für eine weitere Popularität ihres edlen Gemahls, ergriff bei der Vorstellung der Abgesandten des Belgarder Kreises Kleists Hand und dankte ihm ebenfalls in den bewegtesten Worten für die Adresse. Sie nannte diese den "ersten Lichtblick" in ihrem "damaligen kummervollen Leben". Als sie Kleists Schulzen sah, rief sie ihren sechzehnjährigen Sohn, den späteren Kaiser Friedrich, heran mit den Worten: "Vor dir, mein Sohn, stehen die Männer aus dem Kreise, welcher deinem Vater zuerst die Fortdauer seiner Liebe und Treue zu einer Zeit versichert hat, wo kein Freund sich öffentlich für uns erhob. Vergiß dies nie, mein Sohn!" Dann wandte sich die hohe Frau zu den Bauern: "Und ihr sagt es euren Frauen und Kindern, daß die Frau und der Sohn des Mannes, welchem ihr eure Anhänglichkeit bewiesen habt, euch ewig verpflichtet sind" und zog jeden der

---

[175] Über die Rückberufung des Prinzen von Preußen vgl. E. Brandenburg, König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Berlin 1906.

[176] Bericht der Abgeordneten der Stadt Kolberg, Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 177. Der Schlußsatz in der Aufzeichnung Kleists 1871.

Bauern ins Gespräch.[177]

Diese denkwürdige Begegnung mit der Familie des Thronfolgers wurde getrübt durch eine Demonstration, die am Abend von Stettiner Demokraten verübt wurde, als gerade ein patriotisches Liederkränzchen ein Ständchen darbrachte. Der kommandierende General v. Wrangel hatte zu jener Zeit noch nicht die Entschiedenheit inmitten der Bürgerwirren gefunden, durch die er sich bald nachher so auszeichnete. Infolgedessen brach das prinzliche Paar seinen auf mehrere Tage bemessenen Aufenthalt in Pommern ab und fuhr am anderen Tage wieder nach Berlin zurück.[178] Doch das Bleibende blieb in der Erinnerung des Prinzen die Kundgebung der Treue. Noch fast 40 Jahre später, als der greise Kriegsheld in Pommerns Hauptstadt sein letztes Manöver abhielt, verlieh er in warmen Worten noch einmal seiner Dankbarkeit dafür Ausdruck.[179]

Die Begegnung mit dem prinzlichen Paare gab einen trefflichen Sporn für Kleist ab, die Gegenbewegung gegen die revolutionäre Sturmflut weiter zu organisieren. Drüben in der Altmark weckte sein Freund und Neffe Bismarck die Gefühle der Treue in den märkischen Bauern. Hier in Pommern erhielt Kleist durch die Ereignisse geradezu die Aufgabe zugewiesen, die mächtigen Kapitalien, die in der königstreuen Gesinnung der preußischen Bauern angesammelt sind, zu verwerten. Diese Erscheinung drängte sich dem Kulturhistoriker Riehl, der bald danach im Nassauischen seine ersten Schriften ins Land hinausgehen ließ und sich schnell als überaus feinen Beobachter des deutschen Volkslebens erweisen sollte, als eine der auffälligsten der Revolutionszeit auf. Der schrieb in seiner "Bürgerlichen Gesellschaft" den Satz nieder: "Die märkischen und pommerischen Bauern bildeten die moralische Operationsbasis in den Kämpfen gegen die Revolution." Die eifrige Versammlungstätigkeit, die Kleist entfaltete, erregte das Mißtrauen der Demokraten seiner Gegend. Allmählich begann sich die öffentliche Meinung mit ihm zu beschäftigen. In der Berliner "Reform" erschien ein Brief aus Schivelbein, der meinte, auf den Landrat des Belgarder Kreises v. Kleist müsse jeder Wohlgesinnte ein wachsames Auge haben. "Dieser Herr," behauptete der weise Briefschreiber, "hatte sich früher mit höheren Missionen nach Luzern und kürzlich nach London befaßt, war früher Pietist und Aristokrat, gibt sich jetzt aber nur noch mit aristokratischen Intrigen ab".[180] Die Intrige, die Kleist zunächst spann, war allerdings von ganz besonders gefährlicher Natur für die Demokratie, weil sie einen gewaltigen Hebel zur Kräftigung der historischen Gewalten in Preußen darstellte. Kleist beschäftigte sich nämlich gerade mit der Gründung der Kreuzzeitung.

Daß es die Aufgabe der Vertreter der altpreußischen Traditionen war, ein Organ zu schaffen, welches den an der Arbeit befindlichen destruktiven Elementen die Spitze bot, hatte schon im Vorjahre kein geringerer erkannt als Otto v. Bismarck. Nach seiner positiven Art war er, sobald ihm dies klar geworden war, auch sofort zur Tat geschritten und noch in den Wochen, welche seiner Hochzeit unmittelbar vorausgingen, eifrig damit beschäftigt gewesen, eine solche Zeitung ins Leben zu rufen. Er hatte dabei charakteristischerweise zugleich das pietistische Element im äußerlichen Gebaren des Blattes auszuschalten gesucht, obwohl er gerade in den pietistischen Kreisen Rückhalt suchte und suchen mußte. Das Projekt, zu dessen Verwirklichung Bismarck am 5. Juli 1847 zusammen mit dem General Fürst Radziwill unter Entwicklung eines ausführlichen Programms ein Rundschreiben erließ, war gescheitert, teils wohl weil sich Bismarck durch seine häuslichen Angelegenheiten verhindert sah, es so energisch, wie er wohl wünschte, zu betreiben, teils weil die Gebrüder Gerlach scheelen Auges auf das Unternehmen sahen, bei dem ihnen etwas der Mund verboten werden sollte, und weil diese einflußreichen Männer daher taten, was in ihrer Macht stand, um die darin enthaltene Spitze gegen die Hervorkehrung religiöser Tendenzen herauszubrechen, teils aber und sicherlich vor allem deswegen, weil die konservativen preußischen Elemente im Jahre 1847 sich noch nicht in größerer Zahl bewußt geworden waren, wie dringend nötig das Unternehmen war. Kleist nach seiner tatkräftigen Art freilich war gleich dabei gewesen, das Unternehmen eifrig zu unterstützen, obwohl er es sicher lieber gesehen hätte, daß die kirchlich dogmatischen Bestrebungen in der zu gründenden Zeitung

---

[177] Bericht der Abgeordneten der Stadt Kolberg a. a. O.

[178] Aufzeichnung Kleists 1871.

[179] Kleist an Gräfin Marie Stolberg, 10. November 1887.

[180] Adolf Wolff, Berliner Revolutionschronik Bd. III,S 153.

berücksichtigt worden wären.[181]

Da gaben die Märzereignisse des Jahres 1848 dem preußischen Adel - er war es fast ausschließlich - den Sporn, das bedeutendste Parteiblatt ins Leben zu rufen, das die preußische Geschichte bisher gesehen hat. Diesmal war der Haupttreiber des Unternehmens, der es auch zuerst anfaßte, der Präsident Ludwig v. Gerlach. Sein Bruder Leopold hatte keine rechte Hoffnung auf dessen Gelingen. Ludwig wußte die beiden Kräfte heranzuholen, welche vornehmlich dazu gehörten, die Idee zu verwirklichen: einen kapitalkräftigen und einen schreibgewandten Mann. Das eine war der reiche Graf Voß-Buch, das andere war Gerlachs Referendar von Frankfurt her, Hermann Wagener, Kleists Freund, der inzwischen mehrere Jahre von Herrn von Senfft-Pilsach bei dessen Meliorationen beschäftigt worden war. Außer diesen Männern nahmen noch an den grundlegenden Beratungen teil die Regierungsräte Schede und Bindewald. Wie man sieht: es waren alles Freunde Kleists. Sie tagten in der Wohnung des Generals v. Gerlach im Gasthof zum Bären in Potsdam.[182] Schon am 10. April 1848 gingen Einladungen zur Unterzeichnung und Programme ins Land.[183] Erst sollte der Name der Zeitung "Das Eiserne Kreuz" lauten, anknüpfend an die begeisterungsvolle Zeit der preußischen Erhebung im Anfang des Jahrhunderts, die beide Gerlach als Offiziere mit durchgemacht hatten. Schließlich war der Name "Neue Preußische Zeitung" und als Vignette das Bild des Eisernen Kreuzes gewählt worden.

Zu den ersten, die zur Beteiligung aufgefordert wurden, gehörte natürlich Kleist. Er war selbstverständlich Feuer und Flamme für das Unternehmen. Sofort erließ er mit der Unterschrift: "v. Kleist-Retzow, Landrat", ein gedrucktes Rundschreiben,[184] in dem er für die Zeitungsgründung Stimmung zu machen suchte. Darin hieß es: "Euer Hochwohlgeboren werden gewiß ebenso, wie es uns allen hier ergeht, die gegenwärtigen Berliner Zeitungen mit Widerwillen in die Hand nehmen und mit Widerwillen wieder aus derselben legen. Auch die Ostseeblätter, großenteils erst durch die Gutsbesitzer der Provinz in Aufnahme gekommen, schreiben gegenwärtig vielfach in einem wahrhaft empörenden Tone. Von einer sehr guten Gesinnung bietet sich jetzt die Stettiner Zeitung dar, - doch wünscht man gern auch ein Berliner Blatt zu haben. Als die Befriedigung eines wahren Bedürfnisses erscheint daher das Herauskommen der Neuen Preußischen Zeitung." Er hatte guten Erfolg mit seinen Werbungen, obwohl die Abneigung gegen den Pietismus manchen abhielt, von dem eine Unterstützung erwartet wurde.[185] Sowie die ersten Nummern im Juni heraus waren, brach sich das Blatt schnell weiter Bahn. Die Wahl des Redakteurs erwies sich zunächst als außerordentlich glücklich. Man spricht wohl, und mit Recht, davon, daß von dem Sturm der Revolutionsbewegung des Jahres 1848 viele schlummernde Talente der deutschen Nation überhaupt erst ans Licht gerufen worden und dann aus der Stille einer privaten Tätigkeit im kleinen Kreise in die "jauchzend erwachte Öffentlichkeit eines großen Volkes" getreten sind.[186] Im wesentlichen gilt das von Kräften der Opposition. Man darf aber nicht vergessen, daß auch auf der Seite der Vorkämpfer der altpreußischen Tradition durch die Erschütterung des Staatslebens viele namhafte Persönlichkeiten in die Schranken gerufen wurden, die sonst voraussichtlich in der Verborgenheit dahingelebt hätten. Die Revolution rief eben allenthalben eine Steigerung der Kräfte hervor. Ein solches durch die Revolution in die Arena getriebenes Talent war auch der erste Leiter der Kreuzzeitung. Wagener entwickelte ausgebreitete Kenntnisse, eine hervorragende Gabe klarer und präziser Darstellung, Schwung, Fleiß, ungewöhnlichen Mut und unerschütterliche Tapferkeit; dazu verriet er eine glänzende Begabung für die dem Tagesschriftsteller unentbehrliche Polemik und eine unverwüstliche

---

[181] Vgl. hierzu meinen Aufsatz in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte XVII, 580-586: Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung. (s. unten S. 284)

[182] Über die Entstehungsgeschichte der Kreuzzeitung sind u. a. Ludwig Gerlachs Aufzeichnungen I, 524 ff. zu vergleichen.

[183] Originaldruck in meinem Besitz.

[184] Originaldruck, datiert Belgard, 19. Mai 1848.

[185] Kleist an Wagener, 1. Juli 1848. Archiv der Kreuzzeitung. Ebenso undatierter Brief, offenbar auch von Kleist, abgedruckt in Wagener, Erlebtes, Berlin 1884. I, 9.

[186] H. Oncken, Lassalle S. 54.

Arbeitskraft. Er zeigte sich ferner als einen wirklich politischen Kopf, der die Menschen zu behandeln wußte und eine überaus feine Witterung für die Zeitbedürfnisse besaß. Geistig ohne Frage Kleist überragend, besaß er freilich nicht die innere Lauterkeit und Herzensgüte dieses seines Freundes. Die kantige, zänkische Art des Mannes, eine gewisse unvornehme Art des Ehrgeizes und die ihm mangelnde Noblesse in Geldsachen sollte seinen Freunden noch manche schwere Stunde bereiten. Mit den kurzen ihm eigentümlichen Leitartikeln, die wie Fanfarenstöße ins Land hinausgingen, eroberte er dem Blatte bald einen weiten Anhängerkreis, selbst in solchen Schichten, die ihm ursprünglich ferner standen. So begeisterte sich damals dafür auch ein im Belgarder Kreis angesessener Berliner Bankier Oppenfeld, der sein Gut Reinfeld im Jahre 1820 bei einem infolge der Kriegszeit ausgebrochenen Konkurse ersteigert hatte.[187]

Kleist unterstützte die Zeitung nicht nur durch Kauf von Aktien und Werbebriefe, sondern auch durch Einsendung von Nachrichten, Korrespondenzen, Aufsätzen, ferner durch Aufgabe von Anzeigen, kurz, auf alle und jede Weise, nicht zum wenigsten durch Ratschläge, die er Wagener erteilte und die von diesem dankbar angenommen wurden. So befürwortete er gleich in seinem ersten den Inhalt der Zeitung kritisierenden Briefe charakteristischerweise - sicherlich dabei in Gerlachschem Ideenkreise stehend - ein stärkeres Eingehen auf den nationalen Gedanken. "In Nr. 2 erkennst du aber doch zu wenig an, was Wahres in dem Streben nach Nationalität liegt", redete er auf den Freund ein. "Wie jeder Mensch, so hat jede Völkerfamilie ihre wahre - ihr von Gott eingeprägte Eigentümlichkeit, die ausgebildet, veredelt, geheiligt, Gott zum Dienst dargebracht werden soll. Die Möglichkeit, sich eben dieser wahren Eigentümlichkeit, - seinem innersten Wesen gemäß zu bewegen, ist Freiheit."[188] Er freute sich an Wageners klarer und praktischer Schreibweise und daran, daß "spinnende Räsonnements" vermieden wurden. "Dabei müßt Ihr bleiben. Dann recht fröhlich und getrost, und entschieden, - denn wunderbar, so feige und zaghaft viele der Bessergesinnten sind, so freuen sie sich doch darüber, wenn ein anderer derb und deutlich die Wahrheit redet." Köstlich ist die Bestimmtheit, mit der er auch diesen Freund zu behandeln wußte. "Die Zeitung kommt hier um einen Tag zu spät an. Das mußt du ändern. Artikel wie in Nr. 2 müssen Schlag auf Schlag folgen. Die Korrespondenzen dürfen nicht zu lang sein."[189] Treffend bezeichnete er dem Redakteur als Hauptaufgabe des Blattes, "die zersprengten Konservativen zu sammeln, eine mächtige konservative Partei zu bilden".[190] Dieses Ziel hat Wagener denn auch verfolgt und geradezu glänzend erreicht.

Für Kleist wurde die Zeitung gleich sehr wichtig, weil sie ein außerordentlich brauchbares Hilfsmittel zur Einleitung eines Unternehmens wurde, in dem Kleist die führende Rolle spielen und das seine ganze Laufbahn bestimmen sollte: des Junkerparlamentes. Die unter diesem Namen bekannt gewordene Kundgebung gegen die Revolution hat eine symptomatische Bedeutung gehabt. Sie ist das erste größere Zeichen dafür, daß die altpreußischen Elemente sich zur offensiven Defensive organisierten, und sie hat etwas von der Entschiedenheit, welche in den die Kundgebung veranstaltenden Kreisen lebte, der Regierung eingehaucht.

Es ist vielleicht an der Zeit, die Geschichte dieses Unternehmens einmal etwas genauer zu skizzieren. Fast allgemein sind damit recht unklare und unrichtige Vorstellungen verbunden. Das liegt großenteils daran, daß überhaupt sehr wenig Material darüber vorliegt.

Das Unternehmen richtete sich gegen die auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zu stande gekommene und zur Vereinbarung einer Verfassung einberufene preußische Nationalversammlung, sowie gegen das von ihr beeinflußte liberale Ministerium Hansemann-Patow. Es war jene Versammlung, der ein so milde und besonnen urteilender Mann wie Heinrich Abeken "unheilbare Mediokrität und Jämmerlichkeit" vorwarf. Ihr standen in Hansemann und Patow geschickte und patriotische Finanzmänner gegenüber, die aber entweder, wie Hansemann, nicht genügenden Sinn für die historische Entwicklung oder, wie Patow, nicht die erforderliche Festigkeit besaßen. Patow, weich wie Wachs, hielt es für angemessen, den kommunistischen

---

[187] Oppenfeld an Herrn v. Hagen auf Langen. 1850. F.A.

[188] Kleist an Wagener, 1. Juli 1848. Archiv der Kreuzzeitung.

[189] Kleist an Wagener, 6. Juli 1848. Archiv der Kreuzzeitung.

[190] Wagener, Erlebtes I, 9.

Gelüsten, die die großenteils aus den untersten Schichten zusammengesetzte Versammlung bekundete, möglichst schnell entgegenzukommen und hieß die Denkschrift eines liberalen Bureaukraten gut, die tief in die bestehenden Rechtsverhältnisse zu Ungunsten des Grundbesitzes einschneidende Maßregeln befürwortete. Ganz offen begründete dieser Staatsmann sein Vorgehen am 16. Juni 1848 mit den Worten: "Überläßt man es der Versammlung, die Initiative zu ergreifen, so kommen notwendig Beschlüsse zu stande, welche weit nachteiliger für die Berechtigten sind und weit tiefer in die bestehenden Rechtsverhältnisse einschneiden."[191] Aber Patow konnte sich wenigstens noch in das schimmernde Gewand eines in die Fußstapfen von Stein und Hardenberg tretenden Reformers hüllen und die von ihm empfohlenen gesetzgeberischen Maßnahmen der Rentenablösung u. s. w. als eine Fortsetzung der agrarischen Reform aus dem Anfang des Jahrhunderts hinstellen. An Stelle eines Trümmerchaos aus der Zeit feudaler Rechtsordnung sollten einfache, klare Rechtsverhältnisse treten. Es war wohl das richtige, hier reinen Tisch zu machen. Eine Entwicklung aus dem Bestehenden heraus wäre damals kaum möglich gewesen. Immerhin enthielten die Vorschläge unleugbare große Härten, die zu vermeiden waren. Noch krasser trat der Geist der Unbilligkeit zu Tage in den Hansemannschen Steuergesetzentwürfen.[192] Sie zeigten, daß dieser reichbegabte und das Beste wollende rheinische Geschäftsmann gar kein Empfinden für die historisch gewordenen Verhältnisse des Ostens besaß. Solche radikalen Neuerungen sind nur zu mißlich. Hier findet das Wort eines neueren Nationalökonomen seine Stelle: "Wehe dem Volk, das, um eine etwas überschwer gewordene Schale, es sei die monarchische, die aristokratische, die demokratische, wieder etwas leichter zu machen, zu rasch, zu leidenschaftlich verfährt und die Schale, der man gram geworden, alles ihr gebührenden Gewichts beraubt."[193] Das Vorgehen des Ministeriums bedeutete ein weiteres Gleiten nach unten. Noch eine Weile so fort wirtschaften hieß eine Konventsregierung heraufbeschwören.

Da kam die Hilfe von den Pietisten. Nicht etwa der bedrohte Grundbesitz als solcher war es, der sich zum Handeln aufraffte, sondern die Initiative ergriffen Männer, die zwar auch Grundbesitzer waren, bei denen man aber nicht wird sagen dürfen, daß der Eigennutz das ausschlaggebende Motiv für sie war. Es ist bezeichnend, daß die Idee dazu in dem Hause Littegardes v. Puttkamer entstand. Dort in Reinfeld weilten im Juli Bismarck-Schönhausen, Kleist-Retzow und Alexander v. Below, der unter dem Namen Below--Hohendorf bekannt geworden ist und von dem Fürst Bismarck gesagt hat, daß er neben Graf Alvensleben-Erxleben der einzige gewesen sei, mit dem er sich in den wechselnden Phasen der Politik stets in Übereinstimmung gefunden habe.[194] Below-Hohendorf, ein naher Angehöriger jener Below, von denen die pommersche Erweckung ausging, gehörte zu den frömmsten adligen Herren seiner Zeit. Ihm haftete die sektiererische Richtung seiner Verwandten an. Seine geistige Bedeutung wird aber auch von Hermann Wagener hervorgehoben, der ihn als einen der feinsten Köpfe bezeichnet.[195] Angesichts des eben erschienenen Patowschen Promemorias befanden sich die Gäste Heinrichs v. Puttkamer in einer gedrückten Stimmung. Durchaus nicht aus dem Grunde, weil sie ihre eigenen materiellen Interessen gefährdet sahen. Dieser Gesichtspunkt stand erst in zweiter Linie. Vielmehr beschäftigte diese realpolitisch angelegten Männer der Gedanke, daß das preußische Staatsschiff steuerlos dahintrieb. Ihr preußischer Stolz litt. Am meisten klagte Bismarck. Er sprach von Auswandern.[196] Aber auch Kleist klagte: "In welchen Abgrund sind wir alle, vor anderen aber wir Preußen hineingeraten; und gerade wir vielleicht vor anderen, weil wir so besonders eingebildet waren auf unser Preußentum."[197] Und noch nach Jahrzehnten bekannte er: "Uns bewegte das Elend des Vaterlandes, das seinen Ausdruck in den elenden Verhandlungen der damaligen

---

[191] Knapp, Bauernbefreiung II, 421.

[192] Über David Hansemann unterrichtet dessen Biographie von Alexander Bergengrün (Berlin 1901).

[193] A. v. Wenckstern in Schmollers Jahrbuch 29, 1165.

[194] Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, 146.

[195] Wagener, Erlebtes I, 72.

[196] Al. Andrae (Roman) an Karl Meinhold, 20. Dezember 1872.

[197] Kleist an Ranke, 16. Juli 1848.

Nationalversammlung fand."[198] Da war es Alexander v. Below, der in einer Buchenlaube des Reinfelder Gartens mit Kleist und Bismarck zusammen sitzend, den Gedanken aussprach, eine Versammlung von "treuen, tüchtigen, praktischen Männern", die dem preußischen Volk nicht fehlten, aus allen Provinzen zu berufen, die der Nation die Augen öffnen und ihr zeigen sollten, wo ihre wahren Vertreter zu suchen seien. Bismarck und Kleist leuchtete der Vorschlag ein. Es entstand die Frage, wer die Versammlung berufen sollte. Kleist und Below waren damals als Politiker noch nicht bekannt, eher waren sie es als Pietisten. Einen pietistischen Anstrich aber, das sagten die drei sich, dürfte das Unternehmen nicht haben, weil dann eine größere Beteiligung ausgeschlossen wäre. Bismarck war durch den Vereinigten Landtag bereits in den Vordergrund des politischen Interesses getreten. Aber er stand auch im Geruche des Pietismus und zudem im Rufe eines Heißspornes. So sah man sich nach einer markanten Persönlichkeit um, die nicht pietistisch gerichtet war. Man glaubte sie in der Person des dreiundsiebzigjährigen agrarischen Publizisten v. Bülow-Cummerow gefunden zu haben, dessen Name allerdings wie ein Programm wirkte, zugleich indes die wesentlich allgemein preußische Grundrichtung des Belowschen Gedankens verschob und dem Unternehmen von vornherein den Stempel eines lediglich materiell-agrarischen aufdrückte.

Da Kleists Vater mit Bülow befreundet gewesen war und Kleist selbst zu dem Cummerower Beziehungen unterhalten haben mag, so erhielt er den Auftrag, sich mit dem geistig noch sehr rührigen Herrn in Verbindung zu setzen. Es war, soweit sich erkennen läßt, gerade damals, als Kleist seine Einladung nach Stettin aus Anlaß des Besuchs des Prinzen von Preußen erhielt. Bülow unterrichtete sich zunächst über die Ausführbarkeit und ging dann mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit auf die Idee ein. Zum 24. Juli wurde eine erste Versammlung nach Stettin berufen. Sie war stark von Grundbesitzern aus Pommern, Preußen, Posen, den Marken und Sachsen besucht. Kleist, der den Bericht darüber für die Kreuzzeitung schrieb, schätzte die Teilnehmerzahl auf dreihundert. Es zeigte sich, daß Bülows Ruf auf guten Boden gefallen war, obwohl Wagener den ersten Aufruf nicht vollständig abgedruckt hatte. Er mußte dafür eine Zurechtweisung Kleists einstecken.[199]

Wagener stand dabei offenbar unter dem Einflusse von Ludwig Gerlach, der nicht mit Unrecht an der materiellen Spitze, die das Unternehmen bekommen hatte, Anstoß nahm, aber sich auch insofern wieder treu blieb, als er verkannte, daß der Kempunkt bei der ganzen Angelegenheit war, wenn überhaupt gehandelt würde. Vermöge der Unfruchtbarkeit seines Wesens verfiel der Präsident wieder einmal in den Fehler, einer frischen Tat hemmend entgegenzuwirken. Seinem praktischer angelegten Buder Leopold suchte er den Geschmack an Bülows Vorgehen durch die auch nicht völlig unrichtige Bemerkung zu verderben, daß jenes Vorgehen nicht staatsmännisch sei. Weil es eben den Anstrich des Egoistischen an sich trug, traten die allgemeinen politischen Gesichtspunkte und natürlich noch mehr das Prinzipielle, auf das es Gerlach in erster Linie ankam, mehr zurück.

Die Stettiner Versammlung bekundete einmütige Entrüstung über die Gesetzentwürfe des Ministeriums, die die Heiligkeit des Eigentums und der Verträge zu vernichten drohten. Mit Mühe konnten die persönlichen Angriffe auf Hansemann unterdrückt werden. Ebenso mußten einige der Herren zur Ruhe gewiesen werden, weil sie den unsinnigen Ruf nach Steuerverweigerung erhoben. Bülow verlas mehrere Adressen, die an König und Minister gerichtet werden sollten. Vernünftigerweise schied man Angriffe auf Entwürfe, wie die geplante auch recht hohe Erhöhung der Branntweinsteuer, aus, weil es sich dabei nicht um eine Rechtsfrage handelte. Es wurde aus den Vertretern der fünf Provinzen ein Elferausschuß mit Bülow an der Spitze gewählt, der die Adressen näher beraten sollte. Sodann konstituierte sich die Versammlung als Verein zur Wahrung der Rechte der Grundbesitzer. Der Elferausschuß wurde beauftragt, diese Rechte gegen Ministerium und Nationalversammlung wahrzunehmen und geeignetenfalls neue Versammlungen einzuberufen. Kleist schloß seinen K. gezeichneten Bericht: "In gewissem Sinne kann man Hansemann danken, daß er durch das offene Hervortreten mit derartigen Maßregeln alle Grundbesitzer überzeugen wird, wie es sich um ihre Existenz handelt, so daß auch die indifferenten und nur durch materielle Verluste zu bewegenden

---

[198] Kleist an Herrn v. Below-Saleske, 22. März 1882.

[199] Kleist an Wagener, 22. Juli 1848. Akten der Kreuzzeitung.

Mitglieder dieses Standes nunmehr anfangen werden, sich zu energischem Handeln zu vereinen und das Wesen eines wahren Konservativen nicht mehr in der trägen Ruhe der Negation, sondern in dem unausgesetzten heißen Kampfe für die Erhaltung, Kräftigung, Ausbildung der höchsten und edelsten Güter des Menschen, seines ganzen rechtlichen, sittlichen, religiösen Lebens zu finden."

Hansemann empfing den Elferausschuß mit jener zum Zynismus neigenden Nonchalence, durch die er bei ruhigen Beobachtern Entsetzen, bei den Grundbesitzern aber noch mehr Erbitterung hervorrief. Wo alles wankte, glaubte dieser Minister, der für die alten, seit Jahrhunderten mit der Geschichte des Landes und Herrscherhauses verwachsenen Familien ein "Mann von Gestern" war, diesen Kreisen gegenüber eine Haltung einnehmen zu dürfen, die geradezu nach Hohn schmeckte. Sein Verhalten bewies nur zu deutlich, wie gering die staatsmännische Ader in dem als Geschäftsmann so hervorragenden Minister war. Sein eigener Kollege, der Justizminister Märker, gab zudem die Gesetze den Vertretern des Grundbesitzes gegenüber völlig preis. Die Elfmänner legten dem Vereine den recht ungeschickt gewählten Namen des "Vereins zur Wahrung der Interessen des Grundbesitzes und Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen" bei. In der Satzungsberatung kam man überein, auf die Ehrenrechte der Patrimonialgerichtsbarkeit und ähnliches, an dem der Grundbesitz noch im Jahre vorher so hartnäckig festgehalten hatte, freiwillig zu verzichten, um die angeblichen Rechtseingriffe des Ministeriums desto nachdrücklicher bekämpfen zu können. Deutlich wurde die preußische Spitze das Unternehmens betont, indem darauf hingewiesen wurde, daß die Beschlüsse des deutschen Parlaments in Frankfurt die Selbständigkeit "des großen preußischen Volkes" gefährdeten, was mit allen Kräften zu verhindern sei. Kaum waren die Satzungen am 29. Juli fertiggestellt, da erhielt Bülow von Kleist die dringende Anregung, schleunigst eine große allgemeine Versammlung nach Berlin zu berufen. Dieser gab ihm recht und auch darin, daß keine Zeit zu versäumen sei. Doch wollte er die Sache noch besprechen und bat Kleist, mit Bismarck und Below zu ihm zu kommen.[200] Kleist und die anderen scheinen ihn dann endgültig bestimmt zu haben. Denn am 11. August trat Bülow mit einem großen Aufruf hervor, in dem er alle Provinzen der Monarchie zur Beschickung einer von ihm nach Berlin berufenen Versammlung einlud. "Elend ist über das ganze Land verbreitet," hieß es darin, "Handel und Gewerbe stocken gänzlich, das Geld und der Kredit sind verschwunden. Von welcher Seite her steht Abhilfe in Aussicht? Von der Regierung für jetzt wenigstens nicht. Soll noch gerettet werden, was zu retten ist, so muß es rasch geschehen." Die Versammlung sollte gleichsam einen Rat von Sachverständigen neben der urteilslosen Nationalversammlung und dem Staatsministerium bilden und zu diesem Ende einen Fünfzigerausschuß wählen, der dauernd in Berlin bliebe.

Einer der eifrigsten Werber für die Versammlung war Kleist. Er hatte mittlerweile in Belgard am 2. August einen "patriotischen Verein für konstitutionelles Königtum" ins Leben gerufen. Auch hier trat die Spitze gegen die Paulskirche, die Preußen zu mediatisieren gedenke, sofort hervor. In einer Sitzung dieses Vereins schlossen sich sämtliche anwesenden Gutsbesitzer dem Bülowschen Verein als Zweigverein an. Auf Kleists Veranlassung wurde für den von Bülow erstrebten Fünfzigerausschuß ein Vertreter vom Vereine gewählt, und zwar fiel die Wahl auf niemand anders als den gegen ihn unterlegenen Kandidaten bei der Landratswahl, der also weiter gemeinsame Sache mit ihm machte. Sodann erließ Kleist unter dem 10. August, noch bevor Bülow mit seinem allgemeinen Aufrufe heraus kam, ein lithographiertes Rundschreiben an die Rittergutsbesitzer der Umgegend mit der Aufforderung zum Beitritt. Kaum einer, ob adelig oder bürgerlich, schloß sich aus. Auch der Bankier Oppenfeld auf Reinfeld vermerkte auf der Liste: "tritt bei". Am 14. August konnte Bülow seinem Kieckower Freunde die Mitteilung machen, daß der von Kleist "zuerst ausgegangene Gedanke wegen einer großen Versammlung einen sehr bedeutenden Eindruck" gemacht habe und daß darüber von vielen Seiten "sehr interessante Mitteilungen" eingingen.[201]

So wurde denn die Versammlung am 18. August im Mielentzschen Saale zu Berlin eröffnet. Sie war glänzend beschickt. Nachgewiesenermaßen waren vierhundert Personen zugegen. Die Hauptmasse bestand

---

[200] Bülow an Kleist, 31. Juli 1848. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 178. Im Datum irrig August statt Juli gedruckt.

[201] Bülow an Kleist, 14. August 1848. F.A.

aus Adligen; es waren aber auch sehr viele Bürgerliche dort und durchaus nicht nur Gutsbesitzer, sondern auch viele Beamte, Geistliche, städtische Grundbesitzer, auch Professoren. Es kann auch keineswegs gesagt werden, daß nur ganz rechts stehende Männer sich eingefunden hätten. Neben Bülow und Kleist erschien Bismarck, nicht zurückgehalten dadurch, daß seine Frau unmittelbar vor ihrer ersten Entbindung stand, wohl auch Below, ferner Thadden- Trieglaff, die Landtagsmarschälle Graf Bismarck- Bohlen und Hiller v. Gärtringen, der Landrat des Kreises Niederbarnim, Scharnweber, vermutlich der Sohn des Verfassers des berühmten Bauernediktes vom 14. September 1811, und der jugendliche Landrat des Kreises Arnswalde, Meyer, der später als Parlamentarier durch seinen liebenswürdigen Witz sehr bekannt wurde, der Landesökonomierat Thaer, Sohn des Reformators der Landwirtschaft, Regierungsrat Schede, der später übel berufene Graf Breßler, der bei dem Zeitungsprojekt von 1847 besonders tätige Geheimrat v. Werdeck, Herr v. Plötz, später Mitvorsitzender der Fraktion Stahl und der reiche Graf Pinto. Trotz seines Widerstrebens hatte Kleist auch den Präsidenten v. Gerlach vermocht, sich einzustellen. Noch nach langen Jahren entsann sich Ludwig Gerlach deutlich des Druckes, den sein tatkräftiger junger Freund damals auf ihn ausgeübt habe.[202] Hier riß der Realpolitiker in Kleist den Doktrinär Gerlach, von dem der ehemalige Frankfurter Referendar sonst nur gar zu sehr den Stempel seines Wesens erhalten hatte, mit sich. Am meisten bemerkt wurde vielleicht die Anwesenheit zweier Notabilitäten, nämlich die des damals auf der Höhe seiner Kraft stehenden, seit kurzem ins Kultusministerium eingetretenen namhaften Rechtslehrers v. Bethmann-Hollweg, den weder sein Beruf, noch sein großer Kapitalbesitz, noch seine rheinische Abkunft veranlassen konnten, hier zu erscheinen, und ebenso die des Märzministers Grafen Arnim-Boitzenburg, der sich durch sein Verhalten in den Tagen der ersten Krisis der Monarchie so sehr die Vorwürfe der Rechtsstehenden zugezogen hatte. Bethmann-Hollweg und Arnim griffen auch beide energisch in die Erörterungen ein und ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie die Hansemannsche Politik auf das schärfste verurteilten.

Die Versammlung wurde mit der Verlesung einer langen Programmrede Bülows, den ein Halsleiden am Sprechen verhinderte, durch Kleist eröffnet.[203] Die Rede zeichnete sich durch Geist, Kritik und Offenheit aus, wie denn Bülow stets Selbständigkeit des Denkens bewiesen hat. Er sprach unumwunden von der Halbheit der Regierungsmaßnahmen Friedrich Wilhelms IV., die zu den augenblicklichen Zuständen geführt hätte, und von der Nichterfüllung des Verfassungsversprechens Friedrich Wilhelms III. "Der Regierung blieb im ganzen Lande keine Partei, auf die sie sich stützen konnte; nichts war daher erklärlicher, als daß sie demnächst bei dem ersten Stoß zusammenbrach." Er führte aus, daß zwar tatsächlich die eigentliche Gewalt in den Händen der Regierung geblieben sei, daß diese sie aber nicht anders als in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung und zwar der von Berlin anzuwenden wage. Jetzt sei man auf dem besten Wege, dem Kommunismus in die Hände zu arbeiten. Die Stein-Hardenbergsche Bauerngesetzgebung wäre von höheren Zwecken geleitet und vor allem gerechter gewesen. Er regte an, den Verein über das ganze Land durch Bildung von Kreisvereinen auszubreiten und den zu schaffenden Fünfzigerausschuß mit umfassenden Vollmachten auszurüsten. "Wir befinden uns", so rief er aus, "in einer Zeit, in welcher eigentlich niemand mehr regiert und alles regieren will, in einer Zeit, in welcher es doppelt wahr ist: hilf dir selbst, wenn du willst, daß Gott dir helfen soll!"

Nach der Verlesung der Rede wurde zur Wahl eines Präsidenten geschritten. Bismarck schlug Bethmann-Hollweg vor, auch Graf Arnim wurde genannt. Beide lehnten ab, ebenso andere, so die von Kleist vorgeschlagenen Landtagsmarschälle. Es scheint doch so, als wenn niemand so recht die nötige Verantwortungsfreudigkeit besaß, um diese exponierte Position einzunehmen. Der junge Andrae-Ramelow bestimmte darauf den Kammerherrn v. Elsner, "getrost" Kleist vorzuschlagen;[204] und siehe da, obwohl Bülow selbst und andere wegen des Pietismus Bedenken hatten: Kleist trug kein Bedenken und wurde mit großer Mehrheit gewählt. Das lag in der Natur der Sache, denn er hatte den größten Eifer von allen bewiesen. Seine Tatkraft hatte wesentlich das Unternehmen zu stande gebracht. Immerhin war es eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der junge hinterpommersche Landrat, dem der Ruf des Frömmlers hindernd

---

[202] Gerlach an Kleist, Ostern 1856.

[203] Wortlaut in der Kreuzzeitung, 20. August u. f.

[204] Aufzeichnung Kleists 1871.

vorausging, über diese Versammlung den Vorsitz erhielt. Nur eine Stimme war nachher, daß Kleist sich seiner Aufgabe vortrefflich entledigt habe. Er lieferte hier vor dem Lande den Beweis, daß er das Zeug zu einem Präsidenten größeren Stiles hatte.

Die Beratungen boten ein buntbewegtes Bild. So viel Köpfe, so viel Sinne, konnte man fast sagen. Ziele und Ansichten waren noch so wenig geklärt, die meisten kannten einander noch nicht; es war wirklich eine große Aufgabe, in dem Wirrwarr den Faden der Diskussion festzuhalten. Kleist selbst ergriff viel das Wort. Hatte er sich doch außerordentlich in die Materie hineingearbeitet, wie verschiedene Konzepte in seinem Nachlasse beweisen. Er griff auch Bülows Vorschläge als teilweise zu weit gehend an. In seinen Ausführungen legte er besonderes Gewicht auf die Gefahren, welche die Hansemann-Patowsche Gesetzgebung für andere Kreise als die Gutsbesitzer mit sich bringe, so für Witwen und Waisen, Kirchen, milde Stiftungen, namentlich Städte. Er wußte dafür aus seiner eigenen Praxis mehrere einleuchtende Fälle anzufahren. Besonders ein die Stadt Kolberg betreffendes Beispiel leuchtete ein. Er hielt Hansemanns Behauptung, daß die östlichen Provinzen geringer besteuert seien als die westlichen, für völlig unerwiesen. "Die kurze Geschichte der Nationalversammlung", so meinte er, "ist eine Kette von Rechtsverletzungen." Neben ihm beteiligte sich Bismarck eifrig an den Erörterungen, zum Teil unter großem Beifall. Der Landrat Meyer verriet schon damals seinen Witz, indem er auf die Bemerkung, man müsse Hansemann unmöglich machen, erwiderte: "Wir haben vor allem zu sorgen, daß er uns nicht unmöglich macht." Bethmann-Hollweg sprach sich lebhaft für die Idee aus, daß der Fünfzigerausschuß die Funktionen eines Sachverständigenrats ausüben müßte. Ebenso meinte er, ganz im Sinne Bülows, die einschneidenden Maßregeln zu Anfang des Jahrhunderts seien von großen Gedanken getragen und notwendig gewesen. Beides träfe hier nicht zu. Eine längere, in mancher Hinsicht sehr beachtenswerte und dabei tapfere Rede, die, anscheinend ohne offenen Widerspruch zu erregen, manche gute Anregung gab, hielt der Präsident v. Gerlach.[205] Er redete den Junkern, indem er zugleich im allgemeinen ihre Opposition als richtig bezeichnete, wegen ihres Egoismus ins Gewissen. "So wie der Adel nicht um der Edelleute, sondern um des Staates willen da ist, so ist auch der Reichtum nicht um der Reichen, sondern um der Armen willen da. Genuß ohne Pflicht, Eigentum als bloßes Mittel des Genusses ist nicht heilig, sondern schmutzig. Bloß konservieren, diese negative Haltung -, die Front gegen den Mist, den Rücken gegen den Ansprüche machenden Staat - ist eine Stellung, die allenfalls dem Bauer verziehen werden kann. Aufopfern, zu Felde ziehen, erobern, ohnehin die stärkste Form der Verteidigung - den Rücken gegen den Mist, die Front gegen den Feind - das ist adlig."

Es wurde dem geistreichen Prinzipienreiter, der mit diesen Ausführungen die Notwendigkeit der Beibehaltung der Patrimonialgerichte und der sonstigen gutsherrlichen Ehrenrechte begründete, noch nicht bewußt, daß das Junkertum bereits in der von ihm empfohlenen angreifenden Defensive begriffen war, indem es dieses Parlament einberief, und daß er selbst mit in die An-griffsbewegung gezogen war und dadurch auch überhaupt erst in die parlamentarische Laufbahn gedrängt wurde. Später hat er Kleist dafür Dank gewußt, daß er ihn vorwärts gezogen hatte, ebenso wie der General Leopold v. Gerlach nach Jahren bei ruhiger Betrachtung sein früheres ungünstiges Urteil über das Junkerparlament umstieß und es genau so formulierte, wie es die allgemeine Meinung faßte: "Es war die Basis und der Anfang der nachmals kleinen aber mächtigen Partei, die das Land gerettet hat".[206]

Man tagte bei Mielentz am 18. und 19. August in drei langen Sitzungen. Dann wurde der Fünfzigerausschuß gewählt, und man ging auseinander. Die demokratischen Zeitungen spotteten wohl über die "antediluvianische Herrenkurie"; aber die Kreuzzeitung antwortete schlagfertig: "Wie reaktionär, die Märzrevolution als Sündflut zu bezeichnen". Der Fünfzigerausschuß wählte sofort aus seiner Mitte ein Direktorium von sechs Männern, zu dem außer Bülow auch Graf Arnim-Boitzenburg und Bethmann-Hollweg gehörten. Diese Zusammensetzung lehrt an sich zur Genüge, daß von einer einseitigen junkerlichen Vertretung nicht gesprochen werden kann. Schon am 20. erließ dieses Direktorium ein Rundschreiben an die Provinzen. Im

---

[205] Bericht der Kreuzzeitung.

[206] Denkwürdigkeiten, 10. Dezember 1855. Vgl. Nationalzeitung vom 2. September 1861 (Nr. 407).

September erschien das ebenso wie der Name des Vereins recht langatmige Programm.[207] Der Verein hat noch mehrere Jahre eifrig im stillen durch Flugblätter und gelegentliche zweckmäßige Vorstellungen gewirkt. So wurden am 4. und 5. November wieder Sitzungen unter dem Vorsitz des zum Vizepräsidenten gewählten v. Werdeck abgehalten;[208] an diesen nahm u. a. der Kaminer Seminardirektor Wangemann als Abgesandter des Wolliner Zweigvereins teil.[209] So wurde im Dezember 1848, der ursprünglichen Idee des Vereins gemäß, tatsächlich vom Ministerium eine Aufforderung an ihn gerichtet, ein Sachverständigengutachten über die Fassung der Gemeindeordnung zu erteilen, und zwar insbesondere über die Trennung von Stadt und Land.[210] So unterhielt der Verein Fühlung mit dem Prinzen von Preußen. Dieser ließ sich noch im Dezember 1849 von Bülow-Cummerow Zeitungsartikel mitteilen, ebenso den Entwurf zu einer Adresse an die erste Kammer.[211] Bei Gelegenheit der Mobilmachung im November 1850 hatte Bülow eine Denkschrift über die Verpflegung des Heeres auszuarbeiten.[212] Noch im September 1852 empfahl Kleist dem Präsidenten v. Gerlach, den "Vorstand des Vereins zum Schutz des Eigentums" für eine Wahlsache zu interessieren.[213]

Für Kleist schien das Präsidium am 18. und 19. August 1848 anfangs bedenkliche Folgen nach sich zu ziehen. Erhielt er doch bei Schluß der Versammlung die Mitteilung, daß er seiner Suspendierung vom Amte entgegenzusehen habe. Es bezeichnet den tollen Wirrwarr der damaligen Zeit, daß Kleist völlig überrascht von dieser Ankündigung war. Denn es war doch eine gewagte Sache, wenn ein Landrat einer Versammlung präsidierte, in der förmlich Sturm gelaufen wurde gegen die Politik des leitenden Ministers, und in der manche recht persönliche Angriffe auf Hansemann unterliefen, so sehr sich der Präsident vielleicht bemüht haben mochte, die Persönlichkeiten auszuschalten. Formell war es jedenfalls nicht in der Ordnung, daß Kleist die Leitung geführt hatte. Er hat aber wohl damit gerechnet, daß das Ministerium Hansemann keine Lebensfähigkeit besaß, und daß deswegen kein Einschreiten zu befürchten wäre. Spottete doch die Kreuzzeitung in jenen Tagen, indem sie die falsche Nachricht brachte, daß Hansemann sein Ministergehalt für das ganze Jahr erhoben habe, er denke wohl doch nicht gar noch ein volles Jahr im Amte zu bleiben, das wäre "ja fürchterlich". Von Hansemann ist es ganz verständlich, daß er gegen Kleist vorging. War er doch auch durch die scharfen Angriffe der Kreuzzeitung so gereizt worden, daß er solche, die unbegründet waren, mit Namensunterschrift in dem Blatte als erfunden zurückwies. Er veranlaßte also den jungen Minister des Innern, Kühlwetter, gegen seinen Untergebenen eine Disziplinaruntersuchung zu eröffnen. Kühlwetter soll sich indes gar nicht sehr bereit gefunden haben, vielleicht weil er voraussah, daß es zwecklos sein würde. Jedoch tat er, was Hansemann verlangte. Kein Geringerer als der nachmalige Minister des Innern, Graf Fritz Eulenburg, mit dem Kleist später manchen Strauß ausfechten sollte, der aber in dieser Angelegenheit sachlich vermutlich auf Kleists Seite stand, mußte, wie er nachher Kleist erzählt hat, das erforderliche Schreiben aufsetzen. Mit etwas melancholischen Gefühlen trat der also hart angefaßte Belgarder Landrat beim Verlassen der Versammlung ins Freie. Dort empfing die Heraustretenden der Gesang der Gassenjungen: "Der Adel wird abgeschafft, Stiefel, du mußt sterben." Den Text verteilte die hoffnungsvolle Jugend in den damals recht verödeten Straßen Berlins gleich dabei.[214]

Kleist wurde unter dem 31. August zum 4. September vor die Regierung zu Köslin geladen[215]. Der die Untersuchung führende Kommissar war ein Regierungsrat Weger. Dieser ließ den Suspendierten seine Verteidigung schriftlich aufsetzen. Als sie nach Berlin abging, wurde das Ministerium Hansemann gestürzt

---

[207] Berlin, Druck u. Verlag von G. Reimer. 8°. 40 Seiten.

[208] Protokolle, gedruckt Berlin 1848, J. Sittenfeld, Johannisstr. 4.

[209] Wangemann, D. Wangemann, Ein Lebensbild. Berlin 1899.

[210] Bülow an Kleist, 14. Dezember 1848.

[211] Bülow an Kleist, 13. Dezember 1849.

[212] Hektographisches Exemplar, 30. November 1850. F.A.

[213] Kleist an Ludwig Gerlach, 10. September 1852.

[214] Vortrag Kleists: Adel u. Kirche. Berlin, W. Hertz. 1866. S. 6. - Rede Kleists im H. H., 28. Oktober 1872.

[215] Konzept Kleists an Weger, 2. September 1848.

(10. September); an Kühlwetters Stelle trat Eichmann. Seitdem redete kein Mensch noch von Weiterführung der Untersuchung. Auch sonst wäre Kleist vielleicht glimpflich davon gekommen; denn sein Gönner, General v. Gerlach, hatte sofort einen Schachzug gegen Hansemann geführt, indem er dem Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin Kleists Brief gab, worin dieser ihm Mitteilung von seiner Suspension machte.[216] Noch hatte Kleist bei dem prinzlichen Paare einen großen Stein im Brett.

Bedurfte es eines Anstoßes, um Kleist wieder seine fröhliche Laune zurückzugeben, so geschah das durch ein Billett, das Bismarck an seinen Freund gelangen ließ:

Verhandelt Schönhausen, 17. Sept. 1848.

Vor dem unterzeichneten dominio erscheint die verehelichte von Bismarck, Johanna geb. von Puttkamer, und trägt nachstehendes Gesuch vor:

Nachdem mir am 21. v. M. eine gesunde Tochter durch Gottes Gnade geworden ist, beabsichtige ich dieselbe am 1. Oktober c. durch die Taufe in den Bund Christi aufnehmen zu lassen, und wünsche dabei die Assistenz meines Großoheims[217], des kleinen Hansen, des reactionären Kreis-Wühlers in Belgard, von welchem ich wünsche, daß er eine Pathenstelle übernehme, und die Verpflichtungen solcher Stelle in persona coram ac praesens hier in Schönhausen ausübe, oder, falls mein Großohm wegen notorisch bekannter hochverräterischer Umtriebe noch in ministeriellen Kerkern zu Cöslin verschlossen gehalten werden sollte, er seine Functionen durch geeignete Prokuration ausüben lasse.

v[orgelesen] g[enehmigt] u[nterschrieben]

Handzeichen der verehelichten (+++) von Bismarck geb. v. Puttkamer

a[ctum] u[t] s[upra]

Bismarck.

D. cit[atur] der wühlerische Oheim unter Verwarnung der Realcitation

S[chönhausen] eod[em]

B[ismarck].[218]

Noch war die Untersuchung nicht niedergeschlagen, da fand (am 21. September) die Wittenberger Tagung zur Gründung eines evangelischen Kirchenbundes statt, zu der sich Kleist gleichfalls begab.

Sie erfüllte seine Seele kaum minder als das Junkerparlament. Fand hier doch die andere Seite seines Wesens, die die stärkere war, die religiöse, umsomehr Betätigung und Anregung, als bei der politischen Kundgebung im Mielentzschen Saale zu Berlin die materiellen Rücksichten mehr in den Vordergrund gerückt waren, als ihm lieb sein konnte. In Wittenberg spielte er aber eine bescheidenere Rolle. Dort nahm die beherrschende Stellung Wichern ein, der damals das große Werk der planmäßigen Organisierung der inneren Mission begann. Seine an der Wiege der Reformation am 21. September gesprochenen Worte, sich zu diesen Werken der Liebe zusammenzuscharen, zündeten umso gewaltiger, als der Boden durch die allgemeine Erschütterung des gesamten nationalen und christlichen Lebens dafür bereitet worden war. Aber auch hier in Wittenberg ist der junge pommersche Landrat bereits hervorgetreten. Etwas im Gegensatz zu Wichern ergriff er das Wort, um Rücksichtnahme auf die Strengkonfessionellen zu erbitten, als deren Mitvertreter er sich fühlte. Er bat, nicht auf etwas zu bestehen, was irgend wie ein Ansatz zu einem neuen Bekenntnisse aussehen könnte. "Jeder Versuch derart kann den Kirchenbund von vornherein sprengen,"

---

[216] Denkwürdigkeiten Leopolds v. Gerlach S. 391, 4. September 1848.

[217] So ist übertreibend gesagt. Kleist war, wie aus unserem Buche hervorgeht, nicht der Großoheim, sondern der Oheim der Frau v. Bismarck.

[218] Nach dem mir von der Tochter Kleists, Fräulein Elisabeth v. Kleist- Retzow, zur Verfügung gestellten, von Bismarck auf einem Bogen Konzeptpapier geschriebenen Originale.

meinte er. Dieser Wunsch fand, wie man weiß, in der Tat Gehör, so daß gerade die Strengkonfessionellen im engeren und weiteren Ausschuß des Kirchenbundes, dessen Präsidentschaft Bethmann-Hollweg übernahm, stark vertreten waren. Kleist selbst wurde in den weiteren Ausschuß gewählt, in dem neben vielen anderen bekannten Männern auch sein Freund Wackernagel saß. Im engeren befand sich u. a. sein alter Lehrer Schmieder.

Bald sollte er erfahren, daß seine Präsidentschaft im Junkerparlament ihn nicht nur mit einem Schlage im ganzen Lande bekannt gemacht, sondern auch bei dem Mangel an tatkräftigen Menschen in die Reihe der Ministerkandidaten gerückt hatte. Schon am 26. September faßte ihn der sich zum Ministermacher herausbildende General Leopold v. Gerlach dazu ins Auge. Am 30. schlug dieser dem nach einem Ersatz für das Ministerium Pfuel umherschauenden Könige Kleist geradezu vor. Doch Friedrich Wilhelm sah ihn einstweilen noch unmöglich an, weil Kleist noch in Untersuchung sei. Der General und ebenso sein Bruder Ludwig hielten indes an dem Gedanken fest. Am 3. Oktober fragte der Präsident Moritz Blanckenburg, wem er mehr traue als Minister, Hans Kleist oder Bismarck. Die Namen der beiden wurden schon fast immer zusammen genannt, gleichsam als wären ihre Träger untrennbar voneinander. Blanckenburg gab dem Präsidenten ohne Bedenken die charakteristische Antwort: "Hans Kleist"; wohl, weil er diesen mehr aus Grundsätze eingeschworen und fester im Glauben gegründet kannte, als den ihm persönlich näher stehenden Schönhäuser. Am 6. Oktober kam der General bei einer Besprechung mit dem andern Generaladjutanten des Königs, Rauch, in Verbindung mit Brandenburg, dessen Ministerium seitdem in Erwägung gezogen wurde, auf Kleist zurück, und ebenso in einem Gespräche mit dem Könige. Ludwig Gerlach fand, daß der Bruder seinen Schützling geradezu übermäßig stark empfohlen habe. In der Folge entsandte Friedrich Wilhelm am 7. Oktober Leopold Gerlach nach Breslau, um dem dort kommandierenden Brandenburg das Ministerium anzutragen. Als Brandenburg in seiner Unerfahrenheit nach Kollegen fragte, die er sich wählen sollte, empfahl Gerlach wieder und in erster Linie Kleist, und zwar dachte er ihn sich dabei als Minister des Innern. In einer Konferenz zwischen dem Könige, Brandenburg und Gerlach am 17. kam man von dieser Idee jedoch etwas ab und faßte als Minister des Innern den Freiherrn Otto v. Manteuffel ins Auge, neben dem Kleist dann Ministerialdirektor werden sollte. Immerhin wurde dem inzwischen nach Potsdam berufenen Kleist zunächst das Ministerium angetragen. Kleist war doch über die Maßen erschrocken, als er hörte, was man mit ihm Großes vorhabe. Er hatte bei einer Fahrt von Kieckow nach Belgard, als er gerade die Höhe des Kappin passierte, geträumt, daß vier Adler seinen Mantel erfaßten, ihn in die Höhe hoben und auf einem Gebirge niedersetzten. Als er in Belgard eintraf, fand er das ihn nach Sanssouci rufende Schreiben Gerlachs vor.[219] Fortan bildete dieser Traum eine der merkwürdigsten Erinnerungen seines Lebens. Seine innere Bescheidenheit sträubte sich gegen die Übernahme eines größeren leitenden Postens. Er schob den Pietismus als hinderlich vor; der König könne Pietisten nicht brauchen, er bedürfe der Staatsmänner. Auch machte er geltend, daß er zu wenig Geschäftskenntnis hätte; er habe noch nie einer Regierungssitzung beigewohnt. Den Präsidenten Gerlach und Thadden, die dabei waren, verdroß diese Zurückhaltung, und sie suchten ihn zu belehren, daß die Begriffe Staatsmann und Pietist miteinander nicht im Widerspruche ständen. Ebenso erntete Kleist von Bismarck Vorwürfe. Der setzte ihm auf einer Fahrt von Berlin nach Schönhausen auseinander, es komme zur Zeit nur auf Entschlossenheit an. Ein diese voll besitzender Sekondeleutnant mit einem Trommler als Adjutanten sei die geeignetste Vertretung der Regierung der Nationalversammlung gegenüber. Doch der nüchternere Leopold Gerlach war durch Kleists Haltung etwas abgekühlt. Der salbungsvolle Ton, den dieser angenommen hatte, ließ ihn seinen Schützling auch nicht so ganz angebracht erscheinen. "Ich überzeugte mich, daß er bis jetzt nur als second zu brauchen wäre," notierte er. Immerhin äußerte Brandenburg noch am 19., mit Kleist sprechen zu wollen; aber dieser verharrte bei seiner Zurückhaltung. Wohl durch Bismarcks Reden ermutigt, erklärte er dem Grafen jedoch am 23., wenn es sein müßte, würde er ein Amt annehmen. Am 31. Oktober sah es so aus, als wenn er das Amt eines Direktors im Ministerium des Innern erhalten würde. Schließlich zerschlug sich die Sache. Kleist war aufrichtig froh

[219] Aufzeichnungen 1871. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 154.

darüber.[220]

Auch von der Seite des Prinzen von Preußen wurde ihm fortgesetzt Vertrauen entgegengebracht. Ein redender Beweis dafür ist ein Schreiben des Adjutanten des Prinzen, Grafen Otto v. d. Goltz, an Kleist vom 6. Oktober, in dem dieser ihn dringend bat, sich bei einer zu erwartenden Ersatzwahl in Teltow aufstellen zu lassen, um den bisherigen Abgeordneten Harassowitz mit Hilfe der mit Harassowitz unzufriedenen Teltower Bauern aus der "vereinbarenden Versammlung" zu Berlin zu verdrängen und dem in Preußisch Stargard gewählten Georg v. Vincke, mit dem der Prinz seit Vinckes preußischer Haltung in Frankfurt auf dem besten Fuße stand, möglichst Beistand zu leisten. "So wichtig es ist, ein Talent wie das des Herrn v. Vincke in der hiesigen Versammlung zu besitzen," hieß es in dem Schreiben, "so sehr es auch zu erwarten steht, daß es ihm gelingen werde, die zersplitterte, haltlose, hin und her schwankende Rechte zu vereinigen und zu befestigen, so bedarf er doch einer zuverlässigen Unterstützung." Goltz lud Kleist ein, sich zur Königsgeburtstagsfeier am 15. nach Köpenick zu begeben. Dann würde sich das wettere schon finden. Er würde damit dem Vaterlande einen "großen Dienst" leisten.[221]

Das Schreiben ist ungemein lehrreich dafür, wie unklar und werdend die Parteiverhältnisse damals noch waren und wie oberflächlichen Einblick die Umgebung des Prinzen noch in diese Verhältnisse hatte. Sonst wären sie nicht auf den Gedanken gekommen, daß Kleist Schulter an Schulter mit Georg v. Vincke kämpfen würde. Was Kleist darauf geantwortet hat, entzieht sich der Kenntnis. Jedenfalls wurde nichts aus seiner Wahl im Kreise Teltow. Indes das Vertrauen des Prinzen blieb ihm nach wie vor erhalten.

Als Kleist Anfang November nach Pommern zurückkehrte, harrten seiner wieder eine Menge Aufgaben. Die demokratische Bewegung war angesichts der unsicheren Leitung des Staatsschiffes im Laufe der Monate stärker geworden und hatte sich allen Städten der Provinz mitgeteilt. So bildete sich im September auch im stillen Belgard ein sogen. "Volksverein" mit demokratischer Tendenz. Sogar eine demokratische Zeitung mit dem schönen Namen "Kometenstrahlen" erschien dort zu jener Zeit unter der Redaktion eines Buchdruckers von geringer Bildung. Die Ernennung des Ministeriums Brandenburg sowie die Verlegung der Berliner Nationalversammlung nach Brandenburg und der damit bekundete Wille der Regierung, zu einer entschiedenen Politik überzulenken, trug in den Belgarder Kreis neue Erregung hinein. Der Belgarder demokratische Verein, der von jenem Buchdrucker und Redakteur, einem Schankwirt und einem wohlhabenden jüdischen Kaufmann geleitet wurde, stellte sich sofort auf die Seite des die Steuerverweigerung proklamierenden Klubs Unruh. Dasselbe tat der demokratische Verein zu Polzin, geführt vom Wegebaumeister Brückner und dem Feldmesser Hein. Die vom Ministerium angesichts der bedrohlichen Haltung der Bevölkerung veranlaßte Einberufung der Landwehr ging jedoch in dieser Gegend ruhig vor sich. Mit heller Freude sah Kleist, wie die Leute fröhlich, viele mit schwarz-weißen Fahnen zu ihren Gestellungsorten fuhren. Auch machte sich in der Bürgerschaft der Städte eine lebhafte Reaktion gegen das demokratische Wesen geltend. Sowohl in Belgard als in Polzin wurden Ergebenheitsadressen an den König aufgesetzt. Besonders stark äußerte sich die monarchische Gesinnung in Belgard, wo der "Preußenverein" 150 Mitglieder zählte. Der Regierungspräsident v. Fritsche konnte am 18. November nicht umhin, in einem Bericht an den Oberpräsidenten über die Haltung der Städte in seinem Bezirk Belgard rühmend hervorzuheben. Auf dem Lande war die Botschaft, daß die Steuern nicht gezahlt werden sollten, die durch Flugschriften vertrieben wurde, natürlich Sphärenmusik. Einige Gemeinden, so konstatierte Kleist, zahlten infolgedessen auch nicht. Der Landrat zeigte jedoch eine solche Festigkeit und Strenge, daß den wenigen, die solche Anwandlungen hatten, bald die Lust dazu verging. Brückner und andere Baubeamte zogen es schließlich vor, ihren Austritt aus dem demokratischen Verein zu erklären.[222]

---

[220] Tagebücher Leopold Gerlachs. Aufzeichnungen Kleists 1871. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 154. Kleist an Leopold Gerlach, 17. November 1848, in den Akten der Kreuzzeitung.

[221] Graf v. d. Goltz an Kleist, Berlin, 6. Oktober 1848. F.A.

[222] Akten der Regierung zu Köslin. Tit. V. Nr. 30. Berichte des Bürgermeisters Baehr zu Belgard, 17., 18. u. 20. November 1848, des Bürgermeisters Meier zu Polzin, 18. u. 20. November 1848, Kleists, 26. Oktober, 18. u. 29. November 1848, des Bürgermeisters zu Schivelbein, 19. November 1848, des Wegebaumeisters Brückner, 2. Dezember 1848, des Präsidenten v. Fritsche, 18. November

Gleichzeitig mit der rettenden Tat des Ministeriums Brandenburg, die durch die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach Brandenburg bezeichnet wird, vollzog Kleist in Kieckow (am 15. November) einen Akt, der gleichsam symbolisch verstanden werden konnte, die Einweihung der im Jahre 1845 zu bauen begonnenen Kirche, die sich über einer geräumigen Krypta erhob[223]. Der Herr des Kirchleins kam sich vor, als wenn er in einer Zeit der Christenverfolgung stände. Die Einweihung fand statt "unter Erinnerung an die Möglichkeit der Wiederkehr der Zeiten, wo die Christen ihre Gottesdienste in Grabgewölben hielten", hat er in der Geschichte seiner Familie aufgezeichnet. An dem Tage waren viele Freunde aus der Umgegend, insbesondere Pastoren und Kirchenpatrone, seine Gäste, unter ihnen Gustav Knak. Die Versammelten setzten in einmütiger Begeisterung eine Adresse an den König auf, die Kleist durch General v. Gerlach diesem zustellen ließ[224] und außerdem in der Kreuzzeitung, der Vossischen und Spenerschen Zeitung in Berlin sowie der Norddeutschen Zeitung in Stettin veröffentlichte[225]. Seine Stimmung bei Einsendung des Schriftstücks zeigen seine Worte zu Gerlach: "Gott sei Dank - bei aller Aufregung kann man gegenwärtig doch anfangen, wieder aufzuatmen und Hoffnung zu schöpfen!"

Als Johann Jacoby dem ihn mit anderen Abgeordneten empfangenden Friedrich Wilhelm sein berüchtigtes Wort von den Königen, die die Wahrheit nicht hören wollten, entgegengeschleudert hatte, setzte Kleist in seinem Kreise eine Kundgebung dagegen ins Werk, insbesondere weil der Vertreter des Belgarder Kreises in der Nationalversammlung sich bemüßigt gefunden hatte, ein offenes Dankschreiben an den Königsberger Demokraten zu richten. In Polzin unterschrieben 59 Urwähler den von Kleist aufgesetzten Protest, lauter kleine Leute, viele Analphabeten; nur ein Adliger war dabei.[226] Einer der Analphabeten ließ neben seine drei Kreuze die Worte setzen: "bedeutet Butzcke, will sein König behalten". Dieser kindlichen Seele gleich empfand ein Arbeiter Teske, der eine demokratische Versammlung in Polzin bei Pietsch dadurch in Unruhe versetzte, daß er, Pfeife und Mütze in der Hand, auf die Rednerbühne ging und erklärte: "Meinen König laß ich nicht, einen Napoleon wollen wir nicht, einen Judenkönig auch nicht".[227] Für diese Schichten war eben das Königtum der sicherste Hort, und sie hatten zwar dunkle, aber durchaus nicht ganz unrichtige Vorstellungen von dem, was bei den damaligen Kämpfen auf dem Spiele stand. Abermals veranstaltete Kleist eine Kundgebung, als die Nationalversammlung die Formel von "Gottes Gnaden" in der Verfassung strich. In einer Adresse wurde dem König die Betrübnis der Unterzeichner darüber und der Wunsch ausgesprochen, sich trotzdem ferner von Gottes Gnaden zu nennen. Auf Kieckow und dem benachbarten Kl. -Krössin fand die Adresse am 28. November 61 Unterschriften. Es wird die ganze männliche Bevölkerung gewesen sein. Nicht ein Analphabet findet sich unter diesen Leuten, ein Zeichen dafür, daß hier seit langem auf gute Schulzucht gehalten worden war. Auch von anderen Gütern der Gegend liegen Unterschriften für diese Adresse vor.[228] Es hat etwas Rührendes, diese Tagelöhner dichtgedrängt für ihren König Zeugnis ablegen zu sehen in mühsam hingemalten Schriftzügen. Aus solchen Kundgebungen, wie sie vielfach zu den Stufen des Thrones gelangt sein mögen, durfte die preußische Monarchie wohl einige Beruhigung schöpfen.

Mit Behagen verbreitete Kleist vermutlich in dieser Zeit in der Belgarder Gegend das derbe Lied v. Merckels auf die "fünfte Zunft", die im Jahre 1848 nach Erschaffung der Engel, Menschen, Affen und des Teufels von der Natur geboren sei, die der Demokraten.[229] Das kühnste Unternehmen, an das er in seinem Kreise ging, war wohl die Gründung einer eigenen Zeitung. Die Idee trat an ihn von anderer Seite heran. Der Kolberger Buchhändler C. F. Post unterrichtete ihn am 18. Oktober von seiner Absicht, unter dem Namen

---

1848. Desgl. Akten der Regierung zu Köslin. Tit. XXI. Gen. Nr. 151.

[223] Kleist an Leopold Gerlach, 17. November 1848.

[224] Leopold Gerlach an Wagener, 21. November 1848. Akten der Kreuzzeitung

[225] Kleist an Leopold Gerlach, 17. November 1848. Akten der Kreuzzeitung.

[226] Original und eigenhändiges Konzept Kleists im F.A.

[227] Akten der Kösliner Regierung. Bericht eines Polziners an Kleist, 21. November 1848.

[228] F.A.

[229] Zahlreiche handschriftliche und gedruckte Exemplare im F.A. Den Wortlaut findet man u. a. in Merckel, Zwanzig patriotische Lieder, Berlin 1860.

"Der treue Pommer" vom 1. Dezember ab ein "Volksblatt für Stadt und Land" erscheinen zu lassen, um "den immer mehr überhand nehmenden Bestrebungen der Republikaner, welche in letzter Zeit selbst versucht haben, die Treue des Militärs wankend zu machen," entgegenzutreten, und empfahl das Unternehmen Kleists "starkem Schutze". Kleist sagte seine Hilfe zu, konnte jedoch nicht unterlassen dem Buchhändler zu bemerken, daß unter dessen Firma auch ein Blatt ganz entgegengesetzter Richtung erscheine. Er ersuchte Post zunächst auf eine Änderung der Haltung jenes schon bestehenden Blattes hinzuwirken.[230] Gemeint waren die "Kometenstrahlen" unter der Redaktion des Buchdruckers Bauer in Belgard. Die Verhandlungen scheinen in der Folge ein günstiges Ergebnis gehabt zu haben. Der arme Hungerleider Bauer schwenkte um, und seine Kometenstrahlen leuchteten nicht mehr. Dafür übernahm er die Druckerei des neuen Volksblattes, dessen Erscheinungsort Belgard und dessen Redakteur ein verabschiedeter Leutnant L. v. Blum wurde. Der geistige Leiter aber wurde Kleist, der selbst den Wortlaut der Ankündigung des Blattes aufsetzte.[231] Es sollte mit dem Beginn des Jahres 1849 unter dem Namen "Der Pommer" und mit dem Wahlspruche: "Mit Gott für König und Vaterland" wöchentlich einmal erscheinen. "Wir Pommern", so hieß es in Kleists Ankündigungsworten, "haben von alters her den guten Ruf gehabt, daß Gottesfurcht und Treue gegen unseren König und Liebe zum Vaterlande bei uns recht zu Hause wären, und das haben unsere Väter oft bei größter Armut als ihr bestes Erbteil den Kindern hinterlassen. Nun ist schon manches und soll in unserem Lande noch vieles neu und anders werden, und auch dies Blatt will dazu an seinem Teile mithelfen. Aber darauf kommt alles an, nicht daß es bloß neu, sondern daß es besser werde. Und da meine ich nun so, wenn das neue Haus, welches wir uns bauen wollen, nicht auf jenen dreifachen Grund gebaut ist, so fällt's uns über dem Kopf zusammen und erschlägt uns mit, und wir sind schlechter daran als zuvor ohne eigenes Haus unter Gottes freiem Himmel, wo's wohl kalt war, aber wir doch heile Haut und ganze Glieder hatten." Nach diesem Ausblick auf das werdende Verfassungswerk fuhr der Schreiber im Blücherschen Stile fort: "Unsere Soldaten (viele von euch, liebe Leser, mit), die sind ihrem Feinde immer gerade auf den Leib gegangen oder geritten und nicht rechts oder links ausgewichen und abseits gegangen. So soll's bleiben bei den Pommern." So trat denn das Blatt ins Leben. Es erschien sogar nicht nur einmal, sondern zweimal wöchentlich. Der erste Artikel war von Kleist.[232] Unter der Überschrift "Der Mann mit dem doppelten Gesicht" setzte der Verfasser in einfacher, herzlicher, auf das Gemüt und das Denken seiner schlichten Leser sicherlich außerordentlich günstig einwirkender Sprache, anknüpfend an den bei den Römern den Anfang des Jahres versinnlichenden Janus, auseinander, wie ein ordentlicher Hausvater am Schlusse des Jahres sich Rechenschaft darüber ablege, ob es mit ihm vorwärts oder rückwärts gegangen sei, und meinte, wenige würden diesmal finden, daß sie vorwärts gekommen wären. "Das ganze Land ist wie eine Familie, der König ist der Vater, wir sind die Kinder; wie kann es einem guten Kinde wohl gehen, wenn es dem Vater nicht wohl geht." Weil das Jahr ein Jahr des Aufruhrs gewesen sei, so wären auch schlechte wirtschaftliche Zustände entstanden. "Das Geld, und der Kredit noch mehr, die sind wie die Mäuse, sie kommen nur aus den Löchern, wenn's hübsch ruhig und still ist; sobald Lärm und Aufruhr wird, da verkriechen sie sich schnell in die Löcher." "Sieben Monate haben die von uns gewählten Abgeordneten in Berlin gesessen und diesen Aufruhr befördert und selbst getrieben, und darum nichts getan als Fluch und Unsegen über das Land auszuschütten." Im nächsten Jahre dürften nur solche Abgeordnete gewählt werden, die auf die Frage: "Bist du für den König oder gegen ihn" nur eine runde Antwort hätten, ohne viel Redensarten drum und dran: "Ja, mit Gut und Blut - mit Leib und Leben bin ich für den König."

Wie lange "Der Pommer" bestanden hat, ist nicht genau bekannt. Niemand hat, wie es scheint, das Blättchen aufgehoben. Doch hatte es bereits zu Anfang des Jahres 1850 sein Erscheinen eingestellt.[233] War es an sich schon schwer, damals in einem Städtchen, das wie Belgard so seht außerhalb des Verkehrs lag, eine Zeitung über Wasser zu halten, so wurde "Der Pommer" noch sicherer dem baldigen Untergang dadurch geweiht, daß Kleist sich bald nicht mehr viel darum kümmern konnte. Den Gedanken, das Blatt auch in Köslin und

---

[230] Schreiben Posts an Kleist u. Konzept der Antwort Kleists. F.A.

[231] Konzept im F.A.

[232] Konzept u. mehrere Druckexemplare im F. A.

[233] Ostseezeitung 1850, Nr. 72.

Polzin erscheinen zu lassen, hatte Kleist gleich aufgegeben. Doch fand es in den Kreisen Neustettin, Schivelbein und dem die drei heutigen Kreise Kolberg, Köslin und Bublitz umfassenden Fürstentümer Kreise Verbreitung. Kleist schrieb noch öfter dafür längere Aufsätze, so einen solchen über "Die Dankbarkeit der Demokraten", ebenso eine ausführliche und ruhige Erörterung: "Was haben wir von der neuen Gerichtseinrichtung zu hoffen oder zu fürchten", in der der konservative Praktiker Bedenken gegen die Einrichtung der Geschworenengerichte erhob und es als einen Mangel bezeichnete, daß für den Belgarder Kreis kein Gericht vorgesehen sei. Natürlich wird er sein Organ auch mit Nachrichten versehen haben. Zur Erschütterung des jungen Daseins der kleinen Zeitung trug schließlich wesentlich ein Zwischenfall bei, den Kleist selbst verursachte.

Er hing mit den Wahlen zusammen, die im Februar des Jahres 1849 zum ersten Male für die durch die provisorische Verfassung vorgesehenen beiden Kammern stattfanden.

Auf diese Wahlen war bereits der Programmartikel des "Pommern" berechnet gewesen. Sollten doch bereits am 22. Januar 1849 die Urwahlen stattfinden. Die monarchischen Elemente des preußischen Landes rechneten sehr darauf, daß es Kleist gelingen würde, in die zweite Kammer zu kommen, wie ein Flugblatt, das der "Vorstand des Vereins für König und Vaterland" als Zentralinstanz der konservativen Partei am 16. Januar von Berlin aus ergehen ließ, beweist. Darin schlug der Vorstand, der aus Bethmann-Hollweg, Stahl, Bismarck, Wagener, Bindewald und dem Legationsrat v. Savigny bestand, seinen Gesinnungsgenossen 14 Männer "von erprobter Tüchtigkeit" vornehmlich als Kandidaten vor, an erster Stelle drei Gelehrte, den großen Denker der Partei, Professor Julius Stahl, den Staatsrechtslehrer Professor Keller und Bethmann-Hollweg. Darauf folgten zwei frische junge Männer des praktischen Lebens, Bismarck und Kleist-Retzow, dann erst Staatsmänner wie die Minister Otto v. Manteuffel, Graf Alvensleben-Erxleben und Canitz, ferner Präsident Gerlach, Fürstbischof v. Diepenbrock, Graf Fürstenberg-Stammheim und zum Schluß drei Assessoren: der spätere Botschafter Graf Robert v. d. Goltz und Kleists Freunde Bindewald und Hermann Wagener[234]. Es war natürlich, daß Kleist in seiner Heimat aufgestellt wurde, zumal da der Vertreter Belgards in der Berliner Nationalversammlung, der Polziner Fleischermeister und Stadtverordnetenvorsteher Jentsch, der sich am Kartoffelkrawall des Vorjahres beteiligt hatte, nicht gerade die Zufriedenheit seiner Gegend durch sein Verhalten während der Tagung der Versammlung erworben hatte. Kleist bemerkte, daß viele monarchische Elemente durch Jentschs Auftreten überhaupt die Lust zu wählen verloren hatten, und gab sich Mühe, diese Unlust zu bekämpfen. Ganze Ortschaften erklärten, sie wären durch ihren Abgeordneten angeführt worden; eine solche Vertretung wie die bisherige sei nutzlos; müßten sie durchaus wählen, so wollten sie den König selbst wählen. Dem gegenüber führte Kleist in einem Flugblatt aus: "Der König will einmal, daß wieder gewählt wird. Der König kann nach dem Grundgesetz weder zum Wahlmann noch zum Deputierten gewählt werden, würdet ihr also ihn oder gar nicht wählen, so würden seine Feinde, und das sind, sie mögen so schmeichelnde Worte machen, wie sie wollen, auch eure größten Feinde, die Wahl durchsetzen"[235]. In solcher Lage war es das Gegebene, daß der rührige Landrat von Belgard von seinem Kreise den übrigen drei Kreisen, die mit dem Belgarder einen Wahlkreis bildeten, nämlich dem Neustettiner, Schivelbeiner und Dramburger, zum Kandidaten vorgeschlagen und auch angenommen wurde. Freilich stieß sein Pietismus auch bei den konservativen Elementen abermals auf Widerspruch, so im Schivelbeiner Kreise. Doch der dortige Landrat v. d. Goltz suchte diese Bedenken zu zerstreuen.[236] Neben Kleist wurde - eine höchst interessante Erscheinung - der westfälische Volksmann Fritz Harkort als königstreuer Kandidat aufgestellt, der die Kandidatur auch annahm. Zwar wurde dieser spätere leidenschaftliche Bekämpfer des Junkertums und vorgeschrittene Liberale bei den Vorbesprechungen den Städten des Kreises als Kandidat bewilligt;[237] es unterliegt aber keinem Zweifel, daß auch Kleist sich damals für diesen Mann erwärmte. Hat er doch den in jener Zeit erscheinenden ersten Bürger- und Bauernbrief Harkorts begeistert in seinem

---

[234] Druckblatt im F.A.

[235] Flugblatt, Konzept von Kleists Hand.

[236] Andrae-Roman, Erinnerungen aus dem Jahr 1848.

[237] Konzept Kleists zu einer Wahlrede.

Preußenverein verlesen.[238] Wir erkennen hieran, wie wenig das Parteiwesen zu jener Zeit erst entwickelt war. Noch lehrreicher ist dieser kleine Zug aber um deswillen für uns, weil er uns wieder schlagend lehrt, was wir schon sonst an Kleist beobachten konnten: daß sein ganzes Herz für den kleinen Mann schlug. Freilich auf Kosten des Königtums bewilligte er ihm nichts. Dies und die engen Paragraphen des Parteiprogramms mußten ihn später von Harkort trennen. Dieser selbst fand in jener Zeit auch Gefallen an dem Belgarder Landrat. Als die beiden sich schon im Parlament befehdeten, erkannte der Westfale noch die "gerade Gesinnung" des hinterpommerschen Junkers "mit großer Hochachtung" an.[239]

Verständlich war es, daß derselbe Wahlkreis für die erste Kammer neben dem Minister des Äußeren, Grafen Bülow, den Prinzen von Preußen wählte, der von hier aus zuerst in die Heimat zurückberufen worden war. Der Prinz fand sich allerdings bewogen abzulehnen. Auch Harkort lehnte die Wahl schließlich ab, weil er noch in einem anderen Wahlkreis gewählt worden war.[240] Unter Kleists Gegenkandidaten war ein Gutspächter Braun, der sich seinen Wählern dadurch empfahl, daß er schon früher für ihre Freiheit gestritten und dafür viele Jahre im Kerker geschmachtet habe. Er hatte dazu ein gutes Recht. Denn er war Greifswalder Burschenschafter gewesen und als solcher der unglückseligen Demagogenverfolgung zum Opfer gefallen, die dank dem Einflusse Metternichs auch in Preußen so übel gehaust hatte. Laut richterlichen Erkenntnisses vom 4. August 1836 war er nach der damaligen unerhört harten Justizpraxis wegen hochverräterischer Umtriebe zum Tode durch das Beil verurteilt, dann aber zu lebens-länglicher Kerkerhaft begnadigt worden und hatte beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. durch den allgemeinen Gnadenerlaß seine Freiheit wieder erlangt. Sein Brüsten mit seinen Freiheitsstrafen fand aber bei der Gegenpartei wenig Verständnis. Für diese bestand zu Recht, daß Braun einmal zum Tode verurteilt gewesen war. Und recht radikal ist er zweifellos gewesen. Ja, wie drei einwandfreie Zeugen, unter ihnen ein Bauinspektor, mit dem Kleist amtlich zu tun hatte, bekundeten, hatte er sich gerühmt, daß er mit seinen Verbindungsgenossen gelost hätte, wer von ihnen den damaligen König ermorden sollte, und ihn hätte das Los getroffen; dies sei entdeckt und dafür sei er zum Tode durch das Beil verurteilt worden. Dies erfuhr Kleist von jenen Ohrenzeugen unmittelbar vor der Urwahl. Augenblicklich setzte er sich hin und schrieb, in dem guten Glauben an die Wahrheit des Mitgeteilten und in hellem Zorn darüber, daß ein solcher Mann es wagte, sich um ein Abgeordnetenmandat zu bewerben, eine Mitteilung für die Nummer des "Pommern" vom 20. Januar, die folgenden Wortlaut hatte:

"Ein echter Demokrat! Der Gutspächter Braun aus Grössin war nicht, wie er behauptet, weil er für die Volksfreiheit stritt, sondern weil er unsern verstorbenen verehrten König Friedrich Wilhelm III. den Gerechten ermorden sollte, der ja bekanntlich dem Volke die Freiheit gegeben hat, zum Tode durch das Beil verurteilt. Durch die Gnade des bedrohten Königs selbst ward ihm das Leben, durch seines Sohnes, unsers jetzigen Königs Gnade, die Freiheit wieder geschenkt. Das ist der Dank, dass er ihn jetzt verleumdet und anfeindet. Und der wagt es, sich dessen öffentlich in demokratischen Klubs zu rühmen und zum Volksvertreter anzubieten. O liebes deutsches Volk, wie weit ist es mit dir gekommen, daß er nur wagen darf, vor dir den Mund zu öffnen, o armes und verführtes Volk in unserer Stadt, das ihm noch Beifall zuruft. Lieben Leute, öffnet endlich doch die Augen. Die mit Königsmord umgehen, das sind die Helden der Demokraten; können die Gesellen, die sie empfehlen, besser sein; kann irgend eine treue Seele ihnen Glauben und Vertrauen schenken? Wer's tut, ist seines früheren Mordanschlags und seiner Undankbarkeit mitschuldig!"

Dieser heftige Angriff sollte den Landrat in einen Beleidigungsprozeß verwickeln. Mochte Braun nun gegen jenen Bauinspektor und die andern Zeugen geflunkert oder diese ihn mißverstanden haben, kurz und gut, Kleist, der sich als Verfasser der Notiz bekannte, dessen Wahrheitssinn es auch rühmlich kennzeichnet, daß er diesen Vorfall selbst in seiner Familiengeschichte nicht verschwiegen hat, wurde Ende Oktober 1849 von dem Kreisgericht zu Belgard zu sechs Monaten Festung verurteilt. Das Kösliner Appellgericht hob dies in keinem Verhältnis zu sonstigen Beleidigungsstrafen stehende und offenbar von dem bekannten radikalen

---

[238] Pommersches Volksblatt. 16. August 1848.

[239] Sten. Ber. der 2. Kammer, 25. September 1849, S. 416.

[240] Über Harkort vgl. Louis Berger, Der alte Harkort, 3. Aufl. Leipzig 1895.

Liberalismus des damaligen Kreisrichtertums etwas beeinflußte Urteil am 20. März 1850 vernünftigerweise wieder auf und verurteilte Kleist dafür zu hundert Talern Strafe. Dies Urteil wurde am 20. November 1850 vom Obertribunal bestätigt. Die Behörde unterließ es indes merkwürdigerweise, den Betrag einzuziehen, bis im Jahre 1856 der Stempelrevisor dahinter kam und das Geld einforderte. Damals lag Kleist als Oberpräsident in Düsseldorf auf den Tod darnieder. Unter diesen Umständen fand sich König Friedrich Wlhelm IV. veranlaßt, die Strafe niederzuschlagen.[241]

Der Gutspächter Braun fiel bei der Wahl in Belgard am 5. Februar 1849 ganz aus. Erst wurde die Wahl dreier Mtglieder der "demokratisch-konstitutionellen" Partei gemeldet, unter denen sich sein Name nicht findet.[242] Dann stellte sich heraus, daß neben einem Gutsbesitzer Stettin und dem Kaufmann Harkort der Landrat von Kleist-Retzow gewählt worden war. Vornan unter denen, denen diese Wahl eine Genugtuung bereitete, stand kein Geringerer als der Prinz von Preußen. Der richtete aus Berlin unter dem 10. Februar einige vertrauensvolle Zeilen an Kleist, die mit den Worten begannen: "Wie freue ich mich, daß Sie gewählt sind!"[243]

So schloß für Kleist das Sturmjahr. Aus dem Mitglied der stillen Gemeinde hatte es einen lauten Rufer im Streite der Parteien gemacht, der alsbald fühlte, daß er zum Kampfe geschaffen war, und der sich, trotz aller innerlichen Bescheidenheit, mehr und mehr als eine stolze Herrennatur offenbaren sollte. Es eröffnete sich für Kleist jetzt eine länger als vier Jahrzehnte währende, nur durch ein Lustrum freiwilliger Mandatlosigkeit unterbrochene parlamentarische Tätigkeit, so reich an Arbeit und Kampf, wie sie in Preußen nicht häufig beobachtet worden ist. In einem später entstandenen Konzept zu Lebenerinnerungen gedachte Kleist demütig dieser Berufung in die parlamentarische Laufbahn: "Nicht von Natur, aus Not, errungen und doch nur gegeben".

Mit Bismarck in der Zweiten Kammer

Als die Ergebnisse der Wahlen vom 5. Februar 1849 im allgemeinen vorlagen, notierte der General Leopold v. Gerlach: "Von zuverlässigen Leuten, die wir so nennen können, ist gewählt Bismarck, Kleist, ich will annehmen Professor Keller. Es wäre wichtig, diese in eine Kontreopposition zu organisieren." Das Wort beleuchtet die ganze damalige parlamentarische Lage in Preußen. Bismarck und Kleist vereinigt sollten den Keil bilden, den die Kamarilla in die zweite Kammer hineintreiben wollte, um die phantastische deutsche Politik des Königs zu vereiteln. Bismarck und Kleist sollten vermöge ihrer Willenskraft die Revision des Verfassungswerkes bestimmen und die rückbildende Gesetzgebung beeinflussen. So wurden die beiden Verwandten, der geniale märkische und der charaktervolle, treuherzige pommersche Junker in den kommenden beiden Jahren ein einheitlicher Begriff. Sie verkörperten das Stockpreußentum. Ministerium, Kamarilla und das ganze Land nannten die beiden jungen Männer, die mit unerschütterlicher Sicherheit und tatenfroh ihren Weg daherschritten, stets zusammen. Und die beiden kamen sich selbst immer näher, was dadurch äußerlich in die Erscheinung trat, daß Kleist, wie er einst mit Ranke und Wunderlich einen gemeinsamen Haushalt geführt hatte, so schließlich auch in der Hauptzeit der kommenden Jahre mit seinem Neffen eine Wohnung bezog, bis sie fast gleichzeitig in einen größeren Wirkungskreis gestellt wurden.

Ein seltsames Bild, diese beiden unzertrennlichen Führer der preußischen Reaktion! Schon äußerlich so verschieden: dort der hünenhafte Sohn der Altmark, hier der auffällig kleine Pommer aus germanisiertem Slavenblute, Bismarck damals noch von jugendlicher Frische, im Schmuck des blonden Haupthaars, Kleist äußerlich gemessen, das buschige Haar trotz seiner vierunddreißig Jahre schon ergraut. Während Littegarde v. Puttkamers Bruder eine fast asketische Jugend hinter sich hatte, sah Littegardens Schwiegersohn auf eine wildverbrachte Lebenszeit zurück. Welch ein Gegensatz des Treibens der beiden in Göttingen, wo Bismarck

---

[241] Abschrift der Erklärung im "Pommer", Schriftsätze des Ver-teidigers Kleists, Ausfertigung des Erkenntnisses des Obertribunals, Gutachten des Präsidenten Gerlach vom 2. Januar 1850 im F.A., Aufzeichnung Kleists 1871, Geschichte des Geschlechts v. Kleist III. 3, 155. Pomm. Volksblatt. 31. Oktober 1849. Ostseezeitung. 27. März 1850.

[242] Pomm. Volkblatt 1949, Nr. 11.

[243] F.A.

einige Semester vor Kleist studiert hatte! Kleist war schwerlich jemals von größeren Zweifeln an den Lehren des Christentums heimgesucht worden, sondern hatte das Glück gehabt, von früh auf im Glauben zu bleiben, und hatte sich zu immer innerlicherer Betätigung dieses Glaubens hindurchgerungen. Bismarck war früh in Zweifel geraten und hatte Jahre furchtbarer Gewissensnöte durchlebt, bis er seit dem Tode seiner und seiner Frau Freundin Marie Blanckenburg einen Zustand inneren Friedens und der Selbstgewißheit gefunden hatte. Wohl mag es gewesen sein, daß er sich zu der stillen Heiterkeit und Glaubensfestigkeit seines ihm nur wenig mehr als vier Monate im Alter voranstehenden Oheims hingezogen fühlte und bei etwa ihn wieder befallenden Anfechtungen in Kleist eine Stütze zu finden hoffte. Er liebte ihn von ganzem Herzen und erschloß ihm, wie seine Briefe an Kleist lehren, seine geheimsten Gedanken. Das hinderte nicht, daß er oft kopfschüttelnd und mit einer gewissen Ironie das ihm doch gar zu puritanische Wesen seines Freundes mit ansah, und wenn der kleine herrische Mann ihm seine religiösen Gewohnheiten und Gebräuche aufzwingen wollte, dann lehnte sich die zum Unterordnen noch minder geschaffene Natur des Schönhäusers sehr entschieden dagegen auf; aber Bismarck bewahrte doch immer Liebenswürdigkeit dabei, weil ihm das treue innige Wesen des andern zu achtungswert erschien, um es zu kränken. Kleist wurde stets wieder versöhnt durch den heiteren ungebundenen sprudelnden Humor seines Zeitgenossen. Den Mangel dieses göttlichen Geschenkes empfand er an sich selbst sehr, wohl fast schmerzlich. Gemeinsam war den beiden neben der politischen Grundanschauung und einem gesunden Wirklichkeitssinn, der auch bei Kleist vielfach den ihn beengenden Doktrinarismus siegreich durchbrach, der frische frohe Kampfesmut. Als geborene Kampfnaturen offenbarten sie sich in der parlamentarischen Arena. Kleist erwies sich als der Redebegabtere. Doch will es nach den stenographischen Berichten scheinen, als wenn die Resonanz, die Bismarcks Reden fanden, schon damals noch stärker war als die, welche die Reden des anderen hatten. Gemeinsam war dem Freundespaare auch die stolze, freimütige, auf sich selbst gestellte Herrennatur. Vor der geistigen Überlegenheit des Freundes, die ihm ja von Anfang an zum Bewußtsein gekommen war, beugte sich Kleist bescheiden. "Du hast freilich viel mehr menschliche Weisheit, eine ganz andere menschliche Höhe als ich," so schrieb er ihm einmal in jenen Jahren.[244] Nur die Prinzipientreue, das feste Wurzeln in Gottes Wort, vermißte er schon zu jener Zeit etwas in ihm. Später erblickte er in diesem Mangel das Grundübel der Bismarckschen Politik. Es entsprach seinem Wesen, daß er ängstlich Fürbitte bei dem Höchsten für den Gefährten einlegte, auf daß dieser Gnade bei Gott fände.

Nun ist es gewiß eine eigenartige Erscheinung, daß nicht Bismarck, sondern Kleist in diesen Jahren bei den leitenden Staatsmännern und entscheidenden Stellen die größere Beachtung fand. Wohl kam auch Bismarck schon damals bei Besetzung von Ministerposten in Frage. Noch mehr aber suchte man Kleists Dienste. Das erste, was dem Gewählten des Kreises Belgard-Schivelbein-Dramburg-Neustettin entgegentrat, als er in der Hauptstadt anlangte, war das Angebot des landwirtschaftlichen Ministeriums durch Graf Brandenburg. Man hatte es dabei darauf abgesehen, das Ministerium durch eine rednerische Kraft zu verstärken, ein Zeichen dafür, daß die rednerische Begabung Kleists bereits stark hervorgetreten war. Leopold Gerlach, der diesmal nicht die treibende Ursache gewesen zu sein scheint, unterstützte Brandenburgs Wunsch dringend und suchte Kleist klarzumachen, daß es sich weniger um Fähigkeiten als um Mut dabei handle, wie das diesem ja auch Bismarck schon gesagt hatte. Doch aus dem Gedanken wurde nichts.[245] Kleist wandte sich vielmehr mit Eifer der parlamentarischen Tätigkeit zu und setzte zunächst zur Überraschung selbst der Gerlachs durch, daß die Kammern mit einem öffentlichen Gottesdienste im Dom eröffnet wurden. Dann traf er Vorkehrungen für die durch Harkorts und des Prinzen von Preußen Ablehnung erforderlichen Neuwahlen. Für Harkort gewann er den Sohn des originellen Präsidenten v. Meusebach, mit dem er in seinen Auskultatorjahren in Umgang gekommen war, den bereits aus der preußischen Nationalversammlung bekannt gewordenen Geheimrat v. Meusebach, der ähnlich wie Harkort damals eine gemäßigtere konservative Richtung einnahm, einen witzigen und beredten Mann, der von der Demokratie sehr gefürchtet wurde.[246]

---

[244] Kleist an Bismarck, 17. Juni 1851.

[245] Tagebücher Leopold Gerlachs. Aufzeichnungen Kleists 1871.

[246] Vgl. Über Meusebach: Temme, Erinerungen S. 493; Wagener, Erlebtes I, 26; Aus dem Leben des Generals v. Brandt III, 281, 283.

Meusebach reiste auf einige Wochen in die Belgarder Gegend und wurde am 14. März gewählt. Schon am 10. März fand die Nachwahl für die erste Kammer an Stelle des Prinzen von Preußen statt. Kleist hatte niemand anders als seinen Gönner, den Präsidenten Ludwig v. Gerlach, zur Annahme vermocht und diesen dadurch in die parlamentarische Laufbahn gedrängt. Der Wunsch, den der Prinz von Preußen Kleist in jenem Glückwunschschreiben vom 10. Februar ausdrückte, den Grafen Robert v. d. Goltz bei der Ersatzwahl zu berücksichtigen, war nicht erfüllt worden. Der Grund ist nicht ganz erkennbar. Eine politische Differenz hat dabei wohl weniger eine Rolle gespielt; denn Goltz gehörte auch zu den vom Zentralwahlkomitee vorgeschlagenen Kandidaten und stand Kleist politisch näher wie Meusebach. Vermutlich kam es Kleist aber mehr auf Gerlach als auf Goltz an.

In der Kammer vertrat Kleist zusammen mit Bismarck getreu seiner bisherigen Gesinnung und seinem Austreten im patriotischen Verein für konstitutionelles Königtum sowie im Preußenverein in der entschiedensten Weise den preußischen Machtgedanken und zeigte sich den Lockungen der Frankfurter Kaiserpartei völlig unzugänglich. Doch während Bismarck und Leopold Gerlach bald das Aussichtslose ihrer Haltung erkannten, hegte Kleist lange gewisse Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang der Sache. In der Folge führte der Reichsgedanke unter der Rechten eine Spaltung herbei. Nur Bismarck und Kleist mit einigen wenigen beharrten schließlich dabei, die Kaiserkrone abzulehnen. Sie haben beide am 21. April diese ihre Stellung begründet. "Ich protestiere", rief Kleist unter Anspielung auf den Abgeordneten Rodbertus, "gegen den uns gemachten Vorwurf, daß alle diejenigen, welche gegen seine Anträge stimmten, eine undeutsche Gesinnung hätten. Ich will annehmen, daß Sie mit uns, wie wir es wirklich wollen, die wahre Einheit Deutschlands zu erringen streben. Der Unterschied ist der, daß wir die gewisse Überzeugung haben, daß Sie auf Ihrem Wege die Einheit nicht erreichen, und zwar darum nicht, weil Sie mit der Annahme dieser Verfassung ein unbedingtes Aufgehen Preußens in Deutschland wollen, und wir die gewisse Überzeugung haben, daß, wenn Preußen in dieser Weise in Deutschland aufgeht, Deutschland selbst nicht bestehen kann. Sind Sie bereit, meine Herren, nicht bloß eine, sondern die gesamten preußischen Festungen, sind Sie bereit, das ganze preußische Heer, unsere ganze Geschichte auf diese Weise fortzugeben? Ich muß erklären, daß ich mich lieber in Stücke zerreißen lassen würde." Er hatte mit dieser Haltung ins Schwarze getroffen. Dem Könige war es schwer geworden, sich in diesem Sinne zu entscheiden, und noch langsamer fand sich der Prinz von Preußen in diese Ansicht. Die Geschichte hat Bismarck und Kleist und den wenigen, die mit ihnen stimmten, recht gegeben.

Der Abstimmung folgte die Auflösung der Kammer (am 27. April) auf dem Fuße. Wieder galt es für Kleist, sich einer Wahl, jetzt nach dem Dreiklassensystem, zu unterziehen, und wieder waren damit für ihn vielfache Aufregungen verbunden. Er reiste im Juni mit Ludwig Gerlach in seinen Wahlkreis und verteidigte dort seine Haltung in der deutschen Frage. "Deutschland kann nur vorwärts gehen, wenn Preußen darin bestehen bleibt als der Fels, an den es sich anklammert", war der eine Grundgedanke der von ihm in den Städten des Kreises unter wachsendem Beifall gehaltenen Reden, und der andere, dem Könige sei eine "papierne" Kaiserkrone angeboten worden. Die deutsche Einheit, so meinte er, könne nur durch Bajonette gegründet werden.[247] Er gefiel sich in der Betonung seines entschiedenen Standpunktes. "Mehr wie je kommt die alte Wahrheit zur Geltung: ach, daß du kalt oder warm wärest, - weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde. Vielleicht bin ich eben deshalb gerade den Gegnern so unangenehm gewesen."

Wiedergewählt, verabredete er im August mit Bismarck in eine Wohnung zu ziehen. Dabei scheint Kleist mehr der bestimmende Teil gewesen zu sein. In der Friedrichstraße, an der Ecke der Taubenstraße, richteten sie sich wohnlich ein. "Mit Hans führe ich eine friedfertige Ehe, und ich schmeichle mir, daß er liebenswürdiger und menschlicher dabei wird", berichtete Bismarck bald nach Hause. "Er singt und pfeift doch mitunter, und wiehert wieder wie sonst, aber alt ist er doch weit über seine Jahre." Oft war der Schönhäuser verstimmt durch die ruhelose Tätigkeit seines Gefährten, durch die die gemeinsame Wohnung zu einem Taubenschlage wurde. Unaufhörlich gingen die Politiker und die hilfeheischenden Wähler aus und ein.

---

[247] Konzepte zu Wahlreden. Berichte der (Stettiner) Norddeutschen Zeitung, 19. Juni, 6. Juli, sowie des Allgem. Pomm. Volksblatts, 14. Juli; Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs II, 61.

Wenn dann aber sein Hans, sobald der Besuch fort war, "jodelte", dann war ihm der währenddessen in die Schlafstube gebannte Bismarck wieder sofort gut. Beide fanden es indes angebracht, sich untereinander im Lösen der deutschen Frage praktisch zu üben. "Meine Ehe mit Hans geht noch immer recht gut", meldete Bismarck seiner Gattin am 31. August 1849, "er ist jetzt ganz duldsam, erkennt an, daß wir in keinem Bundesstaate, sondern in einem Staatenbund zusammen leben, und läßt mich unter Umständen bis zehn Uhr schlafen." Auf Bismarcks Vorschlag hielten sie sich gegenseitig vorher ihre Reden.[248] So mag es auch wohl mit der "strammen preußischen Rede" gewesen sein, die Bismarck am 6. September in der zweiten Kammer hielt, jener wundervollen Rede über das "spezifische Preußentum", in der der Begründer des Deutschen Reiches an die friderizianischen Traditionen appellierte und in der er im Hinblick auf die die preußische Machtstellung nicht berücksichtigende und darum von ihm bekämpfte Unionsverfassung erklärte: "Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben." Zornig über die ihm nachher dadurch entstehende Arbeit, da er insbesondere lügnerischen Entstellungen der Gegner entgegentreten mußte, berichtete er im Anschluß daran seiner Frau: "Noch schlimmer ist es Hans gegangen; er hatte sich auf das sorgfältigste und gründlichste vorbereitet, und seine Rede gehörte eigentlich zu der meinigen, um das gründlich zu entwickeln, was ich oberflächlich andeutete; da wurde, ehe er zum Sprechen kam, der Schluß votiert, und er mußte seine ganze schöne Rede bei sich behalten." Kleist ergriff einen Ausweg und verarbeitete die Rede unter der Überschrift: "Die Mitteilungen der Regierung in der deutschen Verfassungsangelegenheit und der Bericht der Kommission der zweiten Kammer über dieselben" zu Leitartikeln für die Kreuzzeitung. Doch ist von den drei Abschnitten nur der erste erschienen.[249] Augenscheinlich unterblieb die weitere Veröffentlichung, weil sie durch den Gang der Ereignisse unnötig geworden war. Der Aufsatz begann mit den Worten: "Die deutsche Frage hat die vorige zweite Kammer zu Tode gehetzt; es sind alle Anzeichen vorhanden, daß sie ihr auch diesmal, wenn nicht den Tod, doch eilte starke Schwindsucht zuziehen wird. Die nüchternsten, praktischsten Leute" (gemeint ist Graf Brandenburg) "befinden sich auf diesem Gebiete wie auf einer Zauberinsel und namentlich seitdem sie durch die Rede des Kgl. Kommissarius" (das war Radowitz) "in der zweiten Kammer einen so tüchtigen Zug aus dem Taumelbecher der Begeisterung getrunken, drehen sie sich trotz der besten Derwische unaufhaltsam im Kreise." Im weiteren wurde das Ministerium Brandenburg gefeiert, weil es von der Annahme der Kaiserkrone abgeraten und dadurch zum zweiten Male das Land gerettet hätte. Von dem in Aussicht genommenen neuen deutschen Parlament fürchtete Kleist noch viel mehr Angriffe auf Preußens Selbständigkeit, als von der Paulskirche.

Über die Zukunft Preußens hieß es im Konzept zum zweiten Abschnitte: "Wir können uns wohl die Möglichkeit denken, daß unter gegebenen Verhältnissen es Preußens Beruf, sein Recht und seine Pflicht wäre, eine noch hervorragendere Stellung mit dem Schwert in der Hand zu erobern, und wir würden unter einer solchen Voraussetzung nicht die letzten sein, es in die Hand zu nehmen."

Wenn die parlamentarische Arbeit beendigt war, begab sich das Freundespaar gern in die "reaktionäre Kneipe" zu Schwarz, um sich dort an Bier und Klops zu laben. Nicht mit ging Bismarck im September 1849 nach Wittenberg zum zweiten Kirchentag. Diese kirchlichen Fragen blieben doch das Spezialgebiet des grauen Landrats. Ohne dem Freunde ein Wort zu sagen, war er eines Morgens früh nach der Lutherstadt abgefahren. Dafür fanden sie sich wieder zusammen, als die Kleists einen Familientag in Berlin abhielten. Unter sechzehn Kleists "war ich der einzige Gast, wegen politischer Verwandtschaft", berichtete Bismarck. Öfter waren die Freunde auch mit dem zur apostolischen Gemeinde übergetretenen Wagener zusammen. Johanna Bismarck sorgte sich schon, daß ihr Ohm sich auch jener Sette anschließen könnte. Darüber beruhigte sie Bismarck: "Hans denkt nicht an Irvings". Als die Geburt des zweiten Kindes des Bismarckschen Paares herannahte, mietete Bismarck für sich und seine Frau eine überaus enge Wohnung in der Dorotheenstraße. Kleist blieb auch jetzt wenigstens insofern sein treuer Gefährte, als er mit den Ehegatten zusammen "aus einer über Spiritus stehenden Menage" aß. Am 29. Dezember 1849 wurde in jenem "Biwak", wie Bismarck später sagte, der spätere Fürst Herbert Bismarck geboren. Gleichzeitig mit der Anzeige davon war im "Zuschauer" der Kreuzzeitung, der die Berliner Lokalnachrichten enthielt, von der Hand des

---

[248] Aufzeichnung Kleists 1871.

[249] Kreuzzeitung, 9. September 1849. Konzept zu den beiden anderen Abschnitten im F.A.

neckischen Vaters die Notiz zu lesen: "Wir machen unseren politischen Freund Herrn v. Kleist-Retzow auf ein in unserem heutigen Blatte befindliches Inserat aufmerksam und knüpfen daran die mahnende Frage, wie er es vor der Nachwelt zu verantworten gedenkt, wenn nach dreißig Jahren in der Kammerwelt" (hier schaltete der fröhlich lachende dritte im Freundesbunde, Hermann Wagener, ein: "nach dreißig Jahren noch Kammern??? sehr sanguinisch-konstitutionelle Anschauung. Anmerkung des Zuschauers") "wieder ein Bismarck-Schönhausen auftaucht und kein Kleist-Retzow dabei ist. Eheu fugaces, Posthume, Posthume, labuntur anni!" Natürlich mußte Kleist, wie schon bei dem erstgeborenen Kinde Bismarcks, auch bei dem Neuankömmling Pate stehen. Er teilte diese Ehre mit dem Präsidenten Gerlach, der die Liturgie las. Goßner, dessen "Schatzkästlein" Kleists tägliche Morgenlektüre bildete, taufte.

Der Bösewicht Hans beherzigte die Mahnung seines Freundes einstweilen nicht. Er war viel zu sehr mit der hohen Politik beschäftigt. Mehr als je bekam er gerade jetzt die Klinke der Gesetzgebung in die Hand. So beeinflußte er die Abfassung des von dem Minister des Innern Freiherrn Otto v. Manteuffel eingebrachten Ablösungsgesetzes, das er scharf befehdete, da es sich, wenn auch modifiziert, in denselben Grundgedanken bewegte, wie seinerzeit der Hansemannsche Entwurf. Vor allem nahm er sich der in der Tat durch den Gesetzentwurf benachteiligten Pfarrer an, weil diese nicht im stande wären, die bei der Ablösung erhaltenen Kapitalien mit entsprechendem Gewinn anzulegen. Es kam dabei zwischen ihm und dem Freiherrn v. Patow zu einem Zusammenstoß, bei dem Patow recht gründlich von dem bibelfesten Kleist über die Jubel- und Halljahre der mosaischen Gesetzgebung belehrt wurde, auf die sich der liberale Freiherr zur Verteidigung des Gesetzes zu berufen bemüßigt gefunden hatte.[250] Mit vorausschauendem Blick betonte Kleist bei jenen Beratungen, daß man der Gefahr des Proletariats entgegentreten müsse. Der Staat könne das unter anderem dadurch, daß er es erleichtere, kleinen Besitz zu erwerben. Voller Genugtuung wies er darauf hin, daß im Belgarder Kreise letzthin im Laufe von fünfzehn Jahren zehn größere Güter parzelliert und an kleinere Besitzer ausgetan seien. Im Dezember 1849 setzte er, offenbar im Einverständnis mit Bülow-Cummerow, ein scharfes Promemoria gegen das Ablösungsgesetz auf und schickte es dem Präsidenten Gerlach. Dieser erkannte darin ein treffliches Material, um das Ministerium zu beeinflussen. Auch er sah wie Kleist in der ganzen Vorlage einen Eingriff in Rechtsverhältnisse. Er schickte die Denkschrift daher an Graf Brandenburg. Wenige Tage darauf erklärte der Minister v. Manteuffel gegen den General v. Gerlach, daß er die Bülow-Kleistsche Forderung, die infolge der Rezesse hypothezierten Multiplikatoren oder Kapitalien beizubehalten, akzeptiere.[251] Ebenso beeinflußte Kleist die Revisionsgesetzgebung der Kammern. Freilich unterlag er mit dem Antrage, im Artikel 24 der Verfassungsurkunde in der Bestimmung "bei Errichtung von Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen" an Stelle des allzu dehnbaren Begriffes "möglichst" zu sagen: "grundsätzlich". Noch war die preußische Gesetzgebung nicht zu der Erkenntnis gelangt, daß die konfessionelle Schule, wo es irgend mit der praktischen Politik vereinbart werden kann, das zweckmäßigere Prinzip ist. Auch hatte er kein Glück mit seiner Opposition gegen die Aufnahme des geistlosen Satzes über die Gleichheit vor dem Gesetze in die preußische Verfassung, obwohl er sich auf seinen alten liberalen Lehrer Dahlmann berufen konnte. Er meinte, der tiefere Grund der Menschenrechte wäre allerdings die ewige Wahrheit der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott. "Aber wie alle solche göttlichen Wahrheiten, wenn sie losgetrennt werden von dem ewigen Grunde, gerade in das Gegenteil umschlagen, würden wir auch mit diesem Satze in unserer Staatsverfassung gerade das Gegenteil erreichen. Es würde zur Ungerechtigkeit und Unwahrheit führen. Niemand wird die Unterschiede des Alters, des Geschlechts, des Vermögens, der Bildung, der Berufsarten aufheben wollen. Keiner wird behaupten, daß, wenn ein und dieselbe Person zwei andere Personen auf der Straße beleidigt, von denen die eine nach ihren gewöhnlichen Verhältnissen vielleicht täglich einer derartigen Behandlung ausgesetzt ist, die andere dagegen nicht, der Richter in Bezug auf beide Beleidigungen ein gleiches Urteil fällen müsse".[252] Von Bedeutung wurde es, als Kleist im Oktober 1849 die Idee aufbrachte, man solle die Verfassungsrevision zwar fortgehen lassen, sofern die Kammern sich vereinigen würden, dann aber erklären, auf der Annahme

---

[250] Sten. Ber. der 2. Kammer, 26. November 1849.

[251] Leopold Gerlachs Tagebücher, 2. Januar 1850.

[252] Sten. Ber. der 2. Kammer, 3. Oktober 1849. Vgl. dazu Treitschke, Politik I, 167 u. 168.

einer Reihe von Hauptpunkten als conditio sine qua non bestehen zu wollen. Der richtige Weg sei verpaßt worden. Der wäre gewesen, nicht eine Verfassungsvorlage zu machen, sondern einzelne Gesetze mit den Kammern zu vereinbaren. Dabei würden diese mehr eigenes und unabhängiges Urteil geltend gemacht haben. Der General Gerlach, dem er dies entwickelte, gab ihm durchaus recht und sprach mit Brandenburg darüber. Auch dieser pflichtete bei.[253] Kleist ist es demnach gewesen, der die Aussetzung der Einschränkungsvorschläge zur Verfassung, durch die König Friedrich Wilhelm seine Stellung stärken und von deren Bewilligung er seinen Eid auf die Verfassung abhängig machen wollte, veranlaßt hat, jener Forderungen, um die so außerordentliche Kämpfe im Schoße der Regierung ausbrachen, bis zuletzt Radowitz den König vermochte, den größten Teil davon aufzugeben. Noch in letzter Stunde hat Kleist einen entscheidenden Anteil an der Formulierung der königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 gehabt, in der Friedrich Wilhelm IV. den Rest jener Propositionen verkündete. Es handelte sich dabei vornehmlich um die künftige Bildung des Herrenhauses.

Die Bildung eines Herrenhauses hatte Kleist schon in früherer Zeit beschäftigt, als der vereinigte Landtag und mit ihm die Herrenkurie berufen worden war. Merkwürdigerweise spielen auch in dieser Sache, bei der seine persönliche Einwirkung auf die Gestaltung der preußischen Politik so stark war, wie nirgends sonst, Einflüsse der Herren v. Below mit. Aus dem Hause Reddentin empfing Kleist den Gedanken, daß die Provinz Pommern, welche nur im Fürsten Putbus einen hervorragenden Grundbesitzer habe, in solchen gesetzgebenden Körperschaften durch Verbände größerer Grundbesitzer vertreten sein müsse.[254] Durch Alexander Below-Hohendorf, den Freund Bismarcks, wurde ihm dann der Gedanke nahegebracht, daß das Herrentum einheitlich durch Grundbesitz und Wissenschaft vertreten sein müsse. Während der Verfassungsrevision lag ihm eine sachgemäße Ausgestaltung der ersten Kammer sehr am Herzen. So meinte er am 25. Oktober 1849, daß darin die höchsten Spitzen des Richterstandes und des Heeres vertreten sein müßten, "welche durch ihre hohe Stellung dem Ehrgeiz entrückt sind, um noch auf eine höhere Stellung Anspruch zu machen, die aber auch durch ihre hohe Stellung eine Übersicht über das ganze Lebensgebiet gewonnen haben, aus dem sie hervorgegangen sind. Wenn irgendwo, so hat jedenfalls bei uns das Militär Anspruch auf eine solche Vertretung". Als es sich nun um Formulierung der Wünsche des Königs handelte, sträubte sich der Monarch kurz vor Abschluß der Angelegenheit, die Forderung eines Herrenhauses, das doch eine seiner Lieblingsideen war, in die Reihe der Präpositionen aufzunehmen. Er hielt sich vielmehr für berechtigt, seinerzeit das projektierte Herrenhaus nach seinem Belieben ins Leben zu rufen. Mit richtigem Blicke ermaß da Kleist, der in der Herrenhaussache ganz ähnliche Wünsche hatte, wie der König, daß das voraussichtlich auch die Unausführbarkeit des Herrenhausprojekts bedeuten würde, da die eine Kammer, die nach der Verfassungsurkunde vorgesehen war, später schwerer für ein solches Projekt zu haben sein würde, als jetzt die beiden provisorischen Kammern. Er begab sich daher am 6. Januar, am Tage, bevor jene Propositionen in Form einer königlichen Botschaft vor die Kammern gebracht werden sollten - es war ein Sonntag -, in aller Frühe zu dem Minister des Innern v. Manteuffel und stellte diesem vor, daß es den Augenblick zu nutzen gälte, um eine erste Kammer "ungefähr nach dem Stahlschen Antrage" zu erlangen. Manteuffel gab es ihm in seiner passiven Art anheim, dem Könige darüber Vortrag zu halten, und zeigte sich geneigt, die Einbringung der Botschaft zu verschieben, wenn der König auf Kleists Vorschlag einginge. Sofort eilte Kleist nun zu dem General v. Gerlach und berichtete ihm über die Sache. Dieser fand seine Beweisführung "schlagend" und begab sich schleunigst mit Kleist zu seinem Bruder Ludwig, wo man auch Bismarck antraf. Wie dieser über die Angelegenheit dachte, wird nicht berichtet. Der Präsident dagegen fand Kleists Idee ebenfalls vortrefflich. So machten sich die beiden Brüder mit Kleist am Nachmittag auf den Weg nach Potsdam zum König. Leopold Gerlach als Generaladjutant führte Kleist sowie seinen Bruder ein, und Kleist hielt nun dem Monarchen einen eingehenden Vortrag über die Angelegenheit. Vor allem legte er ihm dar, daß mit Hilfe der beiden Kammern leichter ein Herrenhaus zu erreichen sei als bei einem einzigen Hause. Wenn aber die Forderung von den Kammern verworfen würde, so wäre der König nicht gebunden, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Das hätte dem Monarchen ein willkommener Trumpf sein können. Denn er

---

[253] Leopold Gerlachs Tagebücher, 15. Oktober 1849.

[254] Kleist an Herrn v. Below-Saleske, 22. März 1882.

widerstrebte ja dieser Vereidigung auf das äußerste, weil er sich dadurch behindert fühlte, etwas Vollkommeneres an die Stelle der Verfassungsurkunde zu setzen. Doch war Friedrich Wilhelm damals in einer jener überreizten Stimmungen, durch die er seinen Dienern den Verkehr mit ihm aufs äußerste erschwerte. Er zeigte sich gar nicht zur Verständigung geneigt, wunderte sich überhaupt höchlichst, daß Kleist so gleichmütig mit einer Verwerfung der Herrenhausidee rechne, und meint, Kleist rede gegen sein eigen Fleisch und Blut; seine königliche Absicht sei es nämlich, Elemente des niederen Adels namentlich bei größeren Familienverbindungen ins Herrenhaus zu nehmen. Schließlich gelang es Kleist jedoch, den Monarchen zum Einlenken zu bewegen. "Kleist benahm sich vortrefflich," buchte der dabei lediglich die Rolle eines Zuhörers spielende General v. Gerlach, den die Erregtheit seines Herrn bedrückte, "kam immer wieder auf seinen Auftrag (von Manteuffel) zurück, vermittelte, demonstrierte u. s. w." Beistand leistete ihm dabei der Präsident Gerlach, dessen Widerspruchsgeist durch das Wesen des Königs geweckt wurde und der dem Könige nach seiner Art mit stolzem Freimut begegnete. Zuletzt entwarf Friedrich Wilhelm die Redaktion des Artikels über die erste Kammer. Der Entwurf enthielt die allgemeinen Normen des späteren Herrenhauses, über deren Einzelheiten der König frei bestimmen sollte. Zu einer Normierung im einzelnen war er zu Kleists Kummer nicht zu bewegen. Am Ende erklärte er, dies wolle er den Ministern überlassen. Nach zweistündiger Verhandlung ritten Kleist und Präsident Gerlach in der neunten Abendstunde zur Bahn, die sie noch knapp erreichten, und Kleist in Berlin zu Manteuffel, bei dem er in der elften Stunde eintraf.

Der Minister war nicht sonderlich über diesen späten Besuch erfreut. Das vom König aufgestellte Ultimatum, insbesondere die unbeschränkte Zahl von Pairs, behagte ihm nicht. Er sprach von einem deus ex machina und meinte, jetzt könne die Botschaft nicht mehr hinausgeschoben werden, es sei schon alles unterschrieben. Kleist berief sich auf Manteuffels ausdrückliche Erklärung, die Vorlage verzögern zu wollen, wenn er ihm bis zum Abend die Zustimmung des Königs zur ersten Kammer brächte, und verlangte kategorisch, daß Manteuffel sich seinen Worten gemäß verhalte. Manteuffel machte geltend, daß ohne eine klare Präzisierung der Kategorien, aus denen die künftige erste Kammer bestehen sollte, die Proposition nicht annehmbar wäre. Da konnte Kleist helfen, indem er mitteilte, daß der König die nähere Bestimmung dem Ministerium überließe. Nun suchte Manteuffel die Angelegenheit auf Graf Brandenburg abzuwälzen. Kleist erklärte sich bereit, in Manteuffels Auftrage mit dem Ministerpräsidenten zu verhandeln. Inzwischen war bereits der Kabinettsrat Markus Niebuhr, ein enger Gesinnungsgenosse der Gerlach, der der Verhandlung Kleists mit dem Könige beigewohnt hatte, auch von Potsdam nach Berlin zu Brandenburg geeilt und hatte diesen unterrichtet. Er kam gerade, als Kleist von Manteuffel weggehen wollte, und brachte die Nachricht, Brandenburg wolle am nächsten Morgen mit Manteuffel eine sofortige Berufung des Ministeriums verabreden. Nachts zwei Uhr erstattete Kleist, der Sieger in dieser Sache, über den Verlauf an den Präsidenten Gerlach Bericht. Die königliche Botschaft wurde um zwei Tage verschoben und das Ultimatum des Königs wegen der künftigen ersten Kammer aufgenommen; die Minister verzichteten auf eine nähere Feststellung der Verhältniszahlen. So darf behauptet werden, daß die Umsicht, Geschicklichkeit und Energie Kleists die Bildung des preußischen Herrenhauses ermöglicht hat. König Friedrich Wilhelm hat ihm auch noch später dafür Dank gewußt.[255]

Die Verkündigung der vom 7. Januar datierten Botschaft am 9. Januar machte gewaltiges Aufsehen. Eine Ministerkrisis, die schon lange infolge der vom Könige gestellten Bedingungen drohte, wurde jetzt brennend. Bei der Frage der Neubesetzung der Posten kam Kleist in erster Linie in Betracht. Dem setzte aber der Kriegsminister v. Stockhausen einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Wie gerade vielfach den Militärs, auch wenn sie ganz rechts standen, fielen diesem General die Pietisten - "Frömmler" wird er gesagt haben - auf die Nerven. Er erklärte gegen den General v. Gerlach alle Pietisten für ganz unmöglich. Dabei hatte er außer Kleist besonders den Grafen Krassow im Sinne, der auch ein Mitglied der Kammer war und in dieser Zeit mit Kleist befreundet wurde. Krassow wurde von Stockhausen geradezu verspottet. Gegen Kleist spielte er aus, daß er seinerzeit in seiner Stellung als Landrat die Berufung eines pietistischen Predigers nach Polzin

---

[255] Aufzeichnungen Leopold Gerlachs. Denkschrift Niebuhrs im Nachlaß Gerlachs. Kleist an Ludwig Gerlach, 6. /7. Januar 1850. Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs. Aufzeichnungen Kleists 1871. Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 155.

durchzusetzen versucht hätte. So wirkte jene unschuldige Berufung Ernst Rankes nach. Trotzdem faßte Leopold Gerlach die Ernennung Kleists zum Minister als sehr möglich ins Auge. Am 15. Januar erwog sie auch Brandenburg. In dieser Lage richtete Stockhausen an den Generaladjutanten v. Rauch, der durch seinen bon sens einen außerordentlichen Einfluß auf den König ausübte, ein Schreiben gegen diese Wahl unter Bezugnahme auf die Polziner Predigersache. Dem arbeitete General Gerlach bei Rauch entgegen, indem er behauptete, bald würde man ohne die Pietisten nicht fertig werden. Am 22. Januar liefen gedruckte Ministerlisten umher, auf denen auch Kleists Name stand. Schließlich blieb das alte Ministerium im Amte.[256]

Währenddessen bemühte sich Kleist in dem Kampfe, der um die vom König als unerläßlich bezeichneten Bedingungen entbrannte, zu vermitteln. Er schrieb am 20. Januar an den General v. Gerlach, um die "unberechenbaren Folgen" eines Bruches mit den Kammern zu verhindern, schiene es ihm darauf anzukommen, die Hauptsache von den Nebensachen zu sondern, um durch etwaiges Nachgeben in Nebensachen die Hauptsache zu retten, und falls es doch zum Bruch kommen sollte, wenigstens alles mögliche zu seiner Verhinderung versucht zu haben. "Weil ich an der Sache Anteil habe, glaube ich umsomehr Grund zu haben, das Meinige dazu zu tun." Er meinte, daß in der Bildung der ersten Kammer, "die an sich so wichtig gar nicht ist", wohl nachgegeben werden könne, namentlich wenn eine konservative Grundlage festgehalten würde. Als erreichbar schlug er neben den erblichen Mediatisierten 60 lebenslänglich vom König zu ernennende, 90 vom großen Grundbesitz und 30 von Städten zu wählende Pairs vor. Der springende Punkt hierbei war eine Vermehrung des Großgrundbesitzes, aber eine Ausscheidung der erblichen Mitglieder, mit Ausnahme der Mediatisierten. Es war ein durchaus vernünftiger Vorschlag, den Kleist dem General mundgerecht machte durch die Erläuterung: "Seine Majestät würden dieselben Personen, wie sonst erblich, hier lebenslänglich ernennen - und wieder den Sohn - wenn er fähig. Wir machen ja unsere Verfassung nicht für die Ewigkeit." Interessant war dabei, daß damit auch die dauernde Vertretung bestimmter Familien zunächst nicht berücksichtigt wurde, wodurch Kleist und seine Familie hätten ausgeschlossen werden können. Kleist machte sich bei dem General anheischig, für Annahme seiner Vorschläge in der Kammer zu sorgen, falls auf deren Gutheißung durch den König zu rechnen wäre. Wie man weiß, kam es nachher anders. Der König setzte mit der ihm eigenen Zähigkeit seine Wünsche und Ideen trotz allen Wirrwarrs und allen Widerstands durch. Nur seinem größten Vertrauten, dem General v. Radowitz, gelang es, ihn zu bewegen, das Inkrafttreten des Herrenhauses auf drei Jahre zu vertagen. Man rechnete dabei auf eine Änderung der Ansichten des Königs, im wesentlichen indes, wie sich zeigen sollte, vergeblich. Angesichts des Vermittlungsversuchs Kleists bemerkte der darüber mißvergnügte Präsident Gerlach: Kleist wäre vor der eigenen Tat und ihren Folgen bange geworden; er hätte sich schlecht im Examen bewährt. Für diesen Kritikus gab es eben keine realpolitischen Erwägungen.

Seine ganze unglückliche Prinzipienreiterei, die kein Kompromiß kannte und dadurch zu völliger Unfruchtbarkeit führen mußte, kehrte der Präsident Gerlach hervor, um der durch Radowitz bewirkten Abschwächung der Botschaft vom 7. Januar entgegenzutreten, indem er nunmehr die Beeidigung der Verfassung durch die Kammern, sowie die Annahme der revidierten Verfassungsurkunde zu verhindern suchte. Da die gesamte Linke gegen das Verfassungswerk in der vorliegenden Form war, fehlte es nur an wenigen Stimmen, um die Ablehnung zu erreichen. Dann wäre die oktroyierte Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 in Gültigkeit geblieben und die ganze Arbeit des Jahres 1849 umsonst gewesen. Aber der König hätte dann auch nicht zu schwören brauchen. In dieser Lage hielt es Kleist im Gegensatz zu seinem alten Gönner für staatsmännischer, das Erreichte zu retten und damit allerdings den König zum Eide zu veranlassen. Es war das erste Mal in einer schwerwiegenden Frage, daß er sich von Ludwig Gerlach trennte. Offenbar kostete ihm das einen großen innerlichen Kampf. Aber er stimmte schließlich mit einer Reihe nahestehender Freunde, darunter Bismarck, gegen den Präsidenten und für die Verfassung und entschied dadurch die Annahme des Gesetzes. Zu seiner Rechtfertigung gab er mit jenen Freunden am 1. Februar 1850 eine offene Erklärung ab, in der es hieß: "Wir stehen nicht an, die gewissenhafte Beobachtung der Verfassung zu beschwören, wenngleich wir die Bestimmungen der revidierten Verfassungsurkunde nicht alle für gerecht und weise halten und noch weniger die Grundsätze, aus denen sie geflossen, unbedingt zu den unserigen

[256] Aufzeichnungen Leopold Gerlachs. Vgl. Varnhagen, Tagebücher VII, 29.

machen".[257]

Schnell war Kleist eine parlamentarische Berühmtheit geworden. Seine Reden schlugen unter anderm besonders in Halle ein, wo damals der Volksschriftsteller Philipp Nathusius das konservative "Volksblatt für Stadt und Land" herausgab, und wo der Historiker Heinrich Leo ein geistvoller Vorkämpfer des konservativen Gedankens war. Nathusius lernte Kleist auf dem Wittenberger Kirchentage kennen und lieben. Dort in Halle feierte man den Jahrestag der Ernennung des Ministeriums Brandenburg - den 9. November 1849 - auch mit einem kräftigen Hoch auf Kleist, gleichzeitig mit einem solchen auf Bismarck, Gerlach und Stahl.[258] Wenige Wochen darauf, am 8. Dezember 1849, richtete der Hallesche Preußenverein an Bismarck und Kleist zusammen ein Schreiben, in dem den beiden begeistert gehuldigt wurde. "Ihr und Ihrer Freunde Auftreten", so hieß es darin, "in der zweiten Kammer erinnert uns an die glorreichsten früheren Zeiten unseres Vaterlandes, wo unser Adel, unsere Bürger, unsere Landleute von höheren allgemeinen Interessen ergriffen waren. Wir fühlen uns gedrungen, Ihnen als Vorbildern des Adel", wie wir ihn als den rechten und echten in unseren Herzen verehren, offen und ungeheuchelt eine Huldigung darzubringen, welche, wie sich auch die Geschicke unseres Volkes wenden mögen, die Nachwelt Ihnen noch stärker aussprechen wird, als wir es vermögen"[259]. Aber auch in anderen Kreisen gewann sich der feurige Junker Achtung und Zuneigung. In jener Zeit hat der Redakteur des Kladderadatsch Ernst Dohm dem jungen auf die Journalistentribüne geratenen Rudolf Kögel versichert, "in der ganzen Abgeordnetensippe interessierten ihn nur zwei Reaktionäre, Bismarck, der den Willen habe, Menschen und Dinge anzupacken, und Kleist, in dessen Kehle wohltuende Erzstufen steckten"[260].

Außer mit dem in Vorpommern reich begüterten Grafen Krassow befreundete sich Kleist in jener Zeit in der Kammer eng mit dem Grafen Eberhard Stolberg-Wernigerode, dem Sohne des Hausministers Anton Stolberg, der jedermann als das Muster eines vornehmen Edelmannes erschien und auch mit Bismarck nahe befreundet wurde. Graf Eberhards begeisterungsfrohes patriotisches Herz kennzeichnet ein Wort, das uns Robert Keudell von ihm überliefert hat. Als im Jahre 1870 Frankreich den Krieg erklärte, begegnete der Graf Herrn v. Keudell in Berlin "Unter den Linden" und rief: "Hoch in der Luft schwebt eine Kaiserkrone! Will's Gott, so wird sie sich herniedersenken auf das geheiligte Haupt unseres Kriegsherrn"[261]. Bei Eberhard Stolberg und Krassow, dann beim Grafen Finckenstein, später eine Weile bei Below-Hohendorf fanden vertraute Zusammenkünfte statt, auf denen die leitenden Männer der konservativen Partei ihre innersten Gedanken austauschten.[262] Außer den Gerlach gehörte Stahl dazu, damals auch noch Bethmann-Hollweg. Ein näheres Verhältnis Kleists zu dem großen Denker der konservativen Partei ist nicht festzustellen. Doch ist er von Stahls Ideen sehr beeinflußt worden und sich dessen auch bewußt gewesen.

Kaum war durch den Verfassungseid die Ministerkrisis im Anfang des Jahres 1850 erstickt, da suchte der König nach einem neuen Minister des Auswärtigen, weil ihm die deutsche Politik des Grafen Arnim--Heinrichsdorf nicht zusagte. In seiner Ratlosigkeit bot er diese Stelle am 18. März auch Kleist an,[263] der allerdings hierzu gar nicht geeignet gewesen wäre und gleich bestimmt ablehnte. Damals warf das Erfurter Parlament, auf dem über die Unionsverfassung die Würfel fallen sollten, bereits seine Schatten voraus. Am 10. Januar hatte Kleist mit vielen anderen, unter ihnen auch Bismarck, einen Aufruf zu den Wahlen für Erfurt erlassen, in dem gegen den Verfassungsentwurf vor allem geltend gemacht wurde, daß in ihm die Selbständigkeit Preußens nicht genügend gewahrt sei. Kleist wurde vom Könige zum Mitglied des Staatenhauses in Erfurt ernannt, während Bismarck für das Volkshaus gewählt wurde. Die beiden führten dort

---

[257] Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3. 178. Auf der bekannten Zeichnung Paul Bürdes, die den Schwur auf die Verfassung darstellt, steht Kleist neben Bismarck.

[258] Nathusius an Kleist, 24. November 1849. F.A. Volksblatt für Stadt u. Land 1849, Nr. 92.

[259] Urschriftlich im F.A.

[260] G. Kögel: Rudolf Kögel, sein Werden u. Wirken I, 141.

[261] Keudell, Fürst u. Fürstin Bismarck 444.

[262] Kleist an Herrn v. Below-Saleske, 22. März 1882. Leopold u. Ludwig Gerlachs Tagebücher.

[263] Denkwürdigkeiten des Generals v. Gerlach I, 448.

wieder ihre gemeinsame Wirtschaft. Selbstverständlich traten sie der von Stahl und Ludwig Gerlach geleiteten Partei "Zum Schlehendorn" bei. Bismarck konstatierte bald, daß sein Genosse sich außerordentlich vergnügungssüchtig zeigte. "Hans ist soeben in weißer Weste und Halsbinde in Gesellschaft gegangen, wie alle Abend", schrieb er seiner Johanna, "es ist gerade umgekehrt wie in Berlin, er ist der Gesellschaftsjäger, ich sitze artig zu Hause." Er rächte sich für die schnöde Vernachlässigung dadurch, daß er die schönen Leckerbissen, die ihnen von Hause gesandt wurden, unbarmherzig, ohne Rücksicht darauf, für wen sie bestimmt waren, vertilgte. Im Staatenhause versah Kleist das Amt eines Schriftführers. Am 17. April fand er auch Gelegenheit in einer größeren Rede seinen den Verfassungsentwurf ablehnenden Standpunkt darzulegen. Er brach darin, offenbar unter dem Einflusse Ludwig Gerlachs, der im Parlament und in seinen Kreuzzeitungsrundschauen gewaltig für Österreich ins Horn blies, eine entschiedene Lanze für Österreich und meinte, ebenso wie damals noch Bismarck, daß es nicht ohne weiteres aus dem Reiche ausgeschlossen werden könne. Am Tage seiner Abreise nach Schluß des Parlaments schrieb er an Ernst Ranke, daß seine Hoffnungen auf das Zustandekommen eines Verfassungswerkes sehr schwach wären. "Es müßte noch unendlich viel darin geändert werden. Es ist unmöglich, daß es so wird, und darum hoffe ich auch, man wird von dem Versuche einer derartigen Ausführung abstehen." Wie man weiß, erfüllte sich diese Hoffnung.

In die Heimat zurückgekehrt, fand Kleist dort die Stimmung durch den Fortgang der Politik etwas verändert. Es begann sich ein Gegensatz gegen Ludwig Gerlach und die Kreuzzeitung zu regen. Man fand den Ton, den das führende Blatt der Konservativen anschlug, zum Teil übermütig, gehässig und gemein. Vor allem aber verschnupfte die österreichische Gesinnung Gerlachs. Es wurden Stimmen laut, die erklärten, daß sie den Präsidenten nicht wieder wählen würden, da sie nur für Männer zu haben seien, die "echt preußisch" wären.

Man fragte sich, woher es wohl käme, daß Gerlach da, wo er lange Zeit in hervorragender Stellung gelebt und gewirkt habe, also auch am genauesten bekannt sei, in Frankfurt und Magdeburg, nicht gewagt hätte, sich um ein Mandat zu bewerben, und war zum Teil der Ansicht, daß Kleist durch den Einfluß Gerlachs behindert würde, sich entsprechend zur Geltung zu bringen. Von Kleists Rechtlichkeit, Fähigkeit und Kenntnissen waren alle Klassen durchdrungen. Es kam über Gerlach zwischen den Grundbesitzern der Belgarder Gegend öfter zu scharfen Auseinandersetzungen. Da ist es charakteristisch, daß bei einem solchen Schriftwechsel einer der bedeutendsten bürgerlichen Grundbesitzer, der später geadelt wurde, gegen einen Anhänger Gerlachs Kleist, der zwar ein "Schüler Gerlachs", aber "gewiß ein ehrenhafter Mensch" sei, zum Schiedsrichter in dem Streit über Gerlachs Persönlichkeit und Auftreten vorschlug.[264]

Durch die Wahrnehmung dieses Gegensatzes gegen Gerlach scheint sich Kleist veranlaßt gesehen zu haben, den Präsidenten zu einer Vereisung seines Wahlkreises einzuladen. Gerlach erklärte sich bereit dazu. "In der ersten Hälfte des August", so schrieb er an Bismarck, "hoffe ich mit meiner Frau bei Ihrem ehrwürdigen Onkel Hans in Kieckow zu sein." Demgemäß geschah es. Am 14. August fand zu Ehren Gerlachs in Polzin ein Fest statt. Die Persönlichkeit des Mannes überrumpelte und entwaffnete doch wieder viele. Er brachte einen Trinkspruch aus auf "deutsches Recht und deutsche Freiheit". Kleists Stiefbruder Ferdinand gestand seinem Bruder nachher, daß Gerlach den Bürgern und Bauern unbedingt gefallen habe; unter der Ritterschaft seien Bedenken aufgetaucht, ob er auch rechts genug sei. Fast scheint es so, als ob der Präsident mehr, als es sonst seine Gewohnheit war, darauf ausgegangen wäre, sich um die Volksgunst zu bewerben. Denn seinem Tagebuche vertraute er an, daß er nach jener Rede bei der Heimfahrt von Polzin nach Kieckow "politischen Katzenjammer" empfunden habe.

In jener Zeit bereiste auch Wichern Pommern und kam dabei in Kleists Gegend. Dem Hamburger fiel hier vor allem die Schlichtheit der Lebensweise der viel angefeindeten Junker auf. "Das Leben der Gutsbesitzer", schrieb er aus Stettin am 15. Juli 1850, "ist viel einfacher, als man es in Holstein und in unserer Gegend zu sehen gewohnt ist; namentlich ist mir das hinsichtlich der Wohnungen und deren Zubehör aufgefallen. Der Gutsherr ist in dieser Beziehung mehr noch wirklicher Landmann." Wichern lernte in jener Zeit besonders Kleist, für dessen Kieckower Rettungshaus er aus seinem Missionshause in Hamburg einen Hausvater zu beschaffen hatte, schätzen und lieben. Wir wissen bereits, daß er damals den Präsidenten v. Gerlach als

---

[264] G. M. Oppenfeld an v. Hagen-Langen, 14. Januar 1850. F.A.

einen wahren Volksmann bezeichnet hat,[265] dessen Wert erst ein künftiges Geschlecht würdigen würde. Mit ihm zusammen nannte er außer Bethmann-Hollweg, mit dem er die nächsten persönlichen Beziehungen hatte und mit dem er innerlich noch mehr Gemeinschaft besaß, auch Kleist-Retzow, diesen unter den dreien zuerst. Das zeigt, wie sehr er von der Volkstümlichkeit des Belgarder Landrats durchdrungen war.

Im September kehrte Kleist nach Berlin zurück. Er zog wieder mit Bismarck zusammen, zunächst in ein Hotel am Gendarmenmarkt. Das stille Berlin von damals tritt uns entgegen, wenn wir in einem Briefe Bismarcks lesen: "Ich höre Hänschen eben auf dem Gendarmenmarkt lachen." In Berlin war Kleist gleich mit allerlei beschäftigt. So wurden - ein Zeichen des österreichischen Kurses, in dem damals gesegelt wurde - mit verschiedenen österreichischen Magnaten Konferenzen wegen Anknüpfung von Beziehungen zu den österreichischen Konservativen abgehalten, an denen von preußischer Seite außer Kleist noch Hermann Wagener und Bismarck teilnahmen.[266] Viel kam dabei wohl nicht heraus. Dann wurde Kleist wieder für einen Ministerposten in Betracht gezogen, diesmal nicht in Preußen, sondern in Dessau, wohin ja auch Bismarck mehrmals berufen werden sollte. Ein Bekannter Ludwig Gerlachs, der auf die Besetzung des Ministerpostens in dem Dessauer Ländchen Einfluß gehabt zu haben scheint, ersuchte nämlich den Präsidenten unter dem 1. Oktober, unmittelbar nachdem er mit dem von einem Besuche bei Gerlach in Magdeburg kommenden Kleist in Köthen bekannt geworden war, dringend, beim Könige dahin zu wirken, daß statt des Herrn v. Selchow, den man preußischerseits als Nachfolger des Dessauer Ministers v. Plötz abgeben wollte. Kleist für diesen Posten hergegeben würde, da Kleist viel mehr Bürgschaften persönlicher Selbständigkeit zu geben scheine. "Es kommt vielleicht binnen langer Zeit nicht wieder eine gleich günstige Konstellation für uns".[267] Doch wurde aus diesem Projekt nichts.

Mittlerweile ging die Politik König Friedrich Wilhelms IV. und des Generals v. Radowitz in der deutschen Frage ihrem Schiffbruche entgegen. Während die Gerlach nur von dem Gedanken des Triumphes erfüllt waren, daß sich Radowitz, dessen allzuwenig mit den realen Verhältnissen rechnende Politik von ihnen von Anfang an auf das schärfste bekämpft worden war, nun durch den nach Warschau und Olmütz führenden Gang der Dinge völlig unmöglich gemacht hatte, regte sich jetzt in Kleist abermals wie auch in Bismarck der Gegensatz zu der doktrinären und rein juristischen Anschauung der politischen Verhältnisse durch die geistreichen Brüder. Auch Kleist hatte ebenso wie Bismarck die Radowitzsche Politik als unpraktisch und unpreußisch bekämpft. Nun aber, als es zur Demütigung Preußens kam, erwies sich doch, daß in ihnen der kernigere preußische Geist lebte, als in den Gerlach. Es kam zu heftigen Szenen zwischen den Freunden. Am 21. November stieß der General v. Gerlach mit seinen beiden Jüngern zusammen. Diese erklärten ihm, daß sie ein Nachgeben in der hessischen Frage für unvereinbar mit der preußischen Ehre hielten. Kassel müsse durchaus gehalten werden. Wenn Österreich zu übermütig auftrete, dürfe man dem Kriege nicht aus dem Wege gehen. Preußen dürfe es nicht leiden, daß sich ein österreichisch-bayrisches Heer zwischen den östlichen und westlichen Provinzen des Staates aufstelle. Das war eine der herbsten Enttäuschungen, die der General erlebt hatte; er hat den beiden diese Opposition nie vergessen. "Ich wurde ganz heftig," notierte er in seinem Tagebuche, "da ich mich nun auf der Bresche von allen verlassen sehe." Auch Bismarck schrieb seiner Frau: "Wir (d. h. Bismarck und Gerlach) wurden beide sehr heftig." Ebenso erzählte Fräulein Agnes v. Gerlach, die junge Tochter Leopolds, Tags darauf ihrem Oheim Ludwig: Bismarck und Kleist hätten sich mit ihrem Vater "gezankt". Es muß also in der Tat sehr lebhaft zwischen den Parteien zugegangen sein. Am meisten kränkte es den General vielleicht, daß auch Kleist in das Horn derjenigen stieß, die sich nicht in die Lage finden wollten; denn auf dessen Unterstützung hatte er sicher besonders gerechnet. Auch Bismarck scheint durch den Widerspruch Kleists etwas überrascht worden zu sein; denn er schrieb seiner Frau, daß "sogar" Hans gegen den General heftig geworden sei. Wenige Tage darauf, am 24. November, setzte sich der Kampf zwischen Ludwig Gerlach auf der einen und Stahl und Kleist auf der anderen Seite fort. Stahl und Kleist zeigten nach dem Bericht des Präsidenten die größte Lust, gegen die Räumung Kassels durch die

---

[265] Vgl. oben S. 29.

[266] Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs II, 111. Bericht Bismarcks an seine Frau S. 186.

[267] Schreiben an Ludwig Gerlach, Dessau, 1. Oktober 1850, im F.A. Name des Schreibers nicht leserlich.

preußischen Truppen öffentlich zu protestieren. Der dialektischen Gewandtheit Ludwig Gerlachs gelang es, die meuternden Anhänger zu beruhigen. "Ich sagte ihnen," zeichnete er in seinem Tagebuch auf, "die Frage sei: Manteuffel oder Gotha." Bismarck scheint noch zuerst die Sachlage und die sich daraus ergebende Fragwürdigkeit eines preußischen Widerstandes erkannt und sich daher, wenn auch bedrückt und mißmutig, in die Erkenntnis gefügt zu haben, daß der Einsatz zu gewagt gewesen wäre, wenn man den Krieg herbeigeführt hätte. Denn schon am Tage nach dem Streit mit dem General schrieb er, daß er vom Morgen bis zum Abend die Notwendigkeit des Friedens gegen ganz vernünftige Leute mit derselben Heftigkeit habe verteidigen müssen, mit der er Tags zuvor gegen Gerlach vorgegangen sei, und am 25. glaubte der Präsident seinem Bruder schreiben zu dürfen, Bismarck ginge nun ganz mit ihm. Von Stahl und Kleist dagegen meinte er damals noch etwas unsicher, sie "schienen" sich überzeugt zu haben. Am 7. Januar 1851 erinnerte sich Leopold Gerlach grollend dieser Schwachheit der Freunde: "Stahl, Bismarck, Kleist schwankend, Bodelschwingh (gemeint ist der spätere Finanzminister Karl v. Bodelschwingh, einer der nächsten Gesinnungsgenossen der Gerlach) entschieden für den Krieg, Hengstenberg (der Herausgeber der Kirchenzeitung) auch, imitatorum turbam nicht zu nennen, selbst Niebuhr schwankend. Wer blieb denn hier übrig? Die drei Minister, ich, Edwin Manteuffel, Ludwig und dann die Königin."

Am 3. Dezember lenkte Kleist in aller Form zurück in das Gerlachsche Fahrwasser in einer großen Rede, die er bei der Adreßdebatte in der Kammer hielt. An demselben Tage hielt Bismarck seine berühmte Rede, in der er ebenfalls die Unvermeidlichkeit von Olmütz darlegte. Kleist führte in der seinigen aus: "Es kann ja der Krieg notwendig sein; auch der Weg des Bruders vom Bruder trennt sich oft, aber es muß uns wenigstens das Herz bluten über solchen Zwist. Sie alle kennen das Urteil, durch welches der weiseste der Könige des Altertums die rechte Mutter eines Kindes erkannte. Lassen Sie uns umgekehrt daran die rechte Sohnestreue erkennen, wem von uns es am schwersten wird, der Mutter teuren Leib zerfleischt zu sehen. Man spricht so viel von Preußens Ehre. Seh' ich mir die an, die am meisten davon reden, so finde ich solche, die kein Murren geäußert haben, als wir einem fremden Prinzen als Reichsverweser durch die Armee huldigen sollten, solche, die verlangt haben, daß das Votum der preußischen Nationalversammlung, das den Namen "Stein" trägt, schmählichen Andenkens, gegen das Heer gerichtet, ausgeführt werden sollte[268]. Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich dadurch stutzig werde über den geäußerten preußischen Patriotismus. Wenn aber Preußen nach meiner Überzeugung in der Tat in Deutschland den Beruf hätte und die Stellung, daß es seinerseits keine wichtige Frage darin ohne seine Mitwirkung und Zustimmung entscheiden lassen dürfte, dies Recht uns jetzt aber irgendwie verkümmert wird, so sind diejenigen daran schuld, die das unbedingte Unionsrecht in Deutschland verlangt haben und noch verlangen. Wir wollen nicht Krieg führen um bloße Schatten und Namen, sondern um lebensvolle Realitäten, auf die wir nach dem Siege als guten Kampfpreis zurückblicken könnten für die jahrelangen Verwüstungen. Da ist jene Union, welche die Schuld trägt, daß die Früchte der Siege in Dresden und Baden uns entgangen sind, nicht eine solche Realität."

Nur notgedrungen nahm Kleist in den Tagen von Olmütz wieder einmal eine exponiertere Stellung zu den auswärtigen Fragen. Seine Befähigung wies ihn sonst mehr auf die Beschäftigung mit der inneren Politik. In dieser suchte man ihn daher immer wieder an leitender Stelle zu beschäftigen. Zumeist war er bisher, namentlich vom Könige, als landwirtschaftlicher Minister in Betracht gezogen. Noch während der Ministerkrisis Mitte November 1850 kam Friedrich Wilhelm mißmutig auf diese fallengelassene Idee zurück, indem er zu Leopold Gerlach äußerte: "Einen auswärtigen Minister schlägt man mir nicht vor, einen Ackerbauminister Kleist will man nicht, was soll ich machen?" Es ist die Frage auszuwerfen, ob der Herrscher damit nicht wirklich, was ihm im allgemeinen so selten glückte, den richtigen Mann an die richtige Stelle gesetzt hätte. Zur Abwechslung kam jetzt im Dezember die Ernennung Kleists zum Minister des Innem an Stelle des zum Ministerpräsidenten aufgerückten Freiherrn v. Manteuffel zur Erörterung. Der König dachte an den Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Witzleben. Da dieser jedoch nicht Neigung hatte, empfahl der General v. Gerlach neben anderen Kleist. Auf diesen verfiel auch Manteuffel, angeregt durch einen Führer der Konservativen, den früheren Minister Graf Arnim-Boitzenburg. Schon wollte Manteuffel Kleists Ernennung vollziehen lassen, da entschied sich der König für Westphalen, eine Wahl, die

[268] Gemeint ist der am 9. August 1848 angenommene radikale Antrag Stein.

sich wieder als sehr unglücklich erweisen sollte. Voraussichtlich wäre Kleist besser gewesen.

Seine Neigung für die agrarischen Dinge bekundete Kleist aufs neue, indem er es unternahm, eine Änderung in dem Ablösungsgesetze vom 2. März 1850 anzuregen. Seiner Beharrlichkeit und seiner sachverständigen Darlegung der Verhältnisse gelang es schließlich auch damit durchzudringen und so eine tiefgreifende Maßregel zu veranlassen, die ihm neuerdings auch von wissenschaftlicher Seite zum Vorwurf gemacht worden ist. Es handelte sich dabei um die Auslegung einer Bestimmung des Gesetzes über neue Eigentumsverleihungen, wegen der Unklarheiten entstanden waren. Daß diese entstehen würden, hatte Kleist bei Beratung des Ablösungsgesetzes vorausgesehen. Sie betrafen insbesondere die Behandlung einer in der Dramburger und Neustettiner Gegend zahlreich vertretenen Klasse von Zeitpächtern, der sogen. Buschpächter. Diese erhoben auf Grund des Gesetzes Ansprüche auf Eigentumsverleihung. Wurden diese Ansprüche anerkannt, so waren die bedenklichsten Folgen für manche Gutsbesitzer zu befürchten, da in der Gegend Kleists zahlreiche Waldgüter entweder ganz oder größtenteils in kleinere Pachtungen aufgelöst waren, um aus ihnen größeren Ertrag durch Weidewirtschaft und Viehzucht zu erzielen. Den Buschpächtern waren schon durch radikal angelegte Mitglieder der preußischen Nationalversammlung die Köpfe verdreht worden. Kleist hatte schriftliches Material in Händen, durch das er die gewissenlosen Wühlereien dieser Leute mit drastischen Beispielen belegen konnte. Dieselben Elemente suchten jetzt den Zeitpächtern den Glauben beizubringen, daß sie durch das Gesetz vom 2. März 1850 Ansprüche auf Eigentum erheben könnten, was notorisch nicht in der Absicht der Gesetzgeber gelegen hatte. Das verursachte eine große Aufregung unter den Pächtern, die auch auf die Tagelöhner übersprang, und in diesen wieder jene ausschweifenden Eigentumsansprüche hervorrief, die die bedenklichste Erscheinung des Sturmjahres gewesen waren. Ebenso machte sich unter den Gutsbesitzern eine lebhafte Beunruhigung geltend. Schnell trat Kleist angesichts dieser Umstände mit dem neuernannten Minister des Innern, Westphalen, in Verbindung und legte ihm mündlich die Sachlage dar. Westphalen bat ihn, seine Ansichten schriftlich niederzulegen. Dies tat Kleist in einer vom 17. Januar 1851 datierten längeren Denkschrift. Darin führte er unter Heranziehung Savignyscher Rechtsgründe aus, die in Pommern mit diesen Dingen beschäftigte Stargarder Generalkommission verträte zwar auch die Meinung, daß die Ansprüche der Buschpächter gänzlich irrig seien, die Generalkommission hätte auch die Absicht, öffentlich eindringlich vor diesem Irrtum zu warnen und von leichtsinnigen Anträgen der Art abzumahnen, trotzdem aber würden zahlreiche dahingehende Anträge gestellt, und es sei mißlich, den langwierigen juristischen Prozeß abzuwarten, weil schon aus der Einleitung der Prozesse bei vielen der Glaube an ihre Berechtigung dazu entstünde; es sei ferner bei der Unklarheit der Bestimmungen des Gesetzes nicht sicher, wie entschieden werden würde. Deswegen verlangte er eine bündige Deklaration der in Frage kommenden Bestimmungen, durch die jene Buschpächter ein für allemal von der Ablösung ausgeschlossen würden. Kleist selbst war bei dieser Sache nicht persönlich beteiligt. Westphalen forderte auf Grund der Denkschrift unter dem 10. Februar ein Gutachten des Revisionskollegiums für Landeskultursachen ein. Dieses erklärte nach Kenntnisnahme der Kleistschen Ausführungen unter dem 7. März eine Deklaration nicht für nötig, da schon ohnehin im Sinne Kleists entschieden würde. Tags darauf brachte Kleist die Sache in der Kammer zur Sprache. Seine dortigen Ausführungen gelangten zur Kenntnis des Königs, der seinerzeit selbst Bedenken wegen der Bestimmungen über die Regulierungsfähigkeit gehabt hatte. Friedrich Wilhelm sah sich darauf unter dem 29. Juni veranlaßt, an Westphalen einen Kabinettsbefehl zu richten, in dem er ausführte, daß durch Kleists Darlegungen in der Kammer klar geworden sei, wie sehr die früher geäußerten Befürchtungen begründet gewesen seien. Andere Beobachtungen hätten die bestehenden Übelstände noch mehr beleuchtet. Er erwarte von dem Minister einen Bericht, welche Maßregeln er dagegen zu ergreifen gedenke. Westphalen kam nach seiner Art nicht zum Entschluß, auch dann nicht, als der pommersche Provinziallandtag sich unter dem 28. Oktober 1851 mit einer Vorstellung an den König wandte, in der gleichfalls eine neue Bestimmung über die Regulierbarkeit als notwendig bezeichnet wurde. Da trat am 16. März 1852 der Fall ein, daß einer der schwebenden Prozesse zu Gunsten des Buschpächters entschieden wurde. Diese Entscheidung brachten der Freund Kleists, Landrat v. Busse in Neustettin, und der uns auch bereits bekannte, die Kösliner Regierung vertretende Oberregierungsrat v. Senden sofort zur Kenntnis des Ministeriums. Nunmehr verschloß sich das Ministerium nicht mehr der Notwendigkeit einer Änderung der Bestimmung, zumal da auch der Generalkommissar zu Stargard, Bauer, unter dem 5. April die vorhandenen Bestimmungen als "außerordentlich dehnbar" und die sehr mögliche

Entscheidung zu Gunsten der Buschpächter als schädlich bezeichnete. Jene in dem an das landwirtschaftliche Ministerium erstatteten Verwaltungsberichte Bauers für 1851 enthaltenen Ausführungen über die Buschpächterfrage werden überhaupt durchschlagend beim Ministerium gewesen sein. Konnte Bauer doch hervorheben, daß die Ansprüche in unerwartet großer Zahl erhoben worden wären, daß in den bisher verhandelten Fällen in erster Instanz ganz wider Erwarten und überraschend zu Gunsten der Buschpächter entschieden worden sei und daß man infolgedessen mit einer Anerkennung des größten Teils der erhobenen Ansprüche rechnen müsse. So kam schließlich am 24. Mai 1853 die von Kleist angeregte Deklaration zu stande, durch die die Buschpächter von der Regulierung ausgeschlossen wurden. Es ist durchaus unberechtigt, wenn es von sonst sehr um die Erforschung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse verdienter Seite so hingestellt worden ist, als habe sich das Ministerium schwach benommen, indem es denjenigen "nachgegeben" hätte, die "ihr Anliegen am lautesten" vertraten. Denn Kleist hatte, indem er jene Deklaration durchsetzte, lediglich nicht einmal sein eigenes Recht, sondern das gute Recht der Grundbesitzer seiner Gegend wahrgenommen und sie vor erheblichem Schaden gehütet, was durch die Fassung der betreffenden Stellen des Gesetzes vom 2. März 1850, wie der Erfolg lehrte, nicht erreicht worden wäre. Hat die Fassung der Deklaration vom 24. Mai 1853 nach anderer Seite hin, wie behauptet worden ist, schädlich gewirkt, so lag das keinesfalls in der Absicht von Kleist. Die Schuld daran würde lediglich das Ministerium treffen, das auch insofern gefehlt hat, als es längere Zeit den Zustand der Beunruhigung bestehen ließ.[269]

Sehr beachtet wurde der Widerstand, den Kleist dem im Jahre 1849 eingebrachten Entwurf einer neuen Gemeindeordnung entgegensetzte. Nichts schien ihm gefährlicher, als ein willkürliches schematisches Eingreifen in diese Dinge, wie es der damaligen Gesetzgebung beliebte. Schon im August 1849 legte er seine Ansichten darüber in einer Denkschrift nieder, die er dem General v. Gerlach brachte und die diesem sehr beachtenswert schien, so daß er sie dem Könige vorzutragen beschloß. Doch fanden seine Ideen damals bei dem Gesetz keine Berücksichtigung. Vergebens protestierte Kleist in seinen Reden gegen die darin beabsichtigte Verwischung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land. "In unserer Gartenkunst ist der französische Geschmack der Hecken dem englischen Geschmack der Parkanlagen gewichen", so führte er einmal aus, "und hier in der Gemeindeordnung soll mit der scharfen administrativen Schere des Schematismus die Heckenwirtschaft eingeführt werden. Wo man noch keinen Wald und keine Bäume kennt, da mag man daran Geschmack finden, wer aber deutsche Wälder kennt, der wird und kann an den geraden glatten Linien derartiger Hecken nur vermöge des durch eine falsche Theorie verdorbenen Geschmacks Gefallen finden." Ihm, dem Jünger der historischen Schule, war es ganz unfaßlich, wie man das Bestehende ignorieren und in seinen Grundlagen zerschlagen könnte. Seine Reden hierüber lesen sich vielfach gerade so, als wenn man W. H. Riehl liest, der um dieselbe Zeit seine berühmt gewordenen Werke "Land und Leute" und "Die bürgerliche Gesellschaft" schrieb. Dieser zwar äußerlich sich dem Liberalismus anschließende, begabte nassauische Schriftsteller sah die durch die damalige Gesetzgebung berührten sozialen Verhältnisse just mit denselben Augen an wie der hinterpommersche Landrat. Auch Wichern schrieb, als er im Sommer 1850 durch Pommern reiste: "Wer Hinterpommern nicht gesehen hat, hat keine Vorstellung davon. Die unsinnigen Kammerverhandlungen, welche durch rheinisch-französische Doktrinen die Gleichmacherei der Gemeindeverhältnisse bezwecken und zum Beschluß erhoben haben, sind mir dadurch noch unsinniger erschienen." Den praktischen Mann erfaßte ein "Zorn der Wehmut" über die "parlamentarische Oberflächlichkeit", die solche Gesetze erlassen konnte. Er sah voraus, daß das Gesetz nur schwer durchführbar sein würde. Heute ist alle Welt darüber einig, daß das Gesetz vom 11. März 1850 ein großer Mißgriff war.[270] Auch die damalige Regierung erkannte bald den Fehler, den sie begangen hatte, und zwar, als sie an die praktische Ausführung ging. Es zeigte sich, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn der Gedanke, Kleist zum Minister des Innern zu ernennen, ausgeführt worden wäre. Jetzt fiel Westphalen die Aufgabe zu,

---

[269] Denkschrift Kleists vom 17. Januar 1851, abschriftlich nebst dazu gehörigen Akten, unter andern Auszug aus dem Verwaltungsbericht des Generalkommissars vom 5. April 1852 und Schreiben des Abgeordneten Räntsch, 5. Oktober 1848 im F.A. - Knapp, Bauernbefreiung I, 231 ff.; II, 448 ff. - Sten. Bericht der 2. Kammer, 8. März 1851.

[270] Edgar Löning, Landgemeinden u. Gutsbezirke in den östlichen Provinzen Preußens. Conrads Jahrbücher. 3. Folge, Bd. III, S. 183.

eine Umgestaltung des Gesetzes herbeizuführen. Schon im Januar 1851 verhielt er sich den von Einsassen verschiedener Provinzen, unter denen sich auch Kleist befand, erhobenen Vorstellungen über die Unzuträglichkeiten, die das Gesetz mit sich brachte, äußerst zugänglich[271]. Bald reifte im Schoße des Ministeriums der Gedanke, den frischen Landrat, der diese Dinge so eifrig und sachverständig angriff, mit einer besonderen Aufgabe in dieser Richtung zu betrauen.

Das Junggesellenleben mit Bismarck wurde inzwischen immer traulicher. Zwar bemühte sich Bismarck redlich, dem Freund den Gedanken an eine Heirat näher zu bringen. Als Kleist am 25. November 1850 sein 36. Lebensjahr vollendete, entstand jenes launige, im Schluß an das Lied "Lott' ist tot" anklingende Gedicht des späteren deutschen Reichskanzlers, das als Begleitbrief zu einer großen braunen Tasse, dem Geburtstagsgeschenk Bismarcks, diente:

Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz,[272]
Doch braun wie Mahagonig,
Wünsch' ich dir, aller Pommern Stolz,
Ein Leben süß wie Honig.

Wenn Wentzel[273] dich gelangweilt hat,
Schwerin[274] den Zorn erregt in dir.
Wenn übel dir von Beckerath,[275]
Dann, Hans, erhole dich bei mir.

Wenn dann der Kaffee dir behagt.
Und du, um streng dich zu kastei'n.
Die zweite Tasse dir versagt,
Dann, Hans, laß mich die erste sein.

Und schein' ich dir zu groß und weit
Für ein so kleines Landrätlein,
So denk, es ist die höchste Zeit,
Dir eine Gattin anzufrei'n.

Ihr trinkt aus mir dann alle beide
Kaffee, Schok'lade oder Tee
Zu Tante Adelgundes Freude
In Kieckow auf dem Kanapee.

Geliebter Onkel Schivelbein,
Schaff bald uns eine Tante,
Dann wirst du alles hocherfreun,
Was jemals Hans dich nannte.

In gleichem Belgard und Polzin,
Schivelbein und Tempelburg,
Ratzebuhr und Neustettin,

---

[271] Bericht Kleists über die Unterredung mit Westphalen an Leopold Gerlach, 22. Januar 1851.

[272] Kleist hatte sich in seinen Reden das Wort "eben" angewöhnt.

[273] Wentzel war ein Gerichtspräsident und liberaler Parteiführer in der Kammer.

[274] Der Minister von 1848, Graf Schwerin-Putzar, war durch seine Grobheit bekannt.

[275] Die Reden des Krefelder Seidenwebers Beckerath waren Bismarck und Kleist wegen ihrer Sentimentalität zuwider.

Callies nebst Dramburg, Falkenburg.

Sie und die Leute all nicht minder
Aus Kieckow, Tychow und Krössin,
Sowie die beiden Typhuskinder
Woll'n all zu Landrats Hochzeit ziehn.

Aber Hochzeit - hohe Zeit,
Hans! schon ist dein Härchen grau.
Wart nicht länger, 's wird dir leid.
Du kriegst wahrhaftig keine Frau.

Und uns wär' es großer Jammer,
Wenn die Art aus sollte sterben.
Wem willst dann in Kreis und Kammer
Deine Stelle du vererben?[276]

Seit dem Januar 1851 wohnten die beiden in einem unscheinbaren Quartier in der Jägerstraße, wo in einer kleinen Kammer ihre Betten, nur durch einen schmalen Durchgang getrennt, dicht beieinander standen.[277] Bismarck war wieder unerschöpflich in humoristischen Berichten über den possierlichen "grauen Onkel", über das Vertilgen herrlicher Würste aus der heimatlichen Räucherkammer auf der Spitze des Jagdmessers, über das rastlose Arbeiten Hänschens u. dergl. "Als ich um halb drei Uhr Nachts nach Hause kam, fand ich Hans noch bei flackerndem Licht im grauen Schlafpelz und grauen Kopf halb schlafend, halb arbeitend auf dem Sofa sitzen; er wird da noch anwachsen wie Daphne." Wenn der Freund in der Kammer sprach, dann legte der schreibeifrige Gatte wohl die Feder aus der Hand und begründete das: "Ich muß schließen und aufpassen, über Ministerverantwortlichkeit; Hans spricht wie eine Trompete so laut." Als der böse Hans einmal gegen die Verabredung mehrere Tage länger ausblieb, "bangte" sich sein Neffe nach ihm und ließ ihn im Zuschauer der Kreuzzeitung suchen. "Da kam er gleich. "

Gemeinsam besuchten die beiden auch regelmäßig den Gottesdienst. Für Kleist war es gleichsam eine Fügung, daß Knak nach Berlin gekommen war. Bismarck folgte ihm zu diesem nur widerstrebend; doch bekannte er, als er im Februar an der Abendmahlsfeier dieses Geistlichen teilgenommen hatte, daß er ihm in die Tiefen des Herzens gegriffen habe. Hans war ganz glücklich über diese Wirkung und behandelte den Kameraden seitdem merklich freundlicher. Wenige Monate darauf bäumte sich aber Bismarcks Ich gegen Knak auf. "Er überspannt mir die Saiten; er findet nicht nur alles Tanzen, auch jegliches Theatergehen und alle Musik, die nicht zur ‘Ehre Gottes’ gemacht werde, sündlich. Das geht mir zu weit, Zelotismus." Kleist ließ seine Anschauungen durch die Knaks bestimmen. Früher hatte er doch selbst eifrig getanzt und Theater gespielt; jetzt begann er diese Zerstreuungen und Freuden zu meiden. Halb schuldbewußt, halb ironisch gestand Otto seiner Johanna: "Er ist zu gut für mich." Besser als Knak gefiel ihm Büchsel, zu dem Kleist ebenfalls in ein Vertrauensverhältnis trat. Zuweilen gingen die beiden Freunde auch zur Predigt des Pastors Schulz nach Bethanien.

Plötzlich fiel in diesen trauten Freundesverkehr gleich einer Bombe ein Ereignis hinein. Was Bismarck seinem Hans unablässig gepredigt hatte, erst neckisch und witzig, dann immer ernster, bis er ihm schließlich vorwarf, es fehle ihm an Glauben, weil er sich nicht zu dem Schritte entschließen konnte,[278] das wurde jetzt Tatsache: Hans v. Kleist-Retzow verlobte sich.

---

[276] Eine Nachbildung der Niederschrift des Gedichts in der Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, zu S. 182. Auf dem Kopf des Bogens ein bunter Hahn mit Korb und der Unterschrift: Ma famille vous salue. Daß das Gedicht zum 25. November 1850 entstanden ist, geht aus einem Briefe Kleists an Bismarck vom 17. Juni 1851 hervor.

[277] R. Kögel, Deine Rechte sind mein Lied S. 381. Ludwig Gerlachs Tagebücher II, 125.

[278] R. Kögel, Deine Rechte sind mein Lied S. 381. Aufzeichnungen Kleists 1871.

Schon am 29. März schrieb Bismarck seiner Frau von ihrem Ohm: "Sie reden hier schon davon, er werde eine sehr reiche Partie machen, ich glaube es aber nicht; er ist über seine Person und sein Inneres so zugeknöpft, als ob wir uns erst seit drei Tagen kennten. Das Mädchen ist gescheit, hübsch, liebenswürdig und fromm, dabei eine große Erbin und von guter Familie; ich möchte sie ihm wohl gönnen, wenn die Eltern nur ebenso denken wie ich." Hans hatte sich inzwischen schon Knak geoffenbart und ihn gebeten, Fürbitte für ihn zu halten. Er hatte sich entschlossen, sich um die Hand der Gräfin Charlotte zu Stolberg--Wernigerode zu bewerben, die in Bethanien Probeschwester war. Sie war ihm durch ihren Bruder, den gemeinsamen Freund Bismarcks und Kleists, Graf Eberhard Stolberg, bekannt geworden. Bismarck merkte, daß innerlich etwas mit dem Gefährten vorgegangen war; doch kam er noch nicht dahinter, was es war, so sehr er sich bemühte. Dem kleinen Schäker gelang es sogar, ihn anzuführen. "Er ist," so berichtete Bismarck am 7. April an seine Gattin, "übrigens seit einigen Wochen viel heiterer und umgänglicher, obschon ich nicht glaube, daß er ernstliche Liebes- und Heiratsgedanken hatte. Fräulein v. Rantzau in Bethanien, meint er, würde er schon gern zu seiner Gattin machen." Allmählich merkte Bismarck aber doch, daß es Kleist Ernst war. Dieser empfand nun auch das dringende Bedürfnis, sich zu erschließen, und sehnte sich daher sehr nach der Rückkehr des inzwischen nach Reinfeld verreisten Freundes. Als Bismarck kam, am 23. April, führten die beiden ein längeres Gespräch über die Ehe. "Er will sehr gern," schrieb Bismarck, "findet aber überall Bedenken." Die Freunde verabredeten nun einen Feldzugsplan. Der Diplomat Bismarck fing die Sache gleich richtig an, indem er Kleist riet, sich mit der Frau des Grafen Eberhard, Marie, geborenen Prinzessin Reich, in Verbindung zu setzen, um die Ansichten der Eltern seiner Geliebten und dieser selbst zu ergründen. Das tat Kleist, und Gräfin Marie Stolberg veranlaßte das weitere.[279] Der Vater, Oberstkämmerer Graf Anton Stolberg, eilte sofort herbei, und "Charlotte wurde dem Pastor Schulz und der Frau Oberin nicht ohne schmerzlichen Kampf abgenommen"; sollte sie doch am 10. Mai als Diakonisse von Bethanien eingesegnet werden. Am 4. Mai verlobte sich Kleist mit seiner Erkorenen in Gegenwart ihrer Eltern im Konferenzzimmer des Krankenhauses Bethanien im Südosten Berlins. Die Stätte ist ihm sein Leben lang geheiligt gewesen.

"Hans ist unausstehlich glücklich," meldete Bismarck seiner Gattin, "geht gar nicht zu Bett und gebärdet sich wie ein Kind; es sollte noch nicht deklariert werden, er konnte es aber nicht bei sich behalten, hatte das Bedürfnis, es in 'jeden Kieselstein zu schneiden', und erzählt es Freund und Feind, in dem seligen Gefühl, daß nun aller Hader in der Welt ein Ende hat und jeder glücklich sei. Er hat ein ganz anderes Gesicht bekommen, tanzt und singt dabei die sonderbarsten Lieder allein in seinem Zimmer; kurz, der alte Sauertopf ist gar nicht mehr wiederzuerkennen, und wenn er mich des Nachts schlafen ließe mit seinem Glück, so wäre er sehr liebenswürdig. Er will sogleich heiraten, und ich bemühe mich, ihm ein solides Brautreglement einzuprägen." Wenige Tage darauf versicherte er der Frau noch einmal: "Er ist beleidigend glücklich." Ebenso klingt es aus Kleists eigenen Briefen. "Es kann keiner auch nur ahnden, auch du nicht, mein ältester und treuester Freund", gestand er seinem Ranke, "welch einen Segen Gott mir mit meiner lieben Charlotte geschenkt hat." An Bismarck schrieb er von Belgard aus am 17. Juni: "Es ist wahrhaftig doch ein Wunder Gottes, wie ganz wir miteinander harmonieren." Aber auch die Eltern der Braut waren beglückt über den Schwiegersohn. "Keinem Mann", äußerte der greise Graf Anton zu Kleist, "hätten wir unser Kind lieber anvertraut als dir." Von seiner Tochter versicherte der Oberstkämmerer, er hätte kaum je eine Braut gesehen, welcher "der Ausdruck eines vom Herrn geschenkten Gnadenglücks sich so lieb über das ganze Wesen verbreitet hätte."[280] Der alte Freund Lancizolle äußerte enttäuscht über die Verlobung zu Kleist: "So machen Sie uns unser bißchen protestantisches Nonnentum wieder zu Wasser."[281] Der einzige Leidtragende scheint niemand anders als Bismarck gewesen zu sein; empfand er doch jetzt, was er an dem Freunde gehabt hatte. Kleist war seitdem viel abwesend zum Besuch der Verwandten seiner Braut. In dieser Zeit schrieb Bismarck: "Das Gefühl der Einsamkeit war mir so schwer, daß ich nicht schlafen konnte." Er sprach in jenen

---

[279] Bismarck an seine Frau 4. (verschrieben für 5.) Mai 1861. Kleist an Gräfin Marie Stolberg, 21. Juni 1851.

[280] Graf Anton Stolberg an Kleist, 1. Juni 1851.

[281] Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs, II, 125.

Wochen mit besonderer Zärtlichkeit von Kleist und schrieb ebenso in der innerlichsten Art an ihn.

Die Braut Charlotte Gräfin zu Stolberg-Wernigerode hatte am 27. März ihr dreißigstes Lebensjahr zurückgelegt, war also sechs Jahre und vier Monate jünger als ihr Verlobter. Bismarck fand sie liebenswürdig, "auch hübsch, bis auf den Mund", aber sehr ernst. Sie entstammte einer Familie, die, wie die Kleistsche, seit Jahrzehnten zu den Stillen im Lande gehörte. Durch die Verbindung zwischen ihr und Kleist vollzog sich gleichsam eine Vereinigung zwischen den pommerschen Erweckten und den Erweckten am Fuße des Riesengebirges, deren Mittelpunkt bis vor einigen Jahren die fromme Prinzeß Marianne von Preußen, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, zu Fischbach gewesen war und zu denen ferner die Gräfin Reden in Buchwald gehörte. Aber auch mit den Erweckten des Wuppertales waren die Stolbergs in Berührung gekommen durch die rheinischen Beziehungen der Familie. Graf Anton besaß nämlich in der Nähe von Düsseldorf die Herrschaft Diersfort. Die Verlobte Kleists hatte vor Jahren (1842) bereits eine Probe heroischen Duldermuts abgelegt. Auf einem Balle in Magdeburg, wo der Graf Anton damals Oberpräsident war, trat sie ihr Tänzer so auf den Fuß, daß ein Zeh zerquetscht wurde und das Blut herausdrang. Ihr Vater wünschte aus Rücksicht auf den Tänzer, daß sie weiter tanzte. Sie tat es und ließ sich ihre furchtbaren Schmerzen nicht merken. Der Zeh wurde brandig und das oberste Gelenk mußte von Grimm abgenommen werden. In der Genesung faßte das tapfere Mädchen den Entschluß, Diakonisse zu werden. Doch wagte es diesen Gedanken erst im Jahre 1849 gegen ihren Vater auszusprechen. Graf Anton willigte ein und dachte daran, der im übrigen eine schwächliche Gesundheit verratenden Tochter die Verwaltung des Mariannenstifts bei Kreppelhof, seiner Hauptherrschaft im Kreise Landeshut, anzuvertrauen, bis er auch diesen Gedanken fallen ließ und sich damit vertraut machte, daß sie in dem unlängst von Friedrich Wilhelm IV. gegründeten Bethanien neben einer zweiten Tochter, die bald Oberin des Stifts wurde, das Amt einer Diakonisie übernahm.

Dadurch, daß Kleist jetzt in den Kreis der altberühmten Stolbergschen Familie trat, die nicht nur als ehemals reichsunmittelbares Geschlecht, sondern auch sonst durch ihre Tätigkeit im Staatsdienst großen Einfluß besaß, änderte sich mit einem Schlage die soziale Stellung des bescheidenen hinterpommerschen Landrats. Dieser selbst wurde sich dessen anfangs gar nicht einmal so bewußt. Er sah vor allem auf den frommen Geist, der ihm im Hause des Grafen Anton, des "alten Ritters", wie Bismarck von ihm sagte, und der Angehörigen desselben fast überall entgegentrat. "Und nun die ganze köstliche Familie Stolberg", schrieb er an Bismarck am 17. Juni 1851. "Wo könnte man eine Familie finden, der ich lieber angehörte, mit der ich in jeder Beziehung, in der ganzen Denk- und Anschauungsweise so völlig harmoniere." Der Freund sah mehr die andere, die Familie auszeichnende Seite. "Wenn doch alle unsere vornehmen Leute", so äußerte er sich über sie,[282] "diesem in bestem Sinne des Wortes adligen Blut der Stolbergs ähnlich wären, dann sollte der Kampf zwischen Ständen und Kopfzahlen bald entschieden sein." Freilich die pekuniären Verhältnisse Kleists sollten sich durch seine Verbindung mit der Gräfin Charlotte nicht allzu erheblich verändern. Nach wie vor konnte der Hausstand, den er führte, nicht glänzend genannt werden.

Der Hausstand, den er bis jetzt mit Bismarck geführt hatte, wäre auch ohnehin zu Ende gewesen. Denn mittlerweile waren die leitenden Kreise sich darüber einig geworden, die beiden kühnen Vorkämpfer des konservativen Gedankens in höherer amtlicher Stellung zu verwenden. Schon am 22. Januar hieß es, daß Kleist Regierungspräsident in Königsberg werden sollte, und er suchte nun den Stubengenossen zu bereden, sein Nachfolger im Landratsamt zu Belgard zu werden. Am 29. Januar war Kleist nach Schluß der Kammer als Regierungspräsident in Köslin in Aussicht genommen. Die Angelegenheit blieb fortwährend in der Schwebe. Noch am 29. März schrieb Bismarck seiner Frau, daß Kleist an Fritsches Stelle kommen sollte. Kleist wurde, da er inzwischen den Entschluß gefaßt hatte, um Gräfin Charlotte anzuhalten, und er dies besseren Mutes tun konnte, wenn ihm eine höhere Stellung gewiß war, ungeduldig. Er wandte sich daher an den Ministerpräsidenten mit der Bitte, ihm Klarheit zu geben, was mit ihm geschehen würde. Manteuffel stieß sich neuerdings wieder mehr an Kleists Pietismus. Es hatte ihn verdrossen, daß Kleist es vermochte, einen Ball des Ministers v. d. Heydt, der in der Fastenzeit stattfinden sollte und zu dem schon die Ein-

[282] Bismarck an Kleist, 4. Juli 1851.

ladungen ergangen waren, durch einen Brief an v. d. Heydt, zum Ärger namentlich der jungen Welt zu hintertreiben. Es war in der Tat eine mißliche Sache, wenn ein höherer Beamter das Odium der Gesellschaft auf sich geladen hatte; seine Stellung wurde dadurch von vornherein erschwert. So kam Manteuffel nicht recht zum Entschluß. Doch auf Kleists Frage sagte er ihm, daß er für Köslin bestimmt sei. Zugleich verriet er ihm, daß Bismarck zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ausersehen sei, und ersuchte ihn, seinen in Pommern weilenden Freund nach Berlin zurückzurufen. Nun beschloß Kleist, sich um die Hand der Erwählten zu bewerben. Zugleich aber rief er Bismarck zurück. Der traf am Abend des 23. April ein. Es war jener Abend, an dem Kleist ihm seine Verlobungsabsichten mitteilte. Die beiden legten sich gleich in ihrer kleinen Kammer zu Bett, und nun erst kam der glückliche designierte Regierungspräsident mit der Sprache heraus. Nie hat er diese Stunde vergessen. Nachdem er seine eigene Herzenssache von der Seele hatte, rückte er mit der Mitteilung über die Absichten, die das Ministerium mit Bismarck hegte, heraus, und wie ein Seher kam er sich vor, als er bei dieser wichtigen Veranlassung nach dem Brauche, der gerade in den Kreisen der Erweckten, so auch im Hause der Prinzeß Marianne, treu und oft geübt wurde, dem Freunde ein Bibelwort schenkte und es ihm mit nach Frankfurt gab. Es war der 149. Psalm. Der sollte Bismarck als Wegweiser für seinen neuen Beruf dienen. Es waren insbesondere die Verse 5-9, die er ihm ans Herz legte: "Die Heiligen sollen fröhlich sein und preisen und rühmen auf ihren Lagern. Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerter in ihren Händen haben, daß sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern, ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln, daß sie ihnen tun das Recht, davon geschrieben ist. Solche Ehre werden alle seine Heiligen haben." Nachmals, als sein Freund mit scharfem Schwerte die deutsche Frage löste, Könige und Fürsten absetzte, einen Kaiser entthronte, und eine übermütige Nation demütigte, da dachte Kleist oft an diese Stunde in der stillen Studentenklause der Jägerstraße zurück und sah das Bismarck geschenkte Bibelwort als erfüllt an. Aber auch Bismarck hat diese Stunde im Gedächtnis behalten.

Noch vergingen Wochen, ehe sich das Los der beiden Freunde endgültig entschied. Als Manteuffel seine Bedenken wegen des Kleistschen Pietismus äußerte, nahm sich Bismarck des Freundes an und meinte: "Jeder habe seine Fehler." Kleist hingegen wußte seinen künftigen Schwiegervater, der in seiner innigen Frömmigkeit ebenso wie Kleist selbst manchmal an dem burschikosen Wesen des Schönhäusers Anstoß genommen haben mag, "ganz für Bismarck einzunehmen," wie Leopold Gerlach am 7. Juni verzeichnete. Bismarck ging endlich am 10. Mai nach Frankfurt ab, und Stolberg war bald dafür tätig, daß er dort selbständig und der ihm vorgesetzte General v. Rochow von Frankfurt abberufen wurde. Kleist dagegen blieb noch immer im ungewissen. Er ging unterdes nach Kieckow und suchte sein Haus seiner Gattin zu Ehren in einen würdigen Stand zu setzen. Er hoffte, daß für ihn wieder eine stille Zeit beginnen möchte; die Jahre des Sturms und des Kampfes schienen ihm jetzt vorüber zu sein. "O wie gerne möchte ich dort (in Kieckow) mit meiner lieben Charlotte meine Tage in rechter Stille, in rechter Anbetung, im Dienst unseres Gottes zubringen können" schrieb er seinem Freunde Schede. Die Hochzeit wurde auf den 5. August angesetzt und sollte in Kreppelhof stattfinden. Kleist erhielt den Auftrag der ganzen Familie Stolberg, dazu Bismarck auf jeden Fall "herzuschaffen". In der beweglichsten Weise lud er den Freund ein. "Lieber Otto, ich habe an deinem Hochzeitstage nicht gefehlt... Wenn du kannst, dann kommst du, das weiß ich. So lieb hast du mich." Der schrieb zurück: "Es macht mich sehr traurig, daß ich nicht gewiß bin, ob ich auf deiner Hochzeit werde sein können; ich wünsche es dringend, nicht bloß weil ich dich lieb habe." Ausgang Juni erfuhr Kleist endlich, daß seine Ernennung für Köslin bevorstände. Fritsche zeigte sich verstimmt und glaubte, Kleist hätte ihn verdrängt. Wie wenig diese Annahme zutraf, geht auch aus der Antwort Kleists an den zum Präsidenten in Stralsund bestimmten Oberregierungsrat v. Senden hervor, der ihm angeboten hatte, er möchte mit ihm tauschen und nach Stralsund gehen, da er voraussichtlich nur vorübergehend in Köslin bleiben würde. Kleist erwiderte Senden, er würde bereitwillig hingehen, wohin das Ministerium ihn auch schicken würde, aber daß er selbst die Hand dazu biete, nach Stralsund zu kommen, könne Senden nicht erwarten. Am 2. Juli erfolgte dann die Vollziehung der Ernennung für Köslin, was Kleist vom Grafen Anton Stolberg sofort mitgeteilt wurde. Gleichzeitig schrieb der Graf ihm, daß Tags zuvor der Oberpräsident der Rheinprovinz Rudolf v. Auerswald verabschiedet worden sei. "Dies unter uns. Es ist dieses etwas sehr Großes, weil es viel innerliche Opfer gekostet hat. Der Herr sei hoch gepriesen. In inniger Liebe Dein jubelnder Vater Anton." Darin lag neben der Freude über die endliche Ernennung Kleists der Triumph über

den Sturz des liberalen Oberpräsidenten, der mit der in Koblenz residierenden Prinzessin von Preußen die Politik des Königs und seiner Minister bekämpfte. Schon seit dem März hatte der Kommandant von Mainz, General v. Schack, bei Friedrich Wilhelm auf eine Versetzung Auerswalds gedrungen, wegen der heftigen Opposition, die dieser, gestützt von der Prinzessin, gegen die Regierung zu treiben für gut fand.[283] Kaum hatte der Hausminister den Brief an Kleist abgeschickt, da nahm der Wille der preußischen Regierung plötzlich eine andere Richtung. Der Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel hatte sich inzwischen besonnen, daß Kleist wohl die geeignete Kraft wäre, um die geplante Reaktivierung der Provinzialstände und vor allem die Einführung einer neuen Gemeindeordnung in der Rheinprovinz zu bewerkstelligen. Er hatte sich mit diesem Gedanken schon beschäftigt, noch ehe der König die Ernennung Kleists für Köslin unterschrieben hatte. Denn an verschiedenen Stellen war darüber bereits etwas durchgesickert. Schon am 2. Juli schrieb Niebuhr davon an Bismarck, ebenso wußte Varnhagen an diesem Tage bereits davon.[284] Aber erst am 2. oder 3. Juli schlug der Minister Kleist an Auerswalds Stelle vor. Am 3. Juli, nachdem Kleist mithin auf dem Papier einen Tag Regierungspräsident von Köslin gewesen war, ernannte Friedrich Wilhelm IV. unseren Helden zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Das war in der Tat ein kühner, ja gewagter Entschluß. Alle Welt fühlte das, nicht zum mindesten Kleist selbst. Aus der beschaulichen Ruhe, von der er geträumt hatte, das sah er sofort, wurde nun nichts; jetzt lautete die Losung abermals Kampf. Voll freudigen Feuereifers folgte er dem Rufe, der so unerwartet an ihn erging. In einer unklaren Erinnerung an eine Stelle von Wallensteins Tod rief er mit Max Piccolomini aus: "Blast, blast, und wären es die schwedischen Dragoner," nicht in der Stimmung der Verzweiflung, sondern mit der brennenden Sehnsucht des tapferen Soldaten nach siegreichem Streite.[285]

---

[283] Aufzeichnung Leopold Gerlachs.

[284] Niebuhr an Bismarck, 2. Juli (so wohl zu lesen statt 2. Juni) 1851. Bismarckjahrbuch VI, 19. Am 4. Juli schreibt Bismarck an Kleist: "Man schrieb mir vor kurzem aus Berlin, Du seist nach Koblenz bestimmt?" Vgl. dazu Varnhagen, Tagebücher, 2. Juli 1851.

[285] Kleist an Schede, 19. Januar und 4. Februar 1877. Aufzeichnung 1871. Vgl. Wallensteins Tod: Schluß des 3. Auszugs.

3. Oberpräsident. 1851-1858

Das Kampfgelände und der erste Kampf

Der Eindruck der Ernennung Kleists zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz spiegelt sich in zahlreichen Äußerungen. Die Gebrüder Gerlach triumphierten; sie erblickten darin geradezu eine Großtat. Obwohl, wie Leopold Gerlach buchte, Manteuffel die Ernennung allein gemacht hatte, durfte der General sich doch wohl einen Teil davon zuschreiben. Mindestens hatte er nie geruht, auf eine Verwendung Kleists zu drängen. Zugleich aber empfanden die beiden Gerlach Mitleid mit ihrem Freunde, weil die Aufgabe, die ihm bevorstand, schier unübersteigliche Schwierigkeiten bot; vor allem sahen sie voraus, daß die Prinzessin von Preußen dem neuen Oberpräsidenten das Leben sauer machen würde. Ähnlich, nur mit anderen Gefühlen, urteilte Varnhagen: "Herr v. Kleist-Retzow hat zunächst eine Feindin an der Prinzessin von Preußen. Mit dieser wird er doch nicht umspringen wie mit einem Demokraten?" Professor Perthes in Bonn, ein Mann von gemäßigter konservativer Anschauung, der Freund Albrecht Roons, fand den Augenblick der Ernennung so unglücklich wie möglich, weil die Entsendung dieses "Fanatikers" auch die wenigen wirklich preußisch gesinnten Teile der Provinz in Erregung versetzen würde.[286] Die Kölnische Zeitung betrachtete die erste Nachricht von der Ernennung des "edlen Pommern" als einen "schlechten Witz". Als sich die Nachricht aber bestätigte, erklärte sie gehalten: "Die Rheinprovinz wird sich nicht provozieren lassen, sie wird auch diesen Prokonsul zu ertragen wissen" und redete dann von dem "Wahnsinn des Junkertums". Auch die übrigen Blätter stimmten ein Geschrei an. Sogar das Journal des débats fühlte sich bemüßigt, seiner Entrüstung Ausdruck zu geben[287]. Es war nicht zu verkennen, daß die Erregung der Rheinprovinz infolge des Ereignisses außerordentlich war. Das Schicksal wollte es, daß Kleist seinen Einzug während einer Sonnenfinsternis hielt, was natürlich die Blätter mit Behagen aufgriffen, um daran ihren Witz zu üben. Doch Kleist ließ sich nicht beirren, wie seine Briefe und Reden aus jenen Tagen zeigen. Als Bismarck im Mai nach Frankfurt abging, hatte Kleist ihm noch einmal ein Bibelwort geschenkt: "So aber jemand unter Euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott. Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht, denn der da zweifelt, ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehrt wird".[288] Er bekannte dem Freunde, daß, wenn irgend jemand die Wahrheit dieses Apostelwortes an sich erfahren habe, "so bin ich es". In diesem Gottvertrauen zweifelte er nicht, daß ihm sein Werk gelingen würde. Die plötzliche Ernennung machte eine Veränderung des Hochzeitstages notwendig, da am Rhein natürlich ein schnelles Eintreffen des neuen Herrn im Interesse des Geschäftsganges erwünscht war und Kleist auch vom Minister ein dahingehender Wunsch ausdrücklich mitgeteilt wurde. So wurde sie statt auf den 5. August auf den 24. Juli anberaumt. Am 12. Juli traf Kleist auf dem Wege nach Kreppelhof von Kieckow in Berlin ein und erfuhr daselbst von Manteuffel und Westphalen, daß man ihn wegen der Provinzialstände und der Gemeindeordnung nach Koblenz gesetzt habe. Er wurde auch vom Könige empfangen. Diesem erklärte er, daß er vorhabe, in der schärfsten Form den christlichen Charakter seines Regiments hervorzukehren; sollte das nicht genehm sein, so würde er gern zurücktreten. Friedrich Wilhelm mag sich dessen gefreut haben; jedenfalls hatte Kleist den Eindruck, daß man ihm freie Hand lassen würde. Seine Gönner wie die Gebrüder Gerlach konnten sich indes gleich nicht der Sorge erwehren, daß er zu frisch und rücksichtslos vorgehen und sich dadurch festrennen würde. "Warne und endoktriniere doch bei der Durchreise den armen Hans Kleist, daß er nicht aus lauter praktischem Wohlwollen Unsinn macht und Schiffbruch leidet", schrieb der Präsident an den General. Etwas bedenklich wurde auch dieser, als Kleist ihm seine Absicht ankündigte, lautes Tischgebet und Morgen- und Abendandacht, Bräuche, die auf dem Lande in Pommern bestanden, am Rheine festhalten zu wollen. Aber er glaubte sich nicht berufen, dem mutigen glaubensfesten Manne die Sicherheit durch Gegenrede zu rauben.

In Kreppelhof eröffnete die hohe ritterliche Gestalt Graf Eberhard Stolbergs den Brautzug. Sämtliche Kreisschulzen des Landeshuter Kreises waren zugegen. Die konservative Partei des Kreises Belgard sandte

---

[286] M. v. Bunsen, Georg v. Bunsen, 10. Juli 1851.

[287] Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs II, 127.

[288] Kleist an Bismarck, 17. Juni 1851.

einen silbernen Pokal und ein Gedicht, das schwungvoll Kleists Verdienste um den christlich-konservativen Gedanken feierte. Die Braut begegnete ihrem Verlobten mit christlich-demütiger Unterwürfigkeit. "Sie ist orientalisch gehorsam", schrieb Bismarck bald darauf von ihr. Am 28. Juli passierte das Paar Magdeburg; "Kleist voller Pläne und in high spirits" notierte Ludwig Gerlach. Am 30. Juli kamen sie in Koblenz an. Am Landungsplatze wurden sie vom Großherzog und der Großherzogin von Mecklenburg, die zufällig in Koblenz weilten, empfangen. Kleist übernahm sofort die Geschäfte.

Er trat damit in einen Wirkungskreis, der ihn sieben und ein halbes Jahr fesseln sollte und in der Tat so dornenvoll wurde, wie man vorher annehmen durfte. Der neue Oberpräsident hatte nahezu alles in der Provinz gegen sich, die Bevölkerung nach ihrem Naturell, ihren Konfessionen, ihrer sozialen Beschaffenheit, die Beamten, die meist liberal waren, und vor allem den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin, die mit ihm zusammen in dem schönen vom Trierer Kurfürsten Klemens Wenzeslaus erbauten und neuerdings von Friedrich Wilhelm IV. erneuerten Schlosse unmittelbar am Rheine mit dem Blick auf den wuchtigen Fels Ehrenbreitstein und der Festung darauf wohnten.

Die politischen Anschauungen des Prinzen hatten sich seit dem Sturmjahre einigermaßen geändert, zum Teil unter dem Einflusse seiner für die liberale deutschnationale Zeitströmung sehr empfänglichen geistvollen Gemahlin, in der Traditionen Karl Augusts von Sachsen-Weimar, Goethes und Herders fortwirkten. Prinzessin Augusta besaß zwar nicht das politische Augenmaß, über das ihr mehr realpolitisch angelegter Gemahl verfügte, wohl aber war sie ihm dialektisch überlegen.[289] Der frühere Bekämpfer der liberalen Politik seines Bruders stand jetzt den Rechtskonservativen in einer ausgesprochenen Kampfesstellung gegenüber. Er hatte sich mehr auf den Boden der Tatsachen zu stellen gewußt, als viele Konservative, war innerlich durch die Ereignisse und durch Beschäftigung mit den Dingen wesentlich gereifter geworden und hatte sich einen viel freieren Blick angeeignet, als er ihn vordem besessen hatte. Das Jahr 1848 hindurch und im Anfang 1849 war er noch mit den Konservativen gegangen. Er schloß sich ihnen auch, im Gegensatz zu seiner Gemahlin, in der Ablehnung der Kaiserkrone an, wenn auch mit Widerstreben. Seitdem aber, besonders seit er im März 1850 als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen nach Koblenz gegangen war, geriet er immer tiefer in Gegensatz zur Politik seines Bruders und namentlich der Konservativen. Er begann Kleist, dem er sich noch kürzlich so zu Danke verpflichtet gefühlt hatte, mit gutem Grunde als einen der hartnäckigsten und doktrinärsten Reaktionäre zu betrachten, dessen Verwendung am Rhein beklagenswert wäre. Dabei mochte persönlich eine Verstimmung darüber zurückgeblieben sein, daß Kleist jene beiden Versuche des Prinzen, sich bei ihm für Georg v. Vincke und Robert v. d. Goltz zu verwenden, unbeachtet gelassen hatte. Es entging dem edlen Fürsten, daß er Kleist vielfach ungerecht beurteilte und in ihm auch Eigenschaften und Bestrebungen bekämpfte, die niemand höher schätzte, als der spätere erste Hohenzollernkaiser selbst, vor allem solche, die aus dem Solidaritätsgefühl mit den altpreußischen Traditionen emporwuchsen.

Noch wenige Monate bevor Kleist zum Oberpräsidenten ernannt wurde, hatte er, wohl von dem Gefühl geleitet, daß der Prinz sich am Rheine den alten Provinzen entfremdete, als Vertreter der pommerschen Stände eine Audienz bei jenem durchgesetzt und ihn gebeten, als Statthalter von Pommern zeitweise seine Residenz in dieser Provinz zu nehmen. Der Prinz hatte das abgelehnt unter Hinweis darauf, daß das nicht ginge wegen seines Kommandos am Rheine.[290] Dafür kam nun Kleist in die unmittelbare Nähe des Prinzen. Dieser nahm bei Ernennung Kleists zum Oberpräsidenten zunächst nach seiner ganzen vornehmen und gerechten Art eine abwartende Haltung ein. Gegen den Bundestagsgesandten General v. Rochow sprach er sich im Juli über die Verabschiedung Auerswalds nicht durchaus abfällig aus, sondern gab zu, daß Auerswald manches aus liberaler Zeit ankleben möge, was nicht gut wirke, und über Kleist äußerte er sich sehr lobend unter Betonung seiner Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit, meinte indes doch gleich, Kleist vertrete seiner Ansicht nach zu sehr den Standpunkt der alten Provinzen.[291]

---

[289] Ich beziehe mich hierbei auf meine Schrift: Kaiserin Augusta. Leipzig 1900.

[290] Norddeutsche Zeitung, 8. Februar 1851.

[291] Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels II, 41.

Unter den Beamten, die Kleist vorfand, kam vornehmlich der Regierungspräsident von Köln Eduard v. Möller in Betracht,[292] der spätere Oberpräsident der Reichslande, ein Westfale von Geburt, der nur wenige Monate älter wie Kleist war, bereits kurze Zeit, nämlich vom September 1848 bis Anfang 1849, kommissarisch die Rheinprovinz verwaltet hatte und seit dem Frühjahr 1849 in der Stadt mit dem ewigen Dom die Geschäfte führte. Er war unverheiratet. Seinem großen Ehrgeiz stand seine hohe Begabung nicht nach; man wird sagen dürfen, daß er als Verwaltungsbeamter Kleist überlegen war. Vermutlich sah der zugeknöpfte stattliche Mann, der sich viel elastischer in allen Verhältnissen zurechtzufinden wußte als der neue Herr der Rheinprovinz, mit mißgünstigem Auge auf die Ernennung des Belgarder Landrats. Wie dem auch sein mag. Kleist mußte bald die Erfahrung machen, daß Möller ihm auf Schritt und Tritt hinderlich war. Unbequem sollte sich ihm auch der Regierungsvizepräsident in Koblenz von Spankeren erweisen, der liberale Gesinnungen hegte und zu dem engeren Umgang der Prinzessin von Preußen gehörte. Es war dies umso mißlicher, als der damals bestehende Posten eines Regierungsvizepräsidenten neben der Verwaltung des Regierungspräsidiums noch die so häufig notwendig werdende Stellvertretung des Oberpräsidenten in sich schloß. Das war eine ganz fehlerhafte Organisation, die darum auch später beseitigt worden ist. Spankeren kritisierte jede Handlung Kleists übelwollend und suchte ihm fortgesetzt Ungelegenheiten zu bereiten.[293] Mit Spankeren in den Gesinnungen stimmte der Dirigent der Finanzabteilung Oberregierungsrat Delius überein, ein Rheinländer von Geburt und ein vermögender Mann, der gleichfalls in hohem Ansehen bei dem prinzlichen Paare stand. Delius war eine feine, edle Natur voll trefflicher Gaben und tüchtiger Bildung und mit ihm eher ein Zusammenwirken möglich als mit Spankeren.[294] Doch verharrte er in einer Art passivem Widerstande. In Aachen fand Kleist als Regierungspräsidenten den ehemaligen Minister des Innern Kühlwetter vor, der im August 1848 im Auftrage Hansemanns das Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet hatte. An diesem sollte er jetzt einen seiner geschmeidigsten Untergebenen haben.

Von der rheinischen Bevölkerung hatte sich Kleist schon in seinen parlamentarischen Kämpfen eine Ansicht gebildet. Er betrachtete sie noch nicht als gute Preußen, und diese Ansicht war durchaus nicht unbegründet. Sie wurde ihm von seinem Vorgesetzten, dem Minister des Innern v. Westphalen, der einige Jahre im Rheinland Landrat gewesen war, bestätigt. Später gelangte sein Freund Schede genau zu derselben Ansicht. Auch W. H. Mehl hegte sie, obwohl er die Fortschritte, die das Preußentum seit der Erwerbung des Landes gemacht hatte, hervorhob. Ebenso dachte ja Perthes. Gleichartige Eindrücke empfing zu jener Zeit ferner der liebenswürdige Prinz Kraft Hohenlohe, als er beim 25. Infanterieregiment in Koblenz Dienst tat.[295] Das rheinische Wesen zeigte noch immer die Neigung, sich über die östlichen Provinzen zu erheben; die Bewohner des Landes urteilten dabei über den Osten ab, ohne ihn zu kennen. Sie hatten noch nicht den richtigen Sinn für die Vorzüge des Preußentums und suchten wohl gar preußisches Heldentum zu verkleinern und zu verwischen. Kleist hatte einmal durchaus richtig über sie geurteilt: "Sie haben noch keine Bluttaufe mit uns durchgemacht, keinen Siebenjährigen Krieg, nur zum Teil die Freiheitskriege. Sie sind wie unartige Kinder; verzogen und verhätschelt zum Nachteil der östlichen Provinzen, drohen sie alle Augenblicke mit hochverräterischem Abfall - wie die Kinder - nicht mitzuspielen, wenn sie ihren Willen nicht erlangen sollen."[296] Die ewige Unzufriedenheit galt überhaupt, wie Treitschke sagt, als das Stammesvorrecht des echten Rheinländers.[297] Dies trifft zwar mehr auf die städtische Bevölkerung und die Rheintalbewohner zu. Mit dem Landvolk stand es großenteils anders und besser; aber dessen Stimme wog in der öffentlichen Meinung wenig. Empfand Kleist diese unerfreulichen Erscheinungen mit Recht unliebsam, so besaß er anderseits nicht das genügende Verständnis für die liebenswürdige rheinische Kunst des Lebens und

---

[292] Über ihn vgl. A. Schricker, Eduard v. Möller. Kassel 1881. - v. Ernsthausen, Erinnerungen eines preußischen Beamten. Bielefeld u. Leipzig 1894. - G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. - Neuerdings Jos. Hansen, G. v. Mevissen. Berlin 1906.

[293] Aufzeichnung des Präsidenten Junker v. Ober-Conreut.

[294] Aufzeichnungen Schedes.

[295] Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben I, 188.

[296] Konzept einer Rede. Vgl. Chlodwig Hohenlohe II, 365 (Urteil des Prinzen von Preußen).

[297] Treitschke, Deutsche Geschichte II, 271.

Lebenlassens, eine Eigenschaft, der man nicht allzu eifrig mit polizeilichen Maßregeln zu Leibe gehen durfte, sondern die man zu behandeln wissen mußte. Dazu verkörperte er zu sehr die preußische Steifheit, die von jeher der Schrecken des beweglichen Rheinländers gewesen war, verbunden mit einem Puritanertum, das in diesen ehemaligen Krummstabslanden etwas ganz Unfaßliches war.

Es ist hiernach klar, daß es etwas Groteskes an sich hatte, einen Mann wie Kleist mit dem Oberpräsidium der Rheinlande zu betrauen.

Gleich am Tage nach der Übernahme der Geschäfte bekam Kleist einen Vorgeschmack davon, wie er gebettet sein würde. Da die Durchreise des Königs bevorstand, hatte er ein Dampfschiff für diesen zu mieten. Er wollte auf den Rat des Kommandanten von Mainz, General v. Schack, dabei nicht die Kölnische Dampfergesellschaft berücksichtigen, weil diese kurze Zeit vorher demokratische Gesinnungen bekundet und dementsprechend ein Schiff "Friedrich Wilhelm" in "Armin" und ein anderes, "Elisabeth", in "Germania" umgetauft hatte. Freilich hatte sie inzwischen wieder eingelenkt und zwei Schiffe "König" und "Königin" genannt. Weniger war ein Einlenken in der Benennung zweier großer Schiffe nach dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu erkennen. Immerhin wollte Kleist die demokratische Gesinnung noch nachträglich strafen und die Düsseldorfer Dampfergesellschaft, die sich stets königstreu gezeigt hatte, bevorzugen. Im Schloßgarten stellte nun die Prinzessin von Preußen das Verlangen an ihn, ein Schiff der Kölnischen Gesellschaft zu chartern. Kleist machte die Vergangenheit der Gesellschaft geltend, worauf die Prinzessin erwiderte, man müsse vergessen können. Kleist meinte, solche gnädige Gesinnung sei sehr edel, er als Vertreter der königlichen Regierung glaube aber eine andere Stellung einnehmen zu müssen, und schnitt alle weiteren Wünsche der hohen Frau mit dem Bemerken ab, daß er bereits die "Lorlei" der Düsseldorfer Gesellschaft gemietet habe. Die Prinzessin drehte sich darauf kurz um und ließ ihn stehen. Kleist aber fuhr umso mehr fort, sich ganz als Vertreter des Königs in der Provinz zu fühlen, in dessen Sinne zu regieren und nicht ein Titelchen von seiner Auffassung zu verleugnen.[298] Das Land sollte es erleben, daß ein unbeugsamer Charakter hierhin gestellt war.

Die erste Verwaltungsmaßregel, die er auf Grund einer Verordnung vom 18. Mai zu treffen hatte, beraubte ihn auch der Stütze, auf die er allein zählen zu dürfen geglaubt hatte, die kleine Zahl der evangelischen Konservativen in der Rheinprovinz. Es handelte sich um die Wiederherstellung der in den Stürmen der Revolution beseitigten Provinzialstände. Daß diese Wiederherstellung ein dringendes Erfordernis war, kann keinem Zweifel unterliegen. In der Verblendung der damaligen Zeit, die darin eine Gefährdung der eben geschaffenen parlamentarischen Gesamtvertretung des Landes erblickte, lag es begründet, daß man nicht erkannte, wie die Gesamtvertretung einer Entlastung dringend bedurfte. Heute, wo die Tätigkeit der Provinziallandtage stetig wächst, ohne im geringsten die parlamentarischen Körperschaften zu beeinträchtigen, ist der leidenschaftliche Widerstand, der der Wiederherstellung der Provinzialstände von ziemlich allen Parteien geleistet wurde, kaum noch verständlich. Selbst konservative Männer, wie Bethmann-Hollweg, der als der bedeutendste Wortführer der evangelischen Konservativen der Rheinlande gelten konnte, und der Graf Fürstenberg-Stammheim, ferner der frühere Landtagsmarschall Fürst Solms und der langjährige Dezernent für das Schulwesen der Rheinlande, der tüchtige Regierungsrat Landfermann, bereiteten der Einführung die größten Schwierigkeiten, wenn Bethmann-Hollweg immerhin auch einsichtsvoll genug war, das Ziel der Regierung als solches nicht zu verwerfen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, in schroffer Form seine Beteiligung an der Wahl zum Provinziallandtage zu verweigern. Triumphierend brachte die Kölnische Zeitung die Nachricht, daß selbst dieser Konservative protestiere; dasselbe meldete sie bald vom Grafen Fürstenberg. Erst als es zu spät war, trat Bethmann mit einer "Rheineck, den 3. Oktober" datierten Flugschrift hervor, die die mißverständlichen Nachrichten der Presse richtig stellte.[299] Sein allgemein Aufsehen erregendes Verhalten führte auf immer den Bruch seiner bisherigen Freundschaft mit Kleist herbei. Noch akuter wurde der Zwist Kleists mit Fürstenberg. Der geriet in einen überaus

---

[298] Aufzeichnung 1871. Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, 126. Volksausgabe I, 147. Außerdem Zitate der Gedanken und Erinnerungen bei mir S. 124, Anm. 1.

[299] Bethmann -Hollweg, Die Reaktivierung der preußischen Provinziallandtage. Berlin, W. Hertz, 1851.

gespannten Briefwechsel mit dem Oberpräsidenten und gewann es nachher aber sich, diesen Schriftwechsel nebst anderen Aktenstücken zum Gaudium der Rheinprovinz und aller Regierungsfeinde der Öffentlichkeit zu übergeben.[300] Derartige Schritte, wie sie damals von Bethmann-Hollweg und Fürstenberg unternommen wurden, mußten notwendig die Autorität der Regierung schwer schädigen und die Disziplinlosigkeit fördern. Kleist aber ging seinen Weg sicher weiter. Was selbst Leopold Gerlach nicht glaubte: er setzte es durch, daß die Provinzialstände Ende September in Düsseldorf zusammentraten, mochten die Gegner auch noch so sehr über die geringe Wahlbeteiligung zetern. "So viel ist gewiß, daß gar nicht abzusehen, was alles durch Positivität hätte ausgerichtet werden können", schrieb der Generaladjutant angesichts dieser Tatsache erfreut in sein Tagebuch. Wenn heute der Rheinländer an dem stattlichen Ständehaus zu Düsseldorf vorübergeht, in dem die Vertreter der Provinz eine so überaus segensreiche Tätigkeit entfalten, dann ahnt er meist nicht, daß der verketzerte pommersche Junker Kleist-Retzow es war, der gegen den Willen der gesamten Provinz es durchsetzte, daß eine Provinzialvertretung gebildet wurde.

Am 28. September wurde der Provinziallandtag durch eine Rede Kleists eröffnet. Es traf den Kernpunkt der Sache, wenn der Jünger Savignys darin sagte: "Seit dem Anfange des Jahres 1847 ist die innere Tätigkeit des Staates allein dahin gegangen, seine einzelnen Landesteile zu konzentrieren. So berechtigt eine solche Forderung an sich ist, so überspannt wurde sie geltend gemacht, so sehr hat man verkannt, daß die Kraft des Ganzen nicht erhöht, sondern geschwächt wird, wenn man das eigene selbständige Leben seiner Glieder vernichtet."[301] Zum Landtagsmarschall wurde der Feuersozietätsdirektor v. Waldbott- Bassenheim und zu dessen Stellvertreter der Bürgermeister von Köln, Stupp, gewählt. Die Hauptarbeit, die der Landtag leistete, war ein Gutachten über die Abänderungsbedürftigkeit der Gemeindeordnung vom 11. März 1850. Kurz vor dem Schlusse ergriff Kleist noch einmal das Wort auf einem im Jägerhof, wo er Wohnung genommen hatte, veranstalteten Festmahle, um einen Trinkspruch auf die Provinz auszubringen. Darin kam er auf den Gegensatz der östlichen und westlichen Provinzen zu sprechen und bemerkte dazu: "Nach meiner ganzen Anschauungsweise freue ich mich der Anerkennung und Ausbildung jeder an sich berechtigten Eigentümlichkeit. Es kann keinen größeren Gegner allgemeiner Nivellierung geben als mich." Das lautete friedlich. Dann aber klang es wie Fanfarenton: "Aber, meine Herren, was sich früher vielfach ausgegeben hat für eine Eigentümlichkeit der hiesigen Provinz, was sich vielfach geltend gemacht hat als deren Vertreter in der Presse und in öffentlichen Versammlungen, dessen Freund bin ich nicht, ich bin sein unerbittlicher, unversöhnlicher Gegner".[302]

Mehr als diese Kampfansage erregte die Provinz die Tatsache, daß Kleist das Fest durch das Gebet eines evangelischen Geistlichen, des Freundes von Wackernagel und Ranke, Krafft, der ihn allerdings gleich auf das Bedenkliche der Sache aufmerksam machte, eröffnen ließ. Das setzte mit einem Male hundert katholische Federn und hunderttausend katholische Stimmen gegen ihn in Bewegung, die sich bitter beklagten, er hätte sie zu einer Sünde verleitet. Vor allem griff ihn die ultramontane "Deutsche Volkshalle", die Vorläuferin der "Kölnischen Volkszeitung" heftig an. Der stets katholisierende Präsident v. Gerlach gab den Katholiken recht; für die Katholiken gäbe es keine communio in sacris. Kleist berief sich darauf, daß es in seinem Hause geschehen sei, in dem er auf christliche Sitte zu halten habe. Die Angelegenheit bereitete ihm schweres Herzeleid. Beim nächsten Landtage flüchtete er sich zu Gerlach, indem er ihn fragte, ob er lieber selbst das Gebet sprechen sollte. "Ich weiß wohl, daß die Entscheidung zuletzt in meinem Herzen vorgehen muß. Gott wolle sie durch seinen Geist wirken, - allein guter Rat christlicher Freunde ist auch Gottes Wirkung." Auf den Rat von Waldbott entschied er sich schließlich dafür, das Gebet selbst zu sprechen, und hat daran immer festgehalten. Freilich blieben einige Katholiken infolgedessen weg, so auch der Graf v. Hoensbroech, der noch zu denen gehörte, die Kleist freundlicher gesinnt waren. Vielfach verstimmte diese von Kleist auch sonst beobachtete Sitte außerdem die Evangelischen; so war der Prinz von Preußen ganz

---

[300] Aktenstücke zu der Erklärung des Grafen F. E. von Fürstenberg- Stammheim. Berlin, W. Hertz, 1851.

[301] Sitzungsprotokoll des 9. rheinischen Provinziallandtags S. 3.

[302] Konzept, datiert 28. Oktober 1851, von Kleists Hand und Abschrift von der Hand seiner Frau.

außer sich darüber. Er erblickte, als er gelegentlich Zeuge des Vorgangs war, darin eine "Profanierung des Heiligsten" und schilderte dem Minister von Manteuffel anschaulich den Vorgang: "Nach einem großen Konzert bei ihm geht man zum Souper; viele Personen sitzen schon, andere kommen sprechend auf ihren Plätzen an und hüpfend, weil es sehr kalt im Saale ist - als er mit einemmal - ein Tischgebet hält. Der Mann macht hier alles Gute, was er wo anders leisten könnte, unmöglich durch seine Taktlosigkeiten und seinen Fanatismus." Sogar die nächststehenden Freunde Kleists, wie der fromme Schede, dachten nicht ganz so, wie er. Schede hat in seinen Aufzeichnungen geschrieben: "Zur vollen Gebetsgemeinschaft gehört wesentlich die volle Glaubensgemeinschaft." Kleist verhinderte es auch, daß die Feste des Provinziallandtags Sonntags stattfanden, obwohl die Stände ihn baten, eine Feier einmal auch auf diesen Tag legen zu dürfen, um den Anstoß etwas zu beseitigen, den die strenge Wahrung des Sonntags durch ihn im Lande errege. Ohne Frage wäre es besser gewesen, wenn Kleist in diesen Dingen nicht so starrsinnig verfahren wäre. Dabei läßt sich kaum annehmen, daß er durch dies Beispiel die Bekenntnisfreudigkeit irgendwie im Lande gefördert hätte.[303]

Immerhin gelang es Kleist, die Geschäfte der Provinziallandtage friedlich und förderlich zu erledigen, so daß er später auf diesen Teil seiner rheinischen Tätigkeit mit besonderer Genugtuung zurückblickte. -

Bevormundungspolitik in der Presse und in der Gemeindeverwaltung

Das erste Tischgebet zu Düsseldorf hatte sofort praktisch eine nachteilige Folge, indem Verhandlungen, die der katholische Graf Cajus Stolberg im Interesse der Regierung mit dem Hauptblatt der Ultramontanen, der "Deutschen Volkshalle", angeknüpft hatte, nunmehr abgebrochen wurden. War doch die Behandlung der Presse eine der kitzlichsten Angelegenheiten im Rheinlande. König Friedrich Wilhelm hatte gleichsam dem neuen Oberpräsidenten die Wege auf diesem Gebiete zu ebnen gesucht, als er, kurz nach der Übernahme der Geschäfte durch Kleist, bei einem Besuche in Köln am 16. August an eine Deputation einige Worte richtete, die den oppositionellen Geist der rheinischen Presse beschwören sollten. "Ich weiß, daß Sie im Punkte Ihrer Presse sehr sensibel sind," hieß es in jener Ansprache, "aber es ist nötig, daß die Verblendung aufhöre, die kein Vertrauen und keine Anhänglichkeit aufkommen läßt. Suchen Sie diesen feindseligen Geist zu bannen. Sonst können wir keine guten Freunde bleiben und werden die strengsten Maßregeln ergriffen werden." Kleist selbst war sich klar, daß die Regelung der rheinischen Preßverhältnisse ein "schwieriges Problem" wäre. Doch in seiner frischen mutigen Art glaubte er, wie er gegen den ihn gleich zu Anfang besuchenden Präsidenten v. Gerlach äußerte, in einigen Monaten damit fertig zu werden. Dieser hatte mehr Erfahrung in dergleichen, lächelte über die Hoffnungsfreudigkeit seines jungen, allerdings auch so sehr viel tatkräftigeren Freundes und entgegnete, einige Jahrhunderte würden wohl das richtigere Zeitmaß sein. Kleist hat nun im allgemeinen für die damalige, noch sehr der Bevormundung gewohnte Zeit eine verständige Politik der Presse gegenüber befolgt. Was bisher darüber geurteilt worden ist, erweist sich bei näherer Prüfung als unrichtig oder einseitig gefärbt. Er hat für seinen Standpunkt eine bewundernswerte Unbefangenheit gezeigt, und einige Mißgriffe kommen mehr auf Rechnung des Ministeriums als auf seine eigene. Schon in der ersten Zeit seiner Tätigkeit am Rhein klagte er seinem Ranke über die verkehrten Einwirkungen des Berliner Zentralpreßbureaus auf das Zeitungswesen und sprach von seinen Protesten dagegen.

Das Hauptblatt am Rhein war damals noch mehr wie heute, wo die "Kölnische Volkszeitung" mächtiger geworden ist, die "Kölnische Zeitung". Ihr wendete sich natürlich die Aufmerksamkeit Kleists in erster Linie zu. Sie war, nach einem allerdings nur zum Teil zutreffenden Wort des katholischen konservativen Publizisten Franz v. Florencourt, der wie der Sozialdemokrat Karl Marx der Schwager des Ministers des Innern v. Westphalen war, das Blatt der "indifferenten" Katholiken. Nach jenem Besuche König Friedrich Wilhelms in Köln sah sich der Regierungspräsident v. Möller, nicht etwa durch Kleist dazu veranlaßt, sondern aus eigenem Antriebe, bewogen, dem Leiter des Blattes mit den vom Könige angekündigten Verwaltungsmaß-

---

[303] Gebetssache: Kleist an Ludwig Gerlach, 10. Oktober 1852. Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs II, 134. Aufzeichnungen Leopold Gerlachs, 6. November 1851. Aufzeichnungen Kleists, 1871. Schreiben eines Berliners an Kleist, 25. September 1852. Der Brief des Prinzen von Preußen bei Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels II, 432.

regeln zu drohen, wenn er sich nicht einer friedlicheren Haltung befleißigte. Darauf wurde der Ton des Blattes in der Tat gemäßigter. Nur in den Tagen der Einberufung des Provinziallandtages erregte es den Zorn Kleists, so daß er Möller zu erneuten Schritten veranlaßte. Darauf war die Zeitung nach Kleists eigenem Ausdruck wieder eine Weile "anständiger, so daß man sich die Haltung allenfalls gefallen lassen könnte". Als sie bei den Wahlen des Jahres 1852 von neuem eine lebhaftere Sprache führte, ließ der Oberpräsident ihr mit Entziehung der Anzeigen drohen. Im März 1853 machte der Bundestagsgesandte v. Bismarck darauf aufmerksam, daß das Blatt zu österreichischen Intrigen gebraucht würde. Kleist ließ Möller sofort durch vertrauliche Vorstellungen einwirken. Zu offenem Kriege kam es zwischen dem Oberpräsidenten und der Zeitung, als diese während der Orientwirren im Gegensatz zu der preußischen Regierung eine ausgesprochen westmächtlich-österreichische Haltung einnahm. Kleist drohte ihr damals mit der Entziehung des Postdebits, einer vom Minister v. d. Heydt ersonnenen Verwaltungsmaßregel zur Behandlung mißliebiger Zeitungen, die in einer Verordnung vom 6. Juni 1850 festgesetzt war, und dachte daran, einen Redaktionswechsel herbeizuführen. Es eröffnet nun einen weiten Ausblick, auf welche Männer er dabei sein Augenmerk gelenkt hat. Zwei Namen von dem allerbesten Klange sind es, der Kulturhistoriker W. H. Riehl und der spätere berühmte Bonner Nationalökonom Erwin Nasse. Zu Nasse war er durch seinen Freund Ranke in Beziehungen gekommen. Für Riehl hatte er sich beim Lesen der "Bürgerlichen Gesellschaft" begeistert. Vielleicht hat ihn sein mit Riehl von Wiesbaden her gut bekannter Freund Philipp Wackernagel noch besonders auf ihn aufmerksam gemacht. Er schrieb infolgedessen im März 1854 an Bismarck und bat ihn, über diesen augenscheinlich sehr tüchtigen Schriftsteller, der in jener Zeit gerade nach Bayern übergesiedelt war, Erkundigungen einzuziehen, da er ihm die Leitung einer "größeren Zeitung" zu übertragen gedenke. In seinem Schreiben meinte er, daß Riehl sich als ein "scharfer Beobachter" der sozialen Verhältnisse und Mann von "gesundem Urteil und tüchtiger Gesinnung" gezeigt habe. Bismarck ermittelte die Personalien Riehls, betonte aber in seiner im April erteilten Auskunft Riehls Tätigkeit an "liberalen" Blättern. Der Gedanke Kleists, Riehl zu verwenden, hat Leopold Gerlach schwer verdrossen, ebenso wie Kleists ursprüngliche Vorliebe für Harkort. Verhandlungen, die Kleist trotz der Betonung der liberalen Richtung Riehls durch Bismarck mit dem geistreichen Publizisten anknüpfte, zerschlugen sich jedoch, hauptsächlich infolge der Haltung des Besitzers der Kölnischen Zeitung. Dieser hatte bis dahin noch keine Kenntnis von Riehls Schriften und war erst durch den pommerschen Junker Kleist auf sie aufmerksam geworden. Er teilte diesem dann am 15. Juli 1854 mit, daß er die freie Zeit einer Reise benutzt hätte, um sich mit den neuesten Veröffentlichungen des Mannes bekannt zu machen, und suchte Riehl auch persönlich auf, meinte aber, daß dessen "Ansichten in den wichtigsten Fragen der Staatswissenschaft und Politik den am Rhein und in Westfalen weit überwiegend geltenden so verschieden" wären, daß er "bei aller sonstigen Achtung vor seinen Talenten" ihn nicht brauchen könne. Vielleicht wäre es Kleist aber trotzdem gelungen, Riehl zu gewinnen, wenn sich ihm nicht der Kultusminister v. Raumer bei dieser Sache versagt hätte, der die von Kleist für Riehl erbetenen 3000 Taler - für damals eine ganz außerordentlich hohe Summe - nicht hergeben wollte. Leopold Gerlach erblickte in dieser Ablehnung Raumers "feinen Takt". Die Verhandlungen mit Erwin Nasse gediehen nicht so weit wie die mit Riehl, denn Nasse, bei dem Kleist wegen Übernahme "einer größeren Zeitung", vermutlich eben der Kölnischen - es kann sich freilich auch um die Neugründung der Elberfelder Zeitung gehandelt haben -, im Juli 1856 anfragte, fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen und lehnte von Basel aus, wo er damals weilte, ab, "so anziehend die Größe und Bedeutung der in Aussicht gestellten Wirksamkeit" sowie die Rückkehr in sein Vaterland für ihn auch sein würden.

Auch auf andere Weise suchte Kleist den Bann, den die Kölnische Zeitung auf die politischen Anschauungen der Rheinländer ausübte, zu brechen, so, indem er Reden Stahls gegen bare Bezahlung darin abdrucken ließ. Einmal suchte er dabei den ihm bekannt gewordenen, damals in Köln stehenden Oberst Albrecht v. Roon als Mittelsmann zu benutzen; damit die Leser der Zeitung einmal "gründlich" von anderer Seite über die orientalische Frage belehrt würden, sollte Roon den Abdruck der Rede Stahls in der ersten Kammer vom 25. April 1854 besorgen. Roon lehnte taktvollerweise ab, wenn er es auch als wünschenswert bezeichnete, daß einmal eine andere als die "rheinisch-vulgäre" Ansicht in den Spalten des Blattes vertreten würde; er hielt es aber für unvereinbar mit seiner Stellung als Offizier, hierbei mitzuwirken. Ein andermal veranlaßte der Minister v. Westphalen Kleist, die Aufnahme der Rede Stahls vom 24. April 1855 über eine Kreditbewilligung für den Armeebedarf zu bewirken. Das geschah denn auch. Die Quittung der Kölnischen

Zeitung über den eingezahlten Betrag von 56 Tlr. 6 Sgr. findet sich noch in Kleists Nachlaß.

Im März 1855 hat er ernstlich erwogen, der Zeitung die Konzession zu entziehen. Daß der Schritt unterblieb, wird zum Teil auf einen Rat des einsichtsvollen Florencourt zurückzuführen sein, der ihm von seiner Tätigkeit als Leiter des konservativen "Volksblatts für Stadt und Land" vorteilhaft bekannt war und der ihn in diesen Preßangelegenheiten vielfach beraten hat. Florencourt stellte ihm am 11. März 1855 vor, daß eine solche Maßregel nur das Gegenteil von dem, was sie bezweckte, erreichen würde. So kam es nur zu einem Wechsel in der Redaktion, indem am 1. April 1855 an Stelle des bisherigen Redakteurs Brüggemann der begabte, dichterisch angelegte Stralsunder Heinrich Kruse die Leitung der Kölnischen Zeitung übernahm.

Noch mehr zu schaffen als die "Kölnische Zeitung" machte Kleist die ultramontane "Deutsche Volkshalle". Dieses Blatt war dem Ministerium des Innern ein Dorn im Auge. Schon im Jahre 1853 machte der Unterstaatssekretär Karl v. Manteuffel, der neben Westphalen besonders über diese Dinge mit Kleist im Briefwechsel stand, ungeduldig seinem Zorn über sie gegen den Oberpräsidenten Luft. Dieser verhehlte sich nicht, daß ein katholisches Oppositionsblatt im Rheinlande kaum zu vermeiden sein würde, obwohl auch ihm das Treiben der Zeitung sehr unbehaglich war. Deswegen hielt er lange seine schützende Hand über die Volkshalle und suchte nur ihre Haltung zu beeinflussen. Es gelang in der Tat, den konservativen Florencourt in die Zeitung zu bringen, der heftig gegen die Reichenspergersche liberale Politik Opposition machte. Doch war das durch ihn geschaffene Gegengewicht nicht stark genug, insbesondere als die Zeitung eine böse österreichische Haltung einzuschlagen begann, so daß zu Anfang des Jahres 1854 im Berliner Zentralpreßamt eine Konzessionsentziehung geplant wurde. Da griff Kleist mit dem Vorschlage ein, den er auch beim Könige begründete, zunächst eine andere katholische Zeitung ins Leben zu rufen und deren Redaktion Florencourt zu übertragen. Diese neue Zeitungsgründung fand Hinckeldeys Beifall, nicht aber Florencourts Persönlichkeit. Damals ging der Schlag noch an der Volkshalle vorüber. Im nächsten Jahre jedoch riß Westphalen der Geduldsfaden. Er schrieb an Kleist unter dem 9. Juni 1855, die Haltung der Volkshalle wäre ihm schon längst unerträglich geworden. Er hätte bisher nur deswegen nicht entscheidend eingegriffen, weil Kleist ihn davon abgehalten hätte; jetzt ließe sich aber ein längeres Zögern nicht mehr entschuldigen, vielmehr erfordere es "die Ehre und Pflicht der Regierung, dem Treiben dieses frechen Blattes ein Ende zu machen". Er hätte deswegen Möller nach Berlin berufen. Wenige Tage darauf, am 13. Juni, teilte er dem Oberpräsidenten mit, daß an diesem Tage in Anwesenheit Möllers vom Ministerpräsidenten und ihm selbst beschlossen sei, gegen das Blatt sofort vorzugehen. Dies solle nunmehr mit der größten Entschiedenheit geschehen. Am 8. Juli zeigte Möller dem Oberpräsidium an, daß er im Auftrage des Ministers die Suspension der Volkshalle verfügt habe. Am 10. Juli machte der Polizeipräsident von Köln dem Drucker des Blattes Bachem bekannt, daß die Zeitung sofort ihr Erscheinen einzustellen habe.

Kleist war nicht sonderlich erbaut von diesem Vorgehen seiner Vorgesetzten. Er stand gerade mit Florencourt, der seit Mitte August in Köln ein kleines Blatt herausgegeben hatte, sowie mit einem Verleger in Verhandlungen wegen der Begründung eines neuen größeren katholischen Blattes, wofür er sich vom König die Bewilligung von Geldern verschafft hatte. Wie Florencourt war er durchaus der Ansicht, daß erst eine Neugründung erfolgt sein müsse, ehe man zum Verbot der Volkshalle schritte. Dann konnte sich das neubegründete Blatt schnell in den Besitz des leergewordenen Gebiets setzen, bevor das unterdrückte Blatt in anderer Form wieder auferstand. Daß ein solches Neuerstehen erfolgen würde, war nicht nur für ihn, sondern auch für Hinckeldey zweifellos gewesen. Wenn die Neugründung schon bei Eintritt des Verbots bestände, führte Florencourt in einem wohldurchdachten Schreiben an Kleist aus, so würden alle Gewohnheitsleser des unterdrückten Blattes ohne Widerstreben dem Blatte zufallen, das vorhanden sei, und nur die ausgesprochenen Parteimänner, deren Zahl immer nur sehr gering wäre, würden sich nach dem eingegangenen Blatte sehnen. Florencourt hatte es für den ungünstigsten Augenblick erklärt, die Neugründung unter dem frischen Eindrucke des Verbots vorzunehmen. Für den Fall, daß dies einträte, versagte er seine Beteiligung, sonst würde er sich bereit finden, die Redaktion zu übernehmen. Er hatte noch ein anderes Bedenken gegen die Unterdrückung der Volkshalle, nämlich daß sie als eine konfessionelle Maßregel aufgefaßt werden und dadurch selbst billig denkende Katholiken aufregen würde. Als nun der tödliche Schlag gegen die Volkshalle geführt wurde, verlor Florencourt zu Kleists Leidwesen jede Lust, sich weiter an diesen Dingen zu beteiligen, und verschaffte sich im August 1855 von seinem Schwager Westphalen den

Posten eines Amtmanns im westfälischen Städtchen Dringenberg. Wie Kleist und er vorausgesehen hatten, lebte die "Volkshalle" sehr bald unter einem anderen Namen wieder auf.

Ein zweites ultramontanes Blatt, das Kleist Ungelegenheiten bereitete, war der "Rhein- und Moselbote", der wie die Volkshalle österreichischen Zwecken diente. Er erschien seit dem 1. Oktober 1853 in Koblenz. Der findige Offiziosus Joel Jacobi kam zuerst im Sommer jenes Jahres dahinter, daß der Erzbischof von Paris an den Bischof von Grätz eine von den Bisc[304]höfen von Mainz und Freiburg unterstützte Aufforderung habe ergehen lassen, beim Kongreß der Piusvereine zu Wien Sammlungen zur Gründung einer katholischen Zeitung in Koblenz zu veranstalten. Im Ministerium des Innern wunderte man sich sehr über diese Absicht und mißtraute der Meldung. Der Unterstaatssekretär v. Manteuffel meinte gegen Kleist, seiner Meinung nach hätten auch die Ultramontanen an der deutschen Volkshalle gerade genug. "Ich würde es für einen Fehler der ultramontanen Partei selbst halten, wenn sie am Rhein noch ein Konkurrenzblatt gründete; Fehler pflegt aber diese Partei gerade nicht zu machen." Doch trat die Zeitung wirklich ins Leben. Ihre Haltung wurde so bös antipreußisch, daß sehr bald von Kleist vertrauter Seite ein Einschreiten gegen sie verlangt wurde. Kleist lehnte das zunächst noch ab. In der Zeit der Unterdrückung der Volkshalle mußte er jedoch auch der Frage des Verbots dieser neueren Gründung näher treten, da es zu sehr an den Tag kam, daß das Blatt ein offiziöses Organ der österreichischen Regierung war. Schließlich stellte es zu Anfang des Jahres 1856 freiwillig sein Erscheinen ein. Zufällig geriet Kleist bald darauf in den Besitz eines Schriftstücks der Redaktion, das den Beweis für die Korrespondenz des österreichischen Ministers v. Brenner mit der Zeitung erbrachte. Er machte sich das Vergnügen, das Schreiben an Bismarck zu senden.

Eine evangelisch-konservative Presse gab es zu der Zeit, als Kleist an den Rhein kam, noch so gut wie gar nicht. Lediglich in Düsseldorf bestand in Gestalt der "Rheinzeitung" ein auf Antrag des Prinzen von Preußen von der Regierung unterstütztes kümmerliches Blättchen mit leidlich konservativer Tendenz. Es zählte 1851 etwa 900 Besteller. Kleist hoffte wenigstens hier eine evangelische Färbung durchsetzen zu können, was durchaus im Interesse der Regierung lag. Dem stellte sich aber gleich der Prinz von Preußen entgegen, indem er an den Ministerpräsidenten schrieb: "Das geht in der katholischen Provinz niemals an." Hierin irrte sich der Prinz freilich, wie sich später zeigte. Kleist fuhr auch fort, sein Ziel im Auge zu behalten. Er ersuchte Bismarck, das Blatt mit Nachrichten zu versehen, was dieser durch seinen Helfer Zietelmann zu besorgen versprach. Ferner stellte Kleist dem Ministerpräsidenten eindringlich vor, daß es "Pflicht" der Regierung sei, den Redakteur Böttger - er wurde später Bürgermeister von Ottweiler -, der sich als außerordentlich opferwillig gezeigt habe, nicht fallen zu lassen. Doch vermochte sich das Blättchen nicht über Wasser zu halten. Im Januar 1852 wurde es von dem Verleger der "Rhein- und Ruhrzeitung" in Duisburg gekauft, der Kleist zugleich um Unterstützung ersuchte. Die "Rhein- und Ruhrzeitung" blieb aber nicht lange konservativ, sondern schwenkte im Jahre 1854 um und wurde liberal. In Düsseldorf schloß Kleist nach Eingehen der Rheinzeitung mit der "Düsseldorfer Zeitung" einen Vertrag ab. Diese zählte Anfang 1852 etwa 1100 Besteller. Kleist gönnte ihr eine gewisse Selbständigkeit. "Sie darf nicht ängstlich gouvernemental, aber sie muß mutig konservativ sein", schrieb er dem Ministerpräsidenten am 7. März 1852. "Das muß sie wenigstens gleich nach Beginn des neuen Quartals ganz entschieden sein. Ich bitte aber aufs dringendste, sie auf alle Weise mit telegraphischen und sonstigen Nachrichten zu unterstützen; soll ein Blatt nützen, so darf man die Kosten nicht sparen." Da lag aber der Hase im Pfeffer. Der Minister v. Manteuffel konnte sich nicht entschließen, in diesen Dingen etwas splendide zu sein. Hier übte das altpreußische Wesen der Pfennigfuchserei eine seiner verderblichsten Wirkungen aus. Infolgedessen konnte der Inhalt des Blattes Kleist nicht befriedigen, so sehr er auch Freunde und Bekannte wie Philipp Wackernagel, Hermann Wagener und den Bankdirektor Karl v. d. Heydt um Beihilfe ersuchte. Die Redakteure wechselten mit unheimlicher Schnelligkeit. Als schließlich im Jahre 1854 die Leitung in Hände geriet, die ihm nicht gefielen, verlor Kleist das Interesse für die Zeitung.

Dafür verfolgte er bald nach dem Verbot der "Deutschen Volkshalle" mit großem Eifer das Ziel der Begründung eines namhafteren evangelischen Blattes in Elberfeld, und zwar gestaltete er die dort schon

---

[304] Kleist an Bismarck, 15. März 1856.

bestehende "Elberfelder Zeitung" um. Auch in dieser Hinsicht scheint er von Florencourt beraten worden zu sein. Der schrieb ihm am 11. März 1855: "Ich begreife sehr wohl den Wunsch, auch ein protestantisch-konservatives Blatt für die Rheinprovinz zu gewinnen. Dafür ist aber Köln nicht der Ort, sondern Elberfeld." Er riet deswegen Kleist zu einer Verständigung mit der "Elberfelder Zeitung", die "in diesem Augenblicke ebenso gemein und revolutionär, wie die Kölner Zeitung wäre". Kleist hatte sich schon zu Anfang seiner Verwaltung am Rhein für die Elberfelderin interessiert, weil sie den größten Leserkreis nach der Kölnischen hatte. Er verhandelte über sie bald mit dem Leiter des offiziösen Preßwesens Quehl, als dieser die Rheinprovinz bei einer Durchreise berührte, von dem er aber den Eindruck eines eingebildeten Wichtigtuers und, was ihm noch weniger angenehm war, eines Beschützers von Schriftstellern mit übler Vergangenheit empfing. Er stellte Manteuffel in seiner nachdrücklichen Art vor, daß das, was für die "Elberfelder Zeitung" nötig sei, geschafft werden müsse. Wie auch eine Zeitlang bei der Volkshalle, brachte er es dahin, daß der Zeitung neben dem Hauptleiter ein "Aufsichtsredakteur", wie die Rheinländer sagten, gegeben wurde. Es war dies der begabte Dr. Keipp, der später durch Hermann Wageners Vermittlung in der österreichischen konservativen Presse Verwendung fand. Immerhin gelang es nicht, einen nennenswerten Einfluß auf das Blatt zu gewinnen, bis Kleist zu Anfang 1855 in größerem Stile und planmäßiger deswegen vorging. Wieder griff er darauf zurück, Riehl zu verwenden. Voller Freude schrieb er am 31. März seinem Freunde Schede aus Berlin: "Auf die Verhandlungen mit Riehl wird man mit allem Ernst eingehen. Auch das Geld für die Elberfelder Zeitung werde ich hoffentlich erhalten." Freilich gelang es auch diesmal nicht. Riehl zu gewinnen. Dafür wurde ein höchst gewandter junger Mann in der Person des Regierungsreferendars Oskar Meding an der Zeitung angestellt, der sich freilich bald als etwas wurmstichig erwies. Es war der spätere, unter dem Namen Gregor Samarow als Romanschreiber bekannt gewordene hannoversche Regierungsrat und Vertraute Georgs V., dessen geschickte Feder einst noch der in der Wahl der Werkzeuge unbedenklicher als Kleist verfahrende Bismarck viel für seine Zwecke benutzen sollte. Meding entwickelte eine ungemeine Tätigkeit. Er wußte auch Einfluß auf die kleinere Volkspresse zu gewinnen, die nach seiner Ansicht von Kleist viel zu wenig berücksichtigt worden war. Um diesen Einfluß zu vermehren, schlug er sehr verständigerweise die Schaffung einer lithographierten Korrespondenz vor. Kleist unterbreitete diesen Vorschlag dem Minister v. Manteuffel. Dieser aber lehnte bei seiner Knauserei ab und bezweifelte überhaupt die Fähigkeit Medings, - was allerdings ein gründlicher Irrtum war. Kleist suchte wiederum Bismarck zur Unterstützung der für die Vertretung der konservativen Interessen so trefflich geeigneten "Elberfelder Zeitung" heranzuziehen, und Bismarck wies demgemäß seinen getreuen Zietelmann an. Doch befriedigten die Zuschriften, mit denen Zietelmann die "Elberfelder Zeitung" versah, Meding nicht, insbesondere weil sie ihm ohne hinreichenden Grund zu scharf antikatholisch waren. Er beschwerte sich daher bei Kleist über die ungenügende Unterstützung durch den Bundestagsgesandten, und Kleist gab die Beschwerde an Bismarck weiter. Daß dieser die Vorstellungen des gewandten Referendars beachtet hat, zeigen einige Bleistiftstriche an den wichtigsten Stellen des Medingschen Schreibens. Einen anderen gewandten und fleißigen Korrespondenten für die "Elberfelder Zeitung" fand Kleist in der Person des früheren Schauspielers Hofrat Louis Schneider, des bekannten treuen und aufopferungsvollen Dieners Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I., der damals manchen Artikel für die "Elberfelder Zeitung" geschrieben hat. Auf diesen Praktikus machte die Gewandtheit Medings einen großen Eindruck. "Man kann der Zeitung zu einer solchen Hilfe nur gratulieren," schrieb er an Kleist. Bald jedoch merkte dieser, daß es mit Meding eine eigene Bewandtnis hatte. Er schickte den jungen Assessor Gustav v. Diest zur Untersuchung der Angelegenheit nach Elberfeld, und dieser veranlaßte es, daß Meding von der Redaktion zurücktrat. Meding ging darauf in hannoversche Dienste.

So verursachte die Beaufsichtigung des Zeitungswesens Kleist auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten.[305]

---

[305] Über Preßwesen benutzt Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. VII. Sekt. 1. Nr. 7, 113, 169. (Darin der Briefwechsel Kleists und Bismarcks über Riehl.) Florencourt an Kleist, 11. März u. 22. Juni 1856; Kleist an Bismarck, 15. März 1856, 15. Dezember 1857 (dabei Meding an Kleist, 23. November 1857); Bismarck an Kleist, 4. Februar 1854; Kleist an Ranke, 5. Dezember 1852, an Schede, undatiert (1854), 31. März, 18. u. 20. Juni, 6. u. 20. Juli, 12. August 1855; Schede an Kleist, 8. Juli

Eine der verwickeltsten und aufregendsten Sachen während seiner Verwaltung der Rheinprovinz sollte die Besetzung des Bürgermeisterpostens in Koblenz werden, die sich fast ganze sieben Jahre hinzog, namentlich weil der Prinz von Preußen Kleist Hindernisse in den Weg legte. Was in diesem Falle richtig gewesen wäre, wird schließlich immer eine müßige Doktorfrage bleiben. Man wird aber hier gewiß den Bismarckschen Satz gelten lassen, daß es weniger darauf ankommt, ob eine Regierung richtig handelt, als darauf, ob sie mit Festigkeit und Sicherheit verfährt. Diese Sicherheit konnte nicht erzielt werden, weil der Prinz und die Prinzessin von Preußen die Maßregeln Kleists auf jede Weise zu hintertreiben suchten. Es offenbart sich dabei so recht, welch ein Übelstand es war, daß das erlauchte prinzliche Paar gewissermaßen ein Nebenregiment in Koblenz führte. So edel und vielleicht auch so berechtigt die Haltung des Prinzen gewesen sein mag, so mißlich war es, einem so entschieden von der Richtigkeit seines Tuns durchdrungenen Beamten, wie Kleist, in dieser Sache entgegenzutreten.

Der Sachverhalt war folgender. In Koblenz versah seit 1847 ein früherer rheinischer Landgerichtsrat Bachem, ein kluger, juristisch und administrativ recht befähigter Mann, das Amt des Bürgermeisters. Dieser entpuppte sich im Jahre 1848 als ein ganz roter Demokrat. In dem Freiheitstaumel jenes Jahres war er am 18. Mai der Mittelpunkt einer großen Volksdemonstration am Königsstuhl zu Rhense, den man zu Schiff von Koblenz in kurzer Zeit erreicht. Er zerschmetterte damals unter allgemeinem Jubel der weinseligen demokratischen Koblenzer und sonstiger Rheinländer sein Weinglas mit den Worten: "So wie ich dies Glas zerschmettere, so sollen die Fürstenthrone zerschellen, die dem Volkswillen entgegenhandeln" und taufte die althistorische Stätte, an der die Kurfürsten die deutschen Könige erwählt hatten, in "Volksstuhl" um. Mit der übrigen demokratischen Bevölkerung war dieser Herr dann sehr enttäuscht, als mit dem Ministerium Brandenburg wieder ein entschiedener Geist in die preußische Staatsregierung einzog. Er reiste daher mit anderen Vertretern der Stadt als deren Abgesandter nach Berlin und suchte dort dem Könige vorzustellen, daß dieses Ministerium unmöglich sei, wenn nicht ein Abfall der Rheinlande erfolgen sollte. Seine radikale Gesinnung betätigte er aufs neue, indem er sich in einer Sitzung des Koblenzer Gemeinderats am 16. Mai 1849 auf den Boden von demonstrativen Beschlüssen einer Städtetagung zu Köln stellte. Darin erblickte laut Erlaß vom 4. Februar 1850 Manteuffel als Vorgänger des Ministers von Westphalen eine schwere Verletzung der Amtspflicht. Als Bachem nun nach Inkrafttreten der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 wieder zum Bürgermeister gewählt wurde, stellte die Koblenzer Regierung unter dem 18. Juni 1851, also noch vor der Ernennung Kleists zum Oberpräsidenten, und unter dem Präsidium des liberalen Präsidenten von Spankeren, den Antrag, Bachem nicht zu bestätigen. Seines Postens als Polizeidirektor, den Bachem neben dem Bürgermeisterposten innehatte, wurde er auch am 25. Oktober enthoben und an diese seine Stelle der Landrat Juncker aus Düsseldorf kommissarisch berufen. Die Berücksichtigung des Antrags der Regierung auf Nichtbestätigung der Bürgermeisterwahl ließ indes auf sich warten. Denn Bachem hatte inzwischen eine gemäßigtere Rolle als im Sturmjahre eingenommen, wie auch mancher andere angesehene Mann jener Gegend, und sich bei dem prinzlichen Paare in Gunst zu setzen gewußt, obwohl er seinerzeit einer der ausgesprochensten Gegner des Prinzen gewesen war. Man merkte eben im Rheinlande bald, daß sich eine große Veränderung in den Anschauungen des Prinzen vollzogen hatte. Der Prinz fand in diesem Falle wieder einmal einen besonderen Anlaß, den Rheinländern gegenüber mildere Seiten hervorzukehren, und trat für Bachem ein. Nach der Auffassung Kleists zu damaliger Zeit war diesem auch weniger Bösartigkeit als

---

1855; Kleist an Wagener, 19. Juni 1852; Leopold Gerlach an Kleist, 13. Juli 1855; Ludwig Gerlach an Kleist, Ostern 1856, nebst Randbemerkungen Kleists" desgl. 8. Dezember 1865; Unterstaatssekretär v. Manteuffel an Kleist, 21. Juli 1853; Minister des Innern v. Westphalen an Kleist, 27. April, 9. u. 13. Juni 1855; I. Dumont an Kleist, 15. Juli 1854; Erwin Nasse an Kleist, 6. Juli 1856; Louis Schneider an Kleist, 18. November 1857; sämtlich im F. A. - Kleist an Roon, 1. Mai 1854; Roon an Kleist, Mai 1854; Kleist an Ministerpräsidenten v. Manteuffel, undatiert (1852?). - Aufzeichnungen Leopold Gerlachs, 6. November 1851, 1. Juli 1855. - Damit zu vergleichen und im einzelnen zu berichtigen: Dumont-Schauberg, Geschichte der Kölnischen Zeitung S. 42 ff.; Denkwürdigkeiten Manteuffels II, 73; Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen S. 251; Kölnische Volkszeitung 1893, Nr. 497; Ludwig Pastor, A. Reichensperger I, 352, 356, 359, 366 f.; Konservative Monatsschrift 1893 S. 377 ff.; Louis Berger, Der alte Harkort, 3. Aufl., S. 475 f.; auch Varnhagens Tagebücher.

Mangel an Energie und Takt vorzuwerfen. Schließlich wurde aber doch unter dem 22. Mai 1852 die Bestätigung der Wahl versagt und Bachem schonenderweise für den Posten eines Oberamtmanns zu Hechingen bestimmt. Mit dem Prinzen im Rücken wählte der sehr radikal gesinnte Gemeinderat darauf Mitte Juni Bachem wieder, zugleich mit drei auch schon einmal abgelehnten Beigeordneten, und richtete eine Adresse an den König mit der Bitte, die Bestätigung nicht zu versagen. Gleichzeitig wandte sich der Prinz von Preußen an seinen Bruder und legte ausdrücklich Fürsprache für den Gewählten ein, dessen radikales Verhalten ihm in harmloserem Lichte dargestellt worden war. Zu Gunsten der Bürgerschaft machte er geltend, daß diese in der Ernennung Bachems zum Oberamtmann in Hechingen eine Rehabilitierung desselben hätte sehen müssen. König Friedrich Wilhelm geriet in Verlegenheit. Er sprach sich unwillig über die Bürgerschaft aus, aber auch darüber, daß man einen anrüchigen Kommunalbeamten nach dem jüngst erworbenen Hohenzollern zu schicken beabsichtige, gleichsam als wolle man dort eine preußische Strafkolonie schaffen, und fand einen Ausweg in der Angelegenheit, indem er anordnete, daß über Bachems Verhältnisse genauere Erhebungen angestellt würden. Als er bald darauf auf einer Reise durch Koblenz kam, wurde er von einer Deputation der Stadt nochmals um Bestätigung ersucht. Er verfügte nun erneute Untersuchung der Angelegenheit. Es fanden Zeugenvernehmungen über die Vorgänge zu Rhens statt, durch die der schon länger zurückliegende Sachverhalt geradezu verwirrt wurde. Und doch wußte jedes Kind der Gegend von dem demonstrativen Verhalten Bachems in der Revolutionszeit zu erzählen. Da griff Kleist ein, weil er erkannte, daß die Angelegenheit verschleppt würde. Er bat im Gegensatz zu der Absicht Westphalens, die Einführung der Gemeindeordnung vom 11. März 1850 einzustellen, wiederholt, dieser Einführung ihren Lauf zu lassen, zumal da sie für Koblenz so gut wie fertig war, und beantragte im Anschluß daran wiederum Nichtbestätigung der Wahl, wie auch diesmal die Regierung, nach Abschluß der abermaligen Untersuchung einstimmig, beantragte, und zwar mit Rücksicht auf das Gesamtverhalten Bachems und die ganze Zusammensetzung des Gemeinderats, die ein ersprießliches Wirken nicht erwarten ließe. In unruhiger Zeit würde er sich gar nicht auf den schwachen Bachem verlassen können. Auf die Einzelheiten der Vorgänge legte er weniger Gewicht. Dem Unparteiischen will es scheinen, als wenn der Oberpräsident einen durchaus korrekten, praktischen und auch wohl politisch richtigen Standpunkt eingenommen habe. Denn bei der unzuverlässigen Haltung der Provinz in den vergangenen Jahren war es sicherlich das Bessere, sie fühlen zu lassen, daß sie ein energisches Regiment über sich hatte. Die radikale Vergangenheit Bachems stand doch noch allzu frisch in aller Gedächtnis, namentlich im Gedächtnis der Bewohner dieser Gegend, als daß die Regierung sie ignorieren und, wie es sonst im allgemeinen bei Bürgermeisterwahlen angebracht ist, Milde walten lassen durfte. Westphalen stimmte politisch und sachlich ganz mit Kleist überein. Nur bewies er wieder seine unpraktische Hand, indem er gegen Kleists Rat die Einführung der Gemeindeordnung doch einstellen ließ, wodurch die Entscheidung über die zweite Wahl vertagt wurde, die ganze Sache also in der Schwebe und Bachem im Amt blieb. Der Minister rechnete auf ein baldiges Zustandekommen der neuen Gemeindeordnung. Kleist ermaß gleich, daß es damit noch lange Wege hatte. So konnte sich Bachem, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, als Märtyrer aufspielen. Ein besonders peinliches Ansehen bekam die Angelegenheit aber dadurch, daß sie sich durch Jahre hinzog und daß das prinzliche Paar dem so lange über seine Bestätigung im ungewissen Gelassenen in der deutlichsten Weise seine Huld bezeigte. Bachem war ein häufig gesehener Gast im Schlosse, wurde von der Prinzessin durch das Geschenk einer Busennadel und einer Stutzuhr geehrt und auch sonst demonstrativ von ihr ausgezeichnet. Das führte zu recht heiklen Verhältnissen. Man fühlte, daß Bachem seine ganze Rechnung auf den Thronfolger gesetzt hatte. Der neue Polizeidirektor Juncker hatte ebenfalls fortgesetzt über Bachem zu klagen. Bachems Verhalten erregte bei der Wahl des Vertreters von Koblenz für das Herrenhaus im Jahre 1854, ebenso bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause im Jahre 1855 und sonst auf Schritt und Tritt bei den dem Könige ergebenen Behörden das größte Mißfallen. So suchte Kleist auf jede Weise seine Versetzung in eine unpolitische Stellung, sei es in die Intendantur, die Eisenbahnverwaltung, eine Generalkommission oder in die Zivilkammer eines Landgerichts herbeizuführen. Das war jedoch nicht so leicht. Eine Disziplinaruntersuchung, auf die Westphalen drang, wollte Kleist vermeiden, weil das Disziplinargesetz von 1850 einen allzu schwerfälligen Apparat erforderte und es ihm auch nicht um eine Bestrafung Bachems zu tun war. Eine Übernahme in die Intendanturverwaltung lehnte der Kriegsminister Graf Waldersee hartnäckig ab und fand dabei die Billigung des Königs. So geschah nichts, bis endlich die neue Gemeindeordnung am 15. Mai 1856 Gesetz wurde. Nun stellte die Koblenzer Regierung am 22. August 1856 abermals einstimmig den Antrag

auf Nichtbestätigung Bachems. Dem schloß sich Kleist am 9. September in einem fulminanten, von einem Regierungsrat Kaupisch aufgesetzten Berichte an, in dem im Gegensatz zu den früheren milderen, großenteils von Kleist selbst aufgesetzten Berichten kaum ein gutes Haar an dem Charakter und der Verwaltung Bachems gelassen und der Bürgermeister als falscher Charakter, ein "Wolf im Schafskleide" hingestellt wurde. Das ganze Schriftstück trägt den Stempel der gereizten Stimmung, in die die Parteien notwendig im Laufe der langen Zeit geraten mußten, an sich. Mit Rücksicht auf Bachems Fähigkeiten und auf das prinzliche Paar wurde aber immerhin seine Verwendung im Justizdienst vorgeschlagen. Die vielleicht aufzuwerfende Frage, ob nach so langer Zeit die Angelegenheit nicht auf sich beruhen bleiben und die Bestätigung befürwortet werden sollte, mußte sich Kleist, von allem anderen abgesehen, schon aus Gründen der Selbstachtung verneinen. Nach dem Vorgekommenen wäre es Schwäche gewesen, wenn er nicht alles getan hätte, um Bachem von Koblenz fortzubringen. Die sonderbare Lage der Dinge wird dadurch veranschaulicht, daß ungefähr gleichzeitig mit jenem Bericht vom 9. September Bachem vom eben auf den Thron gelangenden Großherzog von Baden das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen erhielt. Kleist befürwortete die Genehmigung der Anlegung des Ordens, um eine Kränkung des großherzoglichen Paares zu vermeiden, und in der Hoffnung, daß dadurch die Versagung der Bestätigung erleichtert würde. Nach vielen weiteren Kämpfen wurde denn auch im März des Jahres 1857 in seinem Sinne entschieden. Bachem wurde Appellationsgerichtsrat in Köln.

Als der Kabinettsrat Illaire dem Oberpräsidenten Mitteilung über den endlichen Ausgang der Sache machte, da zitterte die Erregung über die Kämpfe, deren Zeuge dieser Beamte gewesen war, deutlich in seinem Schreiben nach. "Gebe Gott, daß die getroffene Entscheidung zum Guten führt. Ich besorge sehr, daß dieselbe bei dem lebhaften Interesse, welches der Prinz von Preußen für die Bestätigung des Bachem betätigt hat, nicht ohne Einfluß auf das gute Vernehmen zwischen dem Könige und seinem Herrn Bruder vorübergehen wird." Er hätte der ihm obliegenden peinlichen Aufgabe, dem Könige darüber Vortrag zu halten, nur dadurch gerecht werden zu können geglaubt, daß er das Material in möglichster Vollständigkeit und Objektivität dem Könige dargelegt habe, um diesen so in den Stand zu setzen, ganz nach freiem Ermessen zu entscheiden. Kleist aber durfte nach Bachems Weggange aufatmen. Als einige Monate darauf in Koblenz zur Neuwahl geschritten wurde, schrieb er: "Gott schenke uns eine gute Wahl, daß die bisherigen Quälereien mit der Stadt endlich aufhören und es uns möglich wird, ihr gegenüber ein wirkliches väterliches Regiment zu führen." Dieses väterliche Regiment war das Ziel seiner Wünsche, wie sich's versteht, nicht nur für Koblenz, sondern für die ganze Provinz.[306]

Bachem erlebte unter der Regierung Wilhelms I. im Jahre 1864 den Triumph, zum Oberbürgermeister von Köln gewählt und auch als solcher bestätigt zu werden.

Letzte Tätigkeit in der Zweiten Kammer

Als eine Behinderung in der Ausübung eines väterlichen Regiments empfand Kleist bald seine parlamentarische Tätigkeit.

Nach seiner Ernennung zum Oberpräsidenten hatte er sich einer Neuwahl für den Rest der Legislaturperiode unterziehen müssen und war fast einstimmig wieder gewählt worden. Im Laufe der Session kam er nur wenig zu Worte, hauptsächlich bei Angriffen auf seine Verwaltung am Rhein. Seine bemerkenswerteste politische Handlung während der Tagung im Winter 1852 war ein Artikel in der Kreuzzeitung, in dem er den russischen Gesandten in Berlin General v. Budberg heftig wegen Veranstaltung eines Balles am Sonntag mittag angriff. Er hatte von dem Bevorstehen des Festes kurz vorher erfahren und noch in letzter Stunde den Gesandten zu dessen Abbestellung zu veranlassen gesucht. Als Budberg den Tanz doch stattfinden ließ,

---

[306] Über die Angelegenheit Bachem benutzt: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III. Sekt. 4. Lit. A. Nr. 1255 im Staatsarchiv zu Koblenz. - Akten des Oberpräsidiums Tit. III. Sekt. 4. Lit. A. Nr. 26, Vol. 8. - Leopold v. Gerlach an Kleist, 18. Juni 1852; Kleist an Schede, 20. Juli 1856, 3. Juni 1857; Schede an Kleist, 10. Oktober 1856; Illaire an Kleist, 4. März 1857; im F. A. - Aufzeichnungen des Regierungspräsidenten Junckers v. Ober-Conreut. - Rheinischer Antiquarius, Mittelrhein, Abteilung II, Bd. IV, S. 330 f.

erschien der Artikel ohne Namen mit den einleitenden Worten: "Wir rühmen uns der Fortschritte, die wir in gesunder Reaktion seit dem Jahre 1848 und über dasselbe hinaus gemacht haben wollen gegen die in Staat und Kirche hereinbrechende Auflösung." Im Anschluß daran wurde ausgeführt, daß es wenig dazu passe, wenn ein angesehener Diplomat in der Weise, wie es geschehe, den Sonntag entheilige. "Es macht einen wohltuenden Eindruck, wenn des Vormittags die Läden sämtlich geschlossen sind und man nicht mehr wie sonst den einkaufenden Dienstmädchen zwischen den Kirchgängern begegnet." Die Veranstaltung solcher Festlichkeit zu dieser Zeit würde von den kleinen Leuten einfach nicht verstanden. Daneben wurde es ohne Nennung der Namen, aber für die Gemeinten natürlich durchaus verständlich, getadelt, daß Bethmann--Hollweg und Graf Arnim-Boitzenburg ähnlich gefehlt hätten. Es war der ganze Kleist-Retzow, der in unermüdlicher Tatenfrische und durch die Erfahrungen noch wenig geschult, mit dem tiefsten sittlichen Ernst rücksichtslos darauf los ging. Aber selbst diese Zeit Friedrich Wilhelms IV. ertrug dergleichen nicht. Die darin nachklingenden Wilberforceschen Gedanken, die richtige soziale Forderungen enthielten, verschwanden für die Öffentlichkeit unter dem unbehaglichen Eindruck, den die scheinbare äußerliche Werkheiligkeit hervorrief. Der tieffromme Kultusminister Robert Bosse hat in seinen Tagebüchern noch im Jahre 1879 die Klage über Bälle in der Passionszeit für Mückenseigen erklärt angesichts der sonst bestehenden Mißstände. Schon im vorhergehenden Jahre hatte Kleist sich durch jenen Brief an v. d. Heydt[307] fast um seine Anstellung als Präsident gebracht. Jetzt war der Sturm, der sich über den Artikel in der Kreuzzeitung erhob, noch viel größer. Freilich richtete er sich nicht gegen Kleist, weil dieser sich natürlich nicht öffentlich nennen konnte, wenn er es auch gegen seine Freunde tat; der Unwille entlud sich vielmehr über die Kreuzzeitung. Der russische Gesandte wurde leidenschaftlich aufgebracht und richtete einen heftigen Brief an den Ministerpräsidenten. Auf dem im Schlosse stattfindenden Fastnachtsballe am 24. Februar war alles voll von dem Artikel. Prinz Karl, der Bruder des König", stellte den Präsidenten Gerlach, der den Artikel sehr schön fand, deswegen zur Rede und bezeichnete den Angriff als sehr ungeschickt, da der Besuch des russischen Kaiserpaares bevorstände. "Aber man hätte leider Preßfreiheit als Märzerrungenschaft." Dem General v. Gerlach war der Vorfall weniger recht. Er notierte: "Es scheint, daß sich diese Sache beruhigt." Nach einigen Tagen brachte die Zeitung eine Erklärung, in der sie versicherte, daß ihr eine Beleidigung Budbergs fern gelegen habe. Damit war dieser Zwischenfall äußerlich erledigt. Die Rückwirkung auf die Öffentlichkeit aber konnte im wesentlichen nur schädlich sein, weil dieses heftige Zufahren wegen äußerer Sonntagsheiligung in Berlin den meisten unverständlich war und der Zeitung als Gleisnerei ausgelegt wurde. Am Rhein freilich wagte damals auch der Prinz von Preußen nicht in der Fastenzeit Bälle zu geben und schrieb darüber an Zar Nikolaus am 24. März 1851: "Hier ist man sehr streng katholisch, so daß ich nicht wagte, am 22. tanzen zu lassen." Kleist empfand allen Widerspruchs ungeachtet innere Befriedigung über seinen Schritt, weil er seinem himmlischen Herrn damit in Bekenntnisfreudigkeit gedient zu haben glaubte.[308]

Um dieselbe Zeit nahm er wieder einen bemerkenswerten Anteil an den Verhandlungen, die der König neuerdings wegen der Umbildung der ersten Kammer zum Herrenhause nach englischem Vorbilde mit einigen Spitzen der konservativen Partei führte. Er befand sich jetzt mehr im Gegensatze zu den Plänen des Herrschers, der damals von dem für die englischen Verhältnisse begeisterten Bunsen stark beeinflußt war, und hatte die Absicht, gegen deren gesetzliche Formulierung zu stimmen, auf die Gefahr hin, daß es ihm sein Amt kosten könnte. Wie früher bekämpfte er namentlich die inzwischen noch stärker hervortretende Betonung der erblichen Mitgliedschaft durch den König, durch die der Kleinadel noch mehr zurückgedrängt wurde. In dem Wirrwarr der Meinungen über die zu befolgende parlamentarische Taktik gab Leopold Gerlach gegen Bismarck, den Ministerpräsidenten und den Finanzminister v. Bodelschwingh der von Kleist geäußerten Absicht - wenn der Monarch auf der Vorlage bestände, diese zu verweigern, aber nicht den

---

[307] Vgl. oben S. 89.

[308] Fall Budberg: Kreuzzeitung, 25. Februar 1852, Artikel "Wir rühmen uns", 28. Februar 1852, "Wir hören". - Wagener, Erlebtes II, 54. - Konzept Kleists an Budberg im F.A. - Aufzeichnungen Leopolds v. Gerlach, 27. Februar 1852. Aufzeichnungen Ludwigs v. Gerlach II, 140. - Das Wort Bosses: Grenzboten 1904, Nr. 20. Erinnerungen an D. Dr. Robert Bosse, 15. April 1879. - Schreiben des Prinzen v. Preußen an Zar Nikolaus: Katalog I. A. Stargardt Nr. 223, Nr. 1363.

Abschied zu fordern, sondern ihn sich geben zu lassen - allein recht, weil der König sich schwerlich entschließen würde, die Minister zu entlassen. Friedrich Wilhelm empfand in dem Streit der Parteien das Bedürfnis, mit Bethmann-Hollweg über die Herrenhaussache zu sprechen und durch ihn eine Verständigung zu versuchen. Mit Hilfe von Graf Anton Stolberg veranlaßte es der General v. Gerlach, daß auch Stahl und Kleist zu dieser Unterredung hinzugezogen wurden. Sie fand am 30. Januar 1852 in der Bildergalerie des Schlosses statt und währte mehrere Stunden, in denen vorwiegend der König seine Pläne entwickelte. Während Friedrich Wilhelm es darauf absah, Bethmann-Hollweg zu gewinnen, ging Kleist diesem ehemaligen Freunde und Gesinnungsgenossen, auf den er seit Übernahme der Geschäfte am Rheine noch besonders schlecht zu sprechen war, kecklich zu Leibe, so daß der König sich veranlaßt sah, zu christlicher Versöhnlichkeit zu mahnen. Unumwunden erklärte ihm da der junge Oberpräsident: das Christentum hätte nichts mit der Politik zu tun, ein Wort, das dem Könige lange im Gedächtnis haften blieb. Noch im März 1855 erinnerte er Leopold Gerlach an diese Schroffheit Kleists. Sachlich stand Kleist dem Könige näher als Bethmann-Hollweg, der eine doppelte Vertretung der Ritterschaft in den Kammern zu hintertreiben suchte. Demgemäß war der König auch nicht ganz mit dem in derselben Richtung wie Bethmann-Hollweg sich bewegenden Antrag Heffter-Koppe einverstanden. Einige Tage nach jener Audienz gab Kleist auf einem Hofballe dem Könige gegenüber mit freimütiger Offenheit der Enttäuschung darüber Ausdruck, daß dieser sich zu Bethmann-Hollweg und der von diesem kürzlich gegründeten Wochenblattspartei, die eine gemäßigt konservative Richtung einnahm, hinwende und sich dadurch von der äußersten Rechten, mit der er doch ungleich größere innere Gemeinschaft habe, trenne. Schließlich stimmte er am 26. April tatsächlich an der Spitze der äußersten Rechten zusammen mit der Linken gegen den vom Könige gut geheißenen und auch von Leopold Gerlach gewünschten Kompromißantrag Koppe und half damit zu dessen Ablehnung gegen die Stimmen der Mittelparteien, wodurch die Frage der Zusammensetzung des Herrenhauses erneut in der Schwebe gehalten wurde. Am 10. März 1853 überließ das Abgeordnetenhaus darauf die Bildung der ersten Kammer der Anordnung des Königs, wie dieser von Anfang an gewünscht hatte. Am 7. Mai 1853 wurde dementsprechend ein Gesetz erlassen und am 12. Oktober 1854 erging endlich die bekannte königliche Verordnung, durch die das Herrenhaus ins Leben trat. Dabei zeigte es sich, daß König Friedrich Wilhelm im Gegensatz zu seinen Ratgebern Bunsen und Bethmann-Hollweg den Gedanken der Erblichkeit wieder etwas zu Gunsten der Wählbarkeit im Sinne seiner ursprünglichen Idee eingeschränkt und damit die Stellung des Kleinadels, wie es gerade von Kleist gewünscht worden war, mehr berücksichtigt hatte. Es ist nicht richtig, wenn vielfach von einem Unterliegen des Feudalismus gegen den Willen des Königs bei der Darstellung der Entstehung des Herrenhauses gesprochen wird. Gerade der beharrliche Kampf Kleists gegen Bethmann und dessen Freunde hat zuguterletzt doch noch zu einer Stärkung der Ritterschaft beigetragen.[309]

Bei dem Zweikampf zwischen Georg v. Vincke und Bismarck am 25. März 1852 hat Kleist eine wesentliche Rolle gespielt. Es ist lehrreich, die Stellung dieses tiefinnerlichen Christen zu dem Problem des Duells kennen zu lernen. In ihm rangen germanische, preußische und rein ritterliche Empfindungen schwer mit der bedingungslosen Hingabe an Gottes Wort, die weltlichen Motive aber, oder wenn man so will, das junkerliche Gefühl blieb entschiedener Sieger. Er hat sich oft in seinem Leben Rechenschaft über seine Auffassung des Zweikampfs gegeben, aber von seiner Studentenzeit an bis in sein hohes Alter hat er stets den Gedanken festgehalten, daß der Ehrenmann unter Umständen um der Ehre willen die Waffe zu gebrauchen habe. Noch wenige Zeit vor seinem Tode freute er sich darüber, daß er die Wahl des Herrn v. Rochow-Plessow, durch dessen Kugel Hinckeldey fiel, zum Präsidenten des Herrenhauses durchsetzte. Er hat seine Ansicht auch gegen seine nächsten Freunde hartnäckig vertreten. "Das Duell ist ja eine furchtbar ernste und schwere Frage," schreibt er einmal an einen Gegner des Duells, "Gott behüte jeden, sie an sich in concreto lösen zu müssen. Aber man tut den Verteidigern unrecht, wenn man sie allein auf die Aufrechterhaltung persönlicher Ehre stellt. Vielmehr ist es nach meiner Ansicht da gerechtfertigt, wo ich noch neben der persönlichen Ehre etwas Höheres zu vertreten habe, dessen Verteidigung ich nicht dem Gericht überlassen darf." Ähnlich so dachte auch Thadden-Trieglaff. Als Beispiel führte Kleist zunächst eine Stelle der Bibel an, "wie Pinehas

---

[309] Umbildung der 1. Kammer: Aufzeichnungen Leopold Gerlachs. Dazu: Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. II, 125 ff.; Aufzeichnungen Ludwigs v. Gerlach II, 138 ff.; mein Buch: König Friedrich Wilhelm IV. S. 176 ff. Stuttgart 1900.

den Hurer durchstach," wo es sich um die Sühnung des Abfalls der Israeliten zum Baaldienst handelt, dann den Fall des Grafen Kanitz, der im Jahre 1806 einen die Königin Luise an öffentlicher Stätte beleidigenden französischen Offizier forderte, ferner einen Königsberger Offizier, der im Jahre 1848 die Beschimpfung des Königs nicht zuließ, ebenso das Duell Manteuffel-Twesten und allgemein "des Königs Ehre im Offizierstande und Offizierkleide". So hat er auch das Duell seines Freundes Bismarck mit Vincke gebilligt. Bismarck fragte ihn, als ihn Vincke infolge eines parlamentarischen Wortwechsels forderte, neben dem Grafen Anton Stolberg sowie dem General v. Gerlach um Rat, und alle kamen überein, daß der Zweikampf stattfinden müsse. Man urteilte, daß Bismarck im Stande der Notwehr und gerechten Krieges sei. Kleist wurde derjenige, der am energischsten zu Gunsten Bismarcks handelte. Er bezeichnete diesen als einen Gideon und bestärkte dadurch seinen Freund in seiner Auffassung der Sache. Er wußte auch die Bedenken des Präsidenten v. Gerlach zu besiegen, der die Frage aufwarf, ob Bismarck mit seinen Stachelreden gegen Vincke nicht viel Schuld habe, so daß Gerlach sich schließlich sagte, daß das, was Bismarck etwa gefehlt habe, an der Sache nichts Wesentliches ändere. Aber noch mehr. Kleist ging am 23. mit Bismarck zu Büchsel, der, wie wir von früher wissen, Bismarck ein angenehmer Geistlicher war, um diesen frommen und kraftvollen Prediger zu bestimmen, Bismarck das Abendmahl zu reichen. Büchsel weigerte sich dessen. Da ist es eine merkwürdige Tatsache, daß Kleist ihn am anderen Tage doch noch umzustimmen wußte, so daß der zum Duell schreitende Bismarck aus Büchsels Händen Kelch und Hostie empfing. Kaum je tritt uns die eigentümliche Herrschaft, die Kleist über den Willen der Menschen auszuüben vermochte, so stark entgegen wie in diesem Falle.[310]

Nach Schluß der Kammern wurde Kleist zum ersten Male daran erinnert, daß seine Stellung nicht unerschütterlich sei, indem die offiziöse Presse aus Anlaß seiner Haltung in der Herrenhaussache eine Fehde gegen ihn eröffnete. Am 11. Mai brachte nämlich das Manteuffelsche Blatt "die Zeit" einen Artikel über die Behandlung des Heffter-Koppeschen Antrags, in dem es mit deutlicher Spitze gegen Kleist und Bismarck hieß: "Der Partei- und Fraktionsgeist wurde vergeblich zu bekämpfen versucht, durch die Koalition der äußersten Parteien vielmehr ein erklärter Wunsch des Königs vereitelt und die Zukunft der ersten Kammer aufs neue der Ungewißheit überlassen. Die Mitglieder der Zentren haben mit einem großen Teile des Publikums erwartet, die Regierung werde nach diesem Resultate mit einer Auflösung dieser Kammer vorgehen, mindestens werde sie tatsächliche Beweise dafür geben, daß sie nicht gesonnen sei, sich von einigen hohen, über Verdienst und Fähigkeiten geförderten Beamten in dieser Weise bekämpfen zu lassen." Am 13. Mai gab das Blatt zur Erläuterung des Artikels indirekt ausdrücklich zu, daß jene Angriffe auf Kleist zielten. Bismarck, Kleist, Leopold Gerlach waren ganz außer sich über diesen Ausfall. "Ist das Gouvernement so ohnmächtig, daß es seinem Oberpräsidenten Kleist gegenüber kein anderes Mittel hat, ihm sein Mißfallen zu erkennen zu geben, als rohe schimpfende Injurien in einer schlechten Zeitung?" fragte Bismarck in einem Briefe an den General Gerlach. "Müssen sich die höchsten Beamten Preußens gefallen lassen, daß ihre Personen und ihre Autorität im In- und Auslande subalternen Aventuriers preisgegeben werden?"

Gerlach rückte sofort dem Ministerpräsidenten zu Leibe. Dieser suchte das Blatt von sich abzuschütteln. Doch ein heftig gegen Kleist vorgehendes Schreiben Quehls, des Leiters der "Zeit", in dem Kleist als das vornehmste Haupt einer zu vernichtenden Hydra bezeichnet wird, an Manteuffel aus jenen Wochen beweist, daß Quehl mit einer Mißstimmung des Ministers gegen Kleist rechnen durfte, und Manteuffel scheute sich auch gar nicht, Kleist zu sagen, daß er gegen die Artikel nicht auftreten könne, da sie ganz die Ansichten des Königs wiedergäben. Die Artikel waren also zweifellos als eine ministeriell genehmigte Kampagne zur Erschütterung der Stellung Kleists aufzufassen. Vergeblich versuchte der mitangegriffene Minister v. Westphalen, der in der Herrenhaussache auf Seite Kleists gestanden hatte, den Verfasser des Artikels, Quehl, zu beseitigen. Noch im Juli stand Kleist unter dem ärgerlichen Eindrucke dieses Vorstoßes gegen

---

[310] Duell. Kleist an Schede 1865 und 13. September 1874; an seine Schwiegertochter, 15. Januar 1888, im F.A. - Aufzeichnungen Ludwig Gerlachs, 23. und 28. März 1852. - Auszeichnungen Leopold Gerlachs, 23. März 1852. - Bismarck an seine Frau, 4. April 1862. - Thaddens Ansicht vgl. El. Reuß, Thadden-Trieglaff, 2. Aufl., S. 279 ff. - Betr. Pinehas vgl. 4. Mose, Kap. 25.

ihn. Leopold Gerlach ermahnte ihn durch Bismarck, auf der Hut zu sein, da die Bureaukraten darauf ausgingen, ihm Netze zu stellen. Der prinzipientreue General sah sich durch die Haltung Manteuffels und seiner Trabanten sogar veranlaßt, eine auffällige Schwenkung vorzunehmen, um Kleist und ein von diesem verfolgtes Ziel zu unterstützen. Kleist arbeitete nämlich seit dem Anfang des Jahres 1852 zugleich mit seinem Schwiegervater, Moritz Blanckenburg und dem Präsidenten Gerlach daran, dem Freunde seines Vaters, Herrn Senfft v. Pilsach auf Gramenz, das Oberpräsidium in Pommern zu verschaffen. Senfft-Pilsach war ein Mann von großen Gaben und bestechenden persönlichen Eigenschaften. Er stand bei den verschiedensten Männern hoch in Gunst oder Ansehen, nicht nur beim König Friedrich Wilhelm und dem Grafen Anton Stolberg, denen schon seine Frömmigkeit etwas Wohltuendes hatte, sondern auch bei Bismarck und Hermann Wagener, aber ebenso bei Bethmann-Hollweg und Wichern und nicht zuletzt auch bei dem Prinzen von Preußen. Er besaß indes eine große Schwäche: er spekulierte viel, ja zu viel, weniger in seinem Interesse, als um die Landwirtschaft zu heben. Man kann ihn einen kleinen Brenckenhoff nennen, wenngleich er nicht dessen praktischen Blick besaß. Dieser Schwäche verschloß Kleist sich nicht. Aber er meinte, daß kaum jemand zu finden wäre, der mehr als Senfft zu dem Posten des Oberpräsidenten in Pommern geeignet sei, und außerdem fielen bei ihm die "ganz eminenten Eigenschaften des Charakters und Herzens", die Senfft besaß, und dessen aufrichtige Gläubigkeit in die Wagschale. "Es ist mehr Vertrauen auf Gott wie auf ihn, wenn ich bei jenen Eigenschaften mich lebhaft für seine Ernennung interessiert habe" schrieb er. Leopold Gerlach bekämpfte demgegenüber anfangs Senffts Ernennung lebhaft. Der edle Berater seines königlichen Herrn, der Senffts Fähigkeiten und ehrlichen Glauben ähnlich wie seine andern Freunde, den Erfolg seiner Spekulationen aber um einige Schattierungen schärfer beurteilte, fand das Spekulieren für einen Edelmann und Staatsmann nicht passend. Deswegen wollte er nicht die Verantwortung übernehmen, zu seiner Ernennung zu schweigen. Im Juli 1852 aber schwenkte er infolge der Haltung Manteuffels gegen Kleist und gegen die Kreuzzeitung um. Er hatte vorher mit Kleist eine etwas spitze Auseinandersetzung über dessen Bemühungen für Senfft gehabt. Jetzt sah er sich veranlaßt, dem erstaunten Freunde seinen Meinungswechsel mitzuteilen. "Und wissen Sie, was der Grund meiner scheinbaren Inkonsequenz ist?" schrieb er ihm. "Die freche Art, wie die Bureaukratie ihr Haupt erhebt, was sich bei dem Verfolgen der Kreuzzeitung, ja unserer ganzen Partei von Ducht und Genossen unter den Flügeln unseres Premiers zeigt. Geht das so fort, so steht der König nächstens noch isolierter und noch ununterrichteter da, als am 18. März 1848."

Friedrich Wilhelm empfand eine wahre Herzensfreude, als sein "Polte" ihm mitteilte, daß er seinen Rat, Senfft nicht zum Oberpräsidenten zu machen, zurücknähme. Einige Zeit darauf erfolgte diese Ernennung denn auch wirklich. Kleist aber kam seitdem mit Senfft-Pilsach in das herzlichste Verhältnis. Mit Freuden verfolgte er, wie dieser eine Verwaltung großen Stils zur Hebung des wirtschaftlichen Lebens in Pommern einleitete, sich auch sofort des darniederliegenden Stettiner Handels annahm, und erlebte später die Genugtuung, daß der Prinz von Preußen zu der Zeit, als er Kleist verabschiedete, dem Bestreben seines Ministeriums, Senfft ebenfalls zum Rücktritt zu veranlassen, entschieden Widerstand entgegensetzte.[311]

Der Gesichtspunkt, daß angesichts der unklaren parlamentarischen Lage Kleists weitere Zugehörigkeit zur zweiten Kammer erwünscht sei, bestimmte seine Freunde, ihm zur Wiederannahme eines Mandats zu raten, obwohl er es als eine schwere Last empfand, längere Zeit von der Rheinprovinz fern bleiben zu müssen. Er bat im September wiederholt seinen nächsten Vorgesetzten, den Minister des Innern, zu entscheiden, ob seine Anwesenheit in der Kammer durchaus erwünscht sei. Sein eigener Wunsch sei es, sich nicht wieder wählen zu lassen, weil es ihm unmöglich wäre, am Rhein seine "wichtigere Schuldigkeit" zu tun, wenn er in der Kammer säße. "Zu gleicher Zeit Oberpräsident und Kammermitglied zu sein," so meinte er gegen Ludwig Gerlach, "ist unmöglich. Darunter leiden beide Berufe. Bismarck war im vorigen Jahre für die Kammern eigentlich tot, ich auch schon sehr wenig wert. Es scheint für mich unverantwortlich, wieder

---

[311] Über Senfft-Pilsach: Leopold Gerlach an Kleist, 28. Juni und 15. Juli 1852; Kleist an Leopold Gerlach, 9. August 1852; Senfft an Kleist, Juli 1852; Kleist an Ludwig Gerlach, 10. September 1852; Aufzeichnung Leopold Gerlachs, 10. Februar und 8. April 1852; Kleist an Schede, 23. Dezember 1858; Senfft-Pilsach an König Friedrich Wilhelm, 9. Mai 1853, betr. Hebung des Stettiner Handels, Abschrift im F.A.

hinzugehen." Nach seiner ganzen Art konnte Westphalen keinen bestimmten Entschluß finden und schob immer seinem Oberpräsidenten die Entscheidung zu. Im Rate der Gebrüder Gerlach aber hielt man doch Kleists energische Persönlichkeit für unentbehrlich bei den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen. Leopold schrieb ihm: "Wenn man sich erinnert, wie von oben her mit den Offizianten unter den Deputierten verfahren worden ist, so müßte man sagen nein; aber da wir noch immer in der Krisis sitzen, ist doch mein bestimmter Rat ja!" Seinem Bruder schrieb der General: "Ich muß mich nach reiflichem Nachdenken dafür erklären, daß Hans Kleist ein Mandat annehme. Unser Übel sitzt recht eigentlich im centro und so lange das der Fall ist, müssen die rüstigen Kämpfer sich auch dort sammeln. Doch möchte ich keinem wünschen im centrissimo zu sein, wie ich." Diesem Gutachten schloß sich der Präsident an. "Bedenken Sie, liebster Freund," schrieb er an Kleist, "die Lage der Dinge... Da sind Sie nötig. - Sie waren, ehe Sie Oberpräsident wurden, eine politische Notabilität (mein politischer Vater) und sind nur auf diesem Wege Oberpräsident geworden. Ihr allgemeiner politischer Charakter ist und bleibt das prius; den, mit allem was daran hängt, sind Sie dem Vaterlande und dem Könige schuldig. Ohnehin bleibt Ihnen das Niederlegen des Mandats immer noch offen - nicht aber, wenn Sie nicht gewählt sind, der Eintritt. Also, kommen Sie!" Dies schlug durch. Kleist nahm die Kandidatur an, veranlaßte außerdem die Aufstellung Ludwig Gerlachs für die zweite Kammer in seinem Kreise und wurde mit diesem und dem im Neustettiner Kreise begüterten einarmigen Herrn v. Arnim-Heinrichsdorf am 3. November gewählt. Außerdem suchte er Stahl und den eine Wiederwahl ablehnenden Minister von Westphalen zur Annahme eines Mandats in der 2. Kammer zu bestimmen. Doch hatte er, wie er Ranke anvertraute, die "stille Hoffnung", daß er in der Kammer nicht viel nötig sein würde. Einen Augenblick gewann es den Anschein, als wenn er sehr in Anspruch genommen werden sollte. Denn der diesmal auch in die Kammer gewählte Kabinettsrat Markus Niebuhr und Graf Eberhard Stolberg betrieben es, daß die Rechte Kleist als Kandidaten für die Präsidentschaftswahl vorschlug. "Von allem Hin- und Herreden war der Schluß, daß Sie der einzige seien, den man aufstellen könne", teilte ihm Niebuhr am 11. November mit. Es war ein Schachzug der Rechten gegen Manteuffel, der seinen Bruder, den Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, zum Präsidenten haben wollte. Graf Eberhard Stolberg glaubte sogar seinen Schwager durch die Wahl zum Kammerpräsidenten in seiner amtlichen Stellung stützen zu müssen. Schließlich wurde, am 7. Januar 1853, nicht Kleist, sondern der Kandidat der Liberalen, Graf Schwerin-Putzar, gewählt. Beide erhielten 154 Stimmen. Das Los entschied für Schwerin.

Im Verlaufe der Tagung zeigte es sich, daß Kleist tatsächlich durch seine amtlichen Geschäfte zu sehr abgehalten wurde, um noch eine nennenswerte Rolle in der Kammer spielen zu können. Nur durch zwei Begebenheiten, die sich außerhalb der Kammer ereigneten und bei denen der Gegensatz zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen den springenden Punkt bildete, wurde die Tagung für ihn von Bedeutung. Seit Jahren übten die pommerschen Abgeordneten den Brauch, dem Prinzen von Preußen als dem Statthalter ihrer Provinz ihre Aufwartung zu machen. Das geschah auch am 27. April 1853. Geführt von dem Präsidenten der Kammer Grafen Schwerin und begleitet von dem jüngst ernannten Oberpräsidenten der Provinz v. Senfft-Pilsach erschienen die Abgeordneten vor dem Prinzen. Dieser hielt die Gelegenheit für angebracht, um einen heftigen Vorstoß gegen die damals zur Beratung stehende Gemeindeordnung zu machen und die Konservativen seinen Zorn fühlen zu lassen. Er meinte, diese hätten nichts gelernt und nichts vergessen; im Jahre 1848 habe man offenbar der Selbstverwaltung zu viel Spielraum gewährt, jetzt gehe man nach der anderen Seite zu weit. Preußen sei auf den gemäßigten Fortschritt basiert. Wohlgefällig hörten die wenigen anwesenden Vertreter der Linken, insbesondere Graf Schwerin, das Gewitter an, das über die Mitglieder der Rechten niederging. Einen kurzen Augenblick schwiegen die so ungnädig Angelassenen betroffen, bis plötzlich Hans v. Kleist-Retzow das Wort nahm und gegen den Prinzen, der gemeint hatte, man hätte die Städteordnung vom Jahre 1808 beibehalten müssen, schlagfertig anführte, gerade der Präsident Gerlach hätte einen Antrag im Sinne der Städteordnung eingebracht. Auch sonst verteidigte er mutig seine Partei. Die schroffe Absage des Prinzen an die Konservativen verfehlte nicht, großes Aufsehen im Lande zu machen. Auf der Linken herrschte lauter Jubel. Man sprach von einem vollständigen Bruche des Prinzen mit der Rechten. Die Konservativen zeigten sich gedrückt. Dem Prinzen aber taten seine Worte alsbald leid; er erklärte das, was die Zeitungen meldeten, für falsch, und es geschah wohl in seinem Sinne, wenn alsbald beschwichtigende Berichte über den Auftritt in Umlauf kamen. "Der Prinz ist entschieden verlegen über das, was er den Pommern gesagt", notierte Leopold Gerlach am 8. Mai. Aber noch lange gingen die Liberalen

mit den vom Prinzen auf jener Audienz gebrauchten Worten hausieren; selbst maßvollere Männer wie Theodor Bernhardt und Vincke- Olbendorf benutzten noch in den Jahren 1857 und 1858 jenes Gespräch, um den Prinzen in boshafter Weise gegen Kleist und die Konservativen aufzuhetzen.[312]

Wenige Tage nach dem Empfang der Pommern sollte auch ein Empfang der rheinischen Abgeordneten erfolgen. Er war offenbar als eine Gegenkundgebung der Rheinländer gedacht, bei denen bisher noch nicht der Brauch bestand, regelmäßig eine Audienz bei dem Prinzen nachzusuchen. Vergeblich suchte der Graf Anton Stolberg dem Prinzen von diesem Empfange abzuraten. Dieser hielt er in der Kampfesstimmung, in der er sich damals befand, nicht nur für sein Recht, was unbestreitbar war, sondern auch für seine Pflicht, die Rheinländer zu sprechen. Als Kleist von dem Bevorstehen des Empfanges erfuhr, dachte er der Gegenkundgebung die Spitze dadurch abzubrechen, daß er um die Erlaubnis nachsuchte, selbst dabei anwesend zu sein. Der König, den er zuerst deswegen anging, versagte sie begreiflicherweise. So fuhr Kleist am Morgen des Tages, es war am 8. Mai, einem Sonntage, im Einverständnis mit Leopold Gerlach zum Prinzen nach Babelsberg und stellte diesem vor, da der Prinz zu Westfalen dieselbe Stellung wie zum Rheinlands einnehme, müsse das Erscheinen der Rheinländer allein notwendig auffallen, und wenn der Oberpräsident nicht dabei wäre, als gegen diesen gerichtet betrachtet werden. Der Prinz sah ihn an und meinte. Kleist sei doch weder rheinischer noch westfälischer Abgeordneter. Da machte dieser geltend, daß auch bei dem Empfang der Pommern der Oberpräsident v. Senfft mit Bewilligung des Prinzen zugegen gewesen wäre, und ersuchte den Prinzen ihm seine Stellung als Beamter des Königs nicht zu erschweren, was überhaupt mit der Stellung des Prinzen unvereinbar sei. Der Prinz entgegnete nicht gerade gnädig, er sei nicht schuld daran, wenn der Empfang als Demonstration aufgefaßt werden würde, und meinte, durchaus nicht mit Unrecht, er glaube den Herren, die ihn um die Audienz gebeten hätten, Kleists Gegenwart nicht aufzwingen zu können. Kleist versetzte wieder schlagfertig, er könne ihnen aber ohne sie den Empfang verweigern und einen dahingehenden Wunsch aussprechen. Und nun spielte er seinen Haupttrumpf aus: "Er glaube als Diener des König" ein Recht darauf zu haben, dies zu beanspruchen; wolle der Prinz das nicht anerkennen, so dürfe er gewiß persönlich mit Beziehung auf die Adresse der Stände des Belgarder Kreises an ihn im Jahre 1848 darum bitten." Nun war der Prinz entwaffnet. Sein weiches Herz regte sich in ihm und gewann die Oberhand. Kleist schildert selbst in seinen Erinnerungen den Vorgang nach Wiedergabe jener seiner Worte gegen den Prinzen: "Lange Pause - in welcher die Gedanken rechte Zeit hatten, zu Gott emporzusteigen, und von dem gnädigen Gott wieder zu Seiner Königlichen Hoheit herniederstiegen. Denn plötzlich nahm er eine Feder, ging an ein Stehpult und sagte: "Sie wünschen also, daß ich schreibe, ich wolle, daß gleichzeitig die westfälischen Abgeordneten zu der Audienz aufgefordert würden, und daß Sie als Oberpräsident der Rheinprovinz bei der Audienz zugegen seien." Kleist bejahte dankbar. Der Prinz schrieb und übergab Kleist selbst den Brief zur Besorgung. "Das war Gnade und Freude", bemerkte der Sieger in diesem denkwürdigen Gespräch unter vier Augen, als er den Vorgang achtzehn Jahre später zu Papier brachte. Niemand wird sich der Hochherzigkeit verschließen können, die der spätere erste deutsche Kaiser in jener Stunde bewies. Aber auch der beharrlichen und trotzigen Energie, mit der der pommersche Junker hier einem stolzen Fürsten gegenübertrat, im Gefühl, was er seiner Stellung als hoher Beamter seines Königs schuldig sei und was er um den Prinzen verdient habe, wird man seine Bewunderung nicht versagen. Größer als Kleist zeigte sich freilich der Prinz von Preußen, indem er sich im Gefühl alter Dankbarkeit selbst überwand. Kleist selbst fühlte sich etwas beschämt durch die Güte des hohen Herrn und machte sich später innerlich Vorwürfe über den "Kitzel von Energie", von dem er sich hierbei vielleicht habe treiben lassen.

Die Audienz fand darauf am Abend des Tages im Beisein Kleists statt, nachdem dieser das Schreiben des Prinzen an den Führer der rheinischen Abgeordneten, den Vorsitzenden des rheinischen Provinziallandtages Waldbott v. Bassenheim abgegeben hatte. Über ihren Verlauf sind wir nicht unterrichtet. Möglich, daß der Prinz auf ihr, wie Varnhagen erfahren haben wollte, Kleist geschnitten hat. Bald danach brach wieder eine Mißstimmung des Thronfolgers gegen den kecken Junker durch. Es war ihm hinterbracht worden, Kleist habe Waldbott bei Übergabe jenes Schreibens zur Zurückziehung der ganzen Audienz zu veranlassen

[312] Tagebücher Theodor v. Bernhardis II, 166, 168, 358; III, 89. Aufzeichnungen Leopolds und Ludwigs v. Gerlach, sowie Kleists.

gesucht. Dies erregte seinen heftigsten Zorn. Er setzte am 14. Mai in einem Handschreiben Kleist deswegen in höchst ungnädiger Weise zur Rede und tadelte es mit herben Worten, daß der Oberpräsident überhaupt mit Waldbott über die Angelegenheit gesprochen habe. Kleist wies mit trotzigem Freimut sofort nach Eingang des Schreibens von Kieckow aus die Vorwürfe des Prinzen zurück. Der Prinz habe ihm nicht befohlen, mündliche Mitteilungen an Waldbott zu unterlassen, diese wären auch gar nicht zu umgehen gewesen, da er Waldbott von dem geschichtlichen Verlauf der Sache habe Kenntnis geben müssen. "Ohne einen derartigen speziellen Befehl muß ich untertänigst bitten, mir die Beurteilung des richtigen Moments der Unterredung, in welchem eine schriftliche Ordre auszuhändigen ist, auch für etwaige künftige Fälle zu überlassen. Eure Königliche Hoheit tun mir ungehört unrecht, wenn Hochdieselben mir Vorwürfe darüber machen, daß ich Herrn v. Waldbott gesagt habe, ob er nicht die ganze Audienz rückgängig machen wolle. Vielmehr habe ich ihm gesagt: Eure Königliche Hoheit hätten geäußert, Höchstdieselben wollten, daß die Audienz ganz unterbliebe, wenn in meiner Ausschließung von ihr eine tendenziöse Absicht gegen mich liegen solle. Es waren dies die Worte, welche Eure Königliche Hoheit die Gnade hatten, am Schlusse meiner Audienz Höchstselbst als diejenigen zu bezeichnen, welche Höchstdieselben an Herrn von Waldbott zu schreiben beabsichtigten".[313] Man glaubt die kühne Sprache des wackern Junkers Marwitz zu vernehmen, wenn man dies liest. Nur fühlte sich Kleist hier nicht als Vertreter der eigenen Interessen, sondern als Vertreter seines königlichen Gebieters. An solchen Beispielen wird aber klar, daß die Charaktere dieser beiden Junker aus einem Holze geschnitzt gewesen sind.

Die Audienz der rheinischen Abgeordneten war der letzte parlamentarische Akt von einiger Bedeutung, bei dem Kleist als Mitglied der zweiten Kammer mitwirkte. Bald danach machte sich bei ihm gebieterisch das Bedürfnis geltend, sich aus der Kammer zurückzuziehen und sich ganz auf sein Amt als Oberpräsident zu beschränken. Westphalen schob ihm seltsamerweise abermals die Entscheidung darüber zu, und nun entschloß Kleist sich zur Niederlegung. Sein Entschluß fand jetzt auch die Billigung des Präsidenten Gerlach. In einem warmen Schreiben an seine Wähler bat Kleist diese, ihn von dem ihm durch sie erteilten Auftrage zu entbinden. "Ich kann keinem ganz dienen, keinem, wie ich es von mir selbst verlange, und das ist auf die Dauer unerträglich." Zu seinem Nachfolger empfahl er Hermann Wagener. "Er war es, welcher im Jahre 1848 unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes zuerst den Wahlspruch wieder erhob 'Vorwärts mit Gott für König und Vaterland'. Er hat ihm gedient mit völligster Aufopferung seiner selbst".[314] Am 18. Oktober 1853 legte er sein Mandat nieder und schied damit einstweilen aus der Tätigkeit, durch die er emporgestiegen war.

Neue Beamte

In der Verwaltung zu Koblenz wurde es je länger je mehr Kleists Bestreben, sich mit ihm zusagenden Beamten zu umgeben. Insbesondere tastete er nach einem geeigneten Vertreter an Stelle Spankerens. Diesen suchte er auf alle Weise fortzuloben, schlug ihn für das Regierungspräsidium in Minden und für das in Arnsberg vor und hatte damit nicht allzuviel Mühe. Im Oktober 1854 wurde Spankeren in der Tat Präsident in Arnsberg. Ganz anders gestaltete sich die Wahl des Ersatzmanns. Da hat es wieder die heftigsten Kämpfe gegeben. Die richtige Persönlichkeit wäre Delius gewesen. Dieser war auch der Kandidat des Prinzen von Preußen. Er hatte schon seit dem Jahre 1850 eine ihm auf den Posten Hoffnung machende Zusicherung Manteuffels erhalten und bewarb sich darum, sobald er davon erfuhr, daß Spankeren versetzt werden sollte, amtlich bei dem Ministerpräsidenten unter Berufung auf jene Zusicherung, erstattete auch an Kleist von seiner Bewerbung Anzeige. Zu seinem Unglück nahm Kleist diesen trefflichen Beamten nicht. Er hoffte vielmehr erst, einen Geheimen Regierungsrat Scherer im Ministerium des Innern zu bekommen. Daraus wurde aber nichts. Da verfiel er auf seinen Freund Hermann Schede und begann mit seiner ganzen Hartnäkkigkeit für dessen Berufung zu kämpfen. Manteuffel war dagegen. Auch Leopold Gerlach hielt Schede mehr zum Konsistorialpräsidenten geeignet. Westphalen zeigte sich nur vorübergehend bereit, diesen Wunsch Kleists zu erfüllen. König Friedrich Wilhelm kam nicht zum Entschluß, nicht nur, weil die Minister gegen

[313] Konzept Kleists vom 21. Mai 1853 im F.A.

[314] Konzept im F.A.

Schedes Berufung waren, sondern auch weil er stark von den Freunden des Oberregierungsrats Delius, insbesondere vom Prinzen von Preußen bearbeitet wurde. Da gab Oberpräsident Senfft v. Pilsach vermöge seines außerordentlichen Einflusses auf den König schließlich der Sache eine für Kleist günstige Wendung. Am 26. September 1854 schrieb er diesem, daß er wegen Schede gründlich mit dem Könige gesprochen habe, "der entschieden auf Deine Wünsche einging und in meiner Gegenwart Illaire auftrug, ihm in dem Sinne Deiner Wünsche eine Kabinettsordre vorzulegen." Mehrere Wochen darauf erkannte Senfft aber, daß die Sache wieder nicht vom Fleck kam: "Für Schede habe ich tapfer gefochten, noch vorgestern beim Könige, ich glaube auch, daß Du gegen den Willen der Minister diese Ernennung durchsetzest, und daß dieselben nachgeben, wenn der König an Seiner Ansicht festhält." Er riet Kleist aber, schleunigst nach Berlin zu kommen und die Angelegenheit mit Energie selbst in die Hand zu nehmen. Kleist reiste darauf wirklich ab und trug in Sanssouci dem Könige sein Gesuch für Schede am 13. November, wie Leopold Gerlach buchte, "sehr dringend und hübsch" vor. Nun endlich vollzog Friedrich Wilhelm unter dem 25. November das Patent für den Freund Kleists und beendigte damit einen fast zweijährigen Kampf. Noch am 25. Oktober hatte der Prinz von Preußen an den Ministerpräsidenten geschrieben: "Nochmals nicht Schede, sondern Delius als Vizepräsidenten nach Koblenz. Dieser hat Ihr Versprechen."

Kleist war glücklich und dankte Gott. Leider sollte sich aber die Wahl, die er getroffen, bald, wie Schede selbst schnell erkannte, als ein böser Mißgriff erweisen. Schede war ein Berliner Kind, geboren am 9. September 1812, also etwas über zwei Jahre älter als Kleist, ein Mann von reicher Bildung und schöner musikalischer Begabung. Sein Vater war Rechtsanwalt am Kammergericht. Das Haus seiner Eltern stand neben dem der Gerlach an der katholischen Kirche. Kein Geringerer als Zelter hatte seine Vorliebe für die Musik genährt. Der Vater stand mit den Gebrüdern Tieck, Chamisso, Fouqué und Schleiermacher in nahem Verkehr. Auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium hatte der junge Schede mit Otto Bismarck zusammen Unterricht genossen. Dessen damalige "schlanke, hochgewachsene" Gestalt, die "einer Gemse oder Gazelle ähnlicher war wie einem Eichenstamm", schwebte ihm noch im Alter lebhaft vor. Den Konfirmandenunterricht erteilte ihm Schleiermacher, der einen großen Eindruck auf ihn hinterließ. Durch Zelter als junger Student an Goethe empfohlen, besuchte er diesen in Weimar. In Heidelberg wurde er Saxoborusse, zusammen mit Johann Jacoby, dem späteren Demokraten. Noch als Auskultator hatte er ein Duell, wurde aber bald Gegner des Zweikampfes. In Halle kam er unter den ihn überwältigenden Einfluß Ludwig Gerlachs. Nach Halberstadt versetzt, verheiratete er sich dort mit der Tochter des Biographen Thaers, Körte. Diesen will er davon überzeugt haben, daß Thaer der Verfasser des Lessing zugeschriebenen Aufsatzes "Die Erziehung des Menschengeschlechts" sei. Nach längerer richterlicher Tätigkeit in Greifswald kam er als Hilfsarbeiter ins Ministerium des Innern und von dort ans Konsistorium in Magdeburg, sodann an die Regierung zu Marienwerder, und schließlich wurde er (seit 1851) als Geheimer Regierungsrat im Handelsministerium beschäftigt. Wie kein zweiter stand er in innerer Gesinnungsgemeinschaft mit Kleist, insbesondere in kirchlichen Dingen. Er war nur noch ausgeprägter konfessionell lutherisch als dieser und dabei, offenbar von Ludwig Gerlach beeinflußt, der römisch-katholischen Kirche zugänglicher als sein Freund. Zu diesem fühlte er sich besonders durch dessen "reiche Liebesfülle" hingezogen. Als Kleist ihn rief, wollte er sich ihm als treuer Freund nicht versagen; anfangs übersah er auch nicht die Koblenzer Verhältnisse. War der sehr kluge, arbeitsame und wohlwollende Mann Kleist an Vielseitigkeit der Bildung und wissenschaftlichem Sinne überlegen, so konnte er dafür in keiner Weise als repräsentative Natur gelten und eignete sich schon darum nicht für den Posten, zu dem ihn der Freund ausersehen hatte. Er hatte überhaupt etwas Unselbständiges an sich. "Sub altero zu arbeiten schien mir Beruf", hat der Treffliche, der in seinen Erinnerungen mit einer bewundernswerten Objektivität über sich selbst spricht, von sich gesagt. Ihm fehlte auch die Gabe der freien Rede. Seine Frömmigkeit kehrte er bei den Geschäften noch viel mehr hervor, als es Kleist zu tun pflegte, so daß er oft selbst auf Näherstehende abstoßend wirkte, so aufrichtig diese Frömmigkeit war. Zudem sprach aus dem ganzen Mann eine durchaus irenische Natur, die, da er dabei nicht das Zeug zum Diplomaten besaß, auf dem heißen Koblenzer Kampfplatz in eine üble Situation geriet. Und schließlich paßte sein Wesen noch weniger als das Kleists zu dem rheinischen. So mußte Schede sich schwer unglücklich in Koblenz fühlen und hat still dem Freunde zuliebe viel gelitten.

Eine andere Persönlichkeit, die Kleist näher an sich heranzog, war der katholische Regierungsrat Halm, der der Koblenzer Regierung schon lange, ehe Kleist an den Rhein versetzt wurde, angehörte. Kleist und Schede

hielten ihn trotz seines strengen Katholizismus für einen durch und durch preußisch und konservativ gesinnten aufrichtigen Beamten, und auch Wichern hatte von ihm einen guten Eindruck. Unter seinen Amtsgenossen besaß der hagere schwerhörige Mann aber wenig Zuneigung, was Kleist auf Mißgunst schob, die Halm dadurch erwachsen wäre, daß er von allen Oberpräsidenten mit Ausnahme Auerswalds wegen seiner Tüchtigkeit häufig mit Aufträgen bedacht worden sei. In Wahrheit scheint es sich bei Halm, dessen Bruder Domkapitular in Köln war, um einen geschmeidigen Herrn gehandelt zu haben, der seine arglosen Vorgesetzten Kleist und Schede zu betören wußte und der lediglich die Geschäfte der römischen Kirche zu besorgen suchte. Schede schätzte in ihm besonders seine Vertrautheit mit Personen und Verhältnissen. Als Kleist Senfft-Pilsach um Fürsprache für Halms Ernennung zum Oberregierungsrat beim Könige nachsuchte, warnte ihn dieser ausdrücklich vor diesem seinem Schützling, der ihm von verschiedenen Seiten als ein unzuverlässiger Gehilfe Kleists geschildert werde. Halms Briefe an Kleist machen auch einen durchaus unaufrichtigen Eindruck. Doch wußte Kleist es mit seiner beharrlichen Energie, allerdings wieder erst nach langem Kampfe, durchzusetzen, daß der gewandte und energische Mann die Leitung der Abteilung des Innern in der Regierung erhielt und bald einen weitgreifenden, gefürchteten Einfluß in der Provinz gewann. Seine Beförderung scheint Halm etwas aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben. Denn als er in vertraulichem Gespräche mit einem evangelischen Geistlichen, mit dem er von der Universität her befreundet war, zusammen saß, fragte er diesen zu dessen Entsetzen hochmütig: "Was ist eure evangelische Kirche? Siehe, ich, der Katholik, habe sie in meiner Hand." Kleist gebrauchte ihn zur Bearbeitung der katholischen Presse. Hoch hatte er es ihm angerechnet, daß er für ihn in der "Deutschen Volkshalle" bei der Gebetsfrage auf dem Provinziallandtage Partei ergriff. Schon im Jahre 1853 suchte er ihm im Wetzlarer Kreise ein Mandat für die Zweite Kammer zu verschaffen, wodurch er indes die ausgesprochen evangelische Bevölkerung jener Gegend tief verstimmte. Er führte statt dessen bei einer Nachwahl im Kreise Bonn Halms Wahl herbei. Daß Halm einen unheilvollen Einfluß auf die Haltung des Oberpräsidenten bei den Wahlen ausübte, gab selbst Schede zu. Ein vielberufener Wahlerlaß Kleists an alle Bürgermeister der Provinz im Jahre 1855 ist auf den Vorschlag Halms zurückzuführen. Kleist war selbst nicht ganz behaglich dabei. Doch in seinem Eifer und seiner Kampfesfreude hatte er sich dazu verstanden. Halm behauptete sich noch einige Jahre nach Kleists Fortgang von Koblenz in seiner Stellung als Dirigent der wichtigen Abteilung des Innern, bis er in der Konfliktszeit beseitigt wurde. Damals suchte sich der Trierer Dompropst Holzer seiner vergeblich anzunehmen. Er schrieb an Kleist: "Auerswald und Schwerin haben unter den Instigationen von Damenzungen den tüchtigsten Mann der Koblenzer Regierung, Halm, lahm gelegt, und niemand denkt daran, dem Mann und der Sache Genugtuung zu leisten. Das Banner für des Königs Sache wird dort keiner erheben, so lange der entschiedene, tatkräftige Halm fehlt".[315]

Glücklicher als mit diesen beiden Hauptgehilfen war Kleist in der Wahl jüngerer Kräfte. Sie stiegen großenteils später zu hohen Würden empor. Von der trefflichen Arbeitskraft des Assessors v. Gärtner, die er vorfand, trennte er sich bald, weil er Gärtner zur Beförderung vorschlagen zu müssen glaubte. Dafür gewann er in dem späteren Unterstaatssekretär Eck einen ausgezeichneten Ersatz. Ebenso zog er seinen Freund de la Croix an sich heran. Einer seiner besten Gehilfen wurde ferner der Landrat des Kreises Kreuznach, v. Jagow, der nachher zum Minister des Innern ernannt wurde. Ebenso erlebte er an Berthold Nasse, dem nachmaligen langjährigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, große Freude. Andere Kräfte, deren er noch später mit Vergnügen gedachte, waren der nachmalige Detmolder Minister v. Oheimb, der Assessor v. Quadt, die Referendare v. Kröcher, v. Sommerfeld, v. Helldorff, v. Massenbach, Graf Kleist. Wichtig wurde auch die Mitarbeit des Regierungsassessors Gustav v. Diest, dessen Bruder Otto in Elberfeld das Landratsamt bekleidete. Unter den Landräten jener Zeit rühmt Schede vor allen den des Adenauer

---

[315] Halm: Schedes und Kleists Aufzeichnungen. Senfft-Pilsach an Kleist, 4. November 1854. - Kleist an Schede, 13. September 1855. - Illaire an Kleist, 9. April 1855. - Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. II, Sekt. 2, Lit. D, Nr. 892. - Pfarrer C. A. Schapper in Kleinrechtenbach an Kleist, 24. November 1853. - Dompropst Holzer an Kleist, 19. Juli 1863. - Briefe Halms an Kleist. - Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter II, 17. August 1857. - Rudolf Back, Friedrich Back, Lebensbild eines Hunsrücker Pfarrers. Berlin u. Neuwied 1889, S. 52. - Kladderadatsch beim Abgang Kleists, 1858. - Louis Berger, Der alte Harkort, 3. Aufl., S. 546.

Kreises Fonk, der sich durch seine rastlose Tätigkeit zur Hebung jener armen Gegend unendlich verdient gemacht habe. Oft hatte Kleist seine liebe Not mit dem Material, das ihm vom Ministerium geschickt wurde. Mit Händen und Füßen suchte er sich einmal eines vornehmen Herrn zu erwehren, der aus dem Osten kam und ein Landratsamt erhalten sollte, aber nach dem Ermessen des Oberpräsidenten den an ihn zu stellenden Ansprüchen nicht genügte. Wenn die aus dem Osten kommenden Beamten Blößen darböten, setzte er Westphalen auseinander, so wirkten derartige Versetzungen ganz besonders nachteilig. "Solche Beispiele werden Menschenalter hindurch angeführt." Trotzdem wurde der Beamte ihm aufgezwungen; er mußte nachher sehr bald verabschiedet werden.[316] Die jungen beim Oberpräsidium beschäftigten Beamten wurden von Kleist sehr zur Arbeit herangenommen, und mancher, so Gustav Diest, hat oft zu seufzen gehabt unter der ihm aufgebürdeten Geschäftslast. Aber der Oberpräsident schonte sich selbst am wenigsten. "Ganz dienstlicher Pflichteifer; wenn er einmal bei den Akten sitzt, so kennt er keinen Menschen mehr", schreibt Bismarck gelegentlich über ihn. Die Gehilfen, die sich Kleist erwählte, hingen an ihrem Oberpräsidenten mit großer Verehrung und Liebe, insbesondere Eck. Sie erkannten alle in ihm die glühende Vaterlandsliebe und die selbstlose, aufopfernde Tätigkeit im Dienste des Königs.

Gemeindeordnung

Die Hauptaufgabe, die Kleist bei seiner Ernennung zum Oberpräsidenten übernommen hatte, das Werk der Schaffung einer neuen Gemeindeordnung für die Rheinprovinz, war nachdem der Provinziallandtag sich für den Erlaß einer solchen neuen Gemeindeordnung ausgesprochen hatte, mittlerweile von Kleist kräftig gefördert worden. Er hatte sich bald überzeugt, daß die für die Monarchie ergangene nivellierende Gemeindeordnung vom 11. März 1850 auch für die Rheinprovinz ein Unding war, ganz im Sinne von W. H. Riehl, der sie "monströs" nannte, und hatte sich entschlossen im allgemeinen auf die in der Provinz beliebt gewordene rheinische Gemeindeordnung vom 23. Juli 1845 unter Beseitigung einiger in dieser beobachteten Mängel zurückzugreifen. Es kam ihm vor allem darauf an, den von der Gemeindeordnung von 1850 gänzlich ignorierten Unterschied von Stadt und Land wieder zur Geltung zu bringen. Zwar besteht am Rhein seit alters vielfach die Erscheinung, daß die Grenzen zwischen Stadt und Land kaum zu erkennen sind, eine Erscheinung, die häufig genug von den aus dem Osten an den Rhein versetzten Beamten nicht richtig gewürdigt worden ist, die freilich auch nicht gesund genannt werden kann. Solche Städte oder Dörfer, von denen man nicht recht zu urteilen vermag, was sie darstellen, sind nach Riehls zutreffendem Worte "Zwittergestalten, die der Teufel gesegnet hat", und gehören zu den zweifelhaften Errungenschaften höherer Kultur. Aber neben derartigen Unklarheiten gab es doch noch genügend klare Verhältnisse. Der Unterschied zwischen den armen Eifeldörfern und den großen unermeßlich reichen Stadtgemeinden am Rheine springt auch dem Blöden ins Auge, und es war ein schwer begreiflicher Fehlgriff des Liberalismus, den Eifeldörfern dieselbe Gemeindeverfassung zu geben, wie Städten von der Größe Kölns und Düsseldorfs. Die kleinen Gemeinden sahen sich einfach nicht im stande, den an sie gestellten Anforderungen selbständiger Verwaltung zu genügen. Kleist fand dem gegenüber, daß die Gemeindeordnung vom 23. Juli 1845 aus dem Geist und den Bedürfnissen der Rheinprovinz hervorgegangen sei. Er betrachtete die Zerstörung der auch nach seiner Meinung für die Rheinprovinz charakteristischen und sehr nützlichen Samtgemeinde durch die Gemeindeordnung von 1850 für einen ganz verhängnisvollen Mißgriff, weil da durch die Verwaltung der Sondergemeinden in die Hände von Ortvorstehern gelegt worden sei, die meistens vollständig unfähig für die Verwaltung wären. Bei dem Reichtum einzelner, auch kleinerer Gemeinden war eine größere Geschäftskenntnis und Vorbildung erforderlich, als die meisten dieser Ortsvorsteher besaßen. Das hatte zur Folge, daß vielfach Verwirrung und schiefe Verhältnisse entstanden. In der früheren zum Zwecke der Wahrnehmung gemeinschaftlicher Interessen aus mehreren Einzelgemeinden gebildeten Samtgemeinde erblickte Kleist geradezu den gegebenen vornehmlichen Träger der rheinischen Selbstverwaltung im Gegensatze zu der Kreisverwaltung der übrigen Provinzen. Ein anderer Mißstand der Gemeindeordnung von 1850 war der niedrige Zensus, der destruktiven Tendenzen Tür und Tor öffnete. Kleist war gewillt, durch einen höheren Zensus das konservative Element wesentlich zu stärken. Sodann beabsichtigte er das Aufsichtsrecht des Staates zu erweitern, um zu verhindern, daß die reichen Gemeinden dem Staate entgegen wirkten, und einer

[316] Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. II, Sekt. 2, Lit. D, Nr. 847.

Verschleuderung der Vermögen vorzubeugen. Er wollte ferner den geringen Großgrundbesitz in der Provinz, dessen Einfluß in der Gemeindeordnung von 1850 ganz ausgeschaltet war, wieder mehr zur Geltung bringen. In einem Bericht an den Minister des Innern vom 14. Juni 1853 führte er aus: "Der Charakter des Rheinländers verlangt ein starkes und entschiedenes Regiment, und ihm würde es als Schwäche erscheinen, wollte die Staatsregierung einen Zustand länger bestehen lassen, dessen Charakteristik sich in kurzen Worten dahin stellt, daß in dem größten Teile der Provinz eine Gemeindeordnung besteht, welche von der Staatsregierung, dem Provinziallandtage und von den Kammern als höchst nachteilig anerkannt ist." Er hielt mehrmals Konferenzen über die der Regierung zu machenden Vorschläge ab, zu denen er vor allem den Regierungspräsidenten v. Möller und den Landrat v. Jagow hinzuzog. Der Hauptbearbeiter der zahlreichen Berichte und Formulierungen war Halm. Doch erkennt man überall, daß dieser nach Kleists Weisungen verfuhr. Oft genug korrigierte der Oberpräsident wichtige Stellen hinein. Seine Ideen wurden in der Kammer liberalerseits insbesondere von seinem Vorgänger Auerswald und dem Rheinländer Diergardt, ultramontanerseits von Mallinckrodt und A. Reichensperger, im Ministerium von dem ebenfalls vom Rhein stammenden Justizminister Simons und beim Könige selbst durch den anscheinend von dem Grafen Fürstenberg-Stammheim und von Auerswald beeinflußten Prinzen von Preußen bekämpft. Er war sich aber seines richtigen Weges nur zu wohl bewußt. Dem Präsidenten Möller schienen die Kleistschen Vorschläge noch zu liberal. Der Ministerpräsident und der Minister des Innern hielten zu Kleist. Dieser zog auch Riehl zu Rate. Auf das Gutachten dieses "die Provinz nach allen Seiten durchstreifenden" Publizisten wies er gelegentlich den Freiherrn v. Manteuffel ausdrücklich hin. Nachdem schon zu Anfang des Jahres 1853 heftige Kämpfe wegen der Sache in den Kammern stattgefunden hatten, drängte sie im Frühjahr 1856 zur Entscheidung. Kleist spannte alle Segel an, um diese nach seinem Sinne zu gestalten. Er stand fortdauernd mit seinem Parteigenossen v. Klützow darüber in Schriftwechsel. Zuguterletzt kam man überein, noch eine besondere Städteordnung für die Rheinprovinz zu entwerfen, die für die Städte über 10 000 Einwohner von vornherein, für die Übrigen dispositiv gelten sollte. Zu Kleists Verdruß nahm der sonst in diesen Fragen innerlich mit ihm ganz übereinstimmende Landrat v. Jagow bei den Verhandlungen mehrfach eine von der Auffassung des Oberpräsidenten abweichende Stellung ein, und er verfehlte nicht, diese Selbständigkeit seines Landrats sofort zu rügen. Mißlicher mußte ihm die Einsprache des Prinzen von Preußen sein. Der schrieb auch an Manteuffel in den schärfsten Ausdrücken über Kleist und sprach die Befürchtung aus, daß man sich durch die beabsichtigte Neugestaltung die Provinz auf Jahre hindurch entfremden würde, was bei der unruhigen französischen Nachbarschaft hochbedenklich sei. Seinen königlichen Bruder suchte der Prinz zu bewegen, die Vorlagen noch während der Beratungen im Landtage zurückzuziehen. Nach einem achttägigen Kampfe nahm das Abgeordnetenhaus schließlich am 15. April 1856 mit einer stattlichen Mehrheit eine Novelle zu der Gemeindeordnung von 1845 im Sinne Kleists an. Voller Genugtuung schrieb dieser an den Ministerpräsidenten, indem er ihn zugleich zu kräftiger Weiterverfolgung der Sache anspornte: "Sie fühlen, daß hier ein Hauptprinzip ihrer Gleichmacherei gebrochen werden soll, welches sich bereits hier eingenistet hatte; deshalb der allgemeine Angstschrei der Liberalen und Ultramontanen" und hob treffend als Grund des Widerspruchs der Ultramontanen gegen die Städteordnung den höheren Zensus hervor. Kaum hatte er seine ausführliche Darlegung der Sachlage an Manteuffel abgehen lassen, da erhielt er von Klützow im Auftrage Westphalens die dringende Aufforderung, sich persönlich in Berlin zur Betreibung der Angelegenheit einzufinden. Er reiste ab und wurde am 9. Mai zu einem Kronrat hinzugezogen; außer ihm und den Ministern nahm daran noch teil der Prinz von Preußen. Es gab einen harten Kampf, dessen Ausgang nicht nur die Gerlach, sondern auch am Rhein die Eingeweihten wie Schede und Reichensperger erwartungsvoll entgegensahen. Der Prinz von Preußen glaubte sich auf Möller beziehen zu dürfen. Zu seiner Überraschung holte da Westphalen einen Brief des Kölner Regierungspräsidenten hervor, in dem dieser zur Vollziehung der Gesetze riet. König Friedrich Wilhelm teilte Kleists Ansichten, konnte aber, von entgegenstehenden Einflüssen bestürmt, wieder einmal nicht zum Entschlusse kommen. Die peinliche Sorge, die sein Bruder hatte, daß die Gesetze die Rheinprovinz verstimmen würden, beunruhigte auch ihn. Im Vorzimmer wartend, wurde Kleist von dem vorbeigehenden Prinzen von Preußen hart angelassen, weil er ihn auch zu den Liberalen gezählt habe. Kleist reiste ab, ohne in voller Gewißheit über das Schicksal der Gesetze zu sein. In einer Denkschrift vom 10. Mai suchte er nochmals auf den Monarchen einzuwirken. "Es gilt eine Hauptfestung des Liberalismus. Deshalb allein dessen Geschrei und Gebaren, ohne alle reelle Bedeutung, ohne allen irgend tiefer greifenden Anklang im Lande. Deshalb aber auch die heiligste Pflicht aller, welche dies

erkennen, sich nicht dadurch täuschen zu lassen, ihre wahrhaft schwere Verantwortung vor Gott und vor dem Lande, diesen guten Kampf zu Ende und zum Siege zu führen. Es sind dieselben Leute, welche die Politik Eurer Majestät in der orientalischen Frage mit derselben Heftigkeit angegriffen haben und nachher beschämt schwiegen, aber dankbar sie anerkennen mußten." Auch diese Ausführungen entschieden noch nicht. Der König ließ noch den Präsidenten v. Möller aus Köln kommen. Dieser wiederholte seinen Rat, zu vollziehen. Noch am 14. Mai war alles ungewiß. Endlich, am 15. Mai, vollzog Friedrich Wilhelm die wichtigen Vorlagen, die vierzig der Quartseiten der preußischen Gesetzessammlung fallen. Als er im Herbst wieder die Rheinlande bereiste, überraschte ihn der begeisterte Empfang, der ihm überall bereitet wurde. Er dachte wegen des Erlasses der Gesetze mißmutige Gesichter vorzufinden. Die Gesetze aber bewährten sich, gerade weil sie an die provinziellen Eigentümlichkeiten und an das historisch Gewordene anknüpften. Während in den östlichen Provinzen im Jahre 1891 eine umfassende Neuregelung der Gemeindeordnung stattfand, haben Kleist-Retzows Gemeindeordnungen am Rhein sich behauptet.[317]

Väterliches Regiment

Gleichzeitig mit der Entscheidung über die rheinischen Gemeindeordnungen fiel die über eine andere schon lange Jahre schwebende Sache, die Aachener Spielbankfrage.

Bei seinem Regierungsantritt hatte König Friedrich Wilhelm angeordnet, daß die Aachener Spielbank in zwölf Jahren eingehen solle. Seinem sittlichen Gefühle widersprach es, eine derartige Einrichtung zu dulden; er hoffte durch sein Vorgehen zudem anderen Fürsten ein gutes Beispiel zu geben. Im Jahre 1853 sollte nun die Anordnung des Königs befolgt werden. Aber die Stadt bezeigte keine Lust, auf die schöne Einnahme zu verzichten; hatte sie doch in den zwölf Jahren aus der Bank 900 000 Taler für Angelegenheiten bezogen, die sonst aus dem Stadtsäckel bestritten werden mußten. Es regte sich daher großer Widerstand gegen die Aufhebung. Da legte sich Kleist ins Mittel. Nicht oft hat er mit solcher Frische und Freudigkeit gehandelt als hierbei. Ludwig Gerlach konnte nicht umhin, ihm seine Anerkennung auszusprechen. Aber so leicht gewonnen Spiel hatte der Verfechter des königlichen Befehls nicht. Im April 1854 schien es zwar, als ob er seinen Willen durchgesetzt hätte; Senfft-Pilsach schrieb ihm frohlockend: "Daß Du mit der Spiel-, Sünden- und Schandbank in Aachen Ernst machst und ihr ein baldiges Ende bereitest, darüber werden sich die Engel Gottes freuen!" Indes es war noch nicht so weit. Der Prinz von Preußen, der Friedrich Wilhelm befreundete Aachener Historiker Alfred v. Reumont, der Regierungspräsident von Aachen, Kühlwetter, und, wie sich nachher zeigte, der Ministerpräsident, der Minister des Innern, der Justizminister und der Finanzminister befürworteten alle die Wünsche der Stadt. Auf Kleists Seite standen der Kultusminister v. Raumer, der Handelsminister v. d. Heydt, der Kriegsminister Graf Waldersee und der Unterstaatssekretär Karl v. Manteuffel, der im Herbst des Jahres 1854 das Ministerium der Landwirtschaft übernahm. Sie vertraten mit dem Oberpräsidenten die Auffassung, daß die Spielbank gegen das Strafgesetz verstoße und ein ferneres Dulden ein Ding der Unmöglichkeit sei. Karl v. Manteuffel brachte es noch als Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern schließlich so weit, daß die Aufhebung vor der Tür stand. Er betrachtete dies, wie er zu Kleist sagte, "als sein letztes gutes Werk" in seiner damaligen Stellung. Die Aufhebung wurde in der Tat noch in demselben Jahre ausgesprochen, aber alsbald wieder sistiert. Kleist mußte seinen Kampf von neuem beginnen. Bundesgenossen erhielt er in dem Erzbischof von Köln und in dem evangelischen Kirchentag zu Frankfurt a. M. Der König empfand bei Unterdrückung der Bank insofern einen persönlichen Schmerz, als dadurch der ihm sehr am Herzen liegende Ausbau des Aachener Münsters hinausgeschoben wurde; denn dieser sollte aus den Spielbankeinkünften bestritten werden. Doch hielt er an seinem Ziele fest.

---

[317] Gemeindeordnungen: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III. Sekt. 4. Lit. A. Nr. 26. Vol. 8 u. 9. - Aufzeichnungen Kleists. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 157. Undatiertes Konzept Kleists zu einem an den König gerichteten Promemoria, dem Inhalte nach am 10. Mai 1856 geschrieben. - Kleist an Manteuffel, 25. April 1856. - Klützow an Kleist, 13. Februar 1853, 24. April 1856. - Kleist an Schede, 6. Mai 1856. - Schede an Kleist, 9. Mai 1856. - Aufzeichnungen Leopold Gerlachs, 16. Mai 1856. - Prinz von Preußen an Manteuffel, 6. Mai 1856, in Denkwürdigkeiten Manteuffels III, 83. - Dumont-Schauberg, Geschichte der Kölnischen Zeitung. - Pastor, A. Reichensperger I, 373. - Reden Kleists in der 2. Kammer, 11. Mai 1852.

Als ihm endlich die vier Minister Otto Manteuffel, Westphalen, Simons und Bodelschwingh im Frühjahr 1856 einen Bericht unterbreiteten, in dem sie in schwer verständlicher Schwäche die Bitte der Stadt befürworteten, verweigerte er die Vollziehung und befahl Vortrag im Ministerrat. So kam diese Sache vor denselben Kronrat, in dem in Gegenwart Kleists und des Prinzen von Preußen über die rheinischen Gemeindeordnungen entschieden wurde. Sie wurde vor der Beratung über diese Gesetze erledigt. Nach einem eindrucksvollen, sehr entschiedenen Vortrage Kleists befahl der König, daß es bei der Aufhebung der Spielhölle bleibe. Kleist bat noch um eine Garnison für Aachen und jährliche Gewährung von 10 000 Talern zum Ausbau des Münsters.[318]

Die energische Wirksamkeit Kleists zur Unterdrückung der Aachener Spielbank war so recht im Sinne des väterlichen Regiments, das er auszuüben gedachte. Verwandt damit waren die Werke der inneren Mission, die er während seiner rheinischen Zeit ins Leben rief, die Einrichtung einer Besserungsanstalt für verwahrloste Knaben katholischen Bekenntnisses im Kloster Steinfeld, die Gründung einer ebensolchen Anstalt für evangelische Knaben in St. Martin bei Boppard und eines Magdalenenhauses in derselben schönen Stadt am Rhein. Auch diese Unternehmungen stießen auf mancherlei Schwierigkeiten. Die Provinzialstände verlangten, daß die von dem Oberpräsidenten geplante Gründung einer staatlichen Anstalt für jugendliche Verbrecher nur für katholische Knaben gelten sollte. So faßte Kleist den Entschluß, eine besondere evangelische Besserungsanstalt ins Leben zu rufen, und setzte sich deswegen mit seinem Freunde Wichern und dem Finanzminister v. Bodelschwingh in Verbindung. Bei Wichern fand er, obwohl sein Einvernehmen mit ihm seit seinem Zerwürfnisse mit Bethmann-Hollweg nicht mehr so herzlich wie früher war, tatkräftige Hilfe, nicht aber bei dem eigensinnigen Bodelschwingh. Zwar verstand sich dieser schließlich dazu, die Mittel für den Ankauf des Grundstücks von St. Martin herzugeben. Die Mittel für die Einrichtung der evangelischen Anstalt mußte sich Kleist indes von den Ständen erbitten, und er hatte das Glück, sie im Herbst 1854 bewilligt zu erhalten. Nun aber traten Schwierigkeiten bei der Organisation der Verwaltung von St. Martin ein und es kam darüber im Herbst des Jahres 1857 zu einer Auseinandersetzung zwischen Wichern und Kleist. Doch beseitigte Wichern mit rühmenswerter Hoheit und Friedfertigkeit Verstimmungen und Mißverständnisse Kleists, den er, wie er sich ausdrückte, "nicht bloß hochverehrte, sondern was viel mehr ist und vor Gott allein etwas bedeutet, als einen Bruder im Herrn lieb hatte". Die letzte der drei Schöpfungen, das Magdalenenhaus in Boppard, fand beim Kultusminister Unterstützung, weniger bei Bodelschwingh. Bei ihr half die Frau Oberpräsident eifrig mit. Auch die Provinzial- Taubstummenschulen zu Brühl und Neuwied verdanken Kleist ihre Entstehung. Ein großes humanitäres Werk, das er ins Leben rief, war ferner die Provinzialhilfskasse zu Köln. Auf diese Werke blickte er in späteren Jahren immer mit besonderer Freude zurück.[319]

Eine seiner Hauptbestrebungen zielte dahin, die Bevölkerung der sozialen Wohltat des Sabbats teilhaftig werden zu lassen. Er fand in dieser Beziehung arge Zustände vor, ging aber mit kühnem Mute ans Werk. Hier hatte er gleichfalls fast alles gegen sich, die den Ton angebenden Bevölkerungsschichten, aber auch zum Teil die zuständigen Minister, ferner die katholische Geistlichkeit, insofern als sie ihm allerhand konfessionelle Schwierigkeiten bereitete. Ihr pflichtete Ludwig Gerlach bei. Die evangelische Geistlichkeit benahm sich schwach, und die eigenen Polizeibeamten gingen ebenfalls nur widerstrebend auf Kleists Verordnungen ein. Nach langen Erhebungen und Verhandlungen mit den zuständigen Behörden, insbesondere den Ministerien des Handels, der geistlichen Angelegenheiten, des Innern und der Landwirtschaft, bei denen der Handelsminister v. d. Heydt das meiste Verständnis für Kleists Absichten zeigte, hatte dieser

---

[318] Spielbank: Aufzeichnungen Kleists. - Ludwig Gerlach an Kleist, 8. Juli 1853. - Senfft an Kleist. 29. April 1854. - Karl v. Manteuffel an Kleist, 2. Oktober 1854. - Kleist an Schede, 6. Mai 1856. - Sten. Berichte des Reichstages, 29. Mai 1883, S. 2624. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 157. - Reumont, Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen S. 427 f.

[319] Aufzeichnungen Kleists. - Bodelschwingh an Kleist, 21. November 1853. - Leopold Gerlach an Kleist, 10. November 1853. - Illaire an Kleist, 3. November 1857. - Wichern an Kleist, 6. Dezember 1857. - Konzept der Antwort Kleists an Wichern. - Sten. Berichte des Herrenhauses, 21. Februar 1877. - Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter II, 30. April 1852. - Sitzungsprotokolle des rhein. Provinziallandtags 1854. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 159.

am 7. Dezember 1853 eine dreizehn Paragraphen umfassende Polizeiverordnung wegen der äußeren Heilighaltung der Sonntage in der Rheinprovinz fertig. Aber die Behörden mußten bald von allerhand Schwierigkeiten, die die Durchführung bereitete, berichten, so die Regierung zu Aachen. Der Polizeidirektor Juncker in Koblenz hatte die ärgsten Mißhelligkeiten mit der katholischen Geistlichkeit wegen der Verordnung. Kleist bemühte sich, berechtigten Wünschen entgegenzukommen. "Allerdings kann es nur wünschenswert sein, die Einführung so leicht wie möglich zu machen und das ihr anfangs entgegenstehende Odium so weit irgend tunlich zu mindern," schrieb er an den ihn in dieser Sache eifrig unterstützenden Kühlwetter. Möller dagegen schüttete einen ganzen Sack von Bedenken gegen die Verordnung aus. Ebenso fand der Prinz von Preußen die Maßregel zu hart und verhehlte dies Kleist nicht. Dem gegenüber hielt Kleist an ihr fest. Eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition von Aachener Bierbrauern um Beseitigung der ihnen lästigen Verfügung wies er ab. Anderen Vorstellungen erging es ähnlich. Immerhin rechnete Kleist nach dem Rücktritte Raumers vom Kultusministerium mit der Möglichkeit, daß sein unter vielen Mühen erreichtes Werk wieder zusammenstürzte. Noch am Tage seines Rücktritts vom Oberpräsidium warnte er die neuen Minister besorgt vor einem dahin fahrenden Schritte. Er erlebte die Genugtuung, daß sein Nachfolger unmittelbar nach Übernahme der Geschäfte eine Eingabe von Kölner Bürgern, in der um Aufhebung der Ordnung gebeten wurde, abschlägig beschied, und daß auch die drei zuständigen Ministerien noch ein Jahr nach seiner Verabschiedung im Auftrage des Regenten die Handelskammer und den Gewerberat von Trier mit den noch während Kleists Verwaltung eingereichten Immediateingaben abwiesen und die Verordnung aufrecht erhielten. Der Prinzregent hatte sich inzwischen also selbst überzeugt, daß die Verordnung gut wirkte. Eine fernere Genugtuung bildete es für Kleist, daß seine Verordnung in anderen Provinzen nachgeahmt wurde. Er durfte daher sein Vorgehen als bahnbrechend betrachten. Noch am Abend seines Lebens hatte er die Freude, daß ein Minister, der wie wenige Verständnis für die Sozialpolitik zeigte, der Freiherr v. Berlepsch, in einer Sitzung des preußischen Herrenhauses die Mitteilung machte, daß in seinem Ministerium der Entwurf einer Sonntagsverordnung aufgestellt worden sei, für welchen die von Kleist erlassene, noch geltende Polizeiverordnung als Grundlage gedient habe.[320]

In engem Zusammenhange mit dem Wirken für eine Förderung der Sonntagsruhe standen Kleists Bemühungen um Beschränkung der Tanzlustbarkeiten. Die Zustände, die er vorfand, konnten ihn nur tief betrüben. Er sah sich umsomehr veranlaßt, hier einzuschreiten, als er von vielen Seiten, nicht nur von Geistlichen beider Konfessionen, sondern auch von Behörden und vielen Privatpersonen, um Abstellung der bestehenden Mißbräuche angegangen wurde. Es war Brauch geworden, unbegrenzte Konzessionen für solche Tanzlustbarkeiten an jedweden Besitzer einer Schankwirtschaft zu jeder Zeit zu erteilen. Der Gipfel waren die Kirmessen, die in den am Rhein so eng beieinander gelegenen Ortschaften gewöhnlich zu verschiedenen Zeiten gefeiert wurden. Dann zogen die jungen Leute heute auf dieses, morgen auf jenes, übermorgen auf ein drittes Tanzfest und so oft wochenlang in der schönen Jahreszeit. Dieses Leben glich mehr einem Vagabundieren als einer geregelten Lebensführung und ließ eine Arbeitsscheu groß werden, die nur tief schädigend auf das Volksleben wirken konnte. Daneben wucherte Liederlichkeit und Unzucht empor. Unter den unausbleiblichen Raufereien, die regelmäßig stattfanden, kamen, wie Kleist mit Erstaunen wahrnahm, unverhältnismäßig viel Messerstechereien vor. Das kannte er noch gar nicht von seinen Pommern her. "Diese sogenannte Kirmeßfeier", so schaltete Kleist richtig in einem seiner Berichte an den Minister des Innern ein, "ist vielfach durchaus nicht mehr im Zusammenhange mit ihrem Ursprunge, der kirchlichen Feier der Kirchweihe oder auch der sogenannten Patronstage der Kirchen, sondern aus äußeren Gründen, zum Teil auf Betreiben der Wirte, willkürlich auf andere Tage verlegt worden." "So sehr auch der Tanz an sich ein unschuldiges Vergnügen sein könnte," entwickelte der diese Dinge freilich besonders streng ansehende Oberpräsident dem Minister ferner, "und so sehr unschuldige Volksfreuden von der Obrigkeit nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen und gefördert werden müssen, so wenig gehören doch die meisten dieser heutzutage gewöhnlichen Tanzbelustigungen zu den 'unschuldigen Freuden'. Die Obrigkeit hat die

---

[320] Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz Tit. III. Sekt. 6. Nr. 17. Gen. - Aufzeichnungen Kleists. - Aufzeichnungen des Präsidenten Juncker von Ober-Conreut. - Kleist an Schede, 1. Juni 1852, 5. Dezember 1853. - Ludwig Gerlach an Kleist, Ostern 1856. - Sten. Berichte des Herrenhauses, 22. März 1892. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 159.

Sitte dadurch wieder in eine bessere Richtung zu leiten, daß sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwendet, das Unsittliche, Schädliche derartiger Vergnügungen zu verhüten, ihnen einen reinen inhaltreicheren Kern zu geben." Seine Hauptstütze bei diesen seinen Bestrebungen war wieder wie bei der Sonntagsfrage sein ehemaliger Vorgesetzter, Regierungspräsident Kühlwetter in Aachen, der schon vor Kleists Verwaltung ähnliche Schritte eingeleitet hatte, wie sie jetzt unternommen wurden. Der Erzbischof von Köln, Kardinal Johannes Geißel, kam dem Oberpräsidenten entgegen; und so wurden die acht Pfarrkirmessen im Aachener Bezirke im Jahre 1853 auf vier verringert. Zu einer weiteren Einschränkung verstand sich Geißel nicht. Nicht so glatt ging es im Kölner Bezirke, wo Kleist die Zahl der Kirmessen von neunzehn auf vier herabzusetzen sich bestrebte. Da zeigte der Erzbischof dem gestrengen Oberpräsidenten ein anderes Gesicht. Am 18. Februar 1857 berichtete Möller nämlich an Kleist: Geißel habe sich ebenso wie das Pfarrkollegium des Stadtdekanats "entschieden gegen jede Zusammenlegung der Kirchweihfeste ausgesprochen, indem diese kirchlichen Feierlichkeiten nur löbliche und fromme Zwecke verfolgten und mit den Tanzbelustigungen in keinerlei 'nötigender' Verbindung ständen." Am schärfsten wurde gegen die Tanzbelustigungen im Koblenzer Bezirk eingeschritten. Hier war es nicht Kleist, sondern Schede, der den Ton angab, und zwar durch eine während einer längeren Erkrankung Kleists unter dem 20. Dezember 1856 erlassene Verfügung, durch welche die von Kleist veranlaßte Verordnung vom 29. Dezember 1853 erheblich verschärft wurde. Schede zeigte in dieser Frage eine viel größere Rücksichtslosigkeit als sein Freund. Die Folge war, daß der Prinz von Preußen seinen ganzen Einfluß aufbot, um die Verfügung zu hintertreiben, und diesmal mit mehr Erfolg als bei seinen sonstigen Eingriffen in die Verwaltung Kleists. Westphalen setzte, ohne erst einen Bericht von Schede einzufordern, am 23. Januar 1857 telegraphisch für die Zeit des Karnevals die Verfügung außer Kraft. Der wiedergenesene Kleist nahm sich vornehm und entschieden der Verordnung seines Freundes an und sprach dem Minister seinen "tiefen Schmerz" aus, daß er, ohne Schede zu hören, dessen Maßregel hintertrieben hätte. Er ließ indes gleich darauf selbst eine Milderung in der Handhabung der Schedeschen Vorschriften eintreten. Am 20. Mai 1857 veranlaßte ihn jedoch Westphalen, sicherlich auf Betreiben des Prinzen von Preußen, zu weiteren Modifikationen. Die Folge war, daß der Prinz von Preußen von manchen der Beteiligten, die sich durch Kleist oder die Behörden beengt fühlten, direkt um Vermittlung angegangen wurde, so von jenem Koblenzer Wirt, der sich am 15. September 1858 telegraphisch an den damals bereits mit der Stellvertretung seines Bruders betrauten Prinzen mit der Bitte wandte, ihm am 19. September Tanzmusik zu gestatten und dessen Depesche der Prinz am selben Tage von Liegnitz aus drahtlich an den Oberpräsidenten "zur billigsten Berücksichtigung und Bericht" weiter gab. In diesem Falle erlebte der hohe Herr aber wieder eine Probe von der furchtlosen Entschiedenheit Kleists, der ihm am 24. berichtete, daß dem Wirte die Abhaltung der Tanzmusik schon vor Eintreffen der Depesche von dem Polizeidirektor Juncker unmittelbar auf den Antrag des Wirtes erlaubt worden sei. "Es lag somit überall kein Grund vor. Euer Majestät mit einem Bittgesuch zu behelligen. Wenn ich mir alleruntertänigst gestatte, bei dieser Gelegenheit die Bitte auszusprechen, Euer Majestät wollen derartigen auf dem außergewöhnlichen telegraphischen Wege angebrachten Gesuchen keine Beachtung, namentlich aber keine Beantwortung auf demselben Wege zu teil werden lassen, so gibt mir hierzu die pflichtmäßige Überzeugung die Veranlassung, daß bei dem entgegengesetzten Verfahren nicht nur die Autorität der Behörden leidet, sondern vor allem die Euerer Kgl. Majestät von den Untertanen schuldige Ehrerbietung verletzt wird, indem es Allerhöchstdieselben in nicht entsprechender Form mit unnötigen und verhältnismäßig unerheblichen Gesuchen belästigt."[321]

Hand in Hand mit den Vorkehrungen gegen das Unmaß der Tanzbelustigungen ging ein Kampf gegen die allzu große Zunahme der Schankwirtschaften, die gleichfalls einen fressenden Krebsschaden in der Rheinprovinz darstellte. Sofort nach Übernahme der Oberpräsidialgeschäfte ließ Kleist ein Rundschreiben an seine Regierungspräsidenten ergehen, in dem er um statistische Erhebungen über die in den Jahren 1840-47 vorhandenen und die zur Zeit bestehenden Gast- und Schankwirtschaften ersuchte. Im Regierungsbezirk Köln fand Möller selbst, daß die Landräte von ihrem Recht der Konzessionserteilung einen ungehörigen

[321] Tanzbelustigungen: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz Tit. V. Sekt. 4. Nr. 30. - Aufzeichnungen Kleists und des Präsidenten Juncker v. Ober-Conreut. - Sten. Berichte des Reichstags, 29. Mai 1883.

Gebrauch gemacht hätten. Im Düsseldorfer Bezirk fand der Handelsminister v. d. Heydt die Zahl zu hoch. Am schlimmsten standen die Verhältnisse in Aachen. Dort gab es im Jahre 1850 auf 106 Einwohner eine Schankwirtschaft, im Düsseldorfer Bezirk kam auf 130 Seelen eine, im Kölner auf 141, im Koblenzer auf 147 und im Trierer auf 160. Kleist verfehlte nicht, in einer Verfügung vom 31. März 1853 Kühlwetter einen schweren Vorwurf darüber zu machen, daß er die Zahl der Wirtschaften so habe anschwellen lassen. Wie Kühlwetter später, als Kleist nicht mehr im Amte war, berichtete, war der Vorwurf "nur zu begründet". Namentlich wirkten die kleinen Kramläden, die Spirituosen verkaufen durften, schädlich auf die Bevölkerung ein. Von dort bezogen vielfach Kinder und Frauen Branntwein. Die Landstraßen waren übersät mit Wirtschaften, in denen, wie der landläufige Ausdruck lautete, die Wanderer "die Hacke untersetzten". Im Aachener Bezirk stand es unter allen Bezirken Preußens am schlimmsten. "Es ist fast unglaublich, mit welcher Leichtfertigkeit die Erneuerung von Konzessionsscheinen von den Lokalbehörden betrieben worden war," berichtete Kühlwetter noch am 15. März 1859. Er entdeckte, daß im Kreise Geilenkirchen 19 und in der Stadt Aachen 22 Personen, die die Erlaubnis zum Ausschank erhalten hatten, gar nicht mehr vorhanden waren, vielmehr die Scheine sich in den Händen anderer Personen befanden, welche den Betrieb ungestört fortsetzten. Am laxesten hatte der Bürgermeister von Aachen, Contzen, mit der Erteilung von Konzessionen geschaltet. "Und doch ist gerade in Aachen der Anblick der physischen und moralischen Verheerungen, welche der Genuß geistiger Getränke anrichtet, wahrhaft Entsetzen erregend," schrieb Kühlwetter ebenfalls 1859. Durch strengere Handhabung der gewerbepolizeilichen Vorschriften wurde überall in der Provinz in wenigen Jahren eine erhebliche Verminderung der Zahl der Wirtschaften erzielt. Im ganzen gab es nach drei Jahren 926 Wirtschaften weniger. Am Schluß seiner Verwaltung berechnete Kleist die Zahl der durch ihn beseitigten Wirtschaften auf etwa 2000. Einen besonders günstigen Erfolg hatte er dank der Energie Kühlwetters im Aachener Bezirk zu verzeichnen. Westphalen unterstützte diesmal seinen Oberpräsidenten. Er zog es sogar in Erwägung, ein Verbot des Verkaufs von Branntwein zu erlassen. Dem gegenüber äußerte Kleist jedoch Bedenken. "In dem Berufe der Staatsregierung," so führte er in einem Bericht vom 9. April 1857 an den Minister des Innern aus, "oder auch nur in der Möglichkeit liegt es meines Erachtens nicht, jede in der Volkgewohnheit seit langer Zeit eingewurzelte Unsitte im Wege des polizeilichen Zwangs auszurotten." Kühlwetter erhielt eine besondere Belobigung von ihm für sein umsichtiges Vorgehen gegen den Teufel Alkohol. Als nun die Reaktion erfolgte und der Prinz von Preußen ein neues Ministerium berief, da glaubte man Kühlwetter für sein rigoroses Vorgehen zur Verantwortung ziehen zu müssen. Der neue Minister des Innern, Flottwell, forderte von ihm Bericht ein. Kleists Nachfolger aber kam zu dem Schluß, daß Kühlwetter nur seine Pflicht getan hätte, und setzte dem Minister auseinander, daß der Aachener Regierungspräsident durchaus nicht zu streng verfahren sei. Das war die beste Rechtfertigung für die Wirtshauspolitik Kleists.[322]

Es konnte nicht ausbleiben, daß die ganze väterliche Erziehungspolitik, die Kleist den Einfassen seiner Provinz widmete, die des Zwangs wenig gewohnten, in der letzten Zeit seiner vielfach nur allzusehr entwöhnten Rheinländer gegen ihn aufbrachte. Man verwünschte sein Polizeiregiment umsomehr, als man dabei einen Rückhalt bei dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen hatte. Der alte Satz beneficia non obtruduntur hatte hier seinen besonderen Sinn. Dabei war der aus der Schule der Gerlach stammende Kleist namentlich im Sinne des Präsidenten Ludwig innerlich selbst ein Gegner der polizeilichen Schikanierung. Seine Auffassung vom Wesen der Staatsverwaltung stempelte ihn gerade zusammen mit den Gerlach zu einem Feind des bureaukratischen geistlosen Polizeiregiments, wie es den Gebrüdern Manteuffel, Westphalen, Hinckeldey, Quehl und ähnlichen Männern angemessen schien. Gerade in Preßsachen, bei den Wahlen und auch sonst vielfach befand er sich in einem beständigen Gegensatze zu Karl v. Manteuffel und Westphalen. Die Vermehrung der Polizeibeamten, die bald nach Übernahme der Präsidialgeschäfte durch ihn erfolgte, geschah lediglich auf Veranlassung von Westphalen, der überall und ganz besonders bei den unruhigen, französisch gesinnten Rheinländern Verrat und Unheil witterte und von seinen großenteils jüdischen und unzuverlässigen Agenten in diesem Argwohn erhalten wurde. Aber oft glaubte auch Kleist energischer polizeilicher Hilfe nicht entraten zu können, und bei seinen väterlichen Verwaltungsmaßregeln

[322] Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. VI. Sekt. 6. Nr. 182. Gen.

war das ja vielfach nicht anders möglich. Nichts natürlicher, als daß man ihm überhaupt die Schuld an der Vermehrung der Polizei beimaß. August Reichensperger schüttete dem ihm in so vieler Hinsicht gesinnungsverwandten Präsidenten v. Gerlach wohl gelegentlich sein Herz über Kleists Verwaltung aus und schalt, der neue Oberpräsident dränge sich überall ein, hätte die Polizei versechsfacht u. s. w. "Manchmal muß ich doch fragen, ob mein lieber alter Herr Hans v. Kleist nicht über seiner wohlmeinenden Absicht, dies und das zu stande zu bringen, und zwar bald, nicht den Segen schwächt, der aus großen Prinzipien und ihrer Entfaltung unfehlbar hervorgeht," schrieb der Präsident einmal in nachdenklicher Besorgtheit seinem Schützling am Rhein. Man versteht es, mit welcher Entrüstung Kleist zu den Anschuldigungen Reichenspergers am Rande bemerkte "Nicht wahr!" Ludwig Gerlach ließ sich indes nicht irre machen und redete Kleist im Mai 1857 bei dessen vorübergehender Anwesenheit in Potsdam wiederum ernstlich ins Gewissen wegen seines allzu polizeilichen Regiments. Dabei hatte Kleist doch gelegentlich sogar eine Tat vollbracht, die schlagend seine antipolizeiliche Grundanschauung beweist. Bald nach dem Kölner Kommunistenprozesse wollte nämlich der Generaldirektor der Polizei Hinckeldey den bekannten Stieber, der einst beim Umritt Friedrich Wilhelms am 21. März 1848 zusammen mit dem späteren Justizminister Friedberg dem Könige vorangeritten war und die schwarzrotgoldene Fahne geschwungen hatte, dann aber als eine Spitzelnatur erkannt worden war, als Polizeipräsidenten nach Köln bringen. Da war es Kleist, der mit dem Material, das ihm der General v. Gerlach gegen Stieber zur Verfügung stellen konnte, zu Hinckeldey ging, diesem jene Absicht ausredete und die Rheinländer so vor Stiebers wenig erfreulicher Persönlichkeit bewahrte. Wie man weiß, ist Stieber wegen seiner allerdings zweifellosen polizeilichen Fähigkeiten während der Regierung König Wilhelms I. doch noch zu einer einflußreichen, obwohl subalternen Stellung gelangt.[323]

Noch am Ende seines Lebens sollte Kleist unliebsam daran erinnert werden, daß er häufig recht unschuldig in den Verdacht eines polizeilichen Inquisitors kam. Im Jahre 1891 erschienen nämlich die Erinnerungen des inzwischen weltberühmt gewordenen Kunsthistorikers Anton Springer, in denen Kleist beschuldigt wurde, ihn in der Zeit seiner Wirksamkeit als Privatdozent in Bonn mit Aufpassern umgeben zu haben. Nun waren freilich der Habilitierung Springers in Bonn Schwierigkeiten bereitet worden. Der begabte junge Mann war nämlich im Revolutionsjahre in Prag recht radikal gewesen, so radikal, daß selbst der Philologe Georg Curtius, wenn man hier der Erzählung Springers Glauben schenken darf, in Prag gegen seine Zulassung als Privatdozent gestimmt hatte. Hierauf gestützt fand sich der Prager Polizeipräsident Sacher-Masoch bewogen, eine Denunziation beim Kultusminister v. Raumer gegen Springers Zulassung an der Bonner Universität einzureichen. Raumer ließ die Angelegenheit vom Kuratorium und von Kleist untersuchen. Kleist erkundigte sich bei Möller und zwei ihm bekannten Bonner Professoren, Hasse und Sell, und alle diese Instanzen sprachen sich günstig für Springer aus. Daraufhin berichtete Kleist an den Minister ohne jede Einschränkung, daß "keine Veranlassung vorliege", den Vorlesungen Springers etwas in den Weg zu legen. Anton Springer hatte demnach keinen Grund, Kleist anzuschuldigen, sondern war ihm im Gegenteil zu Danke verpflichtet. Seine Erzählung beruht auf unrichtigen Informationen.[324]

Landwirtschaft und Bergbau. Verkehrspolitik

Ein friedliches Feld fruchtbaren Schaffens fand Kleist, besonders bald nachdem er sich von der parlamentarischen Tätigkeit zurückgezogen hatte, in seiner Arbeit zur Hebung der Landwirtschaft. Schon im Jahre 1852 faßte er große Pläne zur Kultivierung weiter Landstriche und Flußgebiete. Namentlich wandte er der öden Eifel seine Aufmerksamkeit zu. Er gedachte, die Waldverwüstungen, die französischer Unverstand, Habgier und Verwahrlosung der Bevölkerung in den Jahren der französischen Revolution hier angerichtet hatte, durch eine planmäßige Aufforstung der geschädigten Ländereien mehr und eingreifender, als es bisher

---

[323] Aufzeichnungen Kleists. - Briefe Westphalens u. Manteuffels II. an Kleist. - Aufzeichnungen Leopold Gerlachs, 22. Januar 1853. - Ludwig Gerlach an Kleist, Ostern 1856. - Kleist an Schede, 16. Mai 1857. - Anton Stolberg an Kleist, 17. Juli 1852. - Korrespondenz Goldheim an Kleist, 10. November 1853. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 158.

[324] Kleist an Frau Brandis, 22. Januar 1892. Konzept und Abschrift nebst abschriftlichen Aktenunterlagen. - Anton Springer, Aus meinem Leben S. 178 ff., 195, 200, 210, 241, 251, 298. Berlin 1892.

geschehen war, zu tilgen. Niemand begrüßte sein Unternehmen mit größerer Freude als W. H. Riehl. Der schrieb, als er davon vernahm, in seinem Buche "Land und Leute": "Darin liegt eine tiefgehende Symbolik auch für die Wiedergeburt des Volkslebens in diesen Gebirgen." Kleist war so glücklich, einen vortrefflich für seine Ziele geeigneten Beamten in der Person des späteren Landforstmeisters Haas zu finden, der unendlichen Segen durch die Bewaldung der Eifel stiftete. Der Oberpräsident vermochte auch die Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft zu dauernder Hergabe von Geldmitteln zum Zwecke der Waldkultur in der Eifel und erwirkte die Bildung eines Meliorationsfonds aus ständischen und staatlichen Mitteln. Die drei Regierungsbezirke Aachen, Koblenz und Trier hatten reiche Vorteile von dieser Tätigkeit des vielgeschmähten Oberpräsidenten. Der Unverstand der bäuerlichen Bevölkerung widersetzte sich zwar vielfach auch diesen Wohltaten, so daß gelegentlich gegen die Gewalt anwendenden Landleute Militärhilfe geholt werden mußte, so gegen die Gemeinde Samersbach im Kreise Daun. Noch nach dreißig Jahren nahm ein Zentrumsabgeordneter, der Bürgermeister von Eupen, Mooren, im preußischen Abgeordnetenhause die Gelegenheit wahr, um Kleists verdienstliche Tätigkeit für die Bewaldung der Eifel und des Hohen Venns als vorbildlich hinzustellen. Ungemein wohltätig wirkte außerdem das große von Kleist unternommene Werk der Entwässerung und Bewässerung der Täler der Flüsse Erft und Niers. Auch hierfür fand er in der Person des späteren Oberlandbaumeisters Hamel den richtigen Mann für das Werk. Hamels "Treue und Energie" gelang es nach Kleists Zeugnis, Entwässerungs- und Bewässerungsgenossenschaften zusammenzubringen, und Kleist sorgte dafür, daß der tüchtige Mann vom Staat die nötigen Mittel zur Verfügung erhielt.

Als im März 1855 auf dem linken Ufer des Niederrheins in der Gegend von Krefeld, Kleve, Wesel und Orsoy starke Überschwemmungen eintraten, da bereiste er wochenlang die heimgesuchten Gegenden und stellte mit dem Assessor Gustav v. Diest, dem hünenhaften Landratsamtsverweser v. Ernsthausen und dem Strombaumeister Nobiling Erwägungen darüber an, wie zu helfen und künftigen derartigen elementaren Ereignissen vorzubeugen sei. Vor allem prüfte er die bestehende Deichverfassung des näheren. Zugleich erließ er einen Aufruf an die gesamte Monarchie zur Unterstützung der infolge der Überschwemmung Notleidenden. Der Präsident der Düsseldorfer Regierung versagte damals ganz. Als in Trarbach und Neuwied Brände großen Schaden anrichteten, erwirkte der Oberpräsident sofort beim Könige namhafte Beträge zur Unterstützung der Städte. Mit großer Liebe widmete er sich der Neugestaltung der landwirtschaftlichen Hochschule zu Poppelsdorf und führte im Jahre 1856 dort das neue Kuratorium in feierlicher Rede ein, die mit den Worten begann: "Es gibt keine glückseligere, freiere Tätigkeit als die Landwirtschaft".

Der Landwirtschaft angehörig war auch ein großes Werk, dessen Ausführung ihm nicht mehr beschieden sein sollte.

In den ärmeren oberrheinischen Gegenden des Hunsrück, der Eifel und des Westerwaldes bestand seit alters eine grauenhafte Güterzersplitterung, die dringend Abhilfe erheischte. Man fand vielfach so kleine Wiesen, daß der ganze Heuertrag mit einem Male von einer Frau in der Schürze fortgetragen werden, Landstücke, so schmal, daß man sie mit einem Schritte überschreiten konnte und sich ihre Beackerung gar nicht mehr verlohnte. Der Zerstückelungsprozeß war zudem in einem stetigen Fortschreiten begriffen. Schon vor Kleists Verwaltung war die Regierung darauf aufmerksam geworden und hatte an staatliches Einschreiten gedacht. Der Spezialkommissar Regierungsrat Wilhelmy im Kreise Altenkirchen beschäftigte sich schon im Jahre 1850 mit der Frage der Konsolidation des Grundbesitzes. Seitdem Kleist das Oberpräsidium innehatte, kam mehr Fluß in die Sache. Im Jahre 1853 erteilte er Wilhelmy den Auftrag, seine Studien in einer Schrift zusammenzufassen. Am 28. März 1856 war dieser damit fertig. Nun ging Kleist an ein eingehendes Studium der Frage. Er verständigte sich zugleich mit dem früheren nassauischen Regierungspräsidenten Magdeburg und bereiste mit diesem nassauisches Gebiet zum Studium der dortigen Güterverhältnisse. Am 11. Oktober 1857 war er, nach einigen namentlich durch Krankheit bedingten Unterbrechungen, so weit, um Schede seine Ideen mitzuteilen. Er gedachte einen Bericht "über die Verhältnisse und Bedürfnisse des rheinischen Grundbesitzes" zu erstatten und in ihm vier Fragen: Konsolidation, Erbrecht, Hypothekenrecht, Kreditanstalten zu erörtern. Mit der Abfassung wurde der fleißige Assessor Gustav v. Diest betraut und dazu gehörig instruiert. Diest war im August 1858 mit dem Konzept fertig. Es umfaßte mehrere hundert Spalten. Der Oberpräsident unterwarf es einer gründlichen Durchsicht, korrigierte es stark und schaltete lange Stücke neu ein. Das Schriftstück war eine Art landwirtschaftliches Vermächtnis aus seiner Tätigkeit am Rhein.

Begeistert schilderte er im Eingange die Schönheit der ihm unterstellten Provinz. Er fand, daß das Land den Eindruck eines Gottesgartens mache. "Das Auge ruht mit Entzücken auf seiner Lieblichkeit und Fülle, und die Seele ist voll der Güte und Segnungen Gottes, welche er darüber ausgegossen hat." "Die Bewohner sind nicht so zähe und tüchtig wie die Westfalen, nicht so entsagend und unermüdet wie die Schlesier, aber sie sind von leichter Auffassung, finden sich gewandt in die maßgebenden Verhältnisse, sie sind rührig und arbeitsam. Ihr Trachten nach äußerem Erwerb und Wohlstand spannt sie an. Und trotz aller dieser günstigen Umstände ist die Landwirtschaft in der Provinz doch lange noch nicht in dem Zustande der Vollkommenheit." Er zählt dann die bestehenden Mängel auf und findet deren Hauptursache in der Zerrissenheit des Bodens. Bei 10 Millionen Morgen berechnet er die Anzahl der Parzellen auf 12 1/2 Millionen und deren Steigerung in 14 Jahren um 8 vom Hundert. Sachlich wich er von Wilhelmy insofern ab, als er dem in Nassau beliebten Konsolidationsverfahren vor dem preußischen den Vorzug gab. Der begabte Ernst v. Ernsthausen, der in späterer Zeit als Oberpräsident von Ostpreußen Gelegenheit fand, seine Tüchtigkeit zu verwerten, konnte sich ihm bei einer späteren Kritik im wesentlichen nur anschließen. Im Verlaufe seiner Ausführungen entwickelte Kleist den auch schon früher von ihm vertretenen Gedanken, wie wichtig es sei, den kleinen Leuten, auch Fabrik- und Bergarbeitern, die Möglichkeit zu gewähren, sich seßhaft zu machen, weil sie dadurch einen festeren Halt im wirtschaftlichen Leben gewönnen und ihnen damit auch Vaterlandsliebe eingeimpft werden würde. Lebhaft bekämpfte er die römische Theorie vom Eigentumsrecht, nach der man mit einer Sache machen dürfe, was man wolle. Er hat diese Theorie in seinen parlamentarischen Reden immer wieder bekämpft. Nach der germanisch-christlichen Auffassung stände es umgekehrt, meinte er. Danach "besitze ich alles, was ich habe, als ein mir von Gott anvertrautes Gut. Die germanische Auffassung des Eigentums geht dahin, die Seite wesentlich hervorzukehren, daß das Gemeinwesen, der Staat, daran wesentlichen Anteil hat". Das war eine tiefe Auffassung des Problems, die wohl die Beachtung der Gesetzgeber verdiente. Bei der Frage des Hypothekenwesens setzte er sich, augenscheinlich durch den Agrarier Peguilhen beeinflußt, mit einem früher erstatteten Gutachten August Reichenspergers auseinander. In der Frage des Kreditwesens hatte er sich bei Erwin Nasse, dessen Abhandlung über Banknoten und Papiergeld ihn seinerzeit lebhaft beschäftigte, Rat geholt. Die Widerstände, die er auch bei diesem Unternehmen zu Anfang allenthalben in der Provinz fand, wurden von ihm im Laufe der Zeit besiegt. So wußte er unter andern auch den Oberbürgermeister von Köln, Stupp, einigermaßen für sich zu bekehren. Da er aber bald nach Fertigstellung des an die Minister der Justiz, des Innern und der Landwirtschaft erstatteten Berichts verabschiedet wurde, hat er seine Ideen nicht mehr ausführen können. Er erlebte indes noch im Jahre 1884 die Genugtuung, daß ein rheinischer Abgeordneter im Landtage hervorhob, wenn die im Jahre 1858 von Kleist angeregten Maßregeln durchgeführt worden wären, so würde ein gut Teil der wirtschaftlichen Fragen, die in der Rheinprovinz noch immer beständen, gelöst sein.[325]

Ein ähnliches Schicksal wie seine umfassenden landwirtschaftlichen Pläne erlebten Kleists Absichten zur Hebung der sozialen Lage der Bergleute. Seit dem Jahre 1856 steigerte sich die Heranziehung von Arbeitern zu den staatlichen Kohlengruben in außerordentlichem Maßstabe, so daß sich das Gemeindeleben in den bergmännischen Bezirken völlig umgestaltete und zum Teil auflöste. Um Ordnung in diese Verhältnisse zu bringen und sittlichen Schäden vorzubeugen, berief Kleist in der Zeit vom 11. -13. Mai 1858 nach Saarbrücken eine Konferenz, die sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigte. Es zeigte sich bei dieser

---

[325] Landwirtschaft: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III. Sekt. 8. Nr. 87, 92, 93, 102. Sekt. 1. Nr. 2. - Kleist an Schede, 22. Mai, 11. Oktober 1857, 6. November 1884. - Kleist an Bismarck, 10. Juni 1857. - Kleist an Diest, 3. Juni 1857. - Kleist an Ranke, 5. Dezember 1852. - Rede in Poppelsdorf, Konzept. - Sten. Ber. des preuß. Abgeordnetenhauses, 10. Dezember 1883. Reden von Mooren, Knebel, Minister Lucius. - Sten. Ber. des preuß. Herrenhauses, 5. Mai 1874, S. 245, 23. März 1876, S. 49. - Ernsthausen, Erinnerungen S. 146, 196. - Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen S. 251 f. - Th. Wilhelmy, Über die Zusammenlegung der Grundstücke in der preuß. Rheinprovinz. Berlin, Reimer, 1856. - Otto Beck, Beschreibung des Regierungsbezirks Trier Bd. II, 1. Abt. Trier 1869. S. 9, 75; 2. Abt. Trier 1871. S. 134. Riehl, Land u. Leute, 1899, S. 282. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3, 160. - Notstände: Bericht Kleists an Minister des Handels, des Innern u. der Landwirtschaft, 15. März 1855. Konzept im Nachlaß. - Manteuffel II. an Kleist, 8. April 1855. - Kleist an Schede, 4. August 1852, 24. Februar 1858. - Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen S. 226.

Gelegenheit wieder, welche tiefen Auffassungen dieser hinterpommersche Junker, dessen eifrigstes Bestreben war, ein patriarchalisches Regiment am Rhein zu üben, von den Pflichten des Staats als Arbeitgeber hatte. Er berichtete dem Ministerium über die Sachlage: "Das Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer ist es, welches hier nach allen seinen Beziehungen zur Sprache kommt. Ginge man freilich von der Voraussetzung aus, daß der Arbeitgeber, und namentlich die Staatsregierung in dieser Eigenschaft, mit der Zahlung des bedungenen Lohnes alle Verpflichtungen, welche aus diesem Verhältnisse sowohl dem Arbeiter, als dem gemeinen Wesen gegenüber entspringen, erfüllt habe, so würden alle weiteren Erörterungen abgeschnitten sein. So engherzig juridischer Ansicht in dieser Abstraktion entgegen zu treten, habe ich indessen nicht nötig; die Frage nach jenem Verhältnis ist gerade in unserer Zeit so mächtig angeregt, die politische und soziale Entwicklung hat zu entschieden auf die tiefere Erfassung derselben hingedrängt, als daß jene einseitige, dürftige Lösung des Problems noch eine ernstliche, auf Anerkennung Anspruch machende Vertretung finden könnte. Die einseitige Geltendmachung des finanziellen Gesichtspunktes, wobei die Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse nur so weit dargereicht werden, als etwa der Buchstabe des Gesetzes oder der unvermeidliche Zwang der Umstände solches gebieterisch fordert, läuft dem wahren finanziellen Interesse selbst entgegen. Oder liegt es etwa nicht auch in diesem finanziellen Interesse, daß der Staat Mittel aufwende, der Vermehrung und Verwilderung eines entsittlichten Proletariats entgegen zu wirken und tüchtige, ordentliche Bürger zu erziehen, daß der Staat gerade da, wo er selbst Massen von Arbeitern aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, zur Ausbeutung ihrer physischen Kräfte zusammenzieht, einen Teil, und noch dazu einen verhältnismäßig sehr geringen Teil des dadurch erzielten reichen Gewinnes zu Einrichtungen verwende, die erforderlich sind, um einesteils die dort einheimischen Untertanen und Gemeinden vor der Auflösung ihrer altbegründeten Verhältnisse, vor materiellem und sittlichem Verfall zu schützen, und andernteils die rohe Masse der Arbeiter in einem zusammenhängend gegliederten Organismus, der sich mehr und mehr selbst tragen und kräftigen wird, zusammenzufügen, dadurch Zucht und Ordnung, Selbstachtung und Standesbewußtsein, Gesittung und Bildung in dieselbe einzuführen, und so einen gesunden, zuverlässigen, rechtschaffenen Arbeiterstand im Dienste des Staates heranzubilden? Es kann gar nicht fehlen, daß die zu solchem Zweck mit weiser Umsicht und mit einer auf die höheren Verhältnisse eingehenden Liebe zum Volke verwendeten Mttel sich umso reichlicher verzinsen, je weniger karg mit der Anlegung derselben zurückgehalten wird."

Kleists Plan, die Bergmannskolonien mit Unterstützung des Fiskus in selbständige Gemeinden umzuwandeln, gelangte nicht zur Ausführung, vor allem doch wohl, weil er selbst vom Rheine fortgehen mußte. Damit fielen auch alle anderen Ideen, deren Verwirklichung der treue Mann mit Liebe und Freude ins Auge faßte, um den korporativen Geist der Bergleute zu heben. Immerhin wirkten die Erörterungen zu Saarbrücken günstig auf die Entwicklung der bergmännischen Ansiedlungen.[326]

Ähnlich widmete sich Kleist der Hebung des Handwerkerstandes. In einer an den Handelsminister gerichteten Denkschrift vom 29. Oktober 1853 unterzog er die durch Verordnung vom 9. Februar 1849 geschaffene Einrichtung des Gewerberats, als einseitig im Interesse der Fabrikanten und Kaufleute gedacht, einer scharfen Kritik und vertrat schon damals den Gedanken der Errichtung von Handwerkerkammern und einer planmäßigen Durchführung der Gesellenprüfungen.[327]

Lediglich im Interesse seiner Provinz ging er im November 1855 nach Paris zum Besuch der Industrieausstellung daselbst. "Ich bin es meiner Stellung als Oberpräsident der hiesigen industriellen Provinz doch schuldig," schrieb er an Bismarck.[328]

Mit großem Eifer widmete sich Kleist während seiner Verwaltung ferner dem Ausbau des Wege- und Eisenbahnnetzes in der Provinz. Schon im Jahre 1852 deutete er Ranke an, daß er mit Plänen dafür beschäftigt sei. Doch kam er erst nach Abgabe der parlamentarischen Geschäfte zu einer eindringenden und

---

[326] Alex. v. Brandt, Zur sozialen Entwicklung im Saargebiet S. 23 ff. Leipzig 1904. - Otto Beck, Beschreibung des Regierungsbezirks Trier II. Bd. 1. Abt., S. 220 ff.

[327] Beglaubigte Abschrift der Denkschrift im F.A.

[328] Kleist an Bismarck, 4. November 1855.

fruchtbaren Tätigkeit auf diesem Gebiete. In deren Folge konnte im Herbst 1856 mit dem Bau der Linie Saarbrücken-Trier, im April 1857 mit dem der Strecke Rhein-Nahe begonnen werden. Bald danach durfte Kleist die Strecke Deutz- Oberhausen-Rotterdam in Rotterdam, an der Grenze und in Deutz in Reden, die bei den Holländern einen besonders freundlichen Widerhall fanden, sowie am 11. November 1858 in vielbesprochener Feier an der schönsten Stelle am Rhein, in Rolandseck, die Strecke Köln-Koblenz dem Verkehr übergeben, überall spürt man seine treibende Tatkraft in diesen Dingen. Am 6. Mai 1856 schrieb er an Schede: "Wegen der Nahebahn sind wenigstens im allgemeinen zustimmende Erklärungen der anderen Regierungen unterwegs." Am 19. Juni 1857 meldete er demselben Freunde: "In den Verhandlungen mit Nassau wegen der Eisenbahnen hoffe ich einen Schritt vorwärts gekommen zu sein, - wenn man nun auch nur in Berlin verständig ist." Am 24. Juni 1857 schickte er von Stettin aus an seinen Vertreter "interessante Konzepte wegen der Deutz-Gießener Eisenbahn, das Resultat meiner Arbeiten in Nassau, es wird ja dadurch hoffentlich die Sache endlich in Ordnung kommen." Bei dem den König vertretenden Prinzen von Preußen setzte er am 3. März 1858 in persönlicher Audienz durch, daß der Koblenzer Güterbahnhof jenseits der Mosel zu liegen kam. Der Prinz versprach ihm dabei, für erleichternde Baubedingungen beim Militär zu sorgen. Bei diesem erwirkte er sich damals auch die Zusage, "alles mögliche zu tun, um den Rheinstrombaufonds zu erhöhen". Die Rheinstrombauten, ebenso der Kommunalwegebau haben unter Kleists Verwaltung einen großen Aufschwung erlebt. Für das ostrheinische Gebiet gründete er einen Bezirksstraßenfonds. -

Kirche, Schule und Justiz

Recht beklommenen Gefühls war Kleist im Hinblick auf die Aufgaben, die ihm bei Behandlung der Katholiken erwachsen würden, an den Rhein gegangen. Durch den Einfluß Ludwig Gerlachs stand er der römischen Kirche durchaus wohlwollend gegenüber. Er war jedoch zu sehr Preuße, um irgend welche Geneigtheit zu bezeigen, den Rechten des Staates gegenüber römischen Ansprüchen etwas zu vergeben, und ganz willens, Fechterhandschuhe anzuziehen, wenn es sein mußte. Demgemäß hat er Preßpolitik getrieben. Wenn es ihm richtig schien, irgend eine Maßregel durchzusetzen, so kümmerte er sich den Pfifferling darum, was die römische Geistlichkeit dazu sagte. Oft genug hat er wohl unvorsichtig gehandelt, und Ludwig Gerlach stimmte wiederholt laute, zum Teil nicht unberechtigte Klagen über sein rücksichtsloses Draufgehen an. Sehr bald nach seinem Eintritt in die Amtsgeschäfte am Rhein entsann der junge Oberpräsident sich der Gespräche, die er einst mit seinem Ernst Ranke über die katholische Kirche geführt hatte. "Weißt du noch, wie du mir einmal schriebst," so plauderte er mit ihm am 5. Dezember 1852, wo er auf einen "tiefgreifenden, ernsten Konflikt mit den Bischöfen" anspielte, "ich solle recht das Verhältnis von Kirche und Staat studieren? jetzt soll ich es hier praktisch üben. Gott gebe mir dazu seine Weisheit." Damals war das Verhältnis des preußischen Staats zu der römischen Kirche im wesentlichen noch gut. Aber Kleist wird nicht sehr viel anders gedacht haben als sein Freund Westphalen, der ihm am 8. November 1852 sorgenvoll schrieb: "Die Richtung der ecclesia militans - wo nicht schon triumphans - ist schon längst im Anmarsch." Wer da meint, Kleist habe mit der römischen Kirche kokettiert, hat ihn nicht erfaßt. Er war geneigt, sie und ihre Vertreter optimistisch zu beurteilen, aber Eroberungen bei ihr zu erstreben und ihr Konzessionen zu gewähren, war weniger seine Art. Seine ehrliche Natur war gar nicht im stande, das Wesen des römischen Klerus völlig zu ergründen, und auch mancher Laie dieser Kirche führte ihn mit Leichtigkeit hinters Licht. Selbst seine jüngeren Beamten, wie G. v. Diest, wunderten sich zuweilen über das harmlose Vertrauen, mit dem er diesen Faktoren gegenübertrat. Er lernte vielfach treffliche Vertreter der römischen Kirche kennen. So durfte er mit Recht den Pfarrer Kolping, den Stifter der katholischen Gesellenvereine, neben Wichern unter seinen Gästen willkommen heißen. Aber er begegnete auch den Jesuiten mit großem Vertrauen und mißbilligte im Gegensatz zum General v. Gerlach den Erlaß des Kultusministers v. Raumer gegen den Besuch des "Kollegium Germanikum" im September 1852, weil dieser eine große Aufregung am Rhein hervorrief und nach seiner Ansicht ungünstig auf die Wahlen wirken mußte. Er befürwortete statt dessen eine Verweigerung der Pässe zum Besuch jenes Kollegiums von Fall zu Fall und gab damit vielleicht einen durchaus staatsmännischen Rat. "Gegen die Wirksamkeit der Jesuiten liegt hier nicht die geringste ungünstige Erfahrung vor," schrieb er dem Präsidenten Gerlach. Vor einer harmlosen Beurteilung der Jesuiten suchte ihn sein Freund, der Finanzminister Karl v. Bodelschwingh gelegentlich zu warnen, der aus seinen westfälischen Erfahrungen heraus an ihn schrieb: man dürfe "sich nicht von der Meinung beschleichen lassen, als sei sogenannte billige Behandlung irgendwie geeignet, Dankbarkeit oder gar wahre Anhäng-

lichkeit bei den Ultramontanen zu erreichen." Die staatliche Stellung hat Kleist auch außerhalb der Preßpolitik wiederholt sehr energisch gegen die römische Kirche zu wahren gesucht; so strebte er dahin, das Terrain, das dem Staate in der Frage der Besetzung der Bistümer verloren gegangen war, wieder zu gewinnen, und wurde bei Gelegenheit der Paderborner Bischofswahl im Jahre 1856 bei Raumer deswegen vorstellig, mußte jedoch vom General v. Gerlach hören, daß die Regierung solche Bestrebungen für unmöglich halte, da die Brühlsche Mission nach Rom beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die Stellung des Staates in dieser Beziehung einmal verdorben hätte. Doch scheint es so, als ob Kleist sich nicht gleich habe abschrecken lassen. Noch energischer wahrte er zum Verdruß Leopold Gerlachs und wohl auch von dessen Bruder die staatliche Stellung in der Sache der Piusvereine, deren scharfer Gegner er war, weil er sie lediglich als revolutionäres Unkraut betrachtete. Als sie im September 1854 eine Versammlung in Köln veranstalten wollten, untersagte er ihnen dies kategorisch, obwohl das einen gewaltigen Rumor machte. Leopold Gerlach rügte es sofort: "Mein verehrter Freund! Die Sache mit Köln gefällt mir nicht. Es ist nie weise und gut getan, sich in die Angelegenheiten der römischen Kirche zu mischen, wenn man nicht auf das entschiedenste dazu gezwungen ist. Man hätte die Zusammenkunft ruhig erlauben können." Schon vorher hatte Westphalens Vertreter, Manteuffel II, abgeraten, die Versammlung zu untersagen. "Daß die Piusvereine sich früher mit politischen Angelegenheiten beschäftigt haben, beweist noch nicht, daß sie dies auch in Köln wieder tun werden", meinte der sonst sehr zum Eingreifen geneigte Bruder des Ministerpräsidenten. Auch Raumer wollte die Versammlung ruhig stattfinden lassen. Kleist verhandelte mit dem Vorstande und verlangte Bürgschaften. Als ihm diese nicht geleistet wurden, erließ er endgültig das Verbot. Noch im Februar des nächsten Jahres verteidigte er seine Maßregel gegen Wichern und überzeugte diesen, daß er sowohl im Interesse der römischen Kirche als im notwendigen Interesse des Staates gehandelt habe. Somit sah sich Schede als Kleists Vertreter im nächsten Jahre abermals veranlaßt, die Versammlung in Köln zu verhindern. Sehr verdacht hat es die römische Geistlichkeit Kleist auch, daß er im Jahre 1854 die Erlaubnis zum Bau einer Marienkirche in Aachen zum Gedächtnis an die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis, eine Erlaubnis, die nach Kleists Verabschiedung telegraphisch gestattet wurde, versagte. Mannigfache Ärgernisse und Konflikte erwuchsen seiner Verwaltung infolge simultaner Verhältnisse, so bei gemeinsamer Benutzung von Kirchen oder Begräbnisplätzen durch die verschiedenen Konfessionen. Ein Schulbeispiel dafür war die Bausendorfer Kirchhofssache, die Jahre hindurch spielte. Zur Vermeidung der widerwärtigen Zwistigkeiten, die hierbei infolge unduldsamer und maßloser römischer Ansprüche entstanden, sah sich Kleist gezwungen, bei Neuanlegung von "Friedhöfen" und auch sonst auf eine Trennung der Begräbnisplätze nach Konfessionen hinzuwirken. In einer friedlichen Regelung der Verhältnisse zu der römischen Kirche war Schede eine willkommene Stütze. Kam doch dieser den römischen Glaubensbrüdern mit noch größerem Wohlwollen entgegen als der Oberpräsident.[329]

Mt zielbewußter Hand verwaltete Kleist das Schulwesen. In den Volksschulen führte er, gerade um das evangelische Leben zu fördern, streng die Konfessionalität durch und strebte sie auch in den höheren Lehranstalten an. Er fand, daß die Entwicklung der Zeit darauf hinsteuerte. Hatten doch noch im dritten Jahrzehnt des damaligen Jahrhunderts die Schüler des römischen und evangelischen Bekenntnisses auf den höheren Lehranstalten am Rhein gemeinsamen Religionsunterricht genossen. So kämpfte er beharrlich für Trennung des Geschichtsunterrichtes, obwohl Raumer sich dazu nicht verstehen wollte und dessen feinsinniger Berater Wiese ihm unumwunden dergleichen Ideen für ganz unausführbar bezeichnete. Auch Kleists Freund de la Croix versagte sich diesen Bestrebungen. Der Dezernent für das rheinische Schulwesen war seit vielen Jahren der wackere Dietrich Landfermann, ein starrköpfiger, schwer zu behandelnder

---

[329] Katholische Kirche: Kleist an Ludw. Gerlach, 10. September 1852, an Ranke, 5. Dezember 1852. - Westphalen an Kleist, 8. November 1852. Manteuffel II. an Kleist, 30. August 1854. - Leop. Gerlach an Kleist, 14 u. 20. September 1852, 24. September 1854, 15. Januar u. 29. Juli 1856. - Aufzeichnungen Schedes und Junckers von Ober-Conreut. - Schede an Kleist, 30. August 1855. - Karl v. Bodelschwingh an Kleist, 14. September 1855. - Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III, Sekt. 6. Nr. 1578. - Germania 1892, Nr. 116. - Brück, Geschichte d. kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert Bd. III, S. 523 ff. - Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter Bd. II (21. Februar 1855). - Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen.

Westfale, der als Burschenschafter tief unter Verfolgungen zu leiden gehabt hatte. Dicht am Rhein bewohnte er in Koblenz ein schönes Tuskulum, das heute sein Reliefbild ziert. Geradheit, Arbeitskraft und hoher Idealismus sowie außerordentliche Kenntnis der rheinischen Schulverhältnisse, die er sich in seiner langen Wirksamkeit erworben hatte, machten ihn zu einer sehr schätzenswerten Kraft im Regierungskollegium zu Koblenz. Kleist überzeugte sich bald von seiner Tüchtigkeit und hob sie in seinen Berichten gebührend hervor. Aber die beiden harten Charaktere haben sich das Leben recht sauer gemacht und manchen heftigen Strauß miteinander ausgefochten. Als Landfermann von Leiden heimgesucht wurde, ging das Kleist sehr nahe. Er verschaffte ihm manche Erleichterung im Dienst und strebte danach, den mit Arbeiten überhäuften Mann durch eine Teilung der Schulratsstelle, die hier am Rhein in der Tat angebracht war, zu entlasten, jedoch ohne Erfolg. Am liebsten hätte er ihm das Dezernat über das höhere Schulwesen abgenommen. Diese Absicht stieß jedoch auf den Widerstand Wieses, obwohl dieser an Landfermann eine gewisse unpraktische Art und Langsamkeit auszusetzen hatte. Eine große Genugtuung war es für Kleist, daß Landfermann behilflich war, die Stiehlschen Regulative einzuführen, in denen auch nach Ansicht des Schulrats die heilsamsten Prinzipien enthalten waren. Kein Geringerer als Bethmann-Hollweg berief sich noch später zur Verteidigung der vielgeschmähten Regulative auf das Gutachten Landfermanns. Stiehl selbst kam zu einer Konferenz im Jahre 1856 nach Koblenz. "Wir konferieren hier zwei Tage mit Stiehl über Schullehrerbildung durch Treibhausbildung, um schnell Hilfe zu schaffen," schrieb Kleist darüber an Schede. Einzelne wichtige Posten der Schulverwaltung suchte Kleist mit Männern von erprobter Tüchtigkeit zu besetzen. Er bewies auch hier wieder wie bei der Wahl publizistischer Hilfskräfte, sowie bei den Aufforstungs- und Meliorationsarbeiten einen trefflichen Blick. So berief er aus Nakel den jungen Rudolf Kögel zum Seminardirektor von Moers. Doch dieser, dem einige Zeit vorher die Alternative "Rom oder Nakel" gestellt worden war, entschied sich nach einigem Schwanken auch diesmal dafür, in seinem stillen Nakel zu bleiben.

Viel Mühe und Sorge verursachte dem Oberpräsidenten sein alter Freund Philipp Wackernagel. Dieser so vielseitig begabte, kräftige und hochfliegende Mann bereitete sich selbst durch ein unruhiges Gemüt und ein recht streitbares Wesen manche schwere Stunde und schiefe Stellung. Eines Tages fühlte er sich bewogen, seinem bedrängten Herzen in einem langen ergreifenden Schreiben an Kleist Luft zu machen. Es läßt tief in den Zustand einer edlen Seele hineinblicken, die unter dem Druck der Verhältnisse zu erliegen droht. "In allen Kammern meines Gemütes," so heißt es darin, "rufen alte und neue Arbeiten, die ans Licht wollen, Ideen, die nicht lebendig begraben, nicht von anderen realisiert sein wollen. Seit dreißig Jahren liegt mein Lehrbuch der Geometrie da und wartet der letzten Hand. Seit 1840 liegt mir meine Arbeit über die Realschulen am Herzen, zu der ich viel gesammelt. Seit 1841 habe ich alle meine Ferienzeit dazu verwandt, meine hymnologischen Studien weiter zu führen." In der Realschule, die er in Elberfeld leitete, fühlte er sich nach jeder Richtung unglücklich. Dem Plan, eine Gewerbeschule ins Leben zu rufen, erwuchsen überall Schwierigkeiten. Dazu war er so kümmerlich gestellt, daß er seine Familie nur aufs dürftigste ernähren konnte. Kleists Energie gelang es schließlich, das Widerstreben des Handelsministers v. d. Heydt gegen die Gründung der Gewerbeschule zu besiegen. Heydt sagte ihm Erfüllung seines Wunsches zu. Ebenso erwirkte Kleist für Wackernagel beim Könige eine namhafte Unterstützung für die Herausgabe seines hymnologischen Werkes.

Die wertvollste Errungenschaft seiner Kirchen- und Schulpolitik bildete es für Kleist, daß er noch nach Jahrzehnten von einer Seite, die ihm als Autorität gelten durfte - es war der Geheime Baurat Stein, der unter Kleist in Aachen als Baurat tätig gewesen war -, das Urteil aussprechen hörte, durch seine Verwaltung sei das kirchliche Bewußtsein der Evangelischen im Rheinlands gestärkt worden.[330]

---

[330] Schulpolitik: Bericht Kleists an Raumer über Schulkonferenz im Jahre 1855, Konzept. - Schreiben Wackernagels an Kleist, 24. Mai 1855. - Wiese an Kleist, 4. März u. 10. November 1855. - Illaire an Kleist, 6. Mai 1856. - v. d. Heydt an Kleist, 28. November (?) 1855. - Kleist an Schede, 5. u. 9. September 1856, 3. Juni 1857, 5. März 1858, 6. September 1884. - Kögel an Kleist, 15. Oktober 1856. - Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. II. Sekt. 2. Lit. B, Nr. 56. - Senden an Kleist, 26. Oktober 1855. - Aufzeichnungen Kleists. - Landfermann, Erinnerungen aus seinem Leben. - Treitschke, Deutsche Geschichte V, 242. - Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter II (29. Juli 1852 u. 14. Juli 1849). - Ludwig Schulze, Philipp Wackernagel S. 154. - Rudolf Back, Friedrich Back. Berlin 1889. S. 60.

Auch die rheinische Justiz sollte die energische Hand des Junkers aus Pommerland spüren. Kleist fand hier Gelegenheit, eine ihm berechtigt erscheinende Eigentümlichkeit zu schonen, indem er die Einrichtung der ostrheinischen Schöffengerichte im Justizsenat zu Ehrenbreitstein, die eine umfangreiche freiwillige Gerichtsbarkeit ausübten und insbesondere das Hypothekenwesen unter sich hatten, vor dem Untergang bewahrte. Der Justizminister Simons hob sie nämlich am 5. Juni 1852 auf. Kleist aber fand, daß die uralte Einrichtung der Erhaltung wert sei, und nahm sich der über die Aufhebung klagenden Ostrheinländer an. Zwar gab er zu, daß einem altpreußischen Hypothekenrichter das Blut in den Adern starren müsse, wenn er zuerst diese Hypothekenverwaltung kennen lerne. Indes bei näherer Kenntnis, so führte er später unter Anführung von Beispielen au", verliere sich das Vorurteil. Die nicht zu leugnenden Mängel der geringen Entwicklungsfähigkeit, der verschiedenartigen Organisation, der schlechten Schreibkräfte und der geringen Aufsicht ließen sich abstellen. Der gesicherte Realkredit, die wohlfeile Justizpflege, ihre Promptheit und die eifrige Wahrnehmung der Parteiinteressen durch die Schöffen, alles große Vorzüge, ließen die Erhaltung wünschenswert erscheinen. Deswegen berief er am 4. Juli 1853 eine Konferenz wegen dieser Sache, deren Ergebnis außer einer Kritik der Schöffengerichte und dem Antrag auf deren Wiederherstellung eine Reihe von Neugestaltungsvorschlägen waren. Dies Vorgehen im Geiste der Romantik gefiel dem Präsidenten Ludwig v. Gerlach an seinem Freunde, und er spendete ihm lebhaften Beifall. In der Tat gelang es Kleist, den Minister noch im Dezember desselben Jahres zu bewegen, seine Verordnung zurückzunehmen und die alte Einrichtung wieder herzustellen. Das haben die Bewohner des rechten Rheinufers Kleist lange Dank gewußt. Er selbst war ganz glücklich über diese Errungenschaft. "Solche Erfolge der eigenen Wirksamkeit söhnen wieder mit den vielfachen Mühen und Schwierigkeiten aus," schrieb er an Schede. Doch war die Abschaffung der Schöffengerichte nur vertagt. Roch während seiner Verwaltung scheint Kleist auf ein erneutes Vorgehen des Ministers gegen die Einrichtung gefaßt gewesen zu sein. "Simons ist ganz wild über unseren Bericht wegen der Schöffengerichte; wir seien getäuscht; das wolle er alles widerlegen", meldete er am 16. Mai 1857 aus Potsdam seinem Stellvertreter.

Andere Maßnahmen, die ins Bereich der Justizverwaltung fielen, betrafen die Lage des rheinischen Friedensrichterstandes, über die er den ihm sehr ergebenen Aachener Landgerichtes Präsidenten Scherer im Jahre 1856 eine Denkschrift ausarbeiten ließ, und die erst ein halbes Jahrhundert danach verwirklichte Errichtung eines zweiten Oberlandesgerichtes am Rhein, wozu er sich, wie es scheint, von einem rheinischen Staatsprokurator ein umfassendes Gutachten ausarbeiten ließ, das wiederum Scherer zur Kritik erhielt. Auch sonst erkennt man hier und da sein Wirken. Am 31. März 1855 teilt er Schede mit: "Gegen meinen Bericht wegen der Oberprokuratoren hat der Justizminister ein ganzes Buch geschrieben. Hinckeldey will es aber bis vor Seine Majestät bringen."[331]

Das Preußentum in Kleist bäumte sich auf, als der Landrat von Elberfeld, Otto v. Diest, zu Anfang des Jahres 1854 einem weitverzweigten Bestechungssystem auf die Spur kam, durch das sich zahlreiche Söhne von wohlhabenden Rheinländern von der Militärpflicht befreit hatten und das auf den geringen militärischen Geist in jenen Kreisen ein grelles Licht warf. Auf die Anzeige davon ging Kleist mit dem kommandierenden General v. Hirschfeld, mit dem er in einem guten Verhältnis stand, energisch vor. Dabei behielt der Oberpräsident durchaus die Leitung der Sache. Sein Beirat war der Assessor v. Oheimb. Auf Kleists Veranlassungwurde eine Nachprüfung des Ersatzgeschäfts in den Jahren 1849-1853 verfügt. Unter dem Vorsitz des Generalmajors v. Hann trat, veranlaßt durch eine scharfe Kabinettsordre vom 22. Juli, im August eine außerordentliche Superrevisionskommission zusammen, die bis zum 12. September tagte. Der Verlauf der Untersuchungen und der darauffolgenden gerichtlichen Verhandlungen war wie gewöhnlich. Es gelang den Angeklagten, unendlich viel zu verdunkeln, und die Untersuchenden vermochten bei weitem nicht alles festzustellen. Zudem sollte Kleist bei dieser Gelegenheit gleich das psychologische Problem, dos in dem heißspornigen, hier seine ersten heftigen Kämpfe gegen das Kapital führenden Draufgänger Otto v. Diest

---

[331] Justizverwaltung: Denkschrift Kleists über die ostrheinischen Schöffengerichte, Juli 1858, Konzept. - Kleist an Schede, 5. Dezember 1853, 31. März 1855, 16. Mai 1857. - Ludwig Gerlach an Kleist, 8. Juli 1853. - Scherer an Kleist, 9. Oktober 1856. - Sten. Ber. des Herrenhauses, 18. Februar 1863, S. 54-57.

steckte, unliebsam kennen lernen. Diest brachte durch seine leichtsinnigen Behauptungen und Meldungen die ehrenwertesten Leute in peinliche Verlegenheiten. Immerhin wurden bei den Gerichtsverhandlungen zu Hamm und Köln im November 1854 und Januar bis Februar 1855 zahlreiche Schuldige ermittelt. Eine Anzahl der Bestochenen wurde zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt, und viele junge Leute mußten in Arbeiterabteilungen nachdienen. Zu Kleists Betrübnis zeigte hier aber das Regiment des Königs wieder einmal seine Schwäche. Es machten sich Gegeneinflüsse geltend, denen es gelang, Friedrich Wilhelm nachsichtig zu stimmen. Voran standen darin der Justizminister Simons und der Handelsminister v. d. Heydt, ebenso Hinckeldey. So erfolgte wieder einmal ein Gegenbefehl in Gestalt einer Depesche vom 13. März 1855, welche Sistierung der Einstellungen anordnete, und darauf die übliche Verwirrung. Noch eben hatte Diest gemeldet: "Die energische Anordnung des Kgl. Generalkommandos hat hier insbesondere bei den unteren Klassen den allergünstigsten Eindruck hervorgebracht. Es handelt sich um Entscheidung des Kampfes der Geldaristokratie gegen Gerechtigkeit und Gesetz, das fühlt der gemeine Mann, - und deshalb wird ein Eingreifen in die getroffene Entscheidung oder auch nur eine Sistierung derselben von den übelsten Wirkungen sein." Die Wahrer der preußischen Überlieferung in Berlin waren starr über die getroffene Entscheidung. Der alte brave Feldmarschall Graf Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, lief förmlich Sturm gegen die Haltung der Minister, jedoch ohne Erfolg. General Graf v. d. Gröben, einer der getreuesten Freunde des Monarchen, schrieb diesem in heller Entrüstung über den beabsichtigten Loskauf von der "Pflicht, die das Palladium der Armee sowie des Landes sei": "Ich hoffe, daß Eure Majestät dies jedem, der darauf anträgt, unter der Bedingung gestatten, daß er vorher drei Stunden verkehrt auf einem Esel durch die Stadt reitet und sein Name auf großer Tafel ihm vorgetragen werde." Der König hielt sich noch eine Hintertür offen: Er wolle noch Kleist-Retzow hören. Der erschien am 29. März in Berlin und erklärte dem General v. Gerlach, er würde "stramm halten". Die beiden Freunde waren sich darin einig, daß die willkürlichste Begnadigung besser sei, als die Ablösung durch Zahlung großer Summen an Wohltätigkeitsanstalten, weil durch die Begnadigung kein Präzedenzfall geschaffen würde. Am 17. April unterstützte Kleist in einem Bericht an Westphalen und Waldersee seine Ansicht, indem er eigenhändig in Oheimbs Konzept einschaltete: "Wir können dabei nicht unterlassen, unsererseits die bestimmte dringende Bitte auszusprechen, daß in dieser für das ganze preußische Militärwesen so hochwichtigen Angelegenheit dem gesetzlichen Verfahren auf das schleunigste sein gewöhnlicher Verlauf gelassen werde. So schwer dies auch einzelne der Beteiligten drücken mag, sie haben es sich doch ganz allein selbst zuzuschreiben, und nur eine rücksichtslose Energie, wo derartige Betrügereien entdeckt werden, kann noch schlimmere Übelstände, das Irrewerden der ganzen Bevölkerung an dem, was sie dem Vaterlande schuldig, verhüten. Schon das Schwanken hat keine gute Wirkung gehabt." So setzte er wiederum seinen Willen durch. Freilich war der Landrat von Elberfeld gar nicht zufrieden. Er behauptete, daß nicht der hundertste Teil der Betrügereien aufgedeckt worden sei. Die rheinische Gesellschaft war in hohem Maße aufgebracht gegen Diest und vollzog einen kleinen Racheakt an seinem kürzlich als Assessor nach Düsseldorf versetzten Bruder Gustav, indem sie diesen einem niederrheinischen Geschlecht angehörigen Herrn beim Ballotieren im Kasino einstimmig durchfallen ließ, d. h. ihn nicht aufnahm. Wenigstens besaßen die Offiziere und Beamte sämtlich den Takt, darauf aus dem Kasino auszutreten. Kleist kam dieser Vorfall recht ungelegen. Nach einiger Zeit zeichnete er den so schroff Behandelten dadurch aus, daß er ihn ans Oberpräsidium nach Koblenz berief, und es nimmt sich wie ein Witz des würdigen Herrn Oberpräsidenten aus, wenn wir hören, daß er Gustav v. Diest mit der Ausarbeitung einer neuen Militärersatzinstruktion betraute.[332]

Kunstakademie

Die heitere Hauptstadt des bergischen Landes sollte einige Zeit später Zeugin einer Niederlage ihres Oberpräsidenten sein, die er sich gegenüber dem bewegten Völkchen der Künstler zuzog. Im allgemeinen brachte Kleist den Angelegenheiten der Düsseldorfer Kunstakademie viel Interesse entgegen, und man darf

---

[332] Aushebungssache: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. IV, Sekt. 5. Lit. A. Nr. 21. Vol. 3-6. - Kleist an Schede, 31. März, 6. Juli u. 14. Dezember 1855. - Schede an Kleist, 2. Juli 1855. - Aufzeichnungen Leopold Gerlachs, 24. u. 30. März 1855. - Otto v. Diest-Daber, Lebensbild eines mutigen Patrioten S. 6 f. Berlin 1901. - G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen.

sagen, er bewies auch Verständnis dabei. Sein Berater war in diesen Dingen der Maler Deger, von dem unter anderen die Malereien auf Stolzenfels herrühren. Auch gehörte sein Studienfreund Wunderlich, der damals Regierungsrat in Düsseldorf war, dem Kuratorium der Akademie an. Als es sich um die Frage eines Ersatzes für den alternden Direktor Wilhelm v. Schadow handelte, wandte sich Kleist an den ihm wohl von Berlin her bekannten Obertribunalsrat Schnaase, den berühmten Kunsthistoriker, und ersuchte ihn (im Mai 1858) um ein Gutachten über einen zu wählenden Nachfolger. Er selbst zog die Dresdener Julius Hübner und Schnorr, den Düsseldorfer Karl Müller und den Karlsruher Schirmer in Betracht; Schnorr fand er zu ausgesprochen evangelisch, Schirmer, der Lehrer Böcklins, war ihm zu sehr Landschafter, Müller zu ausschließlich Heiligenmaler. Für den geeignetsten Ersatz hielt er den Historienmaler Hübner. Schnaase stimmte ihm in einem langen Gutachten bei. Freilich wurde der Posten nachher anders besetzt.

In derselben Zeit, wo der Oberpräsident sachverständig die Neubesetzung der Stelle des Akademiedirektors erwog, tobte nun aber in der kleinen Republik ein Streit, in den Kleist hineingezogen wurde. Es war das alte, in der Kunst immer am lautesten gesungene Lied der Trennung der Jungen von den Alten, um das es sich dabei handelte. Seit dem Jahre 1848 bestanden zwischen dem Kunstverein und dem mehr das jüngere Element darstellenden Verein Malkasten Spaltungen, die im Jahre 1857 zu lebhafteren Auseinandersetzungen führten. Zum Kunstverein gehörten damals Männer wie Georg Bleibtreu, Deger, Geselschap, Gude, Graf Kalckreuth, W. v. Schadow, Molitor. Auch Karl Friedrich Lessing unterzeichnete die Kundgebungen dieses Vereins. Zum Malkasten gehörten vor allem die Gebrüder Achenbach. Dieser Vereinigung stand Kleist schon deswegen mißtrauisch gegenüber, weil der rote Demokrat Freiligrath ihr Ehrenmitglied war. Wegen der demokratischen Richtung des Vereins und aus juristischen Bedenken sprach er sich im Einverständnis mit dem Direktor Schadow gegen eine vom Malkasten zu veranstaltende Bilderverlosung aus, mit deren Hilfe der Jacobische Garten in Pempelfort für Zwecke der Künstlerschaft erworben werden sollte. Es war dies ohne Frage eine kurzsichtige Entscheidung, da es gerade in künstlerischen Dingen immer geraten ist, größtmögliche Duldsamkeit zu zeigen und alle mögliche Freiheit zu gewähren. Der jugendkräftige Verein Malkasten stellte die Behörden alsbald vor eine vollendete Tatsache, indem er das Jacobische Grundstück durch Andreas Achenbach und den Assessor v. Sybel, den Bruder des Historikers, erwerben ließ. Darauf erteilte der Prinz von Preußen als Stellvertreter des Königs, nachdem er seinen Vetter Prinz Friedrich von Preußen, den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und den Oberbürgermeister der Stadt, Hammers, gehört hatte, gegen die Meinung der Minister Westphalen, Raumer und Bodelschwingh am 8. Mai 1858 die Genehmigung zur Bilderverlosung. Kleist veranlaßte den Düsseldorfer Regierungspräsidenten, einige Bedingungen an die Veranstaltung zu knüpfen. Darüber beschwerten sich die Künstler beim Prinzen und dieser hob durch Kabinettsordre vom 9. September eine dieser Bedingungen auf. Ohne Frage handelte der Prinz hierbei richtig und einsichtsvoll. Seine Entscheidung eröffnete aber bedenkliche Ausblicke auf die zukünftige Stellung Kleists. Jedermann mußte hierin ein Anzeichen dafür erkennen, daß dessen Tage als Oberpräsident gezählt waren.[333] -

Häusliche und Koblenzer Interna

Kleist hatte seit seiner Versetzung an den Rhein in den vornehmen Räumen, die ihm in dem unteren Stockwerk des ehemaligen Kurfürstenschlosses zu Koblenz als Dienstwohnung eingeräumt waren, ein schönes patriarchalisches Leben zu führen begonnen, dessen ehrbare Strenge freilich dem rheinischen Wesen recht wenig entsprach. Die Morgen- und Abendandachten, die der Oberpräsident an der Spitze seines ganzen Personals zu veranstalten pflegte, fielen der in dem Stockwerk über ihm residierenden Prinzessin von Preußen lästig und verstärkten in ihr die Abneigung gegen den allen Neuerungen so wenig zugänglichen Oberpräsidenten. Von dem ersten Tage an war das Verhältnis ein gespanntes. Das Unglück Kleists wollte es, daß in ihm nichs von einem Hofmann steckte, sondern daß er sich ganz als Beamter und Vertreter seines Königs fühlte. So ließ er es auch in häuslichen Angelegenheiten öfter an der nötigen Geschmeidigkeit fehlen, die er den prinzlichen Herrschaften gegenüber hätte zeigen sollen. Der Prinz von Preußen spielte in diesen Dingen eine Rolle, die über alles Lob erhaben ist. Seine vornehme, auf das Wesentliche gerichtete

[333] Kunstakademie: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III. Sekt. 6. Nr. 824.

Natur bewahrte auch hier die königliche Haltung. Weniger glücklich war seine hohe Gemahlin veranlagt, die ihre Abneigung gegen den Hausgenossen nur zu sehr spüren ließ. Da ist es dann öfter zu unliebsamen Erörterungen gekommen, die von Kleists nächsten Freunden in dessen Interesse noch nach vielen Jahren bedauert wurden. So kam es einmal zu einem "Laubenstreit" mit der Prinzessin, den sie ihrem langjährigen Nachbar kaum je vergessen hat. Ludwig Gerlach urteilte über Kleists Verhalten in diesen Dingen, es sei ihm ganz gleich, ob er mit einem Schulamtskandidaten oder mit der erlauchten Frau des Prinzen zu tun habe, und meinte, daß Kleist wohl mehr Rücksichten gegen die prinzlichen Herrschaften hätte üben müssen. Kleist selbst hat sich das in späteren Jahren in der Stille seines Kämmerleins auch gesagt. Er hat von diesen nachbarlichen Verhältnissen und zugleich von den amtlichen Verhandlungen, die er damals mit dem Prinzen zu führen genötigt war, geäußert: "Vielleicht hätte ich weltlich, persönlich - auch aus Liebe zu dem gnädigen Herrn - klüger sein können. Doch fürchtete ich, den Erfolg solcher Klugheit nicht in der Hand zu haben." Der ehrliche, treue Mann konnte nicht diplomatisieren, finassieren und hofieren, und es widerstrebte ihm, etwas wider seine Natur zu tun. Es darf aber wohl zur Erläuterung des Verhältnisses von Kleist zu dem prinzlichen Hofe bemerkt werden, daß er auch in den Briefen an seine Vertrauten stets in respektvoller Form über die hohen Herrschaften gesprochen hat. Bei der Prinzessin bestand das übliche Mittel, Kleist ihre Verstimmung fühlen zu lassen, darin, daß sie ihn und die, welche ihm am nächsten standen, in merklicher Weise von den Einladungen zu den geselligen Abenden ihres Hofes ausschloß. Außer Kleist und seiner Frau erlebten das Schede, Halm und auch wohl Juncker und mancher andere oft genug. Zuweilen trat das Demonstrative in der Haltung der Prinzessin so offen und deutlich zu Tage, daß es dem weichen und rücksichtsvollen Sinne ihres hohen Gemahls zu weit ging und er den Mißklang zu verwischen suchte. Er schickte dann wohl noch in letzter Stunde seinen Hofmarschall Graf Pückler und ließ den Vorfall für ein Versehen erklären, bat auch selbst den Oberpräsidenten um Entschuldigung. Als diesem am 26. November 1852 das erste Kind, ein Sohn, der die Namen Hans Anton empfing, geboren wurde, da war der hohe Herr huldvoll genug, die Patenschaft bei dem jungen Hausgenossen anzunehmen, und hielt ihn auch über die Taufe. Bei den Festen, die Kleist in seiner amtlichen Stellung gab und, der Repräsentationspflicht eines Oberpräsidenten eingedenk, in der Tat häufig veranstaltete, war freilich der Tanz verpönt, worüber die junge und alte Welt am Rheine den Kopf schüttelte. Dafür sorgte der Hausherr für andere Unterhaltung. Er ließ Bonner Professoren über anregende Gegenstände Vorträge halten. Vor allem aber waren diese Abende durch Musik belebt; besonders seitdem Schedes nach Koblenz gekommen waren, gestalteten sich die musikalischen Abende recht genußreich. War doch dies Ehepaar außergewöhnlich musikalisch begabt. Schedes Lieblingsstreben bestand darin, die kirchliche Liturgie zu heben; seine geistsprudelnde Gattin spielte vortrefflich Klavier; Schede selbst wußte einen Damenchor zusammenzubringen, den er persönlich leitete. Nichts ging Kleist über die Dienstagsabende im Hause des Freundes, wo diese Konzerte am vollkommensten gelangen. Wenn er bei Hofe in Berlin einer Musikaufführung beiwohnte, dann träumte er sehnsüchtig vom Hause Schede. Als nun gar der Cellovirtuos Diest von Düsseldorf ans Oberpräsidium versetzt wurde, da war der Höhepunkt der Konzerte im Koblenzer Schlosse erreicht. Der veranstaltete nun die herrlichsten Quartette von Bach, Lotti und Palestrina, und die musikalischen Freuden wollten kein Ende nehmen. Zuweilen ließ Kleist auch einen Virtuosen aus Köln kommen. Das Essen besorgte bei den großen Festabenden Frau Schurz im Riesen.

Neben den nächsten Amtsgenossen traten Kleist der Dombaumeister Zwirner und der Pastor an der evangelischen Florinskirche Schütte näher. Unter den auswärtigen Gästen war einer der häufigsten Bismarck, mit dem sich Kleist außerdem öfter an schönen Punkten jener Gegend zusammenfand. Zuweilen besuchte er diesen auch in Frankfurt. Wenn Bismarck nach Koblenz herüberkam, hatte er meist zu klagen, daß der alte Zeitgenosse vor Geschäften gar nicht zu genießen war. Einige Tage verlebten die beiden gemeinsam in Interlaken. Die Herrlichkeit der Berner Alpen hinterließ auf Kleist einen tiefen Eindruck. Gar manchen Ausflug unternahm er zu Fuß oder auch zu Kahn in die schöne Umgegend von Koblenz. So pilgerte er mit Eck und dessen Frau über den Schafstall nach Lahnstein, besuchte in großem Kreise das schönste Schloß der Gegend, Burg Elz, und ein andermal die Abtei Marialaach. Mit Ludwig Gerlach bereiste er das Ahrtal. Im Frühjahr 1854 besuchte er seinen ältesten Freund, Ernst Ranke, der seit einigen Jahren als Professor der Theologie in Marburg wirkte. Ranke fand ihn an "Liebe und Freundlichkeit noch gewachsen". Zugleich aber fiel ihm an Kleist das "männlich entschiedene Wesen" auf. Ein neuer Freund wurde der Oberst Edwin

Manteuffel, der das Düsseldorfer Ulanenregiment erhalten hatte und gelegentlich im Koblenzer Schlosse beim Oberpräsidenten einige Tage Rast machte. Auch mit Albrecht Roon bildete sich ein freundschaftliches Verhältnis aus, und es scheint, daß Kleist dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit des Prinzen von Preußen auf diese hervorragend tüchtige Kraft zu lenken. Außer Wichern, auf den Schedes einseitige Konfessionalität einen unerfreulichen Eindruck machte, und dem Gesellenvater Kolping gingen auch Philipp Wackernagel und der Seminardirektor von Moers, Zahn, bei Kleist viel aus und ein. Öfter hatte er den König auf Durchreisen zu begrüßen. Bei den Reden seines hohen Gebieters mochte er wohl ähnlich wie Schede empfinden, der über sie in seinen Aufzeichnungen sagt: "Es lag doch ein wunderbarer Zauber auf diesen königlichen Lippen. Vielleicht hat nie ein fürstliches Haupt die Poesie des Fürstenberufs so wundervoll erkannt und bekannt." Seine Repräsentationspflichten nötigten Kleist natürlich oft zum Empfange fürstlicher Persönlichkeiten. So hatte er im Jahre 1858 den späteren Kaiser Friedrich nebst Gemahlin zu begrüßen, als sie nach ihrer Vermählung in Herbestal zuerst den deutschen Boden betraten. Es beglückte sein frommes Gemüt, daß er den jungen fürstlichen Ehegatten das Versprechen geben durfte, für sie und ihr Haus zu beten.

So manches Mal bekam Kleist in seinem häuslichen Verkehr mit dem Bruder des Königs unmutige Äußerungen über die Politik der Regierung und die politische und kirchliche Lage überhaupt zu hören. "Das hat mir manche schwere Stunde verursacht", bekannte Kleist darüber in seinen Aufzeichnungen. Einmal erklärte ihm der Prinz gerade heraus: "Wenn er erst am Regimente sein werde, solle alles anders werden; freilich er sei alt und werde seinen Bruder nicht überleben, aber er werde seinen Sohn in solchen Grundsätzen erziehen!" Er fand sich mit dem Oberpräsidenten eins in der Ansicht, daß die Verfassung "abscheulich" sei. Aber er hielt es für unfruchtbar, darüber noch immer zu disputieren, da man "sie einmal hätte", und erwies sich dadurch wieder einmal als der größere Realpolitiker. Seinen ganzen Ingrimm schüttete der hohe Herr gegen Kleist über die "Pietisten" aus, das wären Heuchler, die nur durch ihre Heuchelei Stellen erlangen wollten. Kleist, der sich doch selbst als Pietist fühlte, fragte ihn nach Namen, und darauf nannte ihm der Prinz den ehemaligen Führer der pommerschen Lutheraner, Superintendent Otto. Da konnte Kleist ihn aufklären: Otto verdiene durchaus nicht den Namen eines Heuchlers, wäre auch nicht angestellt worden, sondern von der Anstellung zurückgewiesen und hätte froh sein müssen, in Sachsen Unterkunft zu finden. Darauf entgegnete der Prinz, Ottos Anstellung verhindert zu haben, sei das Verdienst des Generalsuperintendenten Hoffmann. Nun aber ging Kleist zum Angriff über: Die, welche 1848 treu geblieben seien, wären gerade die Pietisten gewesen, - und erinnerte den hohen Herrn wieder wie im Jahre 1853 an die Kundgebung des Belgarder Kreises. "Dafür habe ich Ihnen auch in Stettin meinen Dank gesagt." Aber Kleist stürmte weiter. "Dann sind es die Pietisten, die das Junkerparlament beriefen." Er dachte ähnlich, wie der wackere Thadden-Trieglaff, der in den Stürmen des Jahres 1848 das Bonmot prägte: "Die anderthalb Pietisten sind doch noch die einzigen, mit denen etwas zu machen ist",[334] und dem der Volkswitz gewissermaßen recht gab; riefen doch die Kegeljungen, wenn alle Kegel bis auf einen um den König umgefallen waren: "Thadden-Trieglaff".[335] Der General Gerlach, dem Kleist über jene Unterredung mit dem Prinzen von Preußen Bericht erstattete, freute sich an dem Freimute seines jungen Freundes und fügte in seinen Aufzeichnungen nur noch hinzu: "Warum hat Kleist dem Prinzen nicht gesagt, daß die Pietisten ihm treu geblieben sind, als die Freimaurer ihn verließen?"

Damit berührte er eine der schlimmsten Mißhelligkeiten, die zwischen dem Prinzen und dem Oberpräsidenten entstanden waren. Schon in den ersten Jahren seiner Verwaltungstätigkeit am Rhein machte Kleist die Beobachtung, daß die Freimaurer sich gegenseitig in sehr nachdrücklicher Weise unterstützten und empfahlen, auch da, wo eine Empfehlung ganz unangebracht war. Die Beobachtung war ihm umso mißliebiger, als er diese ungerechtfertigte Unterstützung auch bei einem Beamten wahrnahm, dem er bis dahin Vertrauen geschenkt hatte. Nun war er ja von früh an mit dem tiefsten Mißtrauen gegen den Freimaurerorden und seine Geheimniskrämerei erfüllt worden. Er teilte dieses Mißtrauen, von Kottwitz und Hengstenberg beeinflußt, mit den Gerlach und Niebuhr, obwohl er den deutschen Logen wohl bitter unrecht tat, wenn er sie im Verdacht hatte, daß sie wenigstens zum Teil und ohne Wissen ihrer Oberen revolutionäre oder zum

---

[334] Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen I, 524.

[335] El. Fürstin Reuß, Thadden-Trieglaff S. 101.

mindesten radikale Tendenzen verfolgten. Im wesentlichen stellen diese Logen doch nur harmlose gesellige Vereinigungen dar, wenn auch ihre böse Geheimniskrämerei über manche deutsche Familie bitteres Leid verhängt haben soll. Erzählt doch der Kultusminister Bosse, daß sich die Schwester seines Vaters zu Tode gegrämt habe, weil ihr Mann Freimaurer geworden und dadurch genötigt gewesen wäre, ein Geheimnis vor ihr zu haben, und veranlaßte doch die Frau eines anderen hohen Beamten im preußischen Kultusministerium, des Geheimrats Johannes Schulze, ihren Gatten aus demselben Grunde, aus der Loge auszutreten. Aber in der Konstatierung der Versicherung auf Gegenseitigkeit traf Kleist zweifellos das Richtige. Dieses Eintreten der Logenbrüder füreinander bereitete später auch dem Fürsten Bismarck so manche schwere Stunde mit seinem königlichen Herrn, der sich durchaus nicht von seinen Logenbrüdern wie Graf Usedom und Graf Fritz Eulenburg trennen wollte.

Seitdem der Prinz von Preußen am 22. Mai 1840 in den Freimaurerorden eingetreten war, hatte dieser einen großen Aufschwung in Preußen genommen. Namentlich junge Offiziere und Subalternbeamte traten in ihn ein, teils weil manchen alles, was der Prinz von Preußen tat, gut und nachahmenswert schien, teils aber auch lediglich in dem Gedanken, daß der Beitritt gern gesehen würde. Wie natürlich, machte sich das Wesen des Freimaurertums besonders in der Nähe des Prinzen bemerkbar. Das empfand Kleist lästig, und so verlangte er nach einem Schriftwechsel mit dem Minister des Innern Einreichung der rheinischen Mitgliederlisten, damit er sich gegen das System der Protektionierung vorsehen könnte. Einige Logen taten es ohne weiteres, einige aber weigerten sich und beschwerten sich obendrein bei ihrem Protektor, eben dem Prinzen von Preußen. Das Unglück wollte es, daß dieser gerade - am 5. November 1853 - seinen Sohn in die Loge eintreten ließ. König Friedrich Wilhelm, der das Wesen des Ordens sehr gering achtete, weil er darin nur das Pflegen seichtester Moral und einer billigen und schwächlichen Wohltätigkeit erblickte und ihn im wesentlichen für verflachend und entsittlichend hielt, war betrübt über diesen Schritt, ließ ihn aber begreiflicherweise zu, um seinen Bruder nicht zu verstimmen, der dem Orden so viel Sympathien bewahrt hatte, obwohl er von diesem im Jahre 1848 schmählich im Stiche gelassen worden war. Sofort machten die Zeitungen großen Lärm von dem Eintritt des jungen Prinzen. Zu gleicher Zeit verwies Westphalen dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz sein Verhalten den Logen gegenüber; er fand die Art der Einforderung der Listen nicht richtig. Es gab eine scharfe Auseinandersetzung zwischen Kleist und dem Minister. Kleist legte in eingehender Denkschrift dar, daß die rechtliche Fundierung dieser geheimen Gesellschaften recht zweifelhaft sei, und daß die jüngste Vorgeschichte einzelner rheinischer Logen in der Tat starke Bedenken hervorrufe. Er bestand darauf, daß er als Oberpräsident amtlich von den Mitgliedern dieser rheinischen Logen Kenntnis erhalten müsse. Mittlerweile meldeten die Zeitungen triumphierend, daß Kleist mit seinem Ver-langen abgewiesen sei. Der aber ruhte nicht eher, als bis er die regelmäßige alljährliche Vorlegung der Listen durchgesetzt hatte. Namentlich der General v. Gerlach nahm sich dabei seiner an. Es ist aber begreiflich, wenn der Vorfall, der wieder einmal einen Beweis von der rücksichtslosen Energie Kleists gibt, aufs neue eine arge Verstimmung des Prinzen von Preußen zur Folge hatte.[336]

Während der Prinz die Freimaurer begünstigte, half Kleist den Johanniterorden neu gestalten. Der Düsseldorfer Regierungspräsident Freiherr v. Massenbach sprach ihm im Jahre 1852 den Gedanken aus, daß die Gemeinschaft evangelischer Adliger, die durch den Johanniterorden dargestellt würde, dadurch im alten Geiste und für das Christentum fruchtbringend neugestaltet werden könnte, daß die Verleihung der Mitgliedschaft, die seit der Einziehung der Güter des Johanniterordens im Jahre 1810 in Preußen ohne jede Verpflichtung erfolgt war, an die Übernahme dauernder und namhafter Beiträge geknüpft würde. Kleist war die richtige tatenfrische Persönlichkeit, an die er sich wenden mußte. Der nahm den Gedanken sofort freudig auf und machte sich mit Feuereifer an die Verwirklichung, trat darüber mit Niebuhr in Schriftwechsel, der den Gedanken gleichfalls sehr begünstigte und beim Könige vertrat, und ging den König selbst an. Die Idee fand natürlich auch bei Friedrich Wilhelm den lautesten Beifall. Dergleichen Unternehmungen entsprachen

---

[336] Freimaurer: Schriftwechsel Kleists mit Westphalen abschriftlich im F.A. - Leop. Gerlach an Kleist, 10. November 1853, 2. Juni 1854. - Niebuhr an Kleist, 4. Dezember 1853. - Aufzeichnungen Leop. Gerlachs, 8. November 1853. - Denkwürdigkeiten Manteuffels II., 421. - Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen S. 274. - Bosse, Jugenderinnerungen S. 19. - Varrentrapp, Johannes Schulze S. 217.

seinem romantischen Empfinden und seinen Restaurationsplänen. Seine alte Idee des Schwanenordens, die so bald zu Grabe getragen worden war, schien in anderer Form wieder aufzuleben. Aber seine nächsten Freunde, wie die Gebrüder Gerlach, sahen skeptisch drein, und Kleist begann bald zu fürchten, daß auch dieser Plan wieder in nichts zerrinnen würde, da der hohe Herr die Absicht aussprach, die Sache selbst in die Hand zu nehmen; denn durch Friedrich Wilhelms unpraktische phantastische Art konnte das Ganze wieder leicht verfahren werden. Indes waltete diesmal ein günstiger Stern über dem Unternehmen. Kleists Schwager, Graf Eberhard Stolberg, und der pommersche Graf Krassow nahmen sich seiner ebenfalls an, und schließlich gelang es, eine auf Realitäten gegründete Wirksamkeit des Johanniterordens zu schaffen. Das Verdienst, die seit 1852 in Preußen getroffene große Organisation evangelischer Krankenpflege aus den Mitteln evangelischer Adliger und mit Hilfe evangelischer Arbeitskräfte angeregt und in Fluß gebracht zu haben, ist also zum großen Teil Kleist-Retzow zuzuschreiben. Sie sollte in den Einigungskriegen gute Dienste leisten, und bald prophezeiten einsichtsvolle Männer wie Albrecht v. Stosch der Organisation, daß sie mit ihren Aufgaben wachsen würde.

Der unermüdliche Kleist gedachte die Neugestaltung des Johanniterordens sofort auch für seine Provinz zu verwerten und strebte dahin, das frühere Deutschordenshaus am Deutschen Eck zu Koblenz, das seit dem Jahre 1898 zu einem Staatsarchiv für die Bezirke Koblenz und Trier hergerichtet ist, damals aber noch als militärisches Getreidemagazin verwandt wurde, in ein Krankenhaus für die rheinische Provinzialgenossenschaft der Johanniter umzuwandeln. Es ist nicht klar, ob sein Plan an dem Mangel von Geldmitteln oder an der Weigerung des Militärfiskus, das Gebäude abzutreten, scheiterte. Der Prinz von Preußen verhielt sich damals wenig wohlwollend gegen die Neubildung des Ordens, weil ihm das stark in ihm hervortretende pietistische Element nicht behagte.[337]

Das häusliche Leben mit dem Prinzen führte zuweilen auch zur Besprechung von Unternehmungen, die der Stadt Koblenz zu gute kamen. So ist die Herstellung der Zierde von Koblenz, der Rheinanlagen, großenteils die Frucht von Verhandlungen zwischen Kleist und dem Prinzen, wobei der Oberpräsident seinem erlauchten Nachbarn seiner ganzen Art nach fördernd und ratend zur Seite ging, wie ein Handschreiben des Prinzen an Kleist vom 16. April 1856 beweist, in dem der Oberpräsident "betreffs der Verschönerungsanlagen bei hiesiger Stadt" seinem "Schlußantrage" gemäß ersucht wird, dem Garteninspektor Weyhe auch fernerhin die Leitung der Anlagen sowohl an der Mainzer Chaussee als in Bad Laubach zu übertragen und den Garteninspektor zu einer Vermehrung seines Arbeitspersonals zu veranlaßen.

Auch anderen Koblenzer Angelegenheiten widmete Kleist seine Aufmerksamkeit. So hat er selbst fröhliche Töne inmitten der lustigen Bewohner der Stadt zu finden gewußt, wenn es galt. Davon legen mehrere Trinksprüche Zeugnis ab, die er bei Gelegenheit der Halbjahrhundertfeier der Koblenzer Kasinogesellschaft wohl am Dreikönigstage 1858 ausbrachte.

---

[337] Johanniterorden: Aufzeichnungen Kleists. - Akten im F.A. - Ludwig Gerlach an Kleist, 15. August 1856. - Niebuhr an Kleist, 29. Oktober u. 11. November 1852. - Stosch, Denkwürdigkeiten S. 170.
Ergänzung 2022: Ute Niethammer hat in "Evangelischer Adel und Moderne - Ein Beitrag zur Geschichte des Johanniterordens (1852-1919)", Berlin 2018, S. 165, diese Darstellung von Petersdorff versucht zu verifizieren. Zweifel zur Rolle von Kleist-Retzow leitet sie aus einem Brief von ihm aus dem Januar 1855 an von Senfft-Pilsach her, wo er überlegt, der pommerschen Genossenschaft beizutreten, statt der rheinischen Genossenschaft. Es sei merkwürdig, wenn er als ein Initiator nicht schon früher beigetreten sei. Petersdorff hatte als Quelle Aufzeichnungen von Kleist-Retzow im Familienarchiv genannt. Diese wurden in Folge des 2. Weltkriegs vernichtet. Jedoch stellen die Ausführungen in seiner Biographie in der Kleistschen Familiengeschichte, erschienen 1886, die zu seinen Lebzeiten unter seiner Aufsicht entstanden sind, eine weitere Quelle dar. Dort beginnt der entsprechende Abschnitt: "Auf einen vom Präsidenten v. Massenbach in Düsseldorf ausgesprochenen Gedanken faßte der Ober-Präsident v. Kleist-Retzow den Plan der Wiederaufrichtung des Johanniter-Ordens, als einer lebendigen christlichen Gemeinschaft evangelischer Ritter zur Herstellung eines entschieden christlichen Lebens und der Übung christlicher Liebestätigkeit." Geschichte des Geschlecht von Kleist, Biographien, Muttrin-Damensche Linie, 1. Aufl. 1886, S. 157.

Es hatte sein Herz gewonnen, daß die Gesellschaft, der er seit dem August 1851 als Ehrenmitglied angehörte, aus Anlaß des Festes reichlich für die Waisen der Stadt gespendet hatte. So erschien er und feierte die Gesellschaft als "die älteste, wohlhabendste und berühmteste am ganzen herrlichen Rheinstrom", die während des verstrichenen halben Jahrhunderts ihre Bestimmung erfüllt habe, der Mittelpunkt und der Rückhalt der geselligen Freude in der Stadt zu sein. "Wer würde nicht gern mit ihr heute unter den fröhlichen Feiernden sein." "Sie hält nicht bloß an dem ersten Verse des Liedes: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher - und trinkt ihn fröhlich leer - sie kennt und beherzigt und übt auch aus den Schluß des Liedes: Und wüßten wir, wo einer traurig läge, wir brächten ihm den Wein."[338]

Der Sturz

Die riesenhafte Tätigkeit, die Kleist als Oberpräsident entfaltete, und die unaufhörlichen Aufregungen, die mit der Wahrnehmung seiner amtlichen Stellung verknüpft waren, konnten schließlich nicht ohne Wirkung auf seinen Gesundheitszustand bleiben. Als er Anfang November 1856 aus Anlaß des Provinziallandtages in Düsseldorf weilte, brach er zusammen. Er hatte gerade mit dem Oberst Edwin Manteuffel und dessen Frau einen Ausgang gemacht und wollte dann die den Landtag schließende Rede zu Papier bringen. Während des Schreibens verlor er das Bewußtsein und erhielt es erst nach Wochen wieder. Ein mit achtzehnstündigem Nasenbluten beginnender Gehirntyphus hatte ihn darnieder geworfen. Seine in Koblenz zurückgebliebene Frau eilte, obwohl ihr Gesundheitszustand der Schonung bedurfte, sofort an sein Krankenlager, um das noch Eck, Wunderlich und seine Schwägerin Gräfin Berta Stolberg beschäftigt waren. Die ärztliche Pflege lag in den Händen des Dr. Böger, der sich dereinst noch bei so vielen hochstehenden Patienten sehr bewähren sollte. Bange richteten sich die Augen aller Freunde Kleists nach Düsseldorf. Als die ersten Nachrichten kamen, daß Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens vorhanden sei, schrieb Bismarck an den General v. Gerlach: "Ich danke Gott, daß er uns den lieben alten Hans Kleist doch noch lassen will, wie es scheint; wir können ihn nicht missen." Oberst Manteuffel hielt den Bundestagsgesandten auf dem laufenden. Die Anwesenheit und Pflege der Gattin wirkte ungemein beruhigend auf den Kranken. Als er zuerst bei voller Besinnung erwachte, traten sein Erstgeborener und der ihm am 21. August 1854 in Kieckow geborene zweite Sohn Jürgen Christoph zu ihm mit der Kunde, der Heiland habe ihnen soeben ein Brüderchen geschenkt. Es war der 27. November. Noch aber ging es sehr schlecht mit Kleist. Und dabei bedurfte die Provinz so sehr seiner, da wegen Neuenburg gegen die Schweiz mobil gemacht werden sollte und Schede nicht zur Vertretung geeignet schien, schon weil er auch kränklich und überlastet war. In seiner Hilflosigkeit kam Westphalen auf den Gedanken, den Regierungspräsidenten v. Möller mit der Vertretung zu betrauen; vorsichtshalber fragte er aber deswegen am 21. Dezember noch bei Kleist an. Das konnte diesem gerade noch fehlen, daß Möller, der ihm auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten gemacht hatte, ihn in Koblenz vertrat. Mit Bleistift gab der Kranke am Rande aufs entschiedenste seinem Protest gegen das sonderbare Ansinnen des Ministers des Innern Ausdruck und erklärte, daß er bald wieder die Geschäfte übernehmen zu können hoffe.

Der neugeborene Sohn wurde mit großer Feierlichkeit getauft. Er empfing den Namen Friedrich Wilhelm. Der König selbst nahm die ihm von der Witwe des vor zwei Jahren abberufenen alten Ritters Graf Anton Stolberg angetragene Patenschaft in einem huldvollen Schreiben an. Ihm war die Bitte seiner "alten Jugendfreundin" eine "wahre Erquickung nach all der Angst und Not um den teuren Kleist". In seiner überquellenden gütigen Weise sprach er seine wärmsten Wünsche für das "Jüngste des alten Heldenstammes" aus. Mit ihm waren Gevattern des Kindes Kleists alter Lehrer Schmieder, Below-Hohendorf, Stahl, Hengstenberg und einige der nächsten rheinischen Freunde.

Am 14. Januar kehrte der Oberpräsident nach Koblenz zurück. Ein Gedicht von J. Th. Kretzer begrüßte seine Heimkehr. Jedoch erst Ende März war er wieder so weit hergestellt, daß er die Geschäfte übernehmen konnte. Vizepräsident Schede empfing ihn feierlich an der Spitze des gesamten Regierungskollegiums. Inzwischen war ihm neuer Ärger erwachsen, dessen Brennpunkt diesmal mehr wie je der Präsident v. Möller bilden sollte. Zunächst handelte es sich um die Sammlungen für ein in der Rheinprovinz dem Könige

[338] Konzept der Trinksprüche im F.A.

Friedrich Wilhelm III. zu setzendes Denkmal. Während der Krankheit Kleists hatte sich deswegen unter Führung Möllers ein Ausschuß gebildet. Die reichen Kölner gaben mit vollen Händen für das Monument. Am 10. Dezember hatten sie bereits an die 15 000 Taler gezeichnet, Möller an der Spitze 1000 Taler. Bei der Bestimmung des Denkmalplatzes brach die bekannte Eifersucht unter den rheinischen Städten aus. Viele gönnten der heiligen Stadt nicht, daß sie das Denkmal erhalten sollte, obwohl es in der Natur der Sache lag, daß es hierher kam, auch wenn die Kölner nicht das Meiste gegeben hätten. Der kaum genesene Kleist, der sich noch von den Geschäften fernhalten mußte, sah sich in dieser Lage doch, von Möller darum angegangen, bereits Ende Februar veranlaßt, einzugreifen. Er selbst war auch unbedingt für Köln. Um aber eine Einigung herbeizuführen, berief er auf den 23. März eine große Konferenz von rheinischen Notabeln in seine Wohnung, und es gelang ihm glücklich, die Einigung für Köln herzustellen. Möller fühlte sich durch sein Vorgehen zurückgesetzt, spielte den Empfindlichen und übte in zahlreichen Briefen an Kleist die gereizteste Kritik an dessen Maßnahmen, während Kleist lediglich die Sache im Auge gehabt und nicht im geringsten daran gedacht hatte, Möller irgendwie zu kränken. Die Kränkung erblickte Möller zuerst darin, daß unter einem von Kleist erlassenen Aufruf offenbar unabsichtlich außer den Namen der übrigen Präsidenten auch der Möllers selbst fehlte. "Wenn die Namen der Regierungspräsidenten nicht zu den einflußreichsten gehörten, so müßte man diese absetzen," erklärte Möller zornflammend. "Ich bin mir wenigstens bewußt, daß kein Name der Liste in dieser Angelegenheit einen größeren Einfluß hat, als der meinige." Natürlich wurde nun das Versäumnis nachgeholt und Möller kam nebst den anderen Präsidenten unter den Aufruf. Er fuhr aber fort, den Gereizten zu spielen. Es schien am zweckmäßigsten, die Sammlungen in der Weise zu organisieren, daß für die fünf Regierungsbezirke besondere Ausschüsse gebildet wurden. Möller war damit indes gar nicht einverstanden. Kleist bewahrte eine erstaunliche Ruhe bei all den Vorwürfen, die er ungerechtfertigterweise von dem ehrgeizigen Manne zu hören bekam, und konnte ihm mehrere Male seine Irrtümer recht nachdrücklich beweisen, so daß sich der Kölner Präsident wiederholt zum Einlenken genötigt sah. In der Folge veranlaßte Möller zahlreiche Kölner, vom Ausschuß zurückzutreten. Kleist durchschaute sehr wohl, daß die Kölner nur gekränkt waren, weil sie nicht allein die Leitung behalten hatten. Besonders waren verschiedene vornehme Namen, die Kleist in die Liste der Ausschußmitglieder gebracht hatte, wie die der Fürsten Solms-Lich und Wied, dem Präsidenten Möller unbequem, weil sie an der Spitze standen, während sein Name wie auch der Kleists mit den übrigen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt wurde. Auch behagte dem Kölner Präsidenten der Dombaumeister Zwirner nicht im Ausschusse. Durch den Kölner Beigeordneten Rennen wurde der Oberpräsident zudem unterrichtet, daß die Erregung in Köln durchaus nicht so groß war, als Möller es hinstellte. Möllers Verfahren wurde von den anderen Stellen lebhaft gemißbilligt, in besonders scharfer Form von dem Regierungspräsidenten in Trier. Trotzdem fuhr der gereizte Kölner Herr fort, Kleist Schwierigkeiten zu bereiten, solange dieser noch im Amte war. Erst als auch der Nachfolger Kleists ihm in aller Ruhe vorstellte, daß die Gesamtheit der Ausschußmitglieder mit Ausnahme einiger Kölner gegen seine Ansicht sei, fügte sich Möller mit den seinigen. Immerhin hatte Kleist die Genugtuung, daß bis zum Juli 1858, also einige Monate vor seinem Rücktritt, bereits 137 000 Taler für das Denkmal vorhanden waren. Über die Hälfte der Gesamtsumme war von Kölnern aufgebracht. Kleist selbst hatte sich, wie er seinerzeit auch für den Kölner Dombau eine namhafte Summe beisteuerte, mit einem seine Verhältnisse weit übersteigenden Beitrage von 500 Talern beteiligt. Die Versicherung, daß durch die Verwirklichung der Denkmalsidee die allgemeine Freude über die als Glück und Segen betrachtete Vereinigung der Rheinlands mit Preußen einen Ausdruck fände, konnte er innerlich freilich nur mit einigem Vorbehalt hinnehmen. Hatten doch die katholischen Kirchenfürsten abgelehnt, den Aufruf zu unterschreiben, so daß man sich klugerweise veranlaßt sah, auch den evangelischen Generalsuperintendenten aus der Liste fortzulassen.[339]

Noch während die Denkmalsache schwebte, wurde ein zweiter Streit mit Möller anhängig. Wieder spielte dieser den Verletzten und Zurückgesetzten. Es handelte sich um einen höheren Beamten, der sich nach Kleists wohl richtiger Auffassung gröblicher Vergehungen im Amte schuldig gemacht hatte, der aber von Möller geschützt wurde. Im Verlauf der Untersuchung, die von Kleists Vertretern Schede, Delius und

[339] Denkmalsache: Akten des Oberpräsidiums zu Koblenz. Tit. III. Sekt. 10. Nr. 21. Kleist an Schede, 29. April 1857.

Kühlwetter eingeleitet und lange Zeit allein geführt wurde, da Kleist inzwischen wieder heftig an den Masern erkrankte, sah sich Kleist veranlaßt, beim Kultusminister v. Raumer die Suspension des Beamten zu beantragen, und Raumer gab diesem Antrage statt. Unglücklicherweise hatte Kleist dabei Möller nicht zu Rate gezogen, wobei er formell im Recht sein mochte. Da aber jener Beamte dem Kölner Bezirk angehörte, wäre eine Verständigung mit dem Präsidenten dieses Bezirks durch die Rücksicht und zum mindesten aus Vorsicht geboten gewesen. Das mußte Kleist nachher auch von Freunden, wie Leopold Gerlach und dem Tribunalspräsidenten Goetze, den er als Juristen zu Rate zog, hören. Ebenso meinte Raumer später, daß Möller hätte gehört werden müssen. So geriet der Kölner Präsident in eine furchtbare Erregung, überhäufte Kleist in seinen Berichten mit den maßlosesten und unbegründetsten Beschuldigungen und setzte bei dem inzwischen zur Stellvertretung gelangten Prinzen, der jenen Beamten wegen seiner preußischen Gesinnung schätzte, die Zurücknahme der Suspension durch. Kleist durfte davon durchdrungen sein, daß er eine gerechte Sache verfocht. "Freudig würde ich es tragen, sollte ich bei dieser Gelegenheit zur Disposition gestellt werden," schrieb er an Schede. Möller erklärte, es sei ihm ganz unmöglich, noch unter Kleist zu arbeiten. Darauf erklärte Kleist, daß auch er nicht mehr in amtlichen Beziehungen zu Möller stehen könne, und verlangte eine amtliche Genugtuung wegen der Angriffe Möllers auf ihn. Diese konnte natürlich nur in einer Versetzung des Kölner Präsidenten bestehen.

So lagen die Dinge im Frühjahr 1858. Der rheinische Boden war für Kleist vollkommen unterwühlt. Wurde Möller nicht versetzt, so konnte Kleist nicht mehr Oberpräsident in Koblenz bleiben. Noch war der Prinz von Preußen aber nur Stellvertreter des Königs. Er hielt sich deswegen nicht für berufen, entscheidendere Maßnahmen zu treffen. -

Für Kleist gehörte es zu den erschütterndsten Augenblicken seines Lebens, als er am 9. Oktober 1857 vom Ministerpräsidenten die telegraphische Nachricht erhielt, daß König Friedrich Wilhelm IV. schwer erkrankt sei, als dann am 16. Oktober ein Schreiben Manteuffels folgte, das den Zustand des Königs als sehr bedenklich bezeichnete, und als schließlich am 24. Oktober von dem leitenden Minister die Meldung kam, daß der König seinen Bruder Wilhelm am 23. mit seiner Stellvertretung beauftragt habe. Ein optimistisches Schreiben Manteuffels vom 25. teilte darauf zwar mit, daß die Besserung im Befinden des hohen Kranken in entschiedenstem Fortschreiten begriffen und daß bei dessen fortgesetzter Schonung eine vollständige Genesung zu erhoffen sei. An diesen Briefstellen vermerkte der Oberpräsident bewegt: "Gott sei gelobt! Jawohl, jawohl!" Er war eifrig bemüht, ihm bekannte ähnliche Erkrankungsfälle, bei denen eine Heilung erfolgt war, an den maßgebenden Stellen zur Kenntnis zu bringen. Bei dem zunehmenden Verfall der Geisteskräfte des Monarchen mußte er sich aber stetig mehr darauf gefaßt machen, daß die Zeit König Friedrich Wilhelms IV. vorbei war. Das hieß auch, daß seines Bleibens am Rhein nicht mehr lange sein würde, da er mit dem Prinzen so vielfach nicht übereingestimmt hatte. Im November verließ auch die Prinzessin Koblenz. "Der Hof hat alles, an Personen, Tieren, Sachen mitgenommen, was an ihn sonst erinnerte; es sieht fast aus, als rechnete Ihro Kgl. Hoheit nicht darauf, zurückzukehren," schrieb Kleist und fügte hinzu: "Die Jungen machten es sich gestern schon durch lautes Schreien und Toben redlich zu nutze."

Während seiner Verwaltung war seine Abberufung vom Rheine mehrmals in Erwägung gezogen worden. Aber dabei hatte es sich immer darum gehandelt, ihm ein Ministerium zu geben. Sein Name verschwand überhaupt während der ganzen Zeit nicht aus der Reihe der Ministerkandidaten. Wiederum, wie in den Landratsjahren, hieß es abwechselnd, er sollte Ackerbauminister, und dann, er sollte Minister des Innern werden. Am meisten ist er für den Posten des Ackerbauministers in Frage gekommen, namentlich im Jahre 1853, als es vorübergehend schien, daß Otto v. Manteuffel seine Rolle als Ministerpräsident ausgespielt hätte. Damals wurde ernstlich erwogen, den noch als Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern beschäftigten zweiten Manteuffel als Oberpräsidenten an den Rhein zu setzen. Diesen scheint es nach dem schönen Posten verlangt zu haben, der zu jener Zeit als der begehrenswerteste in der preußischen Verwaltung galt. Doch behagte dem frommen König dieser Gedanke nicht. Friedrich Wilhelm hatte seine Freude an dem gottergebenen Leben, das Kleist mit seiner Gattin im Schlosse zu Koblenz vor den Rheinländern führte, und rechnete darauf, daß dadurch "viele kalte und unentschiedene Herzen" günstig beeinflußt würden. Karl v. Manteuffel aber war ein flotter Junggeselle. Daher erklärte der König gegenüber den Vorschlägen, die auf Manteuffels Ernennung für den Rhein zielten, er könne es nicht übers Herz bringen,

diesen Mann in die Räume des Koblenzer Schlosses einziehen zu lassen, nachdem dort soeben noch Abends und Morgens die Lobgesänge der Kleistschen Familie erklungen wären. Aber noch im Jahre 1855 regte der inzwischen zum landwirtschaftlichen Minister aufgerückte Manteuffel bei Kleist an, ob er nicht mit ihm tauschen wollte. Die Gerlach hätten gern das Zustandekommen eines Ministeriums Kleist-Senfft- Bismarck gesehen. So aber blieb Kleist schließlich am Rhein. Auch sonst empfing er in dieser Zeit, abgesehen von einigen ausländischen Orden, die ihm bei Repräsentationen zufielen, wenig äußere Ehren. Seine rührende Bescheidenheit verlangte so gar nicht danach. Als er nach mehrjähriger Tätigkeit in Koblenz auf Umwegen erfuhr, daß er zu einem Orden vorgeschlagen worden sei, schrieb er an den Ministerpräsidenten: "Es würde mich so sehr freuen, wenn es vorüberginge. Soll und muß es aber geschehen, so bitte ich doch aufs allerinständigste (- das Wort allerinständigste hat er dreimal unterstrichen -), daß es kein anderer sei, als der vierter Klasse. Jeder andere wäre erstens eine Ausnahme, dann mit Rücksicht auf die Kammer verliehen, was ich nicht für gut halte, und würde den roten Adlerorden vierter Klasse als weniger wertvoll erscheinen lassen. Jede Auszeichnung aus den Händen Seiner Majestät soll aber gleichen Wert haben. Erfüllen Sie mir diese Bitte, ich weiß, daß Sie von ihrer Wahrhafttgkeit überzeugt sind." Ihm kam es lediglich darauf an, ersprießlich zu wirken, und daß ihm dies vergönnt war, davon war er trotz aller Schwierigkeit, die er fand, durchdrungen. Diesen Eindruck hatten auch seine Freunde. Der Präsident v. Gerlach schrieb ihm im Jahre 1856: "Es ist mir immer eine besondere Freude, den Segen zu betrachten, den Sie in Haus und Amt erfahren und für welchen der Dank in Ihren Briefen überströmt." Denselben Eindruck hatte auch Frau v. Kleist--Retzow. So wuchs dem Oberpräsidenten sein Amt ans Herz. Es konnte nicht anders sein, als daß er sich nur schwer von ihm trennte.

Als nun der Prinz von Preußen im Oktober 1858 die Regentschaft übernahm, fühlte Kleist doch, daß die Trennungsstunde geschlagen hatte. So gestaltete sich das Fest der Eröffnung der linksrheinischen Bahn zwischen Koblenz und Köln auf dem schönstgelegenen Bahnhofe Preußens, in Rolandseck, am 11. November zu einer letzten Kundgebung des tatkräftigen Mannes am Rheine. Der sich um den neuen Herrn drängende Schwarm übereifriger Diener suchte es zu verhindern, daß Kleist das Fest noch leitete, aber vergeblich. Bis zuletzt bewahrte der Oberpräsident seine stolze, selbstbewußte Haltung. Ja es schien, als wenn das Regiment der Familie v. Kleist mehr denn je in die Erscheinung treten sollte. Denn an der Leitung war noch ein Vetter des Oberpräsidenten, ein Generalleutnant v. Kleist, beteiligt. An dritthalb hundert Gäste waren zu dem Festessen in Rolandseck versammelt, an ihrer Spitze die Gemahlin des Prinzregenten, ihr Oheim Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und der Fürst Pückler-Muskau. Bei Beginn der Tafel erhob sich Kleist und brachte einen Trinkspruch auf den kranken König aus: "Es ist ein großartiges, verheißungsreiches Ereignis für die Rheinprovinz, welches wir heute feiern. Eines fehlt uns jedoch - das ist die Teilnahme unseres Königs und Herrn -, des Königs, der so oft voll Lust und Freude an den schönen Ufern des majestätischen Stromes dahinzog, dessen königlichem Geiste nichts fremd, nichts zu groß oder zu klein ist, was das Wohl seiner Untertanen betrifft." Seine schönen Worte verfehlten nicht, einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung zu machen. Noch nach Jahren entsannen sich dessen die Teilnehmer. Selbst die Widersacher Kleists fühlten sich entwaffnet angesichts der markigen Persönlichkeit, die da vor ihnen stand. Man umringte den Redner und drückte ihm bewegt die Hand.

Sechs Tage darauf fiel der entscheidende Schlag. Am 17. November verabschiedete der Regent den Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow. Die neuen Minister des Innern und der Finanzen, v. Flottwell und Freiherr v. Patow, derselbe Patow, dessen Entscheidung er seinen Eintritt in die Verwaltungslaufbahn verdankte, brachten dies Kleist unter dem 19. zur Kenntnis. Zu seinem Nachfolger wurde gleichzeitig nicht Möller, wie wohl ziemlich allgemein angenommen worden war, sondern eine neutrale geschäftsmännische Persönlichkeit, der Unterstaatssekretär im Handelsministerium Adolf v. Pommer-Esche, ernannt. Es verriet die vornehme Auffassung des Regenten, daß er, gewissermaßen um Kleists Gefühle zu schonen, nicht dessen Gegner Möller, der sich doch so sehr der Gunst des Prinzen zu erfreuen gehabt hatte, an seine Stelle setzte. Den Eindruck dieser vornehmen Gesinnung erhöht es, daß der Prinz der ministeriellen Mitteilung von der "einstweiligen Versetzung in den Ruhestand" mit einem jährlichen "Wartegeld" von 2000 Talern, in welche Form die Verabschiedung gekleidet wurde, noch ein besonderes Kabinettschreiben folgen ließ, in dem Kleist "die vollste Anerkennung seiner zu allen Zeiten bewährten ehrenhaften Gesinnung und treuen Hingebung für Thron und Vaterland, sowie des Ernstes und der Lauterkeit seiner Bestrebungen" ausgespro-

chen wurde, und in dem es hieß, der Prinz sei auf den Antrag des Staatsministeriums, Kleist in den Ruhestand zu versetzen, nur darum eingegangen: "weil Ich zu Meinem Bedauern Mich der von demselben ausgesprochenen Überzeugung nicht habe verschließen können, daß er in der Totalität seiner Anschauungen und Auffassungen sich mit den Verhältnissen der Rheinprovinz nicht in dem Einklänge befinde, durch welchen eine wahrhaft ersprießliche Wirksamkeit bedingt werde". Fast scheint es, als wenn das gute Herz des Prinzen sich noch etwas gesträubt habe. Kleist zu verabschieden.

So brach die Verwaltung Kleists am Rhein unter der Wucht des Andrangs der neuen Ideen zusammen, jener Ideen, von denen es sich bald offenbaren sollte, daß sie sich einstweilen nicht zu behaupten vermochten, weil ihnen die kettende überragende Persönlichkeit fehlte. Kleist war auf der Walstatt geblieben, auf die er im Juli 1851 mit so freudigem Kampfesmute geeilt war. Seine Verwaltung am Rhein aber wird allezeit merkwürdig bleiben durch die gewaltige Energie und den sittlichen Ernst, mit dem sie geführt wurde.

Noch an demselben 19. November, an dem Kleist jene amtlichen Zuschriften erhielt, hatte die Prinzessin von Preußen, kurz vor ihrer Rückreise von Koblenz nach Berlin, mit der Frau des Oberpräsidenten ein Gespräch gehabt und sie darauf vorbereitet, daß die Amtsführung ihres Mannes jetzt vielleicht zu Ende gehen würde. Sie suchte Frau v. Kleist-Retzow zu trösten für den Fall, daß dies eintreten sollte, indem sie darauf hinwies, wie viel stiller und sorgenloser Kleists zusammen auf dem Lande wohnen würden. Da erwiderte die tapfere Frau v. Kleist: "aber ohne das gesegnete Amt meines Mannes". Kaum war die Prinzessin in Berlin angelangt, so erfuhr sie, daß die als möglich hingestellte Tatsache eingetreten und Kleist wirklich verabschiedet sei. Da richtete sie, unter dem 22. November, an dessen Frau einen Trostbrief: "Sie kennen mich genug, um von diesen Zeilen nicht überrascht zu sein, denn Sie wissen, daß ich meiner eigenen Natur gemäß unter allen Wechselfällen des Lebens den Blick nach Oben richte, nur von dort die Leitung erbittend, welche nie trügt. Das Streben nach treuer Pflichterfüllung und nach Wahrheit entspricht dieser Richtung. Hiernach erklärt es sich von selbst, daß es mir nicht gleichgültig sein kann, andere im Zweifel über mein Verhalten zu lassen und insbesondere Sie, welche vermuten könnten, ich hätte bei meinem Abschiede am 19. November in Koblenz etwas von der veränderten Stellung Ihres Mannes gewußt. Ich gebe Ihnen hiermit die bestimmteste Versicherung, daß dies nicht der Fall gewesen ist, daß ich vielmehr erst vorgestern die Nachricht vernommen habe, welche diese Veränderung betrifft und die, wenn sie auch die lokalen Beziehungen ändert, keineswegs die teilnehmenden und freundlichen Gesinnungen berühren kann, welche ich Ihnen, Ihrem Mann und Ihren Kindern bewahren werde. Sie werden stets in dem Ihnen dargebotenen Wirkungskreise andern hilfreich zu sein wissen, und Gott wird dies Bestreben segnen."

Ein Brief seines getreuen Eck an Gustav v. Diest gibt uns Kunde von dem Eindruck des Ereignisses auf Kleist: "Trotz der langen Voraussicht des Eingetroffenen war die nunmehr eingetretene Gewißheit doch erschütternd. Kleist selbst und Frau v. Kleist bewahrten zwar unveränderliche Heiterkeit und Freudigkeit, aber - wie sehr nahe es ihm und deshalb auch ihr innerlich geht, darüber kann man, wenn man ihn jahrelang kennt, nicht zweifelhaft sein." Am 23. war Abschiedssitzung. Eck berichtete: "Kleist sprach einfach und schön, Schede mit zu viel frommem Beiwerk, daher abkühlend statt ergreifend." Im Trierschen Hofe fand ein Abschiedsessen statt, bei dem der Kommandant von Koblenz, Generalleutnant Prinz von Holstein, einen bewegten Trinkspruch auf Kleist ausbrachte. Dann verließ dieser die Stätte, an der er sieben und ein halbes Jahr gewirkt hatte. Poetische Grüße klangen ihm nach, die trauernde Freunde ihm widmeten, der eine von seinem Assessor v. Rosen, der andere von einem frommen evangelischen Geistlichen, dem es einmal vergönnt gewesen war, in seines "stillen Hauses friedlich frommen Kreis" hineinzublicken. Es lag eine Tragik darüber, daß ein so tatkräftiger Mann in einem Alter aus der Beamtenlaufbahn geworfen wurde, in dem für die Mehrzahl die ausgedehntere Wirksamkeit erst zu beginnen pflegt. Bald aber sollte ein neues Leben für ihn anheben, nicht minder tatenreich als sein amtliches. Kleist wurde seinem eigentlichen Berufe zurückgegeben, dem Worte entsprechend, das Ludwig Gerlach am 16. Oktober 1852 gegen ihn aussprach: "Ihr allgemeiner politischer Charakter ist das prius; den, mit allem, was daran hängt, sind Sie dem Vaterlande und dem König schuldig."

Zweites Buch

Der Parlamentarier

1858-1892

1. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes. 1858-1866

In der Stille

Nun war Kleist wieder "in die Stille geführt", wie er sagte. Er legte sich die Enthebung vom Amte in seiner gottergebenen Art als eine "wohlverdiente Züchtigung" seines Herrn aus. Gleichsam als wollte er nun umso inbrünstiger seinem Heilande leben, reiste er von Koblenz nicht nach der pommerschen Heimat, wo ihn mancherlei Geschäfte in Anspruch nehmen mußten, sondern nach Straßburg, um dort mit einem der Hauptvertreter des Württembergischen Pietismus, mit dem Pfarrer Blumhardt aus Boll, und dessen Kreise Fühlung zu gewinnen. "Es ist ein kleiner, etwas starker Mann," schrieb er an Schede über die Begegnung mit diesem merkwürdigen Geistlichen, "eine große Freundlichkeit und Milde spricht aus seinen Zügen." Eine ganze Stunde unterhielt er sich gleich am ersten Tage allein mit ihm und blieb noch etwa eine Woche im Verkehr mit den in Straßburg versammelten Pietisten. Dabei erfreute er sich im Münster an der deutschen Kunst. Er schrieb darüber: "Aber so wunderschön die gemalten alten Fenster sind, das Dunkel, welches sie im Inneren der Kirche geben, ist schaurig, doch meinen evangelischen Anschauungen nicht entsprechend, und das Getriebe in der Kirche selbst während des Gottesdienstes entwürdigend! Wen man auf der Straße anspricht, der kann deutsch antworten, das freute mein deutsches Herz doch noch[340]. Sinnend betrachtete er neben der Präfektur das Standbild seines Vorgängers in Koblenz aus der französischen Zeit, des vielgerühmten Präfekten des Rhein- und Moseldepartements, Lezay-Marnesia, das erst vor wenigen Jahren errichtet war. Dem Pfarrer Blumhardt blieb Kleists Persönlichkeit fest in der Erinnerung haften. "Weil ich es sah, wie gepreßt Ihr Gemüt war, und wie es Sie drängte, sich vor dem Herrn zu demütigen, habe ich eine tiefe, priesterliche Liebe zu Ihnen behalten," schrieb er ihm nach Jahren.[341]

Mitte Dezember traf Kleist in Kieckow ein. Das erste, was er tat, war, daß er sämtliche Wahlmänner Polzins, die für den liberalen Minister Grafen Schwerin stimmen wollten, veranlaßte, einmütig seinen Freund Hermann Wagener zu wählen. Am 29. Dezember veranstalteten die Belgarder Kreisstände ein großes Festesien für ihn, auf dem Kleist eine eindrucksvolle Rede hielt: "Ich hoffe, jene Zeit soll an mir nicht ungenutzt vorübergegangen sein; doch freut es mich, daß ich wiederkehre mit derselben Gesinnung, mit welcher ich von Ihnen schied, daß ich nicht nötig gehabt habe, sie zu wechseln wie ein Kleid.

Die Pommern haben außer dem Ruhm der Treue auch noch einen anderen erworben, den, daß sie in den Schlachten, die sie mitfochten, immer die Vordersten gewesen sind; der Marschall Vorwärts war leibhaftig einer der Unseren. Aber sollen wir auch dann voraneilen und mitziehen, wenn der Wagen dem Abhange zurollt? Die Eiche, welche ihre Zweige breiter und höher ausstrecken will, muß jedes Jahr ihre Wurzeln tiefer in die Erde strecken, welche sie trägt. Das also soll unser Vorwärts bleiben, das mit jedem Schritt sich tiefer zu gründen sucht in dem Boden vaterländischer Gesinnung."[342] So kündigte er der liberalen Politik, die der Regent einleitete, scharfe Fehde an. Nun gerade wollte er sich an die alten preußischen Traditionen anklammern. Daß die neue Zeit neue Aufgaben stellte und gewisse Reformen unabweisbar geworden waren, dagegen verschloß er sich zumeist. Er sah nur die bedrohlichen Begleiterscheinungen, unter denen die neue Politik eröffnet wurde, wesentlich von liberalen Bureaukraten, die sich weder durch Stärke des Willens, noch durch tieferen Ernst, noch durch soziales Verständnis, noch etwa durch größere geistige Bedeutung auszeichneten, und fühlte instinktiv, daß das preußische Staatsschiff unter diesen Auspizien Gefahren entgegentrieb. Für ihn lag es auf der Hand, daß der Regent nur von den Dingen getrieben war, und er hatte dabei nicht völlig unrecht. Doch schmerzte es ihn, wie er an seinen "Herzens-Ranke" schrieb, in der Opposition sein zu müssen. Am meisten weh tat ihm die Absage des Regenten an die strengere kirchliche Richtung, die in dessen Programm vom 8. November enthalten war.

In den Tagesblättern konnte er inzwischen lesen, was die Welt über seine Verwaltung urteilte. Freundlich

---

[340] Kleist an Schede, 6. Dezember 1858.

[341] Blumhardt an Kleist, 28. Mai 1862.

[342] Bericht der Neuen Stettiner Zeitung, Anfang Januar 1859.

war es meist nicht, was er da zu hören bekam. Die Zeit erwies sich noch nicht reif dafür, die vielen Verdienste, die er sich um das Rheinland erworben hatte, anzuerkennen. Das führende Blatt, die "Kölnische Zeitung", widmete ihm einen Nachruf, der wenigstens das Bestreben zeigte, objektiv zu sein. Aber recht hatten jene Stimmen, die seine Ernennung auch jetzt noch als einen Mißgriff bezeichneten. Sein Regiment hatte sich nicht voll entfalten können durch die ihm entgegenstehenden hohen Einflüsse. Gerade durch diese war eine Flut von Widersprüchen gegen ihn entfesselt worden, die eine gerechte Würdigung seiner Wirksamkeit nicht aufkommen ließ. Hätte er frei schalten dürfen, so wäre er vielleicht trotz allem je länger je mehr als ein Vater der Provinz verehrt worden, dem man einige Eigenheiten nachgesehen haben würde. Als nach einem Menschenalter sein ehemaliger Referendar Nasse die Geschäfte des Oberpräsidenten der Rheinprovinz übernahm, um sie anderthalb Jahrzehnte zu führen, bereitete es diesem wahre Freude zu beobachten, daß in der Rheinprovinz mehr und mehr eine gerechte Würdigung von Kleists edler Persönlichkeit und seinen vielseitigen Verdiensten platzgriff.[343] Ein einziges Blatt, die Elberfelder Zeitung, nahm sich seiner bei seinem Fortgange an, indem es seine Verdienste kurz, aber treffend darlegte. Von den größeren Städten hatte ihm überhaupt die Luft in Elberfeld und Barmen am meisten zugesagt. Gerade diesen Orten hat er ein besonders gutes Gedächtnis bewahrt. Es tat seinem Herzen ungemein wohl, daß sich wenigstens eine Stimme der Dankbarkeit öffentlich erhob. Erst nach Wochen erfuhr er davon und ließ sich das Blatt durch Schede besorgen. Er selbst begriff allmählich sehr wohl, daß sein Fehler der Mangel an Diplomatie gewesen war. Aber daß er ein straffes Regiment geführt hatte, darauf war er bis zu seinem Lebensende stolz. "Ich rühme mich überhaupt dessen," hat er am 29. Mai 1883 im Reichstage gegen Eugen Richter gesagt, "daß ich die Gewalt, die mir gegeben war durch mein Amt, wirklich gebraucht habe, nicht wie ein Schwächling, oder ja und nein zugleich, sondern ja, wo ja sein mußte, und nein, wo nein sein mußte, zum Besten der Provinz und ihrer Bewohner."

Seine Rechnung war nicht falsch, wenn er seinen Belgardern sagen zu können glaubte, daß die Zeit am Rhein nicht ohne Nutzen für ihn gewesen wäre. Er hatte einen Einblick in viele und große Verhältnisse gewonnen und einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, von denen er sein Leben lang zehrte und die ihm überall zu gute kamen. Jedoch war er nicht annähernd so fortgeschritten, wie sein Gefährte in der Zweiten Kammer, der in Frankfurt das Element gefunden hatte, in das er gehörte. Den Adlerflug, den Bismarck jetzt nahm, vermochte er nicht mitzumachen. Bismarcks Haltung in der deutschen Frage war ihm bereits unbehaglich geworden; daher freute er sich, daß der alte Freund nach Petersburg versetzt wurde, weil er so unberührt bliebe von den in der deutschen Politik zu erwartenden Fehlern. Sowohl in der österreichischen und hessischen Frage, als in der italienischen und französischen traute er ihm nicht mehr ganz. Vollkommen entsetzt war er, als er bemerkte, daß Bismarck den vom Regenten beabsichtigten Reformen in inneren Fragen nicht völlig ablehnend gegenüberstand, sondern sich für fakultative Zivilehe aussprach, und für die Grundsteuervorlagen, für die sich Kleist erst nach schwerem Kampfe entschied, sofort zu haben war. Er sah darin, nicht ganz mit Unrecht, ein Sichmöglichmachen des alten Freundes und meinte zu Leopold Gerlach, daß Bismarck schon bei Beginn der Regentschaft nach dem Ministerium gelangt habe. Auch dies war nicht irrig. Er erblickte darin lediglich Grundsatzlosigkeit, und diese betrübte ihn. Daß es sich bei Bismarck aber vielmehr um den Drang handelte, dem unsicher tastenden Regenten zu helfen, in dem Bewußtsein, dies zu können, entging Kleist noch. Sein Schmerz über die Haltung Bismarcks vergrößerte sich noch, als er die Wahrnehmung machen mußte, daß Below-Hohendorf ganz mit Bismarck ging. Immerhin war das Band der Freundschaft mit Bismarck doch so fest, daß an eine tiefere Entfremdung vorerst noch gar nicht zu denken war.

Anders verhielt es sich mit einem anderen nahen Freundschaftsverhältnis, dem zu Hermann Wagener. Das empfing in dieser Zeit einen schweren Stoß.

Hermann Wagener hatte inzwischen seine große Mission als Kreuzzeitungsredakteur im wesentlichen erfüllt. Durch Hinckeldeys fortwährendes Einschreiten gegen die kühne selbständige Haltung des konservativen Blattes endlich in eine Art verzweifelten Mißmuts getrieben, legte Wagener im Juli 1853 die

---

[343] Oberpräsident Nasse an den Verfasser, 2. August 1904.

Redaktion nieder und trennte sich bald darauf auch formell von der Zeitung. "Das Maß war voll und ist übergelaufen durch einen geringen Zufluß," schrieb Leopold Gerlach darüber an Kleist. In dieser Lage vermochte Kleist die Gesinnungsgenossen, die Mittel zu einem großen Ehrengeschenk für den scheidenden Publizisten der Partei zusammenzubringen. In der Erkenntnis dessen, was Wagener der Partei genützt hatte, schossen die Parteifreunde 32 000 Taler zusammen, für die sich Wagener das Gut Dummerwitz im Kreise Neustettin kaufte. Kleist war nicht immer einverstanden mit Wageners publizistischer Tätigkeit gewesen. Dessen zänkisches Wesen sagte ihm vor allem nicht zu. "Du kannst nicht glauben, welch einen Schmerz es mir macht, daß Du in der Weise mit Bethmann und Mathis streitest. Es ist zuletzt doch zur Freude und zum Triumph der Ungläubigen. Je mehr ich das Wesen jener Partei mißbillige, je schärfer sie mich und Bismarck angreifen, eine umso größere Pflicht, aber auch ein Recht habe ich. Dich dringend zu bitten, doch Deinerseits nicht in diesem Ton mit ihnen zu streiten," schrieb er ihm einmal (im Jahre 1852) über die von Wagener gegen die Wochenblattspartei geführte Polemik. Er teilte zweifellos auch die Ansicht des Präsidenten v. Gerlach, der ihm am 8. Juli 1853 über Wagener schrieb: "Sein und der Kreuzzeitung Hauptfehler - weit schlimmer als die Härten und Polisonnerien - ist das Niemals-Unrecht- haben-wollen." Der Präsident fügte hinzu: "Diesen hochstrebenden jungen Männern fehlt unser guter alter bornierter Pietismus, der doch so lebendig und kräftig war." Vielleicht war es gerade dieses Niemals-Unrecht-haben-wollen gewesen, was die Kreuzzeitung, wie Wichern klagte, für zahlreiche Leute zu einer "Ergänzung der Bibel" für Politik werden lies.[344] Trotz solcher Klagen über Wagener, die zuweilen auch von Kleists Schwiegervater und von Niebuhr unterstützt wurden, hatte Kleist dem alten Freunde die Freundschaft bewahren zu müssen geglaubt. Er war es ja denn auch, der es veranlaßte, daß Wagener für ihn in die Zweite Kammer gewählt wurde.

Jene Dotation an Wagener hatte einige seiner Freunde bedenklich gemacht. Below-Hohendorf kam selbst beim Auftauchen der Nachricht von Wageners Rücktritt auf den Gedanken, für den tüchtigen Mann etwas zu tun. Aber der ihm von Kleist entwickelte Plan, dem Scheidenden zum Ankauf eines Gutes behilflich zu sein, behagte ihm nicht. "Wo ist die Berechtigung, Landjunker zu werden?" fragte er. Es zeigte sich, daß seine Bedenklichkeit nicht unberechtigt war. Wagener war nicht von so lauterem Metall wie seine Freunde. Bald geriet er in Geldverlegenheiten. Im Juli 1858 trat er mit der Absicht hervor, sich vom parlamentarischen Leben zurückzuziehen. Er spielte dabei den Empfindlichen darüber, daß sein großes literarisches Unternehmen, das Staats- und Gesellschaftslexikon, das er damals begonnen hatte, so wenig Unterstützung von der konservativen Partei gefunden hätte. Kleist geriet in Bestürzung über die Absicht Wageners. Er redete ihm ernst ins Gewissen. "Lieber Wagener, Du darfst, glaube ich, ohne eigene schwere Verschuldung so schnell in der Weise nicht handeln. Du hast Deine Stellung und Wirksamkeit und Deinen gesegneten Einfluß als ein Lehrer unseres Volkes, als ein Mitleiter unserer öffentlichen Verhältnisse als ein Amt und Lehen von Gott überkommen und darfst das nicht so ohne weiteres daran geben. Selbst wenn es wahr wäre, daß Du verkannt, verlassen wärest von aller Welt, so dürfte Dich das nicht darin irre, sondern müßte Dich umso fester darin machen." Er stellte ihm vor, daß sein Rücktritt im gegenwärtigen Augenblick einfach Fahnenflucht bedeutete. Sein erster Gedanke war, dem Freunde wieder die Kreuzzeitung zu verschaffen, mit 3000 Talern Gehalt. In diesem Sinne schrieb er an Bismarck: "Da wäre der Kreuzzeitung auch geholfen, welcher dies so dringend not tut. Treib das doch bei dem Präsidenten v. Gerlach oder wo sonst." Ebenso stellte er dem General v. Gerlach Wageners Rückberufung in die Kreuzzeitung als wünschenswert vor. Doch wurde daraus nichts. Aber zur Annahme des Mandats wurde Wagener bewogen. Indes fiel er durch. Neben seinem zänkischen Wesen, durch das er auch als Gutsbesitzer jener Gegend bekannt geworden war, wurde bei der im Herbst 1858 unter den Auspizien der neuen Ära im Wahlkreise Belgard-Neustettin erfolgenden Nachwahl seine Zugehörigkeit zu den Irvingianern als Haupttrumpf gegen ihn ausgespielt. Dafür erwirkte Kleist ihm aber eine feste Summe, die er von der Kreuzzeitung für Mitarbeiterschaft erhalten sollte, und besondere große Honorare. Trotzdem kam Wagener mit seinem Gelde nicht aus und glaubte nun im Herbst 1859 auf Grund eines Vertrages vom Jahre 1855 Rechtsansprüche auf die Kreuzzeitung geltend machen zu dürfen. Er sprach anscheinend allen Ernstes davon, seine Forderungen im Rechtswege erstreiten zu wollen. Wie Ludwig Gerlach argwöhnte, leitete ihn dabei der Hintergedanke, gestützt auf zwei Geldmänner, den

[344] J. Wichern, Briefe u. Tagebuchblätter. Hamburg 1901. 14. Januar 1851.

Grafen Pinto und Herm v. Hertefeld, die konservative Partei in ihrer damaligen Gestalt zu sprengen und sie ohne christlichen Beigeschmack neu zu bilden. Die große Mehrzahl seiner bisherigen Gesinnungsgenossen, an der Spitze der Präsident Ludwig v. Gerlach, war entrüstet über sein Auftreten, das nicht nur auf irrigen rechtlichen Voraussetzungen beruhte, sondern vor allem Überhebung und unvornehme Gesinnung verriet. Eine Klage gegen die Kreuzzeitung, von Wagener angestrengt, hätte den peinlichsten Eindruck gemacht und der konservativen Partei schwer geschadet. Vor einem solchen Schritt mußte Wagener aus Liebe zur Sache zurückscheuen. Ludwig Gerlach brach über ihn vollständig den Stab.

Nur Blanckenburg, Leopold Gerlach und Kleist hielten ihm die Stange. Bismarck lag in Hohendorf bei Below mit dem Tode ringend. Von sich berichtete Kleist an Blanckenburg, er hätte zur Besiegung der Bedenken gegen Wagener mit seiner Person eintreten müssen, "wie die alten köstlichen Eideshelfer des deutschen Rechts". Auch er gab Wagener durchaus unrecht und war empört über sein ganzes Auftreten. Aber er versuchte ihm noch ins Gewissen zu reden und ihn dadurch zum Einlenken zu bewegen. Er erlebte auch die Genugtuung, daß Wagener von der durch die Vorkommnisse der letzten Zeit gefährdeten Kandidatur zum Abgeordnetenhause freiwillig zurücktrat und in manchen Punkten sein Unrecht einräumte. Aber zur Anerkennung seines ganzen Unrechts brachte er ihn nicht. "Um der Seele Wageners willen halte ich es für das vor allem zu Erstrebende, daß er das völlige Unrecht seines Vorhabens einsieht," schrieb er an Moritz Blanckenburg. "Damit werden ihm auch die Schuppen wegen noch mancher anderer Dinge von den Augen fallen." Ganz richtig bezeichnete er als den Grund des Auftretens Wageners "die Annahme seiner Unentbehrlichkeit". "Gott aber will ihm und uns das Gegenteil zeigen. Verlasset Euch nicht auf Fürsten - auch wie König Friedrich Wilhelm IV., auch nicht auf Menschen - wie Wagener, das soll er lernen, das lerne auch Du für Deine Landtagstätigkeit," schloß er in seiner eigenartigen Bestimmtheit mit einem Hinblick auf Blanckenburgs parlamentarische Wirksamkeit. Der Zimmerhäuser sah die Lage gelassener und realpolitischer an, als sein Freund in Kieckow, und schrieb seinem "lieben Hansichen", er hätte sich nicht durch Wageners Unentbehrlichkeit bestechen lassen, fände aber, daß sein "Onkel Ludwig" stets unrichtig gegen Wagener gehandelt habe. Er erführe von Wagener, daß dieser sich mit dem General v. Gerlach geeinigt habe. "Nun gebe Gott, daß Onkel Ludwig nicht zu sturr ist. Auf welchem gefährlichen Boden Wagener innerlich steht, weiß ich so gut wie Du; ich glaube aber, wir dürfen ihn nicht so behandeln, daß wir ihn immer weiter von uns entfernen." So gelang es wieder, eine Verständigung zwischen den Männern der Kreuzzeitung und ihrem ersten Redakteur herbeizuführen. Auch Kleist kam wieder in ein gutes Verhältnis zu Wagener. Aber das alte Vertrauen zu ihm war doch erschüttert; und als in den Siebzigerjahren Wageners Verhalten bei den Gründungen zu Tage kam, brach Kleist mit ihm.[345]

Die Abwandlung der Stellung zu alten Freunden war eine bittere Mitgift in das neue Leben, das Kleist zu beginnen gedachte, geeignet, ihn noch mehr niederzudrücken. Freilich als einer der alten Freunde, die auf dem früheren Standpunkt der Entwicklung stehen geblieben waren, Alexander Andrae, in der dumpfen Mißstimmung jener Tage vom Auswandern sprach, erklärte er ihm tapfer, daß davon keine Rede sein könne. "Wir sind auch unter Camphausen und Hansemann nicht ausgewandert." Er behielt den Kopf oben, wie der Präsident v. Gerlach, der ihm mit der den Gerlach so häufig eigenen Erkenntnis der Verhältnisse schrieb: "Am Vaterland dürfen wir nicht verzweifeln. Es mußte so kommen. Wenn wir nur die rechte Lehre daraus nähmen; wie wenig haben wir als Partei uns regierungsfähig gemacht!" Freilich melancholisch klang es aus dem Munde Luitgardes v. Puttkamer ihm entgegen: "Es ist leer geworden in der Welt, und die Zeit rauschet

---

[345] Wagener: Kleist an Wagener: 19. Juni 1852, August 1858 (Konzept); an Bismarck, 8. August 1858; an Blanckenburg, 22. November 1859. - Ludwig Gerlach an Kleist, 8. Juli 1853, 12. Oktober, 2. Dezember 1859. - Blanckenburg an Kleist, 27. November 1859. - Leopold Gerlach an Kleist, 17. Juli 1853, 20. August 1858. - Below-Hohendorf an Kleist, 19. Juli 1855. - Niebuhr an Kleist, 10. Oktober 1852. - Anton Stolberg an Kleist, 17. Juli 1852. - Botho Stolberg an Kleist, 23. November 1859. - Westphalen an Kleist, 18. Februar 1854. - Leopold Gerlachs Denkwürdigkeiten II, 704. - Wichern, Briefe und Tagebuchblätter II (14. Januar 1851). - Wagener, Erlebtes. - Bei Abfassung des Artikels "Wagener" für die "Allgemeine deutsche Biographie" habe ich übersehen, daß die Denkwürdigkeiten Leopold Gerlachs bereits Mitteilungen über die Geldverlegenheiten Wageners in dieser Zeit enthalten.

im Fluge an uns vorüber! Die Jagd nach Idealen und idealem Leben hat aufgehöret!" Schon mit Rücksicht auf seine Gemahlin ging Kleist nicht ganz ungern in die Ruhe des Landlebens. In den Koblenzer Aufregungen hatte Frau v. Kleist sich öfter danach gesehnt, daß ihr Mann vom Amte los käme und in Kieckow "still und selig" mit ihr leben könnte.

Zum ersten Male in seinem Leben machte sich Kleist jetzt daran, sich vorwiegend der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. Es waren dies neben dem von seinem Vater ererbten Kieckow, einem Gute mittleren Bodens mit einem Umfange von etwa 1000 Hektar, das im Jahre 1844 einen Wert von 26 525 Taler hatte, das daneben gelegene, etwa halb so große Gut Klein-Krössin mit schlechtem Boden, das Kleist sich von dem Heiratsgute seiner Frau gekauft hatte. Später kam dazu noch das kleine Gut Lanzen. Ein guter, lange Jahre im Dienste seines Hauses stehender Inspektor ging ihm zur Seite. Der Herr dieser Güter fühlte sofort, daß in der Zwischenzeit, wo er sich weniger um seinen heimischen Haushalt kümmern konnte, manches alte Band, das zwischen ihm und seinen Leuten schon von seines Vaters Zeit her bestanden hatte, gelockert worden war. Das sollte nun anders werden. Jetzt begann er wieder das patriarchalische Regiment der alten Tage. Für den landwirtschaftlichen Einzelbetrieb besaß er weniger Sinn. Doch hat er eifrig für Verbesserung seines Grund und Bodens gesorgt. Im Jahre 1871 berechnete er, daß während seiner Besitzzeit etwa 500 Morgen Acker urbar gemacht, 200 Morgen Bruchland in Wiesen verwandelt, 60 Morgen Rieselwiesen neu angelegt oder wieder hergestellt, einige 20 Morgen Wiesen aber aus Mangel an genügendem Wasser trocken gelegt, ein Rieselteich mit Sammelwasser gegraben, etwa 500 Morgen Acker drainiert, der Klepperberg angeschont und auch sonstige Schonungen angelegt worden seien. Eine Haupttätigkeit machte für ihn bei der Gutsverwaltung die Pflege des gemütlichen Elements im Leben seiner Leute aus. Obenan standen dabei die Werke der inneren Mission. Bald nachdem er die Kirche in Kieckow eingeweiht hatte, war ebendort ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder erwachsen. Im Frühjahr 1849 hatte man feierlich den Grundstein gelegt und im Herbste des folgenden Jahres die Einweihung vollzogen. Nach der von Kleist begeistert verehrten Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. empfing es den Namen "Elisabethhaus". Kleist selbst gab das Grundstück her und bewog Freunde und Nachbarn, das Material zum Bau des Hauses zu schenken, wußte auch sonst allerorten mildtätige Herzen dafür zu erwärmen. Anfangs nur für 12-14 Knaben eingerichtet, stieg diese Zahl noch während seiner Lebenszeit allmählich auf über 60, und mancher Wohltäter empfand einen heimlichen Neid über den gesegneten Fortgang dieses Liebeswerkes. Den Hausvater, den ihm Wichern sandte, betrachtete Kleist wie einen Freund. Er war ihm ein "wahrer Schatz" für Kieckow. "Es ist eine Lust, die lieben Kinder zu sehen, und zu hören, wie die weitaus meisten auf gute Wege kommen und in ihnen bleiben," zeichnete der Patron des Hauses 1871 auf.

Der Gipfelpunkt des Kieckower Lebens wurde bald das alljährliche Kirchweih- und Rettungshausfest. Es bildete das Gegenstück zu den Kirmessen am Rhein, deren Ausgelassenheit den Oberpräsidenten so oft bekümmert hatte. Diese Feste waren in den ersten Jahren nach der Koblenzer Zeit in besonderer Blüte, weil der Gutsherr bald in einem Sohne Philipp Wackernagels einen jungen Predigtamtskandidaten fand, der nicht nur den Gottesdienst und den Unterricht der Kleistschen Kinder vortrefflich versah, sondern durch besondere musikalische Begabung und Eifer es dahin brachte, daß aus Handwerkern und Tagelöhnern ein Posaunenchor gebildet wurde, der bei solchen Gelegenheiten in Wirksamkeit trat. Das Vorbild zu dieser Organisation gab der Pastor Görcke in Zarben im Kreise Greifenberg, der mit seinem zwölfgliedrigen Chor 80 Choräle und Lieder spielen konnte, obwohl ursprünglich kein Mitglied des Chors zuvor eine Note gekannt hatte. Die Auswahl war ja nicht groß, die der frische Ernst Wackernagel in Kieckow zu treffen vermochte. Umfaßte das Dorf doch mit den Rettungshauskindern damals nur etwa 230 Seelen. Immerhin erklangen doch bald regelmäßig zwei Posaunen, eine Trompete und zwei Hörner, sowie eine Geige. Einer der Dorfbewohner lernte Klavierspielen, und ein Chor von älteren Schulmädchen sang. Am Kirchweih- und Rettungshausfest versammelten sich gewöhnlich gegen 100 und mehr Gäste im gastfreien Hause des Gutsherrn, davon meist ein Drittel Geistliche. In späteren Jahren stieg die Zahl der Gäste wohl gar bis auf 200. Da gab es mancherlei zu sorgen nicht nur für die Verpflegung der Menschen, sondern auch für die der vielen Pferde, mit denen die Gäste hereingefahren waren. Das Kirchweihfest kam durch eine Predigt zum Ausdruck, die Rettungshausfeier durch eine Ansprache.

An die Seite zu stellen war diesem im Spätherbst abgehaltenen Feste die Kieckower Erntefeier, die einen

noch intimeren Reiz besaß, weil sie lediglich auf die Kieckower beschränkt blieb und mehr ein reines Volksfest darstellte. Von anderen Erntefesten unterschied sie sich erheblich. Sie wurde auf einen Sonntag gelegt. Nach Beendigung des Gottesdienstes ordneten sich die Männer mit geschmückten Sensen, die Frauen und Mädchen mit Harken vor dem Schulhause und begaben sich in festlichem Zuge, voran ein Posaunenbläser und die von der Vorbinderin getragene Erntekrone, nach dem Herrenhause. Vor dessen Rampe, wo Kleist sich mit seiner Familie nebst Gästen aus benachbarten Gütern versammelt hatte, nahm der Zug Aufstellung. Dann erscholl das Lied "Nun danket alle Gott", worauf die Erntekrone überreicht wurde. Darauf trat Kleist hervor und hielt eine Ansprache an seine Leute. Er dankte ihnen für Fleiß und treue Arbeit im Dienst, in Worten, die auf das kindliche Verständnis der Dorfbewohner wohl berechnet waren und auf das Gemüt der Hörer wirkten. Sie klangen anders als die Reden des Freiherrn v. Doleschall, des Helden im "Schlafenden Heer". Er ermahnte, das tägliche Brot nicht mit Seufzen, sondern mit Dank gegen Gott und Freude zu essen. "Gern teile ich eure Arbeit und Mühe, gern bin ich mit euch fröhlich, vor und in unserem Gott." Ihm erwiderte der Vorschnitter einige Worte, die mit Lebehochs auf den Gutsherrn, seine Gemahlin und seine Kinder schlossen. Bei jedem Hoch strichen alle Schnitter ihre Sensen. Dann wurde wieder ein Lied gesungen und die Krone dort angebracht, wo sie das Jahr über zu hängen hatte. Nunmehr ging's zum Festmahl. In zwei aneinander stoßenden Sälen, zwischen denen die hohen Flügeltüren weit geöffnet waren, standen die Tafeln gedeckt. An der einen nahm Platz, was zum Herrenhause gehörte, an der anderen die Tagelöhner. Ein Tischgebet ward gesprochen, ein Hoch auf den König erklang, zwischen dem Essen wurde gesungen, der Herr oder der Kandidat teilten Ernstes und Heiteres mit. Zur schönsten Entfaltung kam die schöne Gemeinschaft, als der Gutsherr aus einem kostbaren "eingefüllten Pokal auf das Wohl aller einen kräftigen Zug tat und dieser Pokal die Runde machte, zuerst am Herrentisch und von da hinüber zum Gesinde. Nach Aufhebung der Tafel wurden für die Jugend Spiele veranstaltet: Wett- und Sacklaufen, Topfschlagen, Klettern u. dergl. Für die Sieger waren kleine Preise ausgesetzt. Inzwischen wurden im Freien einfache Tische aufgeschlagen und mit Kaffee und Kuchen belastet. Nun machte Frau v. Kleist die Wirtin, aber in der Regel nur kurze Zeit. Denn es währte nicht lange, bis alles verschwunden war, was man aufgetragen hatte. Abermals veränderte sich dann das Bild. Eine kleine Verlosung begann, bei der alle Mitglieder der Gemeinde gewannen; hier fiel einem Knecht eine schöne Schürze, dort einer Magd eine stattliche Pfeife, einer Frau eine Schnupftabaksdose zu. Der Haupttreffer war eine schöne Taschenuhr. Doch nur die, die noch keine gewonnen hatten, wurden dazu zugelassen. Er herrschte bei diesen Festen eine Fröhlichkeit, wie sie glücklicher kaum gedacht werden konnte. Von Branntweintrinken war nicht die Rede dabei. Nur etwas Bier wurde ausgeschenkt. Weit und breit im Pommerland und darüber hinaus wurden Kleists Volksfeste berühmt.

Kleinere Feste wurden von dem leutseligen Herrn noch bei manchen sonstigen Gelegenheiten veranstaltet. So als sein alter treuer Inspektor ein Jubelfest beging. Da sagten die Kinder Kleists und andere Dorfinsassen vom Gutsherrn verfaßte Verse auf:

Friedrich Wilhelm.

Du bist schon unseren Großeltern vorangegangen
Und hast ihnen allzeit treulich angehangen.
Du hast ihr Glück und ihre Freuden gesehn.
Du durftest an ihrem Sarge stehn.

Jürgen Christoph.

Du hast unsern Vater auf deinen Armen getragen.
Als er selbst noch nicht "Vater" und "Mutter" konnte sagen.
Du hast ihn geliebt und hast ihn geehrt,
Dein Leben in seinem Dienst verzehrt.

Hans Anton.

Des möchten wir Kinder heut fröhlich gedenken
Und dankbar von Herzen dir gern etwas schenken.
Die Erinnerung vergangener Zeiten erneun.

Und mit deren Bildern dein Alter erfreun.

Ein Tagelöhner.

Geehrter Herr Inspekter,
Sie führen des gnädigen Herrn Zepter
Wenn er oft über Land,
In straffer, selbst strenger Hand.

Wohl kann uns bangen.
Wenn Sie zu schelten anfangen
Und Ihr Zorn wie Donner und Wetter
Zieht über uns her.

Doch heut woll'n wir gestehen.
Es mag nicht viel anders gehen.
Ohne straffe, selbst strenge Hand
Kommt das Volk außer Rand und Band.

Mit gerechten und vollen Maßen
Haben Sie sich stets finden lassen,
Und schnell ist Ihr Zorn gestillt,
Wenn wir die Pflicht erfüllt.

So möge Gottes Frieden und Segen
Ihnen folgen auf allen Wegen,
Gott selbst sei Ihr Stecken und Stab
Im Leben und durch das Grab.

Festlich beging Kleist mit seinen Leuten auch den Tag, an dem es 50 Jahre wurden, seitdem die Leipziger Schlacht geschlagen war. Wie dort einst auf dem Felde, so klang es mit den Posaunen aus dem Kieckower Schulhause ins Dorf hinein: "Nun danket alle Gott".[346]

Am 15. September 1863 wurde Kleist ein viertes Kind geboren, diesmal eine Tochter, die nach ihrer hohen Pate, der Königin-Witwe, Elisabeth getauft wurde. Zu Kleists großem Schmerz kam der junge Wackernagel bald fort, und es galt nun, einen gleich tüchtigen Kandidaten und Hauslehrer zu gewinnen, der möglichst ebenso musikalisch gebildet war. Wieder wurde Kleists Hand gut geleitet. Denn er suchte durch Vermittlung des Professors Tholuck in Halle niemand anders als den jungen Ernst Dryander zum Lehrer seiner kleinen Schar zu gewinnen. Freilich hatte er selbst einige Bedenken, als er sein Auge auf diesen warf. "Nicht daß er nicht spezifisch lutherisch und Kreuzzeitungsmann ist," so erklärte er Schede, der ihn auf Dryander aufmerksam gemacht hatte, "wenn er das Herz auf dem rechten Fleck und den Herrn im Herzen hat, soll es uns genügen." Sein Hauptbedenken war, daß Dryander, weil er aus wohlhabender Familie stammte, zu verwöhnt für sein Haus sein würde. "Wir leben hier in der Tat sehr einfach," fand er selbst seinem Schede für nötig zu bemerken. Auch nachdem er den Prunk der Koblenzer Schlosses genossen hatte, dachte dieser schlichte Puritaner nicht daran, sein einfaches pommersches Gutshaus umzugestalten und seine Lebensweise komfortabler einzurichten. Die Sparsamkeit der Kieckower Herrn ging Schede zuwellen doch gar zu sehr gegen den Strich. So revoltierte sein musikalisches Gemüt, als Kleist ihn einmal um die Besorgung eines Klaviers für seine Kinder zum Preise von 70 Talern ersuchte und von dieser Summe nicht abzubringen war. "Verzeihe, teuerster Freund," schrieb er ihm da, "Deinen Auftrag kann ich nicht übernehmen. Für einen alten Klapperkasten s. v. v. dieser Art kann ich keine Garantie übernehmen, es widersteht mir das ganz und gar." Dryander schrieb damals am 18. Mai 1865 ab: "Es fehlt mir die nötige innere Reife, ohne die die übernom-

[346] Neben Aufzeichnungen Kleists, Konzepten und Briefschaften im F.A. habe ich bei Schilderung des Landlebens freundlichst für mich niedergeschriebene Mitteilungen des Pfarrers Wackernagel in Wustrau benutzt.

mene Verpflichtung zu einer Gewissensqual oder gar zu toter Handwerksarbeit werden kann. Noch fühle ich mich zu werdebedürftig, um schon in regelmäßiger amtlicher Stellung Früchte tragen zu können." Der Vater, Superintendent Dryander, bestätigte es Kleist, daß sein Sohn seine Entscheidung "nach langen Kämpfen und ernsten Erwägungen" getroffen habe.

In der frischen Luft des freien Feldes - nach Goethe der Ort, wo wir eigentlich hingehören -, in der Kleist sich in diesen Jahren besonders viel bewegte, fühlte er sich dem Geist Gottes näher denn je. Wenn er so über Land ritt oder fuhr, dann liebte er es, allein oder mit seinen Begleitern mit heller Stimme fromme Lieder zu singen, die weit über die Ebene erklangen: "O du fröhliche, o du selige", "Es ist ein Reis entsprungen" u. s. w. Manches Lied hat er auf seinen einsamen Fahrten über Land auswendig gelernt.

Mancherlei wußte er von wunderbaren Begebenheiten zu berichten. Einmal fuhr er bei Beginn des Frühjahrs durch die vom schmelzenden Schnee aufgeweichte Straße. Ein am Rande einer Wiese vorbeifahrender Weg war mit dieser in einen See verwandelt worden. Der Kutscher kürzte die Fahrt ab und fuhr bei Mondschein über die Wiese auf eine Stelle zu, wo der Weg wieder von der Wiese abbog. Plötzlich sanken die Pferde tief ein, so daß das Wasser ihnen über dem Rücken zusammenschlug. Nun sprangen Kleist und der ihn begleitende Kandidat ab, bis an die Brust durchs Wasser zum Lande watend. Gleich darauf riß sich der Wagen los und verschwand im Torfmoor. Nur der Vorderwagen blieb oben, und dadurch wurde auch der Kutscher gerettet. Diese gnädige Fügung seines Gottes prägte sich Kleist unauslöschlich ein. Am meisten aber ergriff ihn wohl ein anderer Vorfall. Seine Kinder hatten einige Male bei der Nähe des Gewitters mehr ängstliche Fragen gestellt, als ihm lieb war. Da kam eines Tages, als er mit den Seinen bei Tisch saß, wieder ein Wetter herauf, und als die Kinder von neuem Furcht zeigten, rief er unmutig: "Ich möchte wohl, daß der Blitz einmal in der Nähe des Hofes in eine Stiege einschlüge." Besorgt warf seine Gattin da ein, ob es wohl recht sei, so provozierend zu sprechen? Etwas betroffen erwiderte Kleist: "Das möchte ich auch nicht, es würde den lieben Kindern aber recht deutlich machen, wie Donner und Blitz in der Hand des allmächtigen Gottes sind." Unmittelbar darauf erfolgte Blitz und Donner so schnell aufeinander und mit solchem Geprassel, daß jeder dachte, es habe eingeschlagen. Alles springt auf. Kleist eilt an die Tür - ein Knecht weist auf ein Feld: da brenne eine Stiege. Es war vielleicht fünfhundert Schritt vom Hofe. Die Frauen des Dorfes hatten gerade um diese Stiege herum Rips gehackt und waren tief erschrocken, aber alle unversehrt. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Gutsherr an jener Stelle eine Eiche pflanzen.

Für jedermann in seinem Kreise und besonders in seinem Dorfe war er ein Helfer und Tröster in der Not. Als einst der Typhus in der Gemeinde ausgebrochen war, wurde der Kandidat Wackernagel in der Nacht durch die Mitteilung geweckt, daß einer der Tagelöhner im Sterben liege. Wackernagel eilte sofort hin. Als er in das Krankenstübchen trat, fand er den Oberpräsidenten dort bereits vor, wie er am Bett seines Arbeitsmannes kniete und für ihn inbrünstig betete.

Neben dem Rettungshaus schuf Kleist in seiner Gegend noch ein anderes, größeres Werk der inneren Mission, das Johanniterkrankenhaus Bethanien in Polzin. Zu Beginn der Fünfzigerjahre gab seine Gattin ein kleines ererbtes Kapital dazu her. Am 8. Februar 1852 erließ Kleist an die Bewohner seines Wahlkreises einen aus dem Innersten seines Herzens kommenden Aufruf zur Gründung des Krankenhauses. Vorläufig sollte es auf vierzig Betten eingerichtet werden. Polzin wurde gewählt wegen seiner Quellen, seiner Schönheit und seiner Lage an der Grenze von vier Kreisen. König Friedrich Wilhelm gab auf Kleists Bitte mehrere tausend Taler dazu her, ebenso der pommersche Provinziallandtag, und außerdem fand Kleist in den Persönlichkeiten seines alten Gönners v. Hagen-Langen und seines einstigen Gegners bei der Landratswahl Gamp-Popplow, der mittlerweile auch sein Freund geworden war, hochherzige, kräftige und verständige Förderer des Werkes. Bethanien in Berlin übernahm den Bau. Andere Freunde der Nachbarschaft, die der nimmermüde Kleist heranzuziehen wußte, steuerten gleichfalls reichlich bei. Die mächtigen Balken wurden aus Kieckower Holz genommen, die Dachsteine lieferte Gamp. Dr. Simon erwarb den Platz. Grundsteinlegung und Einweihung waren große Tage für die ganze Gegend. Zu jener, die am 29. August 1852 stattfand, erschien General Leopold v. Gerlach, ebenso der wackere Lutheraner Karl Meinhold und Franz Ludwig Zahn, der verdiente ehemalige Direktor des Moerser Lehrerseminars. Am 22. Juli 1855 konnte die Einweihung vollzogen werden. Kleist war so glücklich, wie kaum je, als das "prächtige Krankenhaus" fertig war. Der Generalsuperintendent Jaspis weihte es mit ergreifenden Sprüchen. Bald schenkte der Magistrat

eine dicht dabei gelegene Quelle. Auch ein trefflicher Arzt fand sich, der die Leitung übernahm. Anfangs höhnten die freisinnigen Bürger über das neue fromme Werk, und als der Provinziallandtag zuerst eine Hilfe abschlug, da brachten sie auf ihn ein Hoch aus. Doch schon am 11. Juli 1855 hielt die Bürgerschaft es für angezeigt, dem tatkräftigen Stifter des bald sichtlich gedeihenden Unternehmens die Ehrenbürgerschaft zu verleihen. Die Stadt bekam den reichen Segen, der davon ausging, auch zu spüren. Mußten doch nach und nach bis in die Mitte der Achtzigerjahre infolge des Zuspruchs, den das Krankenhaus fand, vier neue große Badehäuser gebaut werden. Anfang der Sechzigerjahre wurde ein Verbindungbau zwischen dem Krankenhaus und der Badeanstalt aufgeführt. Aus Bauerngemeinden wurden die Kranken frei aufgenommen, dagegen solche aus gutsherrlichen Bezirken mußten ein Geringes zahlen, weil Kleist die Auffassung vertrat, daß die Gutsbesitzer verpflichtet wären, für die Notleidenden ihres Bezirkes nach Kräften beizusteuern. Bald sah sich Kleist genötigt, selbst die Heilkraft des Bades und die Hilfe des Krankenhauses in Anspruch zu nehmen. Wurde er doch schwer geprüft durch die Erkrankung seines ältesten Sohnes, bei dem sich im Alter von acht Jahren Lähmungserscheinungen zeigten. Alles, was zur Heilung versucht wurde, versagte. Kleist rief auch Blumhardt an, dessen ungewöhnliche magnetische Heilkraft so viele erfahren hatten. Doch lehnte dieser freundlich ab: gegen gelähmte Glieder habe er nichts ausrichten können. Auch Polzin nützte dem Knaben nichts. Der von der Lähmung hauptsächlich betroffene Arm blieb fortan in seiner Entwicklung gehemmt.

Auch Kleists Zustand war vielfach ein leidender. Seit dem Ende der Koblenzer Zeit stellte sich bei ihm ein ernstes Hämorrhoidalleiden ein, zu dessen Linderung er öfter das Bad Weilbach im Taunus aufsuchte, ohne davon viel Erfolg zu haben. Seine Lebensgefährtin zeigte nicht minder eine schwächliche Gesundheit. Aber sie war eine starke und liebevolle Seele, an deren Seite sich der Mann wahrhaft glücklich fühlte. Davon geben auch innige und schöne Verse Kunde, die er ihr widmete. In einem zur elften Wiederkehr seines Hochzeitstages entstandenen Liede sang er ihr zu:

Elf Jahre sind's, seit du mir angetraut
Vor dem Altar - in reiner weißer Seide,
Du meines Herzens stille, süße Freude,
Als meine holde, liebe, treue Braut.

Wie fühlt' mein Herz ich damals höher schlagen.
Als dieser Gottesruf an mich erging.
Das Weib, an welchem meine Seele hing.
In seinem Namen durch die Welt zu tragen!

Wie schwur ich's laut auf seines Priesters Fragen,
Wie tauscht' ich selig mit dir Ring um Ring,
Und als an deinem Arm ich aus der Kirche ging,
Da wußt' ich nur von Lust und Lieb' zu sagen.

Elf Jahre sind's, und lautre Lieb' und Treue
Hat in der ganzen langen, lieben Zeit
An jedem Tag und jeder Stund' aufs neue
Von dir, holdselig Weib, mein Herz erfreut. -

Die ersten Jahre im Herrenhause

Einer der fruchtbaren Gedanken König Friedrich Wilhelms IV., die noch nicht ihre gebührende Würdigung gefunden haben, war es, Elemente des niederen Adels namentlich bei größeren Familienverbindungen ins Herrenhaus zu nehmen. Nicht nur durch die Revolution, wie wohl Heinrich v. Treitschke gemeint hat, sondern vielleicht mehr noch durch den Anstoß, welchen die alten preußischen Geschlechter durch die Verwirklichung jenes Gedankens erhielten, kamen sie auf die Idee, Familientage abzuhalten, Familienverbände zu gründen, Stiftungen ins Leben zu rufen, Familiengeschichtswerke herauszugeben und dadurch

den "erschlafften und oft entarteten Standesgeist wieder etwas zu kräftigen."[347] Wie es aber zu gehen pflegte mit den Gedanken des phantasiereichen Fürsten auf Preußens Thron, so war es auch hier: die Familie v. Kleist, an die er auch bei jener Absicht in erster Linie gedacht haben wird, hat er anfänglich nicht berücksichtigt. Da war es Hans v. Kleist- Retzow, der in seiner positiven Art sich seines Gesamthauses annahm und den hohen Herrn an seine Unterlassung erinnerte. Das geschah bei Gelegenheit eines Besuches Kleists in Kreppelhof, dem Stolbergschen Familiengute. Damals traf Friedrich Wilhelm mit Kleist, von seiner Herrschaft Erdmannsdorf kommend, auf der Burgruine Falkenstein zusammen, und Kleist nahm den Augenblick wahr, auf den großen Grundbesitz und die zahlreichen berühmten Vertreter seines Geschlechtes hinzuweisen. So wurde auch der Familie v. Kleist ein Herrenhausmitglied zugebilligt. Seitdem kam Zusammenhang in das Leben der Gevettern v. Kleist. Zwar hatte sich schon vorher Friedrich Wilhelms alter Jugendfreund und Kleist-Retzows Berater in Knaben- und Studienjahren, der Präsident Adolf v. Kleist, um die Pflege dieses Zusammenhanges und namentlich um die Hebung familiengeschichtlichen Sinnes gekümmert. Jetzt aber trat erst ein Familienverband ins Leben. Dieser wählte den Präsidenten Adolf als erstes Herrenhausmitglied der Familie. Der alte Ultra hatte aber schon zu sehr mit der Zeit abgeschlossen. Er dachte nicht daran, auch nur im Herrenhause noch an der Politik teilzunehmen, und lehnte ab. Nun fiel die Wahl der Familie auf Kleist-Retzow. Das geschah in derselben Zeit, als der Prinz von Preußen die Stellvertretung übernahm. Man möchte hier fast eine geheimnisvolle Fügung sehen: in dem Augenblicke, da sich Kleists amtliche Wirksamkeit ihrem Ende zuneigte, wurde ihm der Weg zu einer noch größeren Arena eröffnet. Am 1. Februar 1858 vollzog der Prinz von Preußen im Namen des Königs die Berufung seines bisherigen Nachbarn in Koblenz ins Herrenhaus.

Kleist folgte dem Rufe der Familie nur widerstrebend. "Es ist mir nach vielen Seiten wirklich sehr schwer," schrieb er am 11. Oktober 1857 an Schede. "Bei meiner amtlichen Stellung kann es manche unangenehme Kollisionen geben, und habe ich diese Stellung etwa einmal nicht mehr, so erlauben meine geringen Einkünfte das Leben in Berlin ohne Diäten sehr wenig. Doch ist - man sollte es kaum glauben, und daß es so ist, betrübt mich tief - in der ganzen Familie trotz so vieler reicher Leute darin gerade jetzt keine zu solcher Stellung recht geeignete Persönlichkeit." Durchschlagend war für ihn die Hoffnung, vermöge seiner Herrenhausmitgliedschaft auf die Familie etwas Einfluß zu erlangen und ihn zu ihrem Besten zu benutzen.

Schon im Januar 1859 fand er, daß das Herrenhaus eine festere Haltung einnahm, als er zu hoffen gewagt hatte. Dies zeigte sich bei allen Beratungsgegenständen.

Einer der wichtigsten waren die Grundsteuervorlagen, die der Freiherr v. Patow eingebracht hatte. Die vielfach noch bestehende Befreiung der Ritterschaft von der Grundsteuer, deren Beseitigung schon seit Jahrzehnten ins Auge gefaßt worden war und die zuletzt Hansemann mit einem sehr radikalen Schnitt durchzuführen getrachtet hatte, sollte jetzt endlich fallen, nach dem Willen des Regenten aber, wie es die Gerechtigkeit verlangte, gegen Entschädigung. Ebenso sollten die zahlreichen Systeme der Einschätzung, die in Preußen bestanden, durch ein einheitliches ersetzt werden. Eine Neuregelung der Verhältnisse in dieser Beziehung war ebenfalls ein dringendes Bedürfnis geworden. Das Herrenhaus leistete diesen Plänen der Regierung entschlossenen Widerstand, und Kleist wurde einer der Vorkämpfer in diesem Kampfe, der drei Jahre hindurch geführt werden sollte. Vor allem erschwerte die bureaukratische, finanztechnisch außerordentlich geschulte, aber den faktischen Verhältnissen gegenüber einen übel angebrachten Hochmut bezeigende Persönlichkeit des Finanzministers eine Verständigung. Es war natürlich ein Opfer, das die Ritterschaft bringen sollte, und Opfer bringen die Menschen selbst in der Zeit der Not nicht gern. Anstatt daß Patow nun einen versöhnlichen Ton anschlug, meinte er gegenüber der Behauptung der Herren, daß das Steuerprivilegium auf Verpflichtungen der Fürsten beruhte, verächtlich, das wären Phrasen. Dergleichen Äußerungen erbitterten. Eine günstige Wendung nahm die Beratung über die Aufhebung der Steuerfreiheit erst, als ein Kommissar der Regierung, der Geheime Finanzrat Meinecke, ausführte: "Alle Rechte, die den einzelnen Ständen vorzeiten zugestanden haben, sind auf die jetzige Landesvertretung übergegangen, und die Regierung wendet sich jetzt an die Landesvertretung und bittet dieselbe, diese früheren Verträge nicht

[347] Treitschke, Deutsche Geschichte V, 258.

mehr aufrecht zu erhalten, sondern aufzuheben." Da erklärte Kleist: "Das ist die Sprache, wie sie in diesem Hause gewiß nicht ohne Anklang bleiben wird." Und in der Tat erteilte das Herrenhaus am 3. Mai 1860, zwei Tage nach jener Erklärung Kleists, seine Zustimmung zur Aufhebung der Steuerbefreiungen.

Schwieriger war die Frage der Steuerausgleichung unter den Provinzen. Gegen diese stemmte sich Kleist mit aller Macht. Er sah darin den Geist Hansemanns wieder aufleben und fand die Maßregel umstürzlerisch. "Ausgleichung der Grundsteuer unter den jetzigen Verhältnissen des Grundbesitzes nach einem Prozentsätze des angeblichen gleichmäßigen Reinertrages für alle Grundstücke der ganzen Monarchie, ohne Rücksicht auf die anderen Steuern, die darin erhoben werden, ohne Rücksicht auf die Verschuldung, das ist, nach meiner Überzeugung, ihrem innersten Wesen nach eine revolutionäre Maßregel," rief er am 26. April 1860 aus. Mit gewohnter Gründlichkeit zog er gegen die ministeriellen Vorlagen zu Werke. Nicht nur, daß er selbst in die Materie durch eingehendes Studium der weitschichtigen Literatur tief hineinstieg, er sandte gelegentlich auch einem Schriftsteller, der sich deswegen an ihn gewandt hatte, mehr als zwanzig die Frage behandelnde Druckschriften. In der Kommission wurde er zum Referenten über die Vorlagen bestimmt. Aus eingehender Kenntnis der Verhältnisse heraus legte er dar, daß nicht der Westen, wie behauptet wurde, sondern der Osten überbürdet sei. Er wies nach, daß seine eigenen Güter allein zehn vom Hundert Steuer tragen würden. Zugleich bewies er, daß gerade der Kleingrundbesitz schwer durch das Gesetz getroffen werden würde. Er hielt eine Grundsteuer überhaupt für unzulässig und unnatürlich und hatte dabei das Beispiel Englands vor Augen, wo die Grundsteuer als solche im allgemeinen beseitigt ist. So ist der hartnäckige Widerstand des Herrenhauses gegen die Grundsteuerausgleichung vornehmlich mit dem Namen Kleist-Retzow verknüpft. Man weiß, daß dieser Widerstand schließlich durch den Pairsschub vom 29. September 1860 gebrochen wurde. Zwar wogte der Kampf darauf noch einige Monate, und zwar heftiger als zuvor, hin und her. Kleist schloß sich dem Antrage an, den Graf Arnim-Boitzenburg, v. Plötz und Stahl zur Lösung der Frage einbrachten, und nach dem, ähnlich wie in England, an die Stelle der Grundsteuer eine erhöhte Einkommensteuer vom fundierten Einkommen eintreten sollte. Am 4. Mai 1861 legte er seinen Standpunkt in großer Rede dar. "Jetzt ist es noch Zeit, daß wir den Grundbesitz im preußischen Staate bewahren vor Überspannung seiner Steuerkraft." Mit schneidender Schärfe antwortete v. Patow. Zwar wurde der Antrag Arnim am 16. März angenommen. Doch ließ die Regierung sich nicht auf ihn ein, und so unterlag Kleist am 7. Mai. Am 21. Mai wurde die Grundsteuervorlage Gesetz. Daß diese Neuregelung zahlreiche Mängel hatte und eine Belastung des Ostens gegen den Westen darstellte, sollte sich im Laufe der Zeit nur zu deutlich offenbaren.

Viel dazu beigetragen hat die Art der Katastrierung, vor allem durch Nichtbeachtung des Thünenschen Satzes. Kleist wurde selbst, sehr gegen seinen Wunsch, in die Grundsteuerzentralkommission gewählt, die das Werk der Katastrierung zu beaufsichtigen hatte, und bereiste zu dem Zwecke verschiedene Provinzen, so im Sommer und Herbst 1861 die Rheinlande, Sachsen und Pommern. Umfangreiche Akten legen Zeugnis davon ab, mit welcher Gründlichkeit er auch hierbei arbeitete. Er hatte dabei Gelegenheit wahrzunehmen, wie unendlich schwierig eine sinngemäße Katastrierung war und wie viel Willkür dabei unterlief.[348]

Einen ebenso hartnäckigen Widerstand wie der von Patow eingeleiteten Grundsteuergesetzgebung leistete Kleist der beabsichtigten Aufhebung der pommerschen Lehen. Er verkannte nicht, daß Mängel darin bestanden, doch waren sie ihm nicht schwerwiegend genug, um die ganze Einrichtung zu beseitigen. Ihm kam es darauf an, daß der Grundbesitz den alten Familien möglichst erhalten blieb, in der Erkenntnis, daß ein guter Teil der Kraft des altpreußischen Adels und des Preußentums überhaupt auf gefestigtem Grundbesitz beruhte. Es betrübte ihn zu sehen, daß viele seiner Standesgenossen selbst die Einrichtung für überlebt ansahen und den zu Anfang des Jahres 1862 vom Ministerium eingebrachten Entwurf zur Aufhebung der Lehen mit Freuden begrüßten. Er glaubte darin egoistische Beweggründe zu erkennen, weil der Jagdpassion der Gutsbesitzer in dem Entwurf Zugeständnisse gemacht wurden. Hier regte sich in ihm ein Gegensatz

---

[348] Grundsteuer: Stenographische Berichte des Herrenhauses. - Akten Kleists über seine Reisen als Mitglied der Zentralkommission zur Regelung der Grundsteuer. - Schreiben Kleists an Gustav v. Diest, 18. August und 20. Dezember 1860. - Mein Aufsatz: Die Entwicklung der Grundsteuer in Preußen. Deutsches Adelsblatt 2. -23. September 1888.

gegen das wurzelechte Junkertum. "Der Entwurf zur Aufhebung der Lehen", so schrieb er, wider seine Art ganz witzig, an Schede, "gefällt den Herrn Junkern ganz gut. Daß die Bauern an dem eigenen Territorio die Hasen sollten schießen können, war ein greuliches Unrecht, schwerer wie Rebellion gegen den König, daß sie der Familie oder den Agnaten die ganzen Güter mit Rehen und Hasen als geringe Zugabe wegnehmen sollen, gefällt ihnen vortrefflich und schmeckt ihnen besser wie den Bauern die Hasen - und ich soll der Vorfechter gegen das Gesetz sein!" Aber selbst Freunde wie Moritz Blanckenburg waren nicht abgeneigt, die Hand zur Abschaffung der Einrichtung zu bieten. Der Entwurf der Regierung vom Jahre 1862 wurde durch Kleists Einfluß wesentlich umgestaltet, und zu dessen Genugtuung nahm der Justizminister Graf zur Lippe Kleists Verbesserungsvorschläge in den nach mehrjähriger Pause im Jahre 1866 wieder eingebrachten Entwurf auf. Freilich sah Kleist dessen Wiederauftauchen nur mit Schmerz. Aber mittlerweile hatte dem pommerschen Lehnwesen endgültig das letzte Stündlein geschlagen. Mit Entsetzen vernahm Kleist, dass selbst Thadden-Trieglaff sich bedingungslos für den Entwurf Lippes aussprach. Der Senior der Greifenberger Ritterschaft schrieb ihm: "Nun aber mute ich allen Interessenten des Lehnwesens (seit ich für Batzwitz abgefunden bin, gehöre ich weder aktiv noch passiv dazu) die heilige Verpflichtung an: mit allen Kräften des Leibes und der Seele dahin zu wirken, daß dem Lehnunwesen (das Gegenteil von befestigtem Grundbesitz, überall Zweifel und Rechtsunsicherheit) ein Ende wird!!" Er klagte, dass seit dem Tode des "Lehns-Zietelmanns" vollends dicke Finsternis herrsche, und verlangte radikale Reform bis an die Grenze des Möglichen - "sonst verfallt ihr dem Wort des Dichters: dann 'dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur.'" So entschloß sich Kleist in der vom Herrenhaus eingesetzten Kommission, den Umständen Rechnung zu tragen, und arbeitete mit seinem alten Göttinger Lehrer Homeyer einen umfassenden Gesetzentwurf aus, nach welchem die Lehen unter Beseitigung der auch von ihm anerkannten Mängel in Fideikommisse umgewandelt werden sollten. Wieder erlebte er die Genugtuung, daß das Herrenhaus sowohl wie die Regierung sich den von ihm durchgesetzten Beschlüssen der Kommission im wesentlichen anschlossen. Auch das Abgeordnetenhaus trat seinem Entwürfe mit einigen nicht sehr erheblichen Änderungen bei. Diese genügten aber, um ihm das ganze Gesetz zu verleiden, so daß er schließlich am 5. Februar 1867 mit nur einem Mitglieds des Herrenhauses gegen das ganze Gesetz stimmte. Immerhin ist die Fideikommißgesetzgebung für Pommern wesentlich von ihm beeinflußt worden.[349]

Mehr Glück hatte Kleist bei Bekämpfung des vom Grafen Schwerin eingebrachten Entwurfs einer Kreisordnung. Wesentlich unter seinem Einflusse wurde das Gesetz umgearbeitet, und da das Ministerium sich nicht mit der neuen Fassung befreunden wollte, so fiel der Entwurf unter den Tisch. Der Kampf war vertagt. Nach einem Jahrzehnt sollte er mit beispielloser Heftigkeit wieder aufleben und entschieden werden.

Den leidenschaftlichsten Widerstand sammelte Kleist auf die Bekämpfung der fakultativen Zivilehe, deren Einführung damals beabsichtigt wurde. Ist ihm schon sonst bei allen Neuerungen eine gewisse Schwarzseherei eigentümlich, so steigerte sie sich bei dieser Frage ins Ungemessene. Bei den Fragen der Verwaltung, des Rechts und der Volkswirtschaft bewahrte er sich im allgemeinen einen sachlichen Standpunkt. In den Fragen, bei denen die religiösen Verhältnisse neu geregelt werden sollten, wurde Kleist aber leicht zum Fanatiker, der blind für den Standpunkt der Gegner und für die Zeiterfordernisse wurde. Das gilt besonders für die Zivilehe. Es erklärt sich dies aus seiner religiösen Gebundenheit. Seine mystische Grundrichtung vermochte sich nicht mit den Zeitbedürfnissen auseinanderzusetzen. Dazu kam die Haltung der Gegner, die die Einführung der Zivilehe ebenfalls nicht als das, was sie ist, nämlich eine reine Organisationssache, sondern als ein fundamentales Prinzip betrachteten, dessen Durchsetzung des heißesten Schweißes würdig sei, und großenteils mit Jubel auf dies Ziel lossteuerten, weil seine Verwirklichung für sie eine Befreiung von der Kirche bedeutete. Kleist und seine Freunde durften, namentlich angesichts des tollen Gebarens einer gewissenlosen Presse, mit Recht eine Schädigung des religiösen Geistes der Massen besorgen.

Die Frage war im Grunde genommen schon längst spruchreif. Auch König Friedrich Wilhelm IV., der gewiß

---

[349] Aufhebung des Lehnsverbandes: Bericht der 14. Kommission des Herrenhauses. Sten. Ber. 1866. Anlagen. S. 267-280. Sten. Berichte vom 29. Januar und 5. Februar 1867. - Kleist an Schede, 1. Mai 1862. - Thadden-Trieglaff an Kleist, 10. Februar 1866. - Geschichte des Geschlechts v. Kleist III, 3. 161.

nicht den Einfluß der Kirche schwächen wollte, und dessen frommes Gemüt ängstlich darüber wachte, daß seinem Volke die religiösen Güter erhalten blieben, hatte die Notwendigkeit der fakultativen Zivilehe anerkannt. Kleist selbst hatte in der Rheinprovinz die Beobachtung gemacht, daß die dort schon lange bestehende Einrichtung der vollen Zivilehe nicht schädlich wirkte. Für die Zivilehe durfte sogar ein deutliches Wort Luthers ins Treffen geführt werden. Der vom Prinzregenten berufene Kultusminister v. Bethmann-Hollweg trug nur den Zeitverhältnissen Rechnung, als er gleich zu Beginn seiner Amtsführung die Einführung der fakultativen Zivilehe beantragte. Kleist empfand dies Vorgehen seines alten Freundes mit wahrer Bitternis. "Wir sind so tief betrübt über Hollweg; er ist von allen eigentlich der Schlimmste," schrieb er schon im März 1859 an Schede. Er sprach seinen Kummer dem Minister selbst in beweglichen Worten aus. "Ich sehe mich in meinem Gewissen gedrungen, um der Wahrhaftigkeit und der gegenseitigen Verhältnisses willen, dies Hochdenenselben offen auszusprechen," schrieb er an Bethmann am 23. März 1859. Ebenso sprach er in jener Zeit dem Zentralausschuß für innere Mission, dessen Präsident Bethmann bisher gewesen war, seine Betrübnis über die Haltung des Ministers aus, durch die "die heiligsten und tiefsten Grundlagen des christlichen Lebens" erschüttert würden. "Es ist eine Vermessenheit, jene Ordnungen jetzt fortzuwerfen," hieß es in jenem Schreiben. "Wie kleinlich und schwächlich erscheint alle Wirksamkeit der inneren Mission gegen den gewaltigen, unberechenbaren Schaden, welcher durch solche Handlungen der obrigkeitlichen Gewalt dem Staat wie der Kirche zugefügt wird." In einer Eingabe an den Regenten suchte er diesen unter dem 29. Juni 1859 von der Schädlichkeit der Bethmann-schen Politik zu überzeugen. Die Vorstellung gelangte aus dem Kabinett ohne weitere Bestimmung an das Ministerium, und dieses teilte Kleist unter dem 1. September kühl mit, daß es keine Veranlassung hätte, eine Änderung in seinen Beschlüssen eintreten zu lassen. Im Herrenhaus legte er am 7. Mai 1860 in einer von mystischen Gedanken getragenen Rede seinen Standpunkt eingehend dar. Er erklärte, daß seit Erlaß der Verfassungsurkunde kein wichtigerer Gesetzentwurf vorgelegt sei, und stellte die christliche Ehe dem Königtum von Gottes Gnaden gegenüber. "Ein Volk," so meinte er, "dem diese Heiligtümer genommen, ist wie ein verwesender Leichnam, nach dem die Adler von allen Seiten ihre gierigen Hälse ausrecken." Gleichsam wie ein gottbegeisterter Mystiker des Mittelalters schloß er seine Ausführungen mit dem Rufe:

> Rein ab, rein ab mit jeder heidnischen Ehe;
> Sei es mit freiem Willen oder aus Not.

In einer zweiten großen Rede, die er, als die Vorlage zum dritten Male im Herrenhaus verhandelt wurde, am 11. März 1861 hielt, hob er ahnungsvoll die wirkliche Kehrseite bei dem Vorgehen der Regierung hervor, nämlich die Tendenz der Regelung innerkirchlicher Dinge durch interkonfessionelle politische Körperschaften: "Schon beginnt unser moderner Staat wieder omnipotent zu werden, wie bei den Alten." Damals hatte Kleist noch die Mehrheit des Herrenhauses in dieser Frage durchaus auf seiner Seite, so daß alle Versuche, ein Gesetz im Sinne der Regierung zu stande zu bringen, einstweilen scheiterten. Auch dieser Kampf wurde vertagt, um dereinst umso heftiger aufs neue auszubrechen.[350]

Besondere Aufmerksamkeit widmete Kleist im Herrenhause von Anfang an dem Handwerkerstande, den er durch die Politik des Ministeriums der neuen Ära für höchst bedroht hielt. Wie auch sonst ging er dabei sehr planmäßig vor. So veranlaßte er im Oktober 1860 in Berlin eine Konferenz der Parteigenossen zur Besprechung eines "weiteren Feldzugsplanes in der Handwerkerfrage". Sein stetes Bestreben war darauf gerichtet, bei negativer Haltung, zugleich positiv durch neue Vorschläge zu wirken. Der Hauptvorwurf, den er den Liberalen zu machen pflegte, bestand darin, daß sie wohl niederzureißen, nicht aber aufzubauen verständen. Ohne Neuaufbau oder parallele Organisationen sei die zeitgemäßeste Änderung wertlos. Von diesem Standpunkte aus beurteilte er rückschauend auch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung, deren Ausgangspunkt er billigte, deren Unterlassungen er aber beklagte. So ganz unrecht hatte er dabei namentlich in Sachen des Bauernschutzes nicht. In den Handwerkerfragen fand er bei dem früheren Oberpräsidenten der Mark v.

---

[350] Zivilehe: Kleist an Schede, 15. März 1859, an Bethmann-Hollweg, 23. März 1859 (Konzept), an Zentralausschuß für innere Mission (undatiertes Konzept), Schreiben des Justizministers, des Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten und des Ministers des Innern an Kleist, 1. September 1859. Sten. Ber. des Herrenhauses.

Meding einen unermüdlichen Helfer.

Schon als Oberpräsident hatte er gegenüber den Bestrebungen der Regierung, die Zinsbeschränkungen aufzuheben, unter dem 18. Januar 1858 an die Minister des Innern und der Landwirtschaft ein eingehendes Gutachten gegen die Aufhebung der Wuchergesetze erstattet. Er schickte zum Beweise dafür, daß am Rheine der Wucher herrsche und zwar "in der scheußlichsten Gestalt", statistisches Material ein und bemerkte dazu: "Alles sittliche Gefühl würde ersterben, wenn solche Fälle nicht mehr bestraft werden könnten." Sodann entwickelte er weitere Bedenken gegen die Aufhebung der Wuchergesetze. Sehr bald darauf, am 6. Februar 1858, sprach sich auch das Herrenhaus gegen die Aufhebung aus, und sie unterblieb einstweilen. Im März 1860 kam die Frage wieder zur Beratung. Jetzt konnte Kleist im Verein mit Below-Hohendorf persönlich Einfluß auf die Beschlüsse dieses gesetzgebenden Faktors ausüben. Unter seiner Führung sprach sich das Haus denn auch abermals gegen die Aufhebung aus, mit der Begründung, daß sich die Verhältnisse seit 1858 nicht geändert hätten. So wurde auch diesmal der liberale Ansturm hier abgeschlagen. Seitdem aber blieb die Wucherfrage wie die Handwerker- und daneben auch die Sonntagsfrage eine Domäne Kleist-Retzows. Immer mehr entwickelte er sich zu einem Anwalt des kleinen Mannes; der fromme hinterpommersche Junker sollte sich als einer der unermüdlichsten und wirksamsten Vorkämpfer des Mittelstandes, die es gegeben hat, erweisen.[351]

Ein Mittel, den Handwerkerstand gegen die liberale Gesetzgebung mobil zu machen, war der am 20. September 1861 zu Berlin gegründete preußische Volksverein, dessen Präsident zu Anfang Moritz v. Blanckenburg, später Graf Eberhard Stolberg war. Kleist spielte in dieser großen, über das ganze Land ausgedehnten Organisation, die am 29. Oktober 1862 über 26 000 Mitglieder zählte, von Anfang an eine führende Rolle.

Kam er so auf Schritt und Tritt in Widerspruch mit der Politik des neuen Herrn, so sollte er sich doch bald in der fundamentalsten Frage, die dieser zu lösen unternahm, in der Neugestaltung des Heerwesens, mit der der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. sein Eigenstes gab, sein eifrigster Gefolgsmann werden. Schmerzlicher Gefühle voll hatte Kleist das langsame Erlöschen des reichen Geistes Friedrich Wilhelms mitangesehen. In den Wochen, die dem Tode des Monarchen vorausgingen, weilte er öfter um ihn. Auch zur Beisetzung, auf der sich der treue Diener des Königs und Kleists Freund, General v. Gerlach, die tödliche Erkrankung zuzog, fand er sich ein, "bei dem leuchtendsten Sonnenschein, aber der bittersten Kälte". In jenen Tagen gab ihm Wilhelm I. zum ersten Male seit Jahren wieder die Hand. Trotz der flammenden Oppositionsreden wußte er, daß er einen treuen Mann in ihm hatte. Zu der Krönung in Königsberg reiste Kleist, weil er es für seine Pflicht hielt. Damals zog über Preußen schon jenes Ungewitter herauf, in dem Wilhelm I. erkannte, daß das erste von ihm erwählte Ministerium nicht aus dem Holze geschnitzt war, dessen er bedurfte, und in dessen Stürmen er schließlich seine Stütze an Otto v. Bismarck fand. In jener bewegten Zeit sollte er auch ganz ermessen, was er in dem knorrigen Junker von Kieckow besaß.

Gerade diejenige Persönlichkeit, die für den neuen Herrscher zunächst die wichtigste im Ministerium gewesen war, die des Kriegsministers v. Bonin, hatte sich zuerst als ungeeignet für seine Zwecke erwiesen. So hatte sich der Regent bereits im Jahre 1859 von Bonin, dessentwegen er sich im Jahre 1854 mit seinem königlichen Bruder entzweit hatte, als Friedrich Wilhelm ihm das Portefeuille des Kriegsministers abnahm, getrennt und Albrecht v. Roon an dessen Stelle berufen. Run war die Zusammensetzung des Ministeriums der neuen Ära noch bunter, als sie es schon zu Anfang gewesen war. Im September 1861 hat Kleist gelegentlich die Parteischattierungen der Regierung arithmetisch zu fixieren gesucht[352]. Er rechnete als liberal: Auerswald, Patow, Pückler, Bernuth, 1/2 Heydt, 1/2 Bethmann, 3/4 Schwerin, als konservativ: 1/4 Schwerin, 1/2 Bethmann, 1/2 Heydt, Roon, den Chef des Militärkabinetts Edwin Manteuffel. Den König setzte er zur

---

[351] Handwerk und Wucher: Kleist an einen Ungenannten, 8. Sep-tember 1860 im Nachlaß Blanckenburgs. - Abschrift der Denkschrift Kleists an den Minister des Innern und der Landwirtschaft über Wucher, 18. Januar 1858, mit Korrekturen Kleists im F.A. - Sten. Berichte des Herrenhauses, 17. April 1860.

[352] Auf einem Schreiben Ludwigs v. Gerlach an Kleist, 2. September 1861.

Hälfte als liberal, zur Hälfte als absolut an. Schleinitz, den bisherigen Minister des Auswärtigen, wußte er nicht zu klassifizieren.

Es sollte nicht lange währen, so ging ein weiterer liberaler Stein auf diesem Brette verloren. Der nächst dem Kriegsminister wichtigste Mann des Ministeriums, der Finanzminister v. Patow, verfuhr die Sachlage in der Militärorganisation durch seine Halbheit vollständig. Der Doktrinarismus der Kreisrichter im Abgeordnetenhause - 72 saßen von dieser Zunft darin - war für Unklarheiten noch weniger zu haben als für eine kühne Machtpolitik. Erbost meinte schon im März 1861 der verständigere Bernhard Simson über die politische Unfähigkeit dieser braven Männer: "Die wollen Politik nach den Paragraphen des Landrechtes machen." In solcher Lage trat das Herrenhaus für die Krone und die preußische Macht in die Bresche, allen voran Hans v. Kleist-Retzow. Der hielt im März 1861 dem Freiherrn v. Patow einen Spiegel seiner Untüchtigkeit vor. Er fand, daß dessen "Handeln und Dingen" die Krone in eine "klägliche" Lage gebracht habe und deren Selbständigkeit gefährde. Bald fiel denn auch Patow. Mit ihm fielen andere. Mit dem Wachsen des Streites um die Heeresreform steigerte sich Kleists Kampfeseifer. Die der Regierung gestellte Aufgabe schien ihm mit Gerlach wegen ihrer Größe geradezu beneidenswert. "Die Situation ist grandios einfach und erfrischend," frohlockte der Präsident in einem Schreiben vom Mai 1862 an seinen Jünger, "- wie der Frühling 1813 und der Herbst 1848. Aber werden sich Mut und Tapferkeit finden für diesen Feldzug? 1813 und 1848 fanden sie sich, aber auch damals schwer. Ein gutes Omen ist die Brandenburg- Denkmalsweihe unmittelbar vor der Eröffnung (der Kammern). Kämpfen müssen wir bis ans Ende, - und noch ist das Ende nicht da. Dulce et decorum pro patria mori - singt, uns beschämend, der Heide!" Genau so empfand Kleist. "Als ich die Minister gestern vor dem tobenden Hause sah, da durchzuckte mich die Lust solchen Kampfes", schrieb er am 11. September 1862 an den Präsidenten. Er selbst rief der Regierung an jenem Tage zu: "Alles paktizieren, alles, was darauf berechnet ist, in diesem Kampfe Gegner zu gewinnen, ist eitel Täuschung, das Waffenstrecken aber geradezu unverantwortlich!" Ängstlich sann er jedoch darüber nach, wie er seinem Könige beispringen könnte. "Der König, der festeste, beste", urteilte er über ihn zu Gerlach, "immer noch lieber geneigt, der Last des Regimentes als sich selbst zu entfliehen. So fern ich dem Könige stehe, so sehr er mich weit abweist, denke ich doch darüber nach, ob wir (Sie mit) - wie bei Friedrich Wilhelm IV. - eine Nachtaudienz uns erbitten sollen. Schleinitz, der sein Ohr hat, voller Furcht, sieht keinen Ausgang als daß nach ablehnendem Voto die Minister dem Könige die Wahl stellen zwischen Auflösung oder Wechsel des Ministeriums. Roon allein vortrefflich, fest, glaubend, - etwas zu viel auf gutes Reden gebend und auch schon mit dem Extraordinario zufrieden, sonst entschlossen, ohne Budget zu regieren. Das pro 1863 soll zurückgezogen werden. Das ist mir auch schon zu viel, schlimmer als ein ablehnendes Votum. Dem ablehnenden könnte unser positives entgegengesetzt werden, und daraufhin können sie doch besser agieren, als wenn sie aus bloßer Scheu selbst kurz kehrt machen. Holzbrinck (der neue Handelsminister), v. d. Heydt wollen sachlich freilich auch nichts weiter nachgeben, aber sie hätten die Verfassungsurkunde beschworen, hätten ein Gewissen, sie könnten nun einmal die Verfassungsurkunde nicht anders auffassen, als daß nach abgelehntem Budget ohne Budget nicht anders regiert werden könne, als daß sie alles täten, die Einigkeit wieder herzustellen, also versuchten, durch Auflösung eine anders gesinnte Kammer zu erhalten. Auf den Einwand, daß das eben gewiß nicht der Fall sein würde, zweifelt der eine und will eventuell immerzu auflösen, - der andere, entscheidende, aber zuckt die Achseln, beneidet uns um unsere entschiedene Auffassung."

Stetig mehr drängte es sich ihm auf, daß die Lage große Ähnlichkeit mit der im Jahre 1848 zeigte, als Graf Brandenburg berufen wurde. Um sie wieder siegreich durchzufechten, galt es einen neuen Grafen Brandenburg ausfindig zu machen, einen neuen entschiedenen Ministerpräsidenten. Da ist es von dem allergrößten psychologischen Reize, zu verfolgen, wie Kleist sich zu der Berufung seines alten Freundes Bismarck, der so anders geworden war, stellte. Daß sie herannahte, fühlte alle Welt. Kleist wünschte sie, obwohl er dabei nicht frei von Bedenken war. In den großen am politischen Horizont aufsteigenden Fragen der auswärtigen Politik, Stellung zu Österreich, Italien, Frankreich, dachte der jetzige Gesandte in Paris anders wie als Mitglied der Zweiten Kammer von 1850, während Kleist noch in den früheren Anschauungen beharrte. Darum zog er neben Bismarck auch Edwin Manteuffel als kommenden Staatsmann in Betracht, diesen vielleicht noch mehr. Er billigte es, daß der König sich gegen Bismarck sträubte, weil Bismarck den Herrscher in ein Bündnis mit Frankreich hineinziehen wolle. Aber im Grunde erkannte er doch auch, daß

Bismarck der wirklich berufene Helfer war. Darauf lenkten ihn zudem die Erwägungen des Präsidenten v. Gerlach hin. Der schrieb ihm schon am 22. Mai 1862: "Daß man an Bismarck denkt, zeigt, daß man wenigstens noch an keinen Rückzug denkt - aber Bismarck? Es ist durchaus nötig und Ihre Spezialpflicht, sich und uns mit ihm ins klare zu setzen; und es ist dazu die höchste Zeit. Hauptsachen müssen Hauptsachen bleiben; ich will lieber Portier werden bei einem demokratischen Minister als durch Allianzen mit cavourscher Politik mich beflecken. Halten Sie ja Ihr und unser Gewissen rein; es ist das beste, vielleicht das einzige, was wir haben. Ehe ich diese Festung übergebe, sprenge ich mich in die Luft." Schon seit langen Jahren war es der ständige Text, den Ludwig Gerlach seinem jungen Freunde predigte, auf Bismarck zu achten. Der geistvolle Präsident hatte mehr wie die meisten andern in der Tiefe der Bismarckschen Seele gelesen, und es ist ein Genuß zu hören, was er über den größten deutschen Mann urteilt. "Halten Sie Bismarck warm", schrieb er Kleist am 5. Juli 1853, "und dulden Sie nicht, daß er dem geistlosen Manteuffelschen Absolutismus und der Weltlichkeit verfällt. Er ist ein edler karrarischer Marmor." Und wenige Tage darauf schrieb er: "Vor Bismarck sind meine Briefe an Sie kein Geheimnis. Er liegt mir sehr am Herzen. Er ist ein fetter Bissen für die Welt und den Satan, die bekanntlich so leicht nicht loslassen." Wenn Gerlach immer wieder darauf zurückkam, daß Kleist Bismarck beeinflussen solle, so wird der urteilsvolle Mann Grund gehabt haben, einen solchen faktischen Einfluß bei dem jüngeren Freunde vorauszusetzen. Am 24. August 1862 kam der Präsident abermals auf Bismarcks Berufung ins Ministerium: "Sofern Bismarck Festigkeit im Innern zuzutrauen ist, kann ich mich von diesem Gesichtspunkte aus mit Bismarck als Präsident des Staatsministeriums befreunden. Aus guter Quelle - die ich aber nicht nennen darf - nehme ich an, daß davon noch immer als von etwas ganz nahe Bevorstehendem stark die Rede ist. Wie sehr wächst dann die Verantwortung des Onkels für den Neffen! Der HErr hat Ihnen, mein lieber Freund, so viel gegeben. Aber welchem viel gegeben -. Vielleicht könnten ja auch Bismarck seine etwanigen tapferen Taten im Innern vergolten werden durch Klarheit in Deutschland und Europa. Aber anders nicht, als wenn er aus dem Katechismus lernt, daß auch für Staatsmänner und Diplomaten Gottes heiliges Gesetz gilt." Kleist dachte, wenn er nicht selbst vor die Tat gestellt wurde, genau so wie sein alter Lehrer in der Politik. Die verschmitzte Politik Cavours war ihm ein Greuel gewesen, und Bismarck auf ähnlichen Bahnen wandeln zu sehen, war ihm vielleicht ein noch furchtbarerer Gedanke. Daß die Sittlichkeit des Staatsmannes mit anderem Maßstab zu messen ist als die des Privatmanns, dagegen suchten sich diese Doktrinäre hartnäckig zu verschließen. Im Bewußtsein seiner Übereinstimmung mit dem jüngeren Freunde schrieb der alte Präsident beglückt: "Süß und köstlich ist mir die Einigkeit mit Ihnen." Er täuschte sich etwas. Kleists Wurzel war doch, wie sich schon früher wiederholt gezeigt hatte, realpolitischer. Im entscheidenden Moment sollte sich das zu Gerlachs Betrübnis wieder offenbaren. Der Präsident sagte sich schließlich, daß Bismarck der beste Helfer sei. Am 20. September 1862, an dem Tage, als Bismarck, von Roon aus Südfrankreich gerufen, in Berlin bei dem Kriegsminister eintraf, richtete Gerlach an Kleist die Zeilen: "So groß meine Bedenken gegen Bismarck sind - nicht sowohl in Beziehung auf Österreich oder Frankreich, als in Beziehung auf die ewigen Gebote Gottes -, so würde ich doch auch nicht wagen, gegen ihn zu operieren, da ich keinen bessern möglichen weiß. Falliert er auch, so - fallen wir in Gottes Hand. Wollen Sie nicht Moritz, als Roons politische Seele, nach Berlin zitieren? Auch Bismarcks wegen?"

Blanckenburg war inzwischen schon von Roon herbeigerufen worden. Mit diesen beiden und mit seinem alten Hans hatte Bismarck die ersten Besprechungen über die Lage. Nach seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1871 will Kleist ihn mit Roon zusammen in dessen Garten gesprochen haben, unter jenen Bäumen, unter denen der eifrige Herrenhauskämpe noch so manche Besprechung mit Roon hatte. Nach dem Briefe Bismarcks an seine Gattin vom 21. September erfolgte die Unterredung mit Kleist jedoch, wie es scheint, besonders. Sicher aber ist, daß dieser den kommenden Mann nach seiner Art mit Ratschlägen bestürmt und auf seinen Willen einzuwirken versucht hat. Man vergegenwärtige sich: diese vier Männer, Bismarck, Roon, Kleist, Blanckenburg, die alle von dem Kreise der Erweckten in Pommern die bestimmende Richtung für ihren inneren Lebensgang empfangen hatten, fanden sich in der schicksalsschwersten Stunde Preußens zu gemeinsamer Aussprache zusammen. Der Kernpunkt der Kleistschen Gedanken ist zweifellos der Rat gewesen, ohne Budget, sine lege zu regieren, was der Präsident v. Gerlach schon seit Monaten predigte und wozu dieser die verschiedensten Minister, so v. d. Heydt, Mühler, Bernstorff, vergeblich zu bestimmen gesucht hatte. Dem Präsidenten machte die Haltung der Minister, wie er Kleist am 24. August schrieb, "den

Eindruck einer gewissen naiven Kindlichkeit. Der Frage, was soll geschehen, wenn das Budget unleidlich verstümmelt wird, die ich beständig urgierte und die ich dahin beantwortete, dann regiert man mit Recht, mit gutem Gewissen ohne Budget, dieser Frage war man nicht geneigt ins Angesicht zu sehen." So hatte auch Kleist in jenem Schreiben vom 11. September die Lage aufgefaßt. Bismarck nun war der Mann, der noch kühner wie Roon der Frage ins Angesicht zu sehen vermochte. Wahrscheinlich hat er schon die Absicht gehabt, budgetlos zu regieren. Der Rat der Freunde wird ihn darin bestärkt haben. Tags darauf schlossen Wilhelm I. und Bismarck den Bund, der Preußens und Deutschlands Geschick entscheiden sollte.

Fleißig berichtete Kleist nach Magdeburg über die Dinge, die vorgingen. Gerlach suchte noch nach einem Ausweg, um zu verhindern, daß Bismarck das Auswärtige übernähme. Er dachte an Edwin Manteuffel. "Der König wird an Möller denken, für den Schack, der hiesige General, der des Königs Ohr hat, sehr ist. Selbst Senfft in Stettin ist mir eingefallen." Noch viele andere Möglichkeiten ging er durch. "Ist Bismarck mächtig und kühn genug, so mag er nach Ihnen und Moritz greifen", schrieb er Kleist und schloß mit dem ceterum censeo: "Predigen Sie Bismarck Katechismus."

Das tat Kleist denn auch. Die Ermahnungen des älteren Freundes deswegen waren von Anfang an auf fruchtbaren Boden bei ihm gefallen. Alle jene Stellen Gerlachscher Briefe, in denen das Katechismusthema im Hinblick auf Bismarck berührt wird, hat er mit Bleistift angestrichen. Das zeigt, wie sehr er davon durchdrungen war, daß ihm hier eine Mission gewiesen sei. Die Freunde fanden den neuen Ministerpräsidenten in einer demütigen gottesfürchtigen Stimmung. Nicht der ehrgeizige, sich in stolzen Siegeshoffnungen wiegende Mann, sondern einer, der sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt war, trat ihnen entgegen. Zwei vollwichtige Zeugen sind dafür vorhanden, Kleist und Blanckenburg. Schon am 22. September berichtete Kleist an Gerlach: "Bismarck ist frisch und gutes Muts. Ich denke, wir tun ihm am Ende doch wohl unrecht, wenn wir meinen, er zweifle an den Katechismuswahrheiten. Nach meinem Vermögen will ich daran erinnern." Am 3. Oktober konnte Ludwig Gerlach Kleist mitteilen: "Moritz schreibt: Bismarck steht demütig zu seinem Gott und verläßt sich nicht auf seine eigene Klugheit." Tags darauf bestätigte ihm Kleist diese Beobachtung: "Soweit wir sehen, hat Bismarck eine liebe Herzensstellung zu dem neuen Amt - und wenn auch hie und da etwa eine eigene, so doch eine einfache großartige Auffassung darüber. Als er ernannt war, ging ich ihn in dem Sinne an: ich wolle nicht über die Schwierigkeiten des neuen Amtes mit ihm reden, sonst ginge es ihm wie dem Petrus auf dem Meer in der Morgenlektion des Tages beim Anblick der großen Wellen, er solle nur in allen Stücken über die Wellen fort allein auf den Herrn sehen und hinzunehmen die gleich darauf folgende Erzählung von der Heilung des Aussätzigen auf seinen Ruf an den vorübergehenden Herrn: , Herr hilf mir'. Deshalb unausgesetztes Gebet, täglich, bei jeder Sache. - Es bewegte ihn innerlich, denn ihm gingen die Augen über, und er fragte:, Meinst du, daß ich das nicht tue?'" Später wagte Kleist ihm einen Brief Gerlachs vorzulesen, in dem an Bismarcks erstem Auftreten Kritik geübt und wohl an die Aufrichtigkeit einzelner Äußerungen Zweifel geknüpft wurden. Bismarck ging freundlich darauf ein und meinte, wenn er gegen die Kammer von Hoffnung auf Versöhnung gesprochen habe, so sei das nicht Unwahrheit, nicht als ob er sie morgen, vielleicht auch nicht in sechs Monaten erwarte, vielleicht dauere es mehrere Jahre, aber das ganze Ziel müsse doch dahin gehen, wieder Regierung und Parlament in Eintracht zu sehen, ohne daß die Regierung Wesentliches daran gebe. Im weiteren Verlaufe jener Unterredung erklärte er, ihm müsse jeder Weg, der die Möglichkeit der Umkehr des Abgeordnetenhauses zulasse, recht sein, - des Landes wegen und der Zukunft wegen. An sich sei der Weg, welchen man gehe, für das großartige weithin tragende Endziel ganz untergeordnet - aber es werde ihn in seinem Gewissen beengen, bei den Dingen, die noch kommen könnten, auch dem Könige gegenüber, wenn er den Streit irgend forciert, nicht den möglichst schonenden Weg gegangen sei. Kleist und Gerlach waren viel mehr geneigt, den Streit zu forcieren. Angesichts solcher Äußerungen aber meinte Kleist doch: "Wer kann da viel gegen sagen." Gerlach fühlte sich bewegt durch den Bericht über Bismarcks Stimmung. "Bleiben Sie ja keeper of his conscience" schrieb er Kleist. "Wie liebenswürdig muß er sein mit erweichtem Gewissen. Aber ich möchte von ihm nicht mißverstanden sein. Ruhe, Milde, selbst Freundlichkeit (die ja Offiziere kämpfender Heere im Kriege einander beweisen) gegenüber den Gegnern tadle ich nicht. Auch daß Bismarck die 'Versöhnung' als Ziel festhält, finde ich durchaus notwendig. Aber sie kann nur erreicht werden, wenn seine Haltung den Gegnern die Überzeugung gewährt, der König bedürfe, um König zu sein, ihrer Bewilligungen nicht. Denn nicht das Budget, sondern das Königtum ist das objectum litis. Ich fühle, seit ich heute Ihren

gestrigen Brief bekam, meine persönliche Teilnahme für Bismarck sehr gewachsen."

Mit Bismarck

Es ist neuerdings in der Forschung üblich geworden, zu kombinieren, daß der aus den Pyrenäen herbeigeeilte Bismarck von Anfang an nach heißem Kampfe gedürstet und den König zur Unnachgiebigkeit gedrängt habe, um sein Ziel des Krieges gegen Österreich zu erreichen. Die am 29. September erfolgende Zurückziehung des Etats und die dadurch gekennzeichnete Eröffnung der budgetlosen Regierung gilt als das Signal eines Kampfes mit der parlamentarischen Gewalt ohne Gnade und Erbarmen. Was Bismarck aber seinen nächsten Freunden in jenen Tagen anvertraute, stützt solche Kombinationen nicht gerade.

Wenige Wochen darauf erlebten die Freunde eine starke Probe von der Nachgiebigkeit Bismarcks. Dieser erklärte nämlich, wie Gerlach am 22. Oktober hörte, dem Oberbürgermeister von Magdeburg, Hasselbach: Augenblicklich wäre der König nicht zum Einlenken geneigt, er hoffe den Herrn aber für die zweijährige Dienstzeit zu gewinnen und auf dieser Grundlage sich mit dem Abgeordnetenhause zu verständigen. Genau dasselbe sagte er gleich zu Anfang, vielleicht noch bestimmter, dem eben zurückgetretenen Minister v. d. Heydt, wie Schede am 23. November an Kleist berichtete: Er sei für die zweijährige Dienstzeit, werde diese auch durchsetzen, halte den Zeitpunkt aber noch nicht für gekommen, den König dazu zu bewegen. Diese durchaus glaubwürdigen Mitteilungen stehen diametral im Gegensatz zu der Auffassung, nach welcher König Wilhelm in seiner Unnachgiebigkeit von Bismarck bestärkt worden ist. Der Präsident Gerlach war ganz entsetzt, als er von jenen Äußerungen Bismarcks erfuhr. "Ich brauche nicht auszuführen, wie solche indiskreten Konzessionsreden recht geeignet sind, die Feinde dreist, die Freunde konfus und die Regierung schwach zu machen," schrieb er sofort an Kleist und fügte hinzu: "Liebster Freund, vergessen Sie nicht Ihre Verantwortlichkeit für Ihren Neffen und Beichtkind." Kleist selbst schrieb ganz bestürzt an seinen "geliebten Otto": "Um Gottes willen nur nicht nachträglich Konzessionen, die nichts helfen, aber alles verderben, am wenigsten beim Militär. Keine zweijährige Dienstzeit."

Es besteht die Möglichkeit, daß Bismarck durch solche Reden, wie die zu v. d. Heydt und Hasselbach, Elemente, auf deren Gewinnung es ihm ankam, zum Einlenken zu bestimmen suchte, ohne daß er ernstlich an eine Konzession in dieser Kardinalfrage der zweijährigen Dienstzeit dachte. Die Versöhnlichkeit seiner Haltung würde trotzdem dadurch bekundet werden. Auffällig ist es dabei, daß er gerade dem bisherigen Minister v. d. Heydt diese Konzession in Aussicht stellte, der im April 1862 durch eine Indiskretion in der Vossischen Zeitung dem Kriegsminister ein Bein zu stellen gesucht hatte. Im Zusammenhang mit seinen Erklärungen mag die plötzliche Nachgiebigkeit Roons in derselben Frage stehen, von der Theodor Bernhardi am 20. Oktober erfuhr. Nach Jahresfrist, also als die dänische Frage ihrer Lösung näher rückte und die Wahlen zum Abgeordnetenhause trotz aller Anstrengungen der Regierung wiederum sehr schlecht ausgefallen waren, kamen abermals solche Nachrichten über Nachgiebigkeit des Ministerpräsidenten auf, allerdings nicht so bestimmte wie im Oktober 1862. Wiederum spielte v. d. Heydt dabei eine Rolle. Damals suchte zur Abwechslung Kleists Vetter, der Obertribunalspräsident v. Kleist, den Onkel gegen den Neffen mobil zu machen, indem er an Kleist am 9. November 1863 schrieb: "Hier kursieren seit vier Tagen sonderbare Gerüchte von beabsichtigter Vermittlung und Nachgiebigkeit gegen das Abgeordnetenhaus. Man wolle versprechen, die Dreijährigkeit in fünf Jahren fallen zu lassen gegen Genehmigung der sonstigen Militärorganisation. Heydt soll Vermittlung beabsichtigen." Ähnliche Nachrichten hatte auch Theodor Bernhardi. Ein von v. d. Heydt am 7. November veranstaltetes Essen, zu dem zu allgemeinem Erstaunen auch der König erschien, wurde als ein Versöhnungsfest aufgefaßt. Es hieß, die Thronrede am 9. würde entgegenkommend gehalten sein. Der Obertribunalspräsident urteilte sicher richtig, wenn er annahm, daß Bismarck dahinter steckte, und deswegen zu dem in Kieckow weilenden Kleist meinte: "Ich bedaure daher doppelt, daß Du nicht hier bist, da Du doch der einzige bist, der wohltätig auf Otto einwirken kann. Ich vermisse Dich viel mehr in der Wilhelm- als in der Leipziger Straße! Deshalb mußt Du hier sein, um unvorsichtige Schritte vorher zu verhindern, nachher ist es zu spät."

Für Kleist handelte es sich bei dem ganzen Streit zwischen König und Parlament um rücksichtsloses Durchsetzen des Willens der Krone. Seine Seele erglühte vor Kampfeslust. Am 4. Oktober 1862 schrieb er an Gerlach: "Wir werden erst Ende der Woche zur Debatte kommen, ich habe den guten Vorsatz, frei von

der Leber zu reden, Gott der Herr stehe mir darin bei." Am 11. Oktober kam er vor einem Hause, das angesichts der entscheidungsschweren Stunde so gut besetzt war wie fast nie, zu Wort und hielt eine seiner eindruckvollsten Reden.

"Der Freiherr v. Diergardt," so hub er an, "hatte gestern vollkommen recht, wenn er sagte, daß noch keine wichtigere Verhandlung wie die gegenwärtige in diesem Hause gepflogen worden ist. Die Gesamtverhältnisse, welche bei der Frage konkurrieren, sind es, die sie zu einer von so ungeheurer Tragweite machen. Es ist keine bloß finanzielle Frage, obschon es sich um 6 Millionen handelt, es ist keine bloß militärische Frage, obwohl sie die Desorganisation der Armee in sich schließt, sie ist im eminentesten Sinne eine politische Frage. Von ihrer Beantwortung hängt die Erhaltung unserer preußischen Verfassung ab, wenn auch in anderem Sinne, als sonst wohl angenommen wird. Es hängt von ihr ab die Erhaltung unseres bisherigen preußischen Königtums. Dafür einzutreten ist ein guter und des Herrenhauses würdiger Kampf, und wer von uns sollte nicht fröhlichen Gewissens und voll Siegeshoffnung in ihn eintreten. Der Preis reicht weit hinaus über die gleichzeitig mit angefochtenen Berechtigungen des Herrenhauses. In ihm siegreich, bin ich ganz gewiß, daß alle angefochtenen Berechtigungen des Herrenhauses sich von selbst finden werden." Dann zog er gegen den Radikalismus der Fortschrittspartei zu Felde: "Wie soll diese Demokratie sich reimen mit der in der Kraft des Salzes alles Lasche, Faule, Böse ausscheidenden rücksichtslosen Energie, mit dem die Lockerung der Bande der Pietät zwischen Fürst und Volk verhindernden strammen militärischen Geiste unserer Fürsten? Dieser Geist unserer Fürsten ist übergegangen auf unser Volk, das von ihnen geschaffen ist, wie der Geist des Vaters übergeht auf den von ihm gezeugten Sohn. Es ist Verleumdung zu behaupten, unser Volk wäre ein demokratisches, denn es wäre eine Entartung, wenn es das wäre. Unser Volk hat durch und durch eine königliche Gesinnung; sie ist übergegangen in sein Blut. Sie ist festgewurzelt in seinen Herzen, weil seine Herzen mit ihm zusammengewachsen und zusammengeschmolzen sind in den Zeiten der Not. Daß es zu einer Krisis über diese Frage gekommen ist, ist, wie 1848, ein Zeichen, wie viel gesunde Elemente in unserem Vaterlande noch vorhanden find. Daß es zu dieser Krisis gekommen ist bei der Militärfrage, ist ein Beweis davon, daß unser Militär eine der Hauptsäulen unseres Vaterlandes ist. Es ist der Felsen, an den die Wellen jetzt zuerst angeschlagen sind, und dieser wird die Wellen brechen, weil keine Institution bei uns auf so breiten und tiefen Grundlagen beruht wie diese. Ein entschiedenes, rücksichtsloses, männliches Vorgehen besiegt alles. Deshalb wird auch, sobald die Obrigkeit diese ihr angewiesene Stellung wieder aufnimmt, der Strom der öffentlichen Meinung sich sehr bald ihr wieder zuwenden."

Unter dem Eindruck der im stenographischen Bericht siebzehn Spalten umfassenden Rede wurde, obwohl noch sechs Redner auf der Liste standen, die Beratung sofort abgebrochen und der Gesetzentwurf nach der Fassung des Abgeordnetenhauses mit 150 gegen 17 Stimmen abgelehnt. Zwei Tage darauf wurde der Landtag geschlossen. Wie stark die Rede im Herrenhause gewirkt hatte, zeigt, daß der Oberbürgermeister Hasselbach noch nach mehreren Jahren im Herrenhause auf sie zurückkam. Im Lande wurde so manches schwache Gemüt aufgerichtet durch den zielbewußten Ton der Kleistschen Darlegungen. Ein Freiherr v. Hodenberg, der ihm ganz unbekannt war, schrieb ihm danach aus Berlin: "Die herrliche Rede, welche Euer Hochwohlgeboren am 11. im Herrenhause hielten, hat mich überzeugt und mir endlich zur Ruhe verholfen. Jeder gute Preuße liebt und verehrt Euer Hochwohlgeboren als einen der hervorragendsten Kämpfer für Gott, König und Vaterland." Aus dem Birkenfeldschen, dem Bergischen, ja aus dem Auslande kamen Zuschriften, die ihm begeisterten Dank zuriefen. Ein Pfarrer schrieb ihm: "Sie haben einen großen Sieg erfochten. Welch ein Reiz für Sie, daß gerade Sie dieses Königtum verteidigen müssen!" Auch kritische Köpfe wie der Präsident Gerlach empfingen einen starken Eindruck von der Rede. Gerlach schrieb an Kleist: "Von Ihrer großen Rede kam mir denselben Tag brühwarm der Eindruck zu, den sie auf Graf Schulenburg-Salzwedel gemacht hatte, der von Berlin zehn Uhr Abends in eine Gesellschaft kam, die ganze Sitzung erzählte und besonders von Ihnen ganz elektrisiert war." Das beste Zeichen dafür, welchen mächtigen Widerhall die Rede im Lande weckte, war doch wohl, daß jetzt alle Welt von dem Wiedereintritt Kleists in ein Amt sprach. Schede berichtete ihm am 18. Oktober aus Bonn: "Die Rheinländer sehen Dich bereits wieder als Oberpräsident in Koblenz; ich wurde hier gleich mit der Frage empfangen, ob das denn wahr sei!!" Schede hoffte selbst, daß der Freund im neuen Lebensjahr einen neuen amtlichen Wirkungskreis erhalten würde, und bearbeitete in diesem Sinne Gerlach, der das Seinige zu tun versprach. Es scheint in der Tat so, als wenn Kleist eine Weile bei Besetzung der Stelle des Präsidenten des Oberkirchenrats, die im

Sommer des Jahres 1863 in Frage kam, ins Auge gefaßt worden ist. Trifft dies zu, so ist seine Berufung an höfischen Einflüssen gescheitert.

Kleist war, wie er an Gerlach schrieb, überrascht durch den Erfolg, den seine Richtung im Herrenhause erzielte. Daß er selbst ein gut Teil dazu beigetragen hatte, kam ihm kaum in den Sinn. Er fühlte sich in den von ihm entwickelten Ideen abhängig von dem Präsidenten. "Ich habe Ihre Auffassungen und Auslassungen dreist benutzt und sage Ihnen dafür, daß ich es konnte, meinen herzlichsten Dank," schrieb er diesem. Seine Meinung nach Schluß der Kammer im Herbst 1862 war, daß nun erst der schwerere Teil der Aufgabe für die Regierung beginne. "Ich rechne nicht auf Extravaganzen der Demokratie, die es etwa erleichtern möchten. Aber die Besorgnis liegt nahe, daß wie fast immer die Regierung nach solchem eklatanten Schritte das Bedürfnis fühlt, die öffentliche Meinung - oder man sagt lieber das Land - zu gewinnen durch irgend welche liberalisierende Maßregel. Es wird von den Gegnern niemand gewonnen und die Freunde werden perplex." Gegen den Gedanken, durch Gewaltmaßregeln helfen zu wollen, habe er öffentlich gesprochen, die Warnung vor liberalisierenden Maßregeln wäre ihm zu delikat gewesen, und er habe sie darum unterlassen. Er rechnete also stark mit Bismarcks Versöhnlichkeitsneigungen. "Es ist doch so klar, daß das Verhandeln mit solchem zweiten Hause unwillkürlich zu prinzipiellen Konzessionen führt," meinte er.

Der Fortgang der Dinge lehrte ihn, daß Bismarck mit überwältigender Sicherheit die Situation meisterte und stolzen Schrittes einen Siegesgang ohnegleichen ging. Bismarcks Wirksamkeit in dieser Zeit hinterließ auf Kleist den stärksten Eindruck, den er von dessen ganzer Tätigkeit gehabt hat. "Er ist es gewesen, welcher das königliche Regiment wieder wie einen rocher de bronze stabilierte, so daß er gegen die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses, trotz der Verweigerung jeder Geldbewilligung, einen großen glücklichen Krieg führte," hat er über die damalige Haltung des Ministerpräsidenten in der Geschichte seines Geschlechtes gesagt. Ein Ausspruch Leopold Rankes, daß diese "in der Geschichte einzig dastehende Konfliktszeit" die glänzendste Periode des gewaltigen und tatenreichen Lebens des ersten deutschen Reichskanzlers gewesen sei, war ihm aus innerster Seele gesprochen. In offener Reichstagssitzung hat er dem alten Freunde am 8. März 1878 vorgehalten: "Das muß dem Reichskanzler die teuerste Erfahrung seines Lebens sein, daß es ihm gelungen ist, im Kampf von 1862 bis 1866 infolge des Festhaltens dieser bestehenden Machtvollkommenheit der Krone Preußens diejenigen Taten für Deutschland und Preußen zu vollbringen, die ihm Gott in der Folge davon gegeben hat." Schon in den ersten Tagen der Amtsführung drückte er dem nun so hoch gestiegenen Freunde seine Bewunderung aus. "Gott hat es dir verliehen, dein neues Amt mit einer Heldentat zu beginnen," sagte er zu ihm. Er sorgte sich mit ihm, daß das gewonnene Terrain nicht wieder verloren ginge; klagte Bismarck doch selbst oft gegen ihn über eine solche Gefahr. Ähnlich wie Kleist empfand der alte Freund in Magdeburg. "Bismarck trage ich täglich auf dem Herzen," so schrieb Gerlach am 23. April 1863 an Kleist. "Stündlich möchte ich sagen, wenigstens so oft der Kampf und die Rot der Zeit mir entgegentritt. Zunächst und hauptsächlich empfinde ich dann Dank gegen Gott und gegen Bismarck, daß in solcher Zeit so unerwartet ein solcher Mann uns gegeben ist. Denn ein Mann ist er zunächst und nicht - wie Thadden sich ausdrückt - ein ausgenommener Hering, - auch kein Frosch, wie Minister Manteuffel, und dazu ein frischer, kräftiger, tapferer Mann, an dessen Herz und Geist das Wort und die Gnade Gottes sich nicht unbezeugt gelassen hat. Haben wir schon je so einen Mann an der Spitze gesehn? - Meine Erwartungen hat Bismarck übertroffen, - so viel ruhige Festigkeit habe ich ihm nicht zugetraut.... Also so weit Bismarck for ever! - gegen alle Welt - nach außen."

Daß die ganze Handlungsweise des leitenden Staatsmanns auf einem Verfassungsbruche beruhte, dieser Gedanke kam den beiden Beratern des Bismarckschen Gewissens nicht. Wie hätte sonst der Präsident gerade in diesen kritischen Zeiten so inständig auf Reinhaltung des Gewissens gedrungen! Wir stehen hier vor einer jener Erscheinungen, wo die Überzeugung von dem materiellen Rechte die Erkenntnis der formellen Rechtsverletzung völlig verhindert. Der von Gerlach abhängige Kleist war womöglich noch fester wie jener von dem guten Recht der Krone überzeugt, als diese sich auf das Herrenhaus allein stützte. Daran hielt er auch gegen Ernst Ranke entschieden fest, als dieser das formelle Recht der Abgeordneten betonte. Weniger sicher war der König von seinem formellen Rechte durchdrungen, bis Bismarck die Lückentheorie schuf und damit das zarte Gewissen des Herrn beschwichtigte. Wie weit Bismarck mit Bewußtsein die Verfassung brach, ist hier nicht der Ort des näheren zu untersuchen. Es ist möglich, daß er im Gefühl der sittlichen

Notwendigkeit, die Krone, das Heer und den Staat zu retten, von vornherein den Verfassungsbruch für das kleinere Übel hielt und gerade in jener von Kleist und Blanckenburg bezeugten Demütigung vor Gott die Kraft zu dem Entschlusse des Verfassungsbruches fand. Darauf könnte auch die Tatsache deuten, daß Kleist schon im November 1862 ihn davon reden hörte, er wolle später um formelle Indemnität beim Landtage nachsuchen. Kleist warnte damals sofort davor: "Keine formelle Indemnität vom Landtage erbitten. Ihr vergebt der Regierung ihr gutes Recht und erschwert ihr die Stellung für die Zukunft"[353]. Wahrscheinlicher ist es aber wohl, daß Bismarck, auch beeinflußt durch die Freunde, die formelle Rechtslage selbst zum mindesten als unklar betrachtete. Er hätte sonst doch wohl zu Anfang gegen die Freunde ausdrücklich seine formellen Bedenken betont. Daß Kleist ihn, mit Berufung auf das Recht der Regierung, vor dem Erbitten der Indemnität warnte, zeigt, daß er diesen Gedanken nur von Versöhnlichkeitsabsichten eingegeben betrachtete, daß also von formellen Rechtsbedenken zwischen ihm und Bismarck nicht die Rede gewesen sein kann. Die Genialität weit vorausschauenden Blickes, die Bismarck bekundete, indem er schon in den Anfangsstadien des Kampfes das Mittel zur Besiegung der Gemüter in Bereitschaft hielt, entging Kleist.

Er betrachtete es als seine Aufgabe, im Lande mobil zu machen, um das Vorgehen des Ministeriums zu stützen. So hielt er in diesem Sinne in Berliner Volksversammlungen flammende Reden. So entwarf er zu Ende des Jahres 1863 für das Herrenhaus eine Adresse an den König, die am 19. November mit 72 gegen 8 Stimmen angenommen wurde und in der der Auffassung von der rechtmäßigen Handlungsweise der Regierung sehr bestimmt Ausdruck verliehen wurde: "Eurer Kgl. Majestät Regierung hat die ihr unzweifelhaft obliegende Pflicht gewissenhaft erfüllt und unter Aufrechterhaltung der Kgl. Macht als des Grundpfeilers unserer Verfassung, ohne irgend welche Verletzung der Verfassungsurkunde wie des bestehenden Rechts, durch Fortleitung der Staatsgeschäfte auch ohne Staatshaushaltsgesetz auf eigene Verantwortung hin und namentlich durch Aufrechterhaltung der ohne Verrat am Vaterlande nicht rückgängig zu machenden Armeereorganisation die Gefahr dieser Lage glücklich beschworen." Auch in der im November 1862 vom pommerschen Provinziallandtage veranlaßten demonstrativen Vertrauenskundgebung, der einzigen unter den Kundgebungen der Provinziallandtage, die besondere Farbe hat, ist wohl seine Hand zu spüren. Selbst zu der gewagtesten Tat Bismarcks im Militärstreit, der ohne Zweifel sehr willkürlichen, von dem Streben nach Einschüchterung eingegebenen Preßordonnanz vom 1. Juni 1863, hat er dem Freunde, beeinflußt vom Präsidenten Gerlach, hilfreiche Hand geleistet. Gerlach, der Gewissenswächter, hielt es für sonnenklar, daß die Krone zu dieser Maßregel berechtigt sei. Davon gab Kleist dem Ministerpräsidenten Kenntnis, und dieser benutzte das sofort, um den scharfsinnigen Juristen durch Kleist zur Abfassung eines Gutachtens zu veranlassen, mit dem er die Rechtsbedenken König Wilhelms beschwichtigen half. Die charakteristischste Frucht Kleistscher Tätigkeit war, daß er die Stillen im Lande in Bewegung setzte und zu politischen Kundgebungen vermochte. Alle Welt horchte hoch auf, als Gustav Knak im Namen einer Anzahl frommer Geistlicher und Kirchenpatrone dem Könige eine Vertrauensadresse überreichte. Diese Adresse ist am 5. November 1862 auf dem Kirchweihfest zu Kieckow auf Anregung Kleists entstanden. Der dachte an jene Adresse, die er in ähnlicher Lage im Jahre 1848 von Kieckow aus veranlaßt hatte. Noch am selben Tage schrieb er darüber an den Ministerpräsidenten. Schon die Anrede beweist, daß er sich diesem näher denn je fühlte. "Lieber Herzens-Bismarck!" lauteten die Eingangsworte des Schreibens. In dieser Form pflegte er selbst Ranke und Schede nur selten anzureden. Er stellte ihm vor, daß die Teilnehmer des Kirchweihfestes auch diesmal wie vor 14 Jahren nicht hätten unterlassen können, an den König eine Adresse zu richten. "Drei aus ihrer Mitte wollen sie überreichen, ganz vorzügliche Leute: Superintendent Lenz aus Wangerin, Bruder der verwitweten Frau Pastor Sauer in Colziglow" (dort war Bismarck, wie man weiß, getraut worden), "Knak in Berlin, der innerlichste Geistliche, welchen ich kenne. Straube aus Falkenhagen, der Sangmeister der evangelischen Kirche. Sie bitten Dich nun und rechnen fest darauf, daß Du ihnen eine Audienz bei Seiner Majestät verschaffst. Lenz hat Johanna als Kind auf den Armen getragen, so magst Du ihm einmal Deinen Arm leihen." Schon am 11. konnte er Lenz eine zusagende Antwort Bismarcks mitteilen. Der Ministerpräsident erwartete weitere Anträge von den drei Geistlichen. Aber gleich darauf wurde Lenz telegraphisch zu Bismarck berufen, und schon am 13. wurden die drei Geistlichen vom Könige zusammen

[353] Kleist an Bismarck, 29. November 1862.

mit anderen Deputationen empfangen. Die Kindlichkeit des weltfremden Knak bekundete sich während des Wartens im Fahnensaal in seiner Äußerung zu seinen Amtsbrüdern: "Ach! wie köstlich ist es hier! Wie wird es erst im Himmel sein!" Unter Bezugnahme auf die Adresse von 1848 sprachen die Geistlichen die Hoffnung aus, daß der König sich nicht stören lassen möchte in dem Vertrauen zu seinen Untertanen. Die Zahl derer, die es mit ihm hielten, sei noch sehr groß. Wilhelm I. antwortete ihnen in gnädigen Worten.

Knak fühlte sich offenbar durch jene Kieckower Adresse ermutigt, drei Jahre später, am 19. Juni 1865, dem König noch einmal eine Adresse zu überreichen, um ihn wiederholt in seiner Haltung gegen das Abgeordnetenhaus zu bestärken. Wieder wandte er sich vorher an Bismarck. Ob er Kleist zu Rate gezogen hat, ist nicht bekannt. Doch läßt es sich fast annehmen, da der Biograph Knaks die Hinzuziehung "ernster Christen" erwähnt. Hatte er im Jahre 1862 noch zugleich im Namen von Patronen gesprochen, so trug die zweite Kundgebung einen ausschließlich geistlichen Charakter. In ihr wurde zudem in entschiedener Weise Kritik am Abgeordnetenhaus" geübt. Sie war zweifellos ein Mißgriff des frommen Mannes, da sie eine kirchliche Einmischung in weltliche Dinge darstellte. Die tiefere Natur dieser weltlichen Dinge zu beurteilen, war Knak, wie der Wortlaut der Adresse zeigt, gar nicht in der Lage, und über sie in ihrer geistlichen Eigenschaft unter Berufung auf das vierte Gebot abzuurteilen, waren die Geistlichen durchaus nicht befugt. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Demonstration, so treu gemeint sie war, vielfach den übelsten Eindruck hervorrief und viele Kreise gegen die Kirche und die Orthodoxie aufbrachte. Anderseits berechnete Bismarck offenbar, daß sie auch auf manchen einen stärkenden Einfluß ausüben würde.

Auch in kleineren Dingen konnte Kleist seinem staatsmännischen Freunde in jener Zeit wirksam helfen. Als dem Ministerpräsidenten im Oktober 1863 auf der Fahrt nach Berlin auf dem Belgarder Bahnhof ein unwürdiger Streich durch das dortige fortschrittlich gesonnene Bahnhofspersonal gespielt worden war, veranlaßte Kleist den ihm von Aachen her gut bekannten und sehr ergebenen Bautechniker der Stettiner Eisenbahngesellschaft, den Geheimen Baurat Stein, zu schleunigem Eingreifen und konnte dem Freunde bald mitteilen, daß das Eisenbahndirektorium beschlossen habe, den Bahnhofsinspektor sofort an eine Station kleinsten Charakters zu versetzen. Die anderen Beamten sollten folgen, das "ganze Nest ausgehoben werden". Stein schrieb ihm: "Vor Eintritt des Winters sollen Sie eine neue Generation, und ich darf hoffen eine bessere, für Belgard haben."

Zu seiner Freude gelang es Kleist nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses im Oktober 1863, die Wahl von Wagener und Blanckenburg in seinem Belgarder Wahlkreise durchzusetzen, die noch kurze Zeit vorher selbst bei dem Landrat des Kreises Belgard, einem Vetter Kleists, auf Schwierigkeiten gestoßen war. Sogar Kreiseingesessene, wie der längst den Konservativen abhold gewordene Oppenfeld, sahen sich jetzt veranlaßt, für den gefürchteten Kreuzzeitungsredakteur einzutreten. Die Wahl dieser beiden Freunde, so schrieb Kleist frohen Mutes an Bismarck, "wird Eure schwere Last erleichtern". Ebenso machte er den stets weltscheuen Below-Hohendorf mobil zum Kampfe. Der erklärte die Parteiagitation für ein Feuer, aus dem das göttliche Licht nicht geboren werde, sondern das den Menschen ausdörre und nicht auferbaue. Aber Kleist gelang es doch, ihn zur Beteiligung an der Politik aufzustacheln, was bei der ungemein positiven und realpolitischen Veranlagung dieses Pietisten von großer Wichtigkeit war. Ebenso arbeitete Kleist daran, den Präsidenten Gerlach ins Herrenhaus zu bringen, was allerdings nicht gelang. Zu seinem großen Leidwesen sah er sich vielfach gezwungen, den Beratungen des Herrenhauses fernzubleiben, teils weil er Krankheiten im Hause hatte, teils weil ihn wirtschaftliche Nöte festhielten. Schon seit Stahls am 10. August 1861 erfolgtem Tode, noch mehr seit Bismarcks Eintritt in die Geschäfte und dem helleren Auflodern des Militärkonflikts war er dem Herrenhause unentbehrlich geworden. Fehlte er, dann häuften sich die Briefe der Freunde und Parteigenossen, die stürmisch seine Anwesenheit verlangten. Im Februar 1865 erkrankte er wieder ernstlich und war genötigt, mehrere Monate auszusetzen. Der treue Schede hoffte, daß dem Freunde diese Fesselung an die Heimat zum Heile ausschlagen werde. "Vielleicht wird das Herz des Königs ein wenig spüren, was er an Dir hat." Wohl mag Wilhelm I. - sein gnädiges Verhalten gegen Kleist deutet darauf hin - solche Empfindungen gehegt haben.

Bismarcks Bestreben, den Widerstand des Abgeordnetenhauses auch dadurch zu brechen, daß die Tagegelder abgeschafft wurden, unterstützte Kleist lebhaft. Er meinte von den Diäten in einem Briefe an Bismarck: "Sie sind, wie der Ruin des Landes, so auch speziell des Herrenhauses. Durch sie werden die Sitzungen

jährlich so lang, daß es Leuten, die zu Hause etwas zu tun haben, unmöglich wird, dauernd anwesend zu sein. Die Mitglieder des Herrenhauses können nicht Jahr um Jahr die ganze Zeit aushalten, und das macht dessen Sitzungen lückenhaft und unlebendiger, wie gut ist. Fünf Jahre habe ich nun treulich jährlich ausgehalten die ganze Zeit; ich kann das nicht wieder, nach fünf Monaten im Frühjahr noch zwei im Spätherbst dort zubringen."

Mit Begeisterung trat er für die Polenpolitik seines Freundes ein. Darin ist er sich sein ganzes Leben lang treu geblieben. Am 20. Mai 1863 ergriff er bei Gelegenheit der Besprechung von Petitionen wegen der Polenfrage, die er zum Teil selbst veranlaßt hatte, das Wort, um in einer feurigen Rede der Fortschrittspartei ihre in dieser Sache bekundete vaterlandslose Gesinnung vorzuhalten und dem Ministerium den Dank des Herrenhauses für seine Haltung auszusprechen: "Was ist das für eine Partei, die sich den Namen der 'deutschen Fortschrittspartei' gibt," so rief er aus, "die allenthalben schwärmt für die Entwicklung und Entfaltung fremder Nationalitäten, trotzdem, daß es mit dem Rückschritt der Macht und des Einflusses der Deutschen verbunden ist! Was ist das für eine politische Partei, welche Kenntnis der Geschichte und welche politische Einsicht muß sie haben, die gegenwärtig darauf ausgeht, daß an unseren Grenzen ein neues polnisches Reich entstehen soll. Niemals ist solche Unterwerfung erfolgt ohne Verschuldung der betreffenden Nationalität, und wenn irgendwo, so ist gerade hier bei Polen die Teilung ein schweres Gericht der Geschichte gewesen. Meint man in der Tat, daß man das alles rückgängig machen kann gegen die Geschichte und gegen die Fügung Gottes? Ist es nicht mehr wie naiv, zu meinen, wenn wir sie jetzt nur gewähren ließen, so würden sie nachher dankbar sein?" Wieder einmal zündeten seine Worte weithin im Lande. Eine der ihm zugehenden beistimmenden Zuschriften, deren Wortlaut nicht bekannt geworden ist, stellte er Bismarck zu, und dieser versäumte nicht, sie seinem königlichen Herrn zur Kenntnis zu bringen, in der Gewißheit, daß er dem Monarchen damit eine Freude bereiten würde. Er hatte sich nicht getäuscht, denn König Wilhelm bemerkte auf dem Schreiben: "Exzellenter Brief, schade, daß der Wunsch des Schreibers, ihn der Kammer vorzulesen, nicht ausführbar ist!!"

Gelegentlich konnte Kleist den Freund auch in Kenntnis setzen von den Umtrieben, die in hohen Kreisen gegen ihn ins Werk gesetzt wurden. So berichtete ihm im September ein rheinischer Industrieller, der ihm stets sehr ergeben gewesen war, daß nach Erzählungen des Ministers des Innern Grafen Fritz Eulenburg an den Fürsten von Hohenzollern, die beide heftig gegen Bismarck frondierten, die Ernennung des Gesandten Grafen Robert v. d. Goltz zum Ministerpräsidenten im Werke sei.

Mit Roon drängte er auf die Entfernung des Patrioten Max Duncker aus seiner Stellung als politischer Berater des Kronprinzen, weil Duncker, der übrigens sehr die Gunst des Königs besaß, für liberaler galt, als er war. Anfangs glaubte er die Vorstellungen Roons abweisen zu müssen; als er aber erkannte, daß der radikale Liberalismus stark auf den Thronwechsel spekulierte, und als er Bildnisse König Wilhelms mit abgeschnittenem Kopfe zirkulieren sah, hielt er es für notwendig, daß eine offenkundige Verständigung zwischen König und Thronfolger herbeigeführt würde, die zunächst durch eine Beseitigung Dunckers erstrebt werden sollte. In diesem Sinne schrieb er am 18. Dezember 1862 an Bismarck. Durch eine solche Verständigung sollte allen Spekulationen auf den Thronwechsel ein Ende gemacht werden. Er schlug zum Ersatz von Duncker einen wirklichen Geschäftsmann vor und nannte den Landrat v. Quadt in Hamm. Doch wie man weiß, behauptete sich Duncker, und gerade dieser übte einen mäßigenden Einfluß auf die Haltung des Kronprinzen aus. Allerdings vermochte sein Einfluß nicht die oppositionelle Rede des Kronprinzen zu Danzig im Juni 1863 gegen die Preßordonnanz und damit das schlimme Zerwürfnis zwischen König und Thronfolger zu verhindern, das durch die indiskrete Veröffentlichung des infolge jener Rede entstandenen Briefwechsels zwischen Vater und Sohn wesentlich verschärft wurde. In dieser schweren Krisis hat Bismarck den Rat des alten Freundes gesucht. Kleist wurde ebenso wie der Ministerpräsident von dem Ereignis innerlich mitgenommen. Nach einer Unterredung, die er mit Bismarck deswegen gehabt hatte, setzte er sich hin und schrieb ihm: "Das gestrige Gespräch hat mir heute früh doch eine Stunde Schlafs gekostet. Den Inhalt der Gedanken jener Stunde bin ich Dir als Fortsetzung des Gesprächs schuldig." Er äußerte Bedenken, ob eine weitere öffentliche Behandlung des Streites zwischen dem Könige und seinem Sohne nicht schädlich sei, weil das die Nerven des tief verletzten Herrschers angreifen könnte. Wäre Bismarck darüber sicher, daß das nicht der Fall, so könne die öffentliche Erörterung nur nützlich sein. "Alle

irgend preußisch Gesinnten werden dadurch eine heilsame Mahnung erhalten, sich fest um ihn zu scharen. Schwankenden freilich kann es die Erwägung noch näher legen, wie wandelbar unser Zustand ist. Für diese muß alles aufgeboten werden, den Kronprinzen öffentlich mit dem Könige zu identifizieren." Er riet Bismarck im weiteren: "Keine Maßregel, die den Charakter des Staatsstreichs auch nur en miniature trägt. Derartige Schritte wünschen und supponieren die Gegner; sie würden auch die wohlwollende, aber träge Masse echauffieren, sie würde Euer Gewissen schwach machen und den König beflecken. Sie verwandelte dann wirklich den großen geistigen Kampf unserer Zeit allein in einen Machtstreit, Schwerin würde zu seiner Schadenfreude recht behalten und Schulze-Delitzsch den Sieg; denn die größere Macht kann die gegenwärtige geistige Bewegung wohl niederschlagen, aber nicht überwinden. Dir ist eine viel höhere, edlere Aufgabe geworden, und Du bist auf dem besten Wege, sie zu lösen, laß Dich nicht auf den anderen unheilvollen verleiten." Mit den wachsenden Schwierigkeiten der Aufgabe Bismarcks steigerte sich auch die Kampfesfreude seines alten Gefährten. "Fast muß ich sagen, solche Schwierigkeiten sind mir nicht unlieb," rief er ihm am 12. Oktober 1863 zu, "sie müssen immer von neuem Dich darauf führen, daß Du einen ganz engen Bund mit Gott dem Herrn eingehst. Es muß ganz köstlich sein, in solcher gewaltigen Aufgabe fast von allen, welche natürliche Helfer sein sollen, verlassen zu sein, aber umso unerschütterlicher, siegesgewisser auf den lebendigen Gott rechnen zu können".[354]

Bismarck las die Briefe des Freundes mit Aufmerksamkeit. Öfter regte sich gegenüber der Fülle von Ratschlägen sein Widerspruchsgeist. Als ihm Kleist im Dezember 1862 Vorhaltungen wegen der Verteilung der Ämter im Ministerium machte, schrieb er an den Rand: "Wir sind froh, wenn wir acht Männer finden und halten." Manch Schmunzeln mögen ihm die bestimmten Wendungen Kleists entlockt haben, die fast wie Befehle klangen. "Du wirst einmal von Deinen Schritten in dieser Sache ganz besondere Rechenschaft geben müssen." "Beachte den Inhalt meines neulichen Schreibens." "Das erwirke daher ja." "Benutze ja die Zeit, einige ganz zuverlässige Leute ins Herrenhaus zu berufen." "Sorge dafür, daß der Justizminister nicht wieder das radikale Gesetz von Bernuth über Aufhebung der Pommerschen Lehen vorlegt." Noch im September 1865 traute der Präsident v. Gerlach diesem bestimmten Wesen Kleists bei dessen Stellung zum leitenden Staatsmann nennenswerten Einfluß auf diesen zu, und er wird seine guten Gründe dafür gehabt haben. Freilich war Gerlach damals bereits zu der Erkenntnis gelangt, daß Bismarck "das wirklich vorhandene dringende Bedürfnis vertrauter Gehilfen" nicht in dem Maße empfand, wie es dem Präsidenten wünschenswert schien. Deutschlands Staatsmann begann stetig sicherer seinen Weg auf schwindelnder Bahn zu schreiten. Am lebhaftesten regte sich Bismarcks Widerspruch gegen die im Stile eines alttestamentarischen Patriarchen von Kleist an ihn gerichteten biblischen Ermahnungen. Davon legen gelegentliche Randbemerkungen, die der Ministerpräsident in der Stille seines Heims auf Briefen seines Freundes anbrachte, beredtes Zeugnis ab. Als Kleist ihm am 6. November 1863 schrieb: "Ich las gestern Offenbarung 2, 26: Und wer da überwindet und hält meine Werke bis an das Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden, und er soll sie weiden mit einer eisernen Rute, und wie eines Töpfers Gefäße soll er sie zerschmeißen," da schrieb der Empfänger belustigt an den Rand: "O Hans! immer zornig mit Gottes Donnerkeil!" Und zu der Fortsetzung Kleists: "Es ist dieselbe Verheißung wie Psalm 149, die ich Dir bei Deiner Ernennung nach Frankfurt mitgab," bemerkte er: "Mehr alt- als neutestamentlich!" Und um zu betonen, daß jene Bibelworte kaum auf die Gegenwart und insbesondere auf ihn angewendet werden könnten, was er später auch Kleist selbst sagte, meinte er: "Wir aber!! - ich aber!" Wie sich denken läßt, übte Kleist die Beeinflussung der religiösen Haltung seines Freundes nicht minder im persönlichen Verkehr. Als er bemerkte, daß Bismarck nicht mehr zur Kirche ging, stellte er ihm zugleich im Namen von Hengstenberg vor, er möchte es doch nicht so machen wie Otto v. Manteuffel, der erst nach seiner Entlastung wieder die Kirche besucht habe. Bismarck wehrte das ab, indem er erwiderte, er erkälte sich sehr leicht in der Kirche. Zu seiner Betrübnis mußte Kleist als weiteres Kennzeichen dafür, daß der alte Gefährte nicht mehr die frühere innerlich-religiöse Richtung hatte, wahrnehmen, daß Bismarck die alte Gewohnheit "des Gebrauches von Gottes Wort" beim Frühstück aufgegeben habe. Seitdem schenkte er ihm alle Jahre zu Weihnachten - zuerst 1864 - die Losungen der Brüdergemeinde und hatte die Freude, daß Bismarck, wie dies ja auch aus Moritz Busch bekannt ist, sie

[354] Konzept im F.A.

täglich brauchte, allerdings erst beim Schlafengehen. Er erzählt in seinen Erinnerungen (1871) mehrere Beispiele davon, wie wichtig sie dem Ministerpräsidenten wurden. Als Bismarck die Nachricht von der schweren Verwundung seines Sohnes Herbert im Zweikampf erhielt, fand er als Losung des Tages das Wort: "Er wird leben". Sofort ging er zu seiner Gattin und teilte ihr dies als Zeichen dafür mit, daß der Sohn nicht sterben würde. Als er die Kunde von Gramonts Rede in der französischen Kammer am 6. Juli 1870 erhielt, dachte er - so erzählt Kleist - sofort den Antrag auf Mobilmachung zu stellen. Da las er den Tagestext: "Selig find die Friedfertigen," stutzte, ließ den Antrag nicht abgehen und die Lage gestaltete sich so viel günstiger.

Eine der schönsten Freuden, die der fromme Gewissensrat Bismarcks in der Konfliktszeit erlebte, war ein Besuch, den er im Juni 1863 zur Zeit, als nach Erlaß der Preßordonnanz die Wogen des Konflikts im Lande am höchsten gingen, einer Einladung folgend, von Oeynhausen aus den treuen Ravensbergern erstattete. "Es war ein Tag, wie ich wenige gehabt habe," berichtete er darüber an den Kriegsminister, um diesen anzufeuern, auch einen solchen Besuch abzustatten. "Die Versammlung bestand aus etwa 500 Bauern, einer Anzahl vorzüglicher Pastoren, einigen treuen Städtern. Es gab Kaffee und Weißbrot. Sie wurde eröffnet mit Gebet und Gesang, dann wechselten die mannigfaltigsten Reden, wiederholt von dem ganz vorzüglichen Bürgermeister Strosser, von Pastoren, von mir, von Bauern. Auch letztere ganz vortrefflich. Dazwischen Gesang, bald eines Jünglingsvereins, bald der ganzen Versammlung. Es dauerte ununterbrochen 3 1/2 Stunden, ohne Abspannung mit der größten Lebendigkeit und Teilnahme. Es herrschte der treueste Patriotismus, es wurzelte alles in dem entschiedensten christlichen Bekenntnisse. Man konnte meinen, man sei im Paradiese, solche Harmonie, solches liebliches, erquickendes Leben." Im Anschluß daran bestürmte er Roon, ja dorthin zu kommen. "Ich freue mich darauf, als eine nützliche Demonstration fürs ganze Land. Gerade hier gibt es gar keinen sogenannten Feudalen. Deswegen bitte ich Sie aufs dringendste, die in der Einladung Ihnen entgegengetragene Liebe nicht zurückzuweisen und die Hindernisse, welche Staatsgeschäfte und Badekur bringen könnten, kühn zu überwinden." Wenige Tage darauf schrieb Roon den Ravensbergern zu, und am 2. Juli fand die bekannte Kundgebung der treuen Bevölkerung für den vielumfeindeten tapferen Kriegsminister statt. Wie Kleist es ihm vorausgesagt hatte: gleich einem König wurde er empfangen.

Seit jenem Junitage aber, an dem Kleist selbst zu den Ravensbergern gesprochen hatte, hatte er sich für immer die Herzen des kernhaften Volksschlages erobert. Jene herrliche fromme Königstreue, die sich hier bereits in den schwersten Zeiten des Siebenjährigen Krieges offenbart hatte, wo die Ravensberger den aus Friedrichs Heer geflüchteten Soldaten Beichte und Abendmahl und das Betreten der väterlichen Schwelle versagten, war noch ungeschwächt erhalten geblieben. Wenn Kleist in seiner Ansprache den Ravensbergern zurief: "Von jeher haben die Pommern einen Zug des Herzens zu solchen Westfalen gehabt, wie ich hier versammelt sehe," durfte er sicher sein, daß auch ihm die Herzen entgegenschlugen, weil sich die Zuhörer dem frommen, königstreuen Redner wesensverwandt fühlten. Es sollte die Stunde kommen, wo dieser Besuch im Ravensberger Land schöne Frucht trug.

Neben diesen rein politischen Geschäften fand Kleist die Muße, eine planmäßige werbende Tätigkeit zu Gunsten der Sonntagsruhe auf dem Lande einzuleiten. Bekümmerten Herzens sah er die Not der kleinen Leute. Je länger je mehr empfand er, was Heinrich v. Treitschke sehr viel später in seiner deutschen Geschichte schrieb: "Die Behörden zeigten wenig Sinn für das kirchliche Leben, noch weniger für die Bedrängnis des armen Volkes. Die Zeit schien ganz vergessen zu haben, daß der Sabbat die größte soziale Wohltat war, welche das Volk Israel einst der menschlichen Kultur gebracht hatte".[355] Kleists Bestreben ging zunächst darauf aus, den Tagelöhnern auf dem Lande den freien Sonntag zu verschaffen. Er verfaßte deswegen zu Ende des Jahres 1863 ein Rundschreiben an die Gutsbesitzer, in dem es hieß: "Die alten Bande der Pietät lösen sich immer mehr, und das kalte Verhältnis, das durch Lohn und Arbeit kümmerlich und oft nur auf kurze Zeit zusammengehalten wird, gewährt nach keiner Seite Befriedigung. Durch Geld wird kein Mensch zur stillen Zufriedenheit gebracht. Wenn der Dienstbote und Tagelöhner sich von Gott wendet, so kennt er nur noch die Schranke, die durch Furcht vor Menschen und Strafe gezogen ist und die er daher

[355] Treitschke. Deutsche Geschichte V, 254.

durch List zu überschreiten sucht." Er verlangte Freigabe des ganzen Sonntags.

Von den Oberpräsidenten suchte er sich Listen der Rittergutsbesitzer zu verschaffen. Der Oberpräsident von Sachsen, v. Witzleben, desgleichen der von Brandenburg, v. Jagow, sandten ihm solche Verzeichnisse. Sie gaben ebenso wie Senfft- Pilsach für Pommern ihre Genehmigung dazu, daß der Aufruf durch die Landräte verteilt würde. Aber ob es viel gewirkt hat, muß dahingestellt bleiben. Fand Kleist doch bei den nächsten Freunden heftigen Widerstand. So sandte ihm Moritz Blanckenburg eine längere fachmännische Erörterung darüber, warum er eine Sonntagsruhe im Brennereibetriebe für untunlich hielte, und knüpfte daran Bemerkungen wie: "Das Geschrei der Geistlichen,, es wird den Sonntag gebrannt!' ist völlig unsinnig. Frage einmal die Geistlichen, die so reden - ob sie auch am Sonntag nur kalt essen. Es sind diese Dinge alle zweischneidig, und jeder muß sehen, wie er sich abfindet. Der Staat, der Eisenbahnbetrieb etc. duldet am Sonntag, kann natürlich nicht eingreifen." Andere Zuschriften machten andere Schwierigkeiten geltend. Doch fielen Kleists Anregungen vielfach auf guten Boden, so bei dem Minister Grafen Itzenplitz, der bei dieser Gelegenheit auch eine Reform der Tagelöhnerwohnungen als erstrebenswert bezeichnete. Uneingeschränkten Beifall fanden Kleists Worte bei Below-Hohendorf. Der warb im Johanniterorden für diese Sache. "Es muß, "schrieb er an Kleist darüber, "in dem Moment meiner Rede eine besonders günstige Konstellation der Gedanken und Gefühle in der Versammlung obgewaltet haben, denn die öffentliche Zustimmung war eine ungeteilte." So lockerte Kleist den Boden für diese Ideen. Es sollte die Zeit kommen, da auch der Staat herangezogen wurde, und der wackere Vorkämpfer in dieser Frage der Menschlichkeit sollte die Zeit selbst noch erleben.

In diese Jahre fallen auch zwei schriftstellerische Versuche Kleists, die nicht in engerer Beziehung zur Tagespolitik standen. Auch sie spielen in das rednerische Gebiet hinüber. Es sind zwei Vorträge, der eine über "Pastorat und Patronat", im Jahre 1863 auf der Berliner Pastoralkonferenz, der andere über "Adel und Kirche" auf Anregung Ludwig Wieses zu Anfang des Jahres 1866 im "evangelischen Verein" gehalten. Sie zeigen so recht, daß Kleist zum eigentlichen Schriftsteller nicht geboren war. Nur wenn es auf den Willen zu wirken und eine praktische Frage auseinanderzusetzen galt, flossen ihm die Worte zu. Bei diesen halb geschichtsphilosophischen, halb mystischen Arbeiten läßt er kalt, weil sie eine dem Leben abgewandte Gedankenwelt spiegeln. Selbst bei den nächsten Freunden Kleists fanden sie kein rechtes Verständnis. Der Vortrag über "Pastorat und Patronat" ist in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung abgedruckt[356] und auch bei Gustav Schlawitz in Berlin (gedruckt bei Trowitzsch & Sohn daselbst) gesondert erschienen. Er behandelt vornehmlich die Stellung des Patrons zum Pastor und weist dem Patron große Pflichten zu. Es waren Ideen, die Kleist seit alters beschäftigten und die zeigen, wie tief er seine eigene Aufgabe als Patron auffaßte. Er faßte die Pflichten zusammen in die Worte praeire und juvare, juvare zunächst den Pastor, dann die Gemeinde. Schon früher hatte er sich mit Ludwig Gerlach über die Auffassung der Stellung des Patrons nicht recht verständigt. "Der Patron verhält sich nicht zum Pastor und Kirchenvorstand, wie der Gerichtsherr zum Justitiar, Schulzen und Schöppen," hatte ihm der in dieser Beziehung historischer und juristischer denkende Präsident im Jahre 1856 geschrieben. "Er ist keine kirchliche Obrigkeit und überhaupt kein wesentliches Glied der Kirchenverfassung, sondern eine Person, die aus gewissen Verhältnissen gewisse eng begrenzte Rechte hat. Wie könnte sonst ein römischer Katholik Patron evangelischer Kirchen sein und umgekehrt?". Als Kleist nun seinen Vortrag an Ernst Ranke übersandte, mußte er auch von diesem eine Ablehnung seines durchaus mystisch anmutenden Standpunktes hören. Fein sprach der milde Freund in Marburg von "der Arbeit des Herzens", die der Vortrag darstelle, und fuhr dann fort: "Der Versuch einer biblischen Begründung des Patronats scheint mir mißlich. Ich betrachte dasselbe als eine rein historische Erscheinung." Ähnlich erging es Kleist mit seinem Vortrage über "Adel und Kirche". Die Vorbereitung dazu beschäftigte ihn monatelang, ein Beweis, wie wenig ihm dergleichen lag. In seinem Nachlaß finden sich eine ganze Reihe von Konzepten zu dem Vortrage. Er schrieb den Freunden, so Schede und Ludwig Gerlach darüber. Gerlach beriet ihn: "Adel - Kirche - Duell - mein nächster Rat ist, daß Sie nicht auf ein so weites Meer sich einschiffen, sondern Ihr Thema viel enger und konkreter abgrenzen." Mehrere Wochen darauf entschloß sich Kleist, "die so leicht mißverständliche Duellfrage am Ende doch fortzulassen". Der Vortrag

[356] Evang. Kirchenzeitung 1863, Sp. 617-632, 641-647.

wurde dann vor einer großen Zuhörerschaft, auch jüngeren Damen, die von dem berühmten Namen des Redners angezogen waren, gehalten und erschien in Berlin bei W. Hertz im Druck. Es war wieder ein idealistisches Bild, das er darin zeichnete; die Pflichten des Adels wurden darin skizziert. Schwerlich hat der Vortrag sehr gewirkt. So tief innerlich Kleist die Pflichten des Adels auffaßte, so wahrhaft ernst er den Gedanken des Noblesse oblige erörterte und mit dem von Gott anvertrauten Pfunde zu wuchern ermahnte, der dem Leben abgewandte mystische Ton schreckt doch ab. Nur als er das stärkste Erlebnis, das er gehabt hatte, das Jahr 1848, berührte, wurde er lebendiger. Eine seiner Grundanschauungen sprach er aus, wenn er sagte: "Konservative Gesinnung ist nicht sowohl ein Beruf als eine Gabe des Adels; wo er sie nicht hat, verletzt er nicht sowohl eine Pflicht, als er vielmehr entartet ist. Auch darin hat er die tiefgehendste Übereinstimmung mit der Kirche." Wieder wandte sein treuer Ranke ein, daß er den Adel zu wenig nach seiner geschichtlichen Stellung gewürdigt habe. Der Marburger Theologe fand dabei das gute Wort: "Die Adelsgeschlechter kommen mir unter den übrigen Menschen vor wie die Eichen unter den Bäumen. Nicht aber dadurch ist die Eiche etwas wert, daß sie überhaupt Eiche, sondern dadurch, daß sie eine gut gewachsene Eiche ist; verkrüppelte haben keinen, oder nur den Wert, daß bessere aus ihnen hervorgehen können." Auch bei Ludwig Gerlach, den das Thema so interessiert hatte, fand die Behandlung nur wenig Anklang. Erst äußerte er sich kaum oder abfällig darüber. Kleist scheint ihn dann zu einer Äußerung gedrängt zu haben, und da zog der Präsident sich mit einigen liebenswürdigen Worten aus einer gewissen Zwangslage: "Ihr Vortrag machte einen ganz neuen Eindruck auf mich. An jenem Abend im Gasthofe bin ich wohl etwas abgetragen und zerstreut gewesen."

Ein andermal wurde Kleist von seinem Freunde Wangemann zu einer Besprechung des von diesem verfaßten Buches "Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande" aufgefordert. Das Thema berührte innere Erlebnisse Kleists und hätte ihn reizen können. Er gewann es jedoch nicht über sich, der Bitte des wackeren Mannes nachzukommen, obwohl er monatelang damit umging. Auch das beweist, wie wenig schriftstellerischen Trieb Kleist hatte, wenn es sich nicht um aktuelle Dinge handelte. Etwas anderes war es, als er in späterer Zeit, bei der Lutherfeier im September 1883 zu Wittenberg einen Vortrag hielt: "Luthers Stellung zu den natürlichen und staatlichen Ordnungen, Luther als deutscher Mann", der ebenfalls im Druck erschien. Freilich war die Wirkung auch nicht die, die der Redner gewünscht hatte; so schwieg die Kreuzzeitung sich darüber aus oder brachte doch einen ungenügenden Bericht. Aber innerlich fühlte sich Kleist damals befriedigter, wohl weil die Rede mehr im Zusammenhang mit den Zeitströmungen stand.[357]

Als sich die Lösung der Schleswig-Holsteinschen Frage vorbereitete, stand Kleist ganz auf seiten seines staatsmännischen Freundes, schon weil sie unter dem Zeichen des Einverständnisses zwischen Preußen und Österreich, das ihm besonders am Herzen lag, begann. Es gewährte ihm Genugtuung, die dem Augustenburger feindliche Politik Bismarcks, welche dessen Gegner zu benutzen suchten, um ihn zu stürzen, durch wertvolles Material stützen zu können. Er erhielt nämlich durch Hengstenberg mehrere Schreiben eines angesehenen holsteinischen Geistlichen namens Biernatzki zugestellt, der sich in der unzweideutigsten Weise gegen die Augustenburger aussprach. In den Briefen kam unter anderem die Stelle vor: "Gott schütze uns vor Augustenburg und unseren demokratischen Freunden in Deutschland." Hengstenberg ermächtigte Kleist, von diesen Schreiben ohne Nennung des Namens Gebrauch zu machen, und dieser gab sie sofort an Bismarck, damit er sie dem Könige vorlegen könnte. Am 21. Dezember 1863 verlas er selbst einige Stellen eines Briefes im Herrenhause. Dies veranlaßte einen Zwischenfall in Altona, der ihn sehr schmerzte. Die aufgeregte Bevölkerung hielt nämlich den dortigen Propst Nievert für den Verfasser jener Briefe und trieb ihn unter Anwendung von Gewalt vom Amte. Der tapfere Mann beharrte jedoch unter Lebensgefahr auf seinem Posten, bis die Bundeskommissare ihn ersuchten, sich in Sicherheit zu bringen. In ihrer Angst wandte sich Nieverts Frau nun an Kleist und bat ihn, die Angelegenheit richtig zu stellen. Kleist tat das sofort, indem er vor Eintritt in die Tagesordnung erklärte, daß Nievert nicht der Verfasser jenes Briefes sei. Zugleich stellte er Bismarck den Fall mit aller Dringlichkeit vor. "Es ist Deine Pflicht, den Propst Nievert zu schützen und von den Bundeskommissaren zu erzwingen, daß sie ihn wieder zum Amte zulassen." Doch geschah für den Bedauernswerten anscheinend nichts. Als er nach mehreren Jahren starb, nahm sich der

[357] Der Wortlaut der Rede hat mir nicht vorgelegen.

General Edwin v. Manteuffel der Hinterbliebenen an und suchte durch Kleist auf Bismarck in deren Interesse zu wirken.

Den Beginn des Krieges erlebte Kleist in ländlicher Abgeschiedenheit "in den Banden tiefen Schnees und eisiger Kälte". Daß es los ging, ersah er zuerst aus der Anfrage jüdischer Kornhändler nach Roggen. Bewegten Herzens schrieb er da an Schede: "Es ist eine ungeheure, damit aber auch über alle Maßen köstliche Aufgabe, welche Bismarck zugefallen ist. Die allergrößten Schwierigkeiten im Innern, nach oben, in seinem Gewissen, im ganzen Lande und dessen Vertretung." Der weitere Gang der Bismarckschen Politik in der Frage der Elbherzogtümer verursachte ihm jedoch Zweifel. Verschiedene Einflüsse wirkten dabei auf ihn ein. Auf der einen Seite zerrte Ludwig Gerlach an ihm, der sich jetzt Bismarck in den Weg zu werfen begann, auf der anderen Seite stand Schede, der mit überzeugenden Gründen Bismarcks Politik verteidigte. Auch der alte Freund Alexander Andrae, der in jener Zeit viel um Bismarck war, jetzt auf Roman im Kreise Kolberg- Körlin angesessen, konnte nicht anders, als Bismarck recht geben und sich, so schwer es ihm wurde, gegen den "alten Felsen", den Präsidenten v. Gerlach, "diesen köstlichen Menschen", wenden, und schrieb in diesem Sinne nach Kieckow. Schließlich blieb Kleist in der Gefolgschaft des Ministerpräsidenten und rückte von Gerlach ab.

Schede, der seit einiger Zeit von Koblenz wieder an das Handelsministerium versetzt worden war und dort nun dauernd beschäftigt blieb, gelangte schon im März zu rein Bismarckschen Ansichten. Am 4. April schrieb er an Kleist: "Ich bin sehr entschieden der Meinung, daß jedenfalls ein deutsches Regiment in den Herzogtümern aufzurichten, daß Preußen die Pflicht des Schutzes dieser Nordmarken der Natur der Sache nach trägt, und daß es daher danach streben muß, eine dieser Pflicht entsprechende schützende Stellung auch förmlich eingeräumt zu erhalten. Daß sich daraus über lang oder kurz die wirkliche Herrschaft Preußens herausstellen wird, scheint mir durch die Lage der Dinge indiziert zu sein. Weise wäre es daher, wenn man Preußen diese Herrschaft gleich übertrüge, was durch ein Arrangement mit Österreich sich doch vielleicht erreichen ließe." Als im Mai die einflußreichste Persönlichkeit im Herrenhause neben Kleist, der ehemalige Märzminister und Gefährte aus dem Junkerparlament Graf Arnim-Boitzenburg, mit einer von vielen hochstehenden und bekannten Männern unterzeichneten Adresse hervortrat, in der die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark und Vereinigung der Herzogtümer zu einem Ganzen unter einem eigenen, von einem größeren deutschen Staate protegierten Landesherrn oder als Teil eines mächtigen deutschen Staates gefordert wurde, da trat Gerlach leidenschaftlich gegen Arnim auf. Aber auch Kleist und Below äußerten Bedenken gegen diesen Schritt, vor allem, weil sie eine Sprengung des Einverständnisses mit Österreich darin erblickten. Bismarck erwiderte Kleist auf seine Vorstellungen, es läge ihm gänzlich fern, diese Eintracht mit Österreich wegen irgend einer Modalität des Erfolges zu opfern, wenn nur der Erfolg überhaupt einer wäre, der sich sehen lassen könne. "Das aber halte ich unerläßlich;" er wäre darüber auch mit dem König einig. Er setzte hinzu: "Wenn Du selbst die Adresse nicht zeichnest, so ist mir das insoweit lieber, als jedermann unsere nahen und politischen Beziehungen kennt und der ganze Vorteil der Sache verloren geht, wenn sie als Regierungsprodukt auftritt." Zugleich gab er ihm Einblick in ein Schreiben an Below über dieselbe Sache, in dem er von der Adresse sagte, sie griffe mit nützlichem Drucke in die diplomatische Lage ein. "Ich kann mich darin allerdings täuschen, denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen." Er schloß seine Darlegungen mit den Worten, die den Freunden eine Beruhigung über die Gewissensstellung und die Ziele des leitenden Staatsmanns sein durften: "Sie ersehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung. Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und notwendige Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat, falls es sich aus den Umständen ergäbe, ohne daß wir darüber mit Österreich auseinander kommen".[358] Trotzdem konnte sich Kleist nicht entschließen, die

[358] Dieser Brief Bismarcks ist großenteils bereits abgedruckt in den von H. Kohl herausgegebenen Bismarckbriefen und wird häufig zitiert. Sinnwidrig wird angegeben, daß er an Graf Arnim-Boitzenburg gerichtet gewesen sei. Aus dem Begleitschreiben an Kleist ergibt sich, daß er für

Arnimsche Adresse gutzuheißen. Auch Schede trat ihr nicht ganz bei. Indes schloß er sich in der Diskussion, die Arnim mit Gerlach darüber hatte, schließlich doch dem Boitzenburger an. Kleist befürchtete als Folge der Adresse eine Teilung nach Nationalitäten. "Das wäre nach meiner Meinung eines der unglücklichsten Resultate," schrieb er an Schede. Dann glaubte er, ebenfalls unter dem verhängnisvollen Einflüsse Gerlachs, eine übermütige Stimmung bei Bismarck, den Truppen und Preußen überhaupt infolge der Errungenschaften zu bemerken. Schon als er vom Kultusministerium aus, in dem jetzt der ihm näher stehende Mühler gebot, das Einbringen der Düppeler Kanonen mit ansah, wollte er dergleichen wahrnehmen. "So köstlich dieser Sieg und seine Folgen nach vielen Seiten sind," schrieb er an seinen "treuen Moritz" in Zimmerhausen, "für Preußen selbst erschweren sie in mancher Beziehung Bismarcks Stellung in der Konferenz." (Gerade umgekehrt verhielt es sich.) "Die Preußen sehen nur Düppel und meinen Herren der Welt zu sein und alles nur so anordnen zu können. Es wird schwer sein, sie zu befriedigen." Bei Unterzeichnung des Vorfriedens war er dankbar bewegt, meinte aber: "Freilich soll uns das alle zur tiefsten Demut treiben. Gott verleihe sie Bismarck umsomehr, je unzweifelhafter wir von Menschen das Resultat zunächst ihm verdanken." Als er dann eine Weile in Pommern mit Gerlach zusammen war, hörte er diesen griesgrämig unausgesetzt über "die Gesinnung voller Uberhebung und Ruhmredigkeit, statt Demut, Gerechtigkeit, Liebe, - über die Lust zu annektieren" klagen. Gerlach war offenbar hauptsächlich zu dem Zweck nach Pommern gekommen, um Kleist und durch diesen Bismarck zu beeinflussen. Der alte Präsident verteidigte sogar zum Staunen aller seiner Freunde und auch des Sohnes des Generals Leopold energisch die schamlose Politik Englands. Als Schede das Referat seines Freundes über die Gerlachschen Ergüsse erhielt, wurde es ihm doch etwas zu bunt. Das Preußentum regte sich in ihm, und er wies derartige trübselige Betrachtungen entschieden zurück: "Was die Bemerkungen über unsere Situation und das Verhalten gegen Dänemark betrifft, so halte ich dieselben für ungerecht und unrichtig. Die Haltung der Armee ist durchaus keine übermütige gewesen und ebensowenig der Siegesjubel daheim. Daß wir auf solider Friedensbasis bestehen und auf einer unserer nordischen Wächteraufgabe entsprechenden Machtstellung von Ost- und Nordsee, ist ein so einfaches Gebot der eigenen wie der deutschen Schutzpflicht, daß ich darin nichts Böses sehen kann. Bis Kopenhagen dehnt sich diese Pflicht nicht aus, und uns verantwortlich zu machen für die dortige Wirtschaft, ist, wie ich glaube, durchaus zu weit gegriffen." Aber Kleist blieb sorgenvoll. Im Januar 1865 meinte er, das in jedem Preußen steckende Annektierungsgelüst sei schon zu allgemein und nackt hervorgetreten. Die Umtriebe der Augustenburgischen Partei brachten ihn indes wieder dem Bismarckschen Standpunkt näher. Als Schede ihm zum Beweise der großen Volkstümlichkeit der Schleswigschen Politik Bismarcks zu Weihnachten 1865 vom Berliner Weihnachtsmarkt eine am Gummibande tanzende Puppe schickte, die mit dem Rufe feilgeboten wurde: "Wie Bismarck mit dem Augustenburger umspringt," da freute er sich doch herzlich. Daß Preußen auf jeden Fall eine starke Stellung in den Elbherzogtümern schon um Deutschlands willen erhalten müsse, erkannte er frühzeitig und hielt daran wenigstens fest.

Fast mehr wie Kleist, der durch seine wirtschaftlichen Verhältnisse in Kieckow gefesselt wurde, freute sich Gerlach, als Bismarck im März 1866 dem Wunsche Ausdruck gab, Kleist in seiner Nähe zu haben. Der leitende Staatsmann meinte, daß das Vaterland Kleists bedürfe, und rechnete dem Präsidenten Gerlach vor, daß ein Leben in Berlin für Kleist ganz gut möglich wäre und daß es besser sei, wenn dessen Söhne, anstatt unter die Obhut von Hauslehrern, in Berlin aufs Gymnasium kämen. Gerlach hatte durchaus den Eindruck, daß Kleists Anwesenheit dem Ministerpräsidenten ein Bedürfnis sei, und schrieb deswegen nach Kieckow: "Es freute mich dies zunächst seinethalben, da ich, wie Sie wissen, noch immer bei ihm das Bedürfnis nach Menschen schmerzlich vermisse. Ich kann nur sagen, daß ich solchem Rufe Bismarcks schwer oder gar nicht würde widerstehen können. Ihr Beruf würde wesentlich sein, Bismarcks Gewissen zu läutern, zu kräftigen, - nach Umständen selbst sein Gewissen zu sein." Doch Kleist glaubte Kieckow nicht verlassen zu können. Er schrieb selbst an Bismarck deswegen: "Mein Einkommen reicht für Berlin noch nicht aus." So blieb er dem Freunde in der großen deutschen Krisis fern.

Sein Standpunkt in der österreichischen Frage war unverändert derselbe geblieben, wie in der Zeit, in der er

---

Below-Hohendorf bestimmt war. Zum Grafen Arnim hatte Bismarck auch kein näheres Verhältnis. Der wichtige Schlußpassus "falls es sich etc." fehlt auffälligerweise bei Kohl.

mit Bismarck zusammen in der Zweiten Kammer saß. Er beruhte freilich nicht lediglich auf Liebe zu Österreich und Ergebenheitsgefühl gegen den alten Kaiserstaat. Daß Kleist unter Umständen auch willens war, dem Griff zum Schwerte zur Abwehr österreichischer Übergriffe das Wort zu reden, hatte seine Haltung in den Tagen von Olmütz gezeigt. Gelegentlich hatte er lediglich aus guten realpolitischen Erwägungen heraus ein gutes Verhältnis zu Österreich für wünschenswert gehalten. Am 17. April 1850 führte er im Erfurter Staatenhause aus: "Österreichs deutsche Elemente müssen seinen nicht-deutschen unterliegen, es muß ein slawisches Reich aus Österreich werden, statt eines deutschen, wenn es von dem übrigen Deutschland getrennt wird; und wenn gesagt ist, die kräftige Entwicklung dieses übrigen Deutschlands und seine Allianz mit Österreich werde dies verhindern, so ist dies völlig irrig." Als dann Bismarck als Bundestagsgesandter schwenkte und zu der Ansicht gelangte, daß Preußen dereinst gegen Österreich fechten müsse, war Kleist tief erschrocken. Es machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, als Bismarck eines Tages im Kreise der engsten Vertrauten in der Wohnung Below-Hohendorfs zu Berlin die voraussichtliche Notwendigkeit des Bruches mit Österreich darlegte. Auch die übrigen Freunde, nicht nur die Gerlach, sondern auch Below, wohl auch Eberhard Stolberg und andere leitende Männer der konservativen Partei widersprachen dem Gedanken heftig. Es trat geradezu eine Verstimmung zwischen ihnen und Bismarck ein. Beim Lesen des ersten Bandes von "Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein", im Jahre 1857, bestärkte Kleist sich in seiner Auffassung des Verhältnisses zu Österreich. "Es ist recht dazu gemacht, die Augen zu öffnen über die Notwendigkeit des Zusammenhaltens mit Österreich, wenn dies auch noch so schändliche Gedanken gegen uns gehabt," schrieb er darüber an Schede. "Und haben wir durch Frankfurt-Erfurt ihm nicht Anlaß gegeben!" Nun rückte diese von Bismarck vorausgesagte Abrechnung mit Österreich heran. Mit Bangen gewahrte es Kleist bei Entwicklung der Elbherzogtümerfrage. Er atmete jedesmal hoch auf, wenn es Bismarck gelang, die kriegerische Entscheidung zu vertagen. Zu den Ergebnissen der Londoner Konferenz im Sommer 1864 beglückwünschte er Bismarck und urteilte, daß er sie der Mäßigung der preußischen Politik zu verdanken habe. Schon am 11. Juli meinte er, Dänemark müsse die Herzogtümer den kriegführenden Mächten, zur Verfügung stellen. "Doch, Du wirst Dir das alles schon selbst gesagt haben." Als nun dieser Gemeinbesitz verwirklicht war und es sich um die Auseinandersetzung zwischen den Großmächten handelte, entwickelte er dem Ministerpräsidenten (am 30. Mai 1865): "Österreich ist im rechtlichen Mitbesitz; wollen wir die Herzogtümer haben, müssen wir etwas bieten. Es kann seinem eigenen Lande gegenüber es nicht anders verantworten. Die etwaige Berechnung: Krieg kann es jetzt doch nicht anfangen, würde uns seinerzeit einmal eingetränkt werden und die Schuld der Sprengung des Bündnisses auch materiell auf uns werfen. Solche Kompensation ist die Garantie von Venetien." Hocherfreut war er über das Gasteiner Abkommen. "Du hast ja in allen Hauptsachen unsere Positionen erreicht," schrieb er darüber am 21. Oktober 1865 an Bismarck. "Gerade, daß es in Formen geschehen ist, welche Österreich nicht brüskierten, ist das ganz besonders Anerkennenswerte daran. Vielleicht erinnerst Du Dich noch, daß Du im Frühjahr mir aussprachst, wie Dir daran liege, dies Verhältnis zu bewahren, wie es ein Gegenstand Deines inbrünstigen Gebets sei, wie Du aber nach der Verstocktheit auf der anderen Seite daran verzweifeltest und einen Krieg mit Gewißheit voraus sähest." Hier wurde der Briefempfänger wieder ungeduldig. "O Hans!" notierte er kopfschüttelnd am Rande. Liebe und Langeweile stritten sich in ihm miteinander bei der Aufnahme solcher Ergüsse. Der Briefschreiber aber fuhr fort, ohne zu ahnen, daß er durch diese Ermahnungen die Ruhe des Freundes auf eine harte Probe stellte: "Wie wert muß Dir ein solcher Erfolg, die Erkenntnis solcher reicher Dir von Gott auf Dein Gebet zu teil gewordenen Gnade sein," und so ging es noch eine lange Weile fort. Wunderbar, daß Bismarck trotz dieser lästigen Empfindungen, die ihm das Wesen seines Freundes oftmals bereiten mußte, doch noch das Bedürfnis empfand, gerade mit ihm seine Gedanken auszutauschen. Danach läßt sich der Eindruck nicht von der Hand weisen, daß der fromme Katechet ihm immer noch etwas war. Nach den 1871 aufgezeichneten Erinnerungen Kleists hat Bismarck im Frühjahr 1866, als Kleist als letzter an einem Abend von ihm schied, diesem in der Tür ähnliche Eröffnungen gemacht, wie die, welche Kleist in jenem Schreiben aus dem Oktober 1865 berührte: der Krieg mit Österreich sei unvermeidlich geworden; und als Kleist ihn auf Gastein verwies, ein ähnliches Werk müsse ihm doch wieder möglich sein, hat der Ministerpräsident ihm, nach jenem Bericht, erwidert, er habe Gott auf den Knien angerufen, es abzuwenden, aber er wisse keinen Rat. Kleist hat sich später selbst angesichts der vielen Erlebnisse mit Bismarck die Frage vorgelegt, ob sich Heuchelei in diese Erklärungen gemischt habe, solche Gedanken aber auch in der Stunde schwerster Verfeindung mit Bismarck platt zu Boden fallen lassen, weil sie mit Bis-

marcks Wesen gänzlich unvereinbar sei. Jenes Gespräch kann am 18. März 1866 stattgefunden haben, an dem Kleist nach dem Tagebuch Ludwig Gerlachs bei Bismarck war, unmittelbar vor seiner Abreise nach Kieckow. Fünf Tage darauf ließ Bismarck durch Gerlach jene Bitte an den Freund gelangen, wieder nach Berlin zu kommen, die Kleist nicht erfüllen zu können glaubte.

Die Weltgeschichte ging nun ihren Gang. Dräuend zogen sich die Kriegswolken zusammen, und voll atemloser Spannung folgten die Freunde des leitenden Staatsmanns der Entwicklung. Die Bismarckschen Ideen übten ihre siegende Gewalt auf alle Elemente, die der Belehrung zugänglich und nicht von Feindschaft betört oder vom Doktrinarismus geblendet waren. Zu denen, die dem führenden Staatsmann zujauchzten, gehörte auch der alte Thadden-Trieglaff. Der rief damals: "Vivat die Bismarcksche Energie!!!".[359] Mit leidenschaftlichem Ingrimm beobachtete der Präsident Ludwig v. Gerlach diese Fortschritte des realpolitischen Denkens. Zuletzt konnte er sich nicht mehr halten, und am 8. Mai entlud er seinen Zorn in einem flammenden Artikel der Kreuzzeitung: "Krieg und Bundesreform," und warf damit den Feuerbrand der Zwietracht in das Lager der Konservativen.[360] "Hüten wir uns vor der scheußlichen Irrlehre, als umfaßten Gottes heilige Gebote nicht auch die Gebiete der Politik. Justitia fundamentum regnorum. Niemals hat König Wilhelm in seinem langen Leben den Charakter eines friedliebenden Herrschers verleugnet. Er kann seines ehrwürdigen Herrn Vaters letzten Willen nicht vergessen, der Frieden und Einigkeit mit Österreich empfiehlt als eine Grundmaxime für die Regierung Preußens. Es ist wohl nicht nötig, erst noch daran zu erinnern, daß von dem Könige von Preußen die Rede ist und nicht von dem Grafen Bismarck, welcher nur das Organ des Königs ist. Dem berechtigten preußischen Berufe der Machtentfaltung in Deutschland steht der ebenso berechtigte österreichische Beruf der Machterhaltung in Deutschland gegenüber. Dieser Dualismus ist der lebendige Grundcharakter, die reale Basis der Verfassung von Deutschland. Deutschland ist nicht mehr Deutschland, wenn Preußen fehlt oder wenn Österreich fehlt. Morituri te salutant, so sollen Gladiatoren den Kaiser Claudius angeredet haben, als sie zu seiner Belustigung einander zerfleischen sollten. Ein Berliner Blatt bildet zwei solcher Gladiatoren (Preußen und Österreich) ab, wie sie mit diesen Worten vor dem Thron des freundlich lächelnden Imperators in Paris sich verneigen. Mitten unter dem Waffengeklirr der Rüstungen bringt Preußen am Bunde ein Parlament aus dem allgemeinen Stimmrecht in Antrag. Das allgemeine Stimmrecht ist der politische Bankerutt, - statt lebendiger Rechtsverhältnisse und politischer Gedanken, statt konkreter Persönlichkeiten nur Ziffern und Additionexempel.... Der Stadtgerichtsrat Twesten sagt am 19. April ds. Js.: 'Wenn noch einige von der alten Garde sich finden und vor illegitimen Gelüsten nach fremdem Eigentum warnen und Preußen im alten Geleise mit Österreich zu halten suchen, wie der alte Rundschauer der Kreuzzeitung, so bringe man sie zum Schweigen' Daß Herr Twesten hierin irrt, beweist dieser Aufsatz. "

So hallten die Worte des 71jährigen Rundschauers durch das konservative Lager, ja durch ganz Deutschland, und fanden auch wohl zu den Höfen von Berlin und Wien Zugang. Hier und da mochte die Diktion vielleicht etwas greisenhaft und wortreich sein. Aber die langatmige Auseinandersetzung enthielt doch so manchen scharf geschliffenen Gedanken, so manchen spitzen Pfeil. Kein Zweifel: der Artikel bedeutete ewigen Bruch des einstigen Beraters Bismarcks mit diesem. Er bedeutete die Sprengung der konservativen Partei. Der furchtbarste aller Doktrinäre, die diese hervorgebracht hat, dessen Einfluß die Partei zu dauernder Unfruchtbarkeit zu verurteilen schien, hatte dem Fluche der Unfruchtbarkeit durch diesen Schlachtruf noch das Odium des Zerstörers hinzugefügt. Man hat wohl von dem Edelrost ideologischer Entwicklung gesprochen, der sich bei den Bestrebungen der politischen Parteien angesetzt habe.[361] Bei der konservativen Partei begann er jetzt eine zerfressende Wirkung auszuüben.

Zuerst ergriff in Kleists Freundeskreise das Wort zu dem Artikel Schede. War er in der Frage der Herzogtümer seinen gesunden preußischen Empfindungen gefolgt, so machte sich jetzt wieder bei ihm der verhängnisvolle Einfluß der Gerlachschen Doktrin geltend. "Heute kann ich statt aller Fortsetzung meiner Epistel

---

[359] Akten des lutherischen Vereins in Pommern. Thadden an Meinhold, 28. März 1866.

[360] Der Artikel ist auch abgedruckt im 4. Bande des Bismarckjahrbuches.

[361] Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit Bd. II, S. 201.

auf den Gerlachschen Artikel verweisen, der mir recht aus der Seele geschrieben ist," äußerte er sich noch selbigen Tages in einem Briefe an Kleist. "Nur die Frankfurter Parlamentsgeschichte würde ich noch schärfer angegriffen haben," meinte der Geheimrat. Anders klang es Kleist aus einem Schreiben Andrae-Romans entgegen, der wieder trotz seiner außerordentlichen Verehrung für den Präsidenten v. Gerlach, seinen preußischen Empfindungen nachgebend, sich mehr auf Bismarcks Seite stellte. Noch entschiedener tat das Moritz Blanckenburg, von Wagener zu geschweigen, der in der Kreuzzeitung gegen Gerlach schrieb. Zornig konstatierte Schede von Blanckenburg, daß für diesen jetzt Viktor Emanuel und Napoleon legitime Herrscher wären.

Mit zerrissenem Herzen stand Kleist dabei. Die Bekenntnisse Bismarcks über seine Gewissenskämpfe in den letzten Monaten hatten ihn seinem Herzen in letzter Zeit offenbar wieder näher gebracht. Er wußte nicht recht, wohin er sich wenden sollte. Das Attentat des Stiefsohns von Blind auf seinen Freund, das mit dem Artikel Gerlachs zusammentraf, erschütterte ihn und erhob ihn zugleich. Bismarcks Errettung war ihm doch ein Fingerzeig dafür, daß dieser aus dem rechten Wege war. "Unter dem Lobe Gottes sollten uns doch alle anderen Gedanken, alle Sorgen schwinden. Bei dem Wunder der Errettung Bismarcks sollte die Verherrlichung unseres Gottes jedem anderen Gedanken vorangehen." So schrieb er begütigend an Schede. Doch glaubte er diesem versichern zu können, daß auch er sich über Gerlachs Aufsatz gefreut habe. "Es war in der Tat eine lose Art der Behandlung dieser hochwichtigsten prinzipiellen Dinge eingerissen. Der Krieg mit Österreich ist ein furchtbares Nationalunglück, was soll ich es näher beschreiben. In einem Hauptpunkte kann ich aber doch nicht mit Gerlach und Dir übereinstimmen und habe das Gerlach auch gleich geschrieben. Es ist doch ganz unbestreitbar, daß Österreich gerüstet hat gegen uns, wie wir nicht daran dachten. Mußten wir warten in Schleswig-Holstein, bis die Frucht reif, so dürfen wir das gegen das Recht, gegen Preußens Sicherheit unter keinen Umständen und den Krieg selbst deshalb nicht fliehen. Die italienischen Verhältnisse waren doch nicht über Nacht gekommen. Noch mehr, so greulich mir die Unterstützung von Italien ist, bei solchem bevorstehenden Kriege solche Hilfe zurückweisen, ist nicht geboten." Er bestritt dem Freunde das Recht, über Bismarck abzuurteilen. Das führe "in das Heiligtum des Gewissens vor Gott". "Bismarck hat mir früher gesagt, daß er mit Gott im Gebete gerungen habe, den Krieg abzuwenden. Keinesfalls wird dabei die Wagschale zu Gunsten Österreichs sinken."

Die schwersten Bedenken verursachte auch ihm das deutsche Parlament aus Kopfzahlwahlen. Aber auch hierin mahnte er zur Vorsicht im Urteil über Bismarck. "So viel Rücksicht verlangt die Schwierigkeit der Stellung der Regierung, daß man mit seinem Urteil vorsichtig und zurückhaltend ist, wenn man das Getriebe der diplomatischen Verhandlungen und die Gesamtlage der Verhältnisse nicht kennt." Und dann brach sein ganzes preußisches Patriotenherz durch: "Ist der Krieg erklärt, dann heißt es 'mit Gott für König und Vaterland!' und bei aller Wehmut wegen der möglichen Gefahren muß es doch erhebend sein, die Seinigen dafür streiten zu sehen. Von einer meiner Schwägerinnen ziehen so vier Söhne hin. 1813 gingen zwei meiner Brüder mit."

So wies er die Doktrinäre in die Schranken, so schwer es ihm innerlich wurde, da er doch auch so stark in die Bande des Doktrinarismus geschlagen war. Auf der anderen Seite ließ er es sich angelegen sein, die "Hochflieger", wie er sie nannte, die mit Bismarck durch dick und dünn gingen, zurechtzuweisen. Dazu gehörte diesmal neben Andrae-Roman auch der bisherige Belgarder Landrat, sein Vetter Freiherr v. d. Reck. Der hatte ihm in einem Schreiben auseinanderzusetzen gesucht, daß es für Preußen notwendig sei, die Hegemonie in Deutschland zu erstreben. Dagegen hielt er doch einige einschränkende Ausführungen für geboten. Am 18. Mai meinte er gegen Reck: Wenn für Preußen das Streben nach der Vorherrschaft in Deutschland der Ausgangspunkt des Krieges wäre, dann wäre Österreich und nicht Preußen im Recht. "Wir wollen uns nur verteidigen und geben damit bedeutende Vorteile der schnelleren Mobilmachung und des früheren Einrückens in Sachsen und Böhmen preis. Das deutsche Parlament war ein Mittel, die Ziele des drohenden Krieges zu vertiefen, vielleicht dadurch den Krieg noch abzuwenden. Freilich ist von Bismarck zu erwarten, daß er dem Parlament keine überwuchernde Macht einräumen will."

Reck, ein Mann der jüngeren Generation, verteidigte aber seine Ansicht vortrefflich. Es zeigte sich, daß er, ferner abstehend und im einzelnen in die Ideen Bismarcks nicht so eingeweiht, doch klarer den großen Kampf würdigte. Er fragte Kleist in seiner Antwort vom 23. Mai: "Woher die plötzliche Wut Österreichs,

weil wir ein Land, das Österreich nicht brauchen kann, nicht anders an einen Dritten herausgeben wollen, als bis dessen besseres Recht festgestellt ist, und, weil eben niemand da ist, der ein nur ebenso gutes Recht als wir darauf hat, es behalten und Österreich entschädigen wollen? Woher diese Aufhetzung aller bösen Dämonen des Panslawismus, Katholizismus, der Raub- und Mordlust gegen Preußen? Doch nicht etwa, weil Österreich Schleswig-Holstein behalten möchte, sondern weil wir es haben wollen. Und weshalb will es uns Österreich nicht gönnen? Weil, um Gerlachs treffende Bezeichnung in seinem letzten, mich sonst sehr tief bekümmernden Aufsatz über die Situation zu gebrauchen, Preußens berechtigtes Streben nach Machtentfaltung mit Österreichs ebenso berechtigtem Streben nach Machterhaltung in Kollision geraten ist. Österreich ist zu der alten Politik, die es, so lange Preußen angefangen hat, eine Macht zu sein, fast immer beharrlich verfolgt hat, zurückgekehrt, deren Stichwort ist: Alles, nur keine Stärkung Preußens! Österreich sieht sich von uns überflügelt, und deshalb haßt es uns. Ist's unrecht, daß wir gewachsen sind? Ist's unrecht, daß wir durch eine bessere deutsche Politik eine höhere Stellung in Deutschland erreicht haben? Ist's unrecht, daß wir eine in unserer natürlichen Machtsphäre sich uns darbietende wichtige Gebietsvergrößerung mit ganzer Kraft anstreben? Ist's unrecht, daß wir in der nachgerade brennend werdenden Forderung einer deutschen Bundesreform die Initiative ergreifen und dabei für uns die Hegemonie beanspruchen? Alle diese vier Fragen beantworte ich zuversichtlich mit Nein! und deshalb gehe ich mit freudiger Zuversicht dem Kampfe entgegen."

Die ausführlichen Darlegungen dieses Jüngers der Bismarckschen Politik waren von einer solchen sieghaften Klarheit, die Einzelheiten, mit denen er die verschiedenen von ihm aufgestellten Sätze erläuterte, so schlagend, daß Kleist ihm kaum noch etwas entgegen zu setzen vermocht haben wird. Auch Andrae-Roman, gegen dessen Angriffe er Gerlach ebenfalls zu verteidigen suchte, ließ nicht locker. Kleist meinte diesem gegenüber, die Hegemonie in Deutschland dürfe nicht erzwungen werden, sondern müsse Preußen als reife Frucht in den Schoß fallen. Gerlach hätte zu Twestens Provokationen nicht schweigen können. Er glaubte noch behaupten zu dürfen, daß Bismarck wenige so treue Freunde wie Gerlach besäße. Das Anrecht dazu leitete er offenbar aus dem erfrischenden Hauche her, den selbst Gerlach noch bis zu dieser Zeit hin von Bismarck empfangen hatte. Die Aufzeichnungen des Präsidenten und seine Briefe an Kleist legen Zeugnis davon ab. Wie mutet es an, wenn wir in den Aufzeichnungen über den 25. Dezember 1865 lesen: "Den Abend bei Bismarcks. Er frisch, heiter, vergnügt, nicht aufgeblasen, vor allem ein Mensch, ein Mann, so daß man sich erfrischend berührt fühlt." Daß aber nach jenem Artikel Gerlachs vom 8. Mai kein Vertrag mehr zwischen den beiden Männern war, konnte oder wollte sich der Freund und Vertraute der beiden nicht eingestehen. Andrae, aus dem Moritz Blanckenburg und Thadden sprachen, gab ihm in einem Briefe vom 24. Mai zwar zu, daß Gerlach das Gewissen der konservativen Partei sei, trotzdem aber halte er dessen letzten Artikel für verfehlt. Er fand, daß dieser gerade dazu beitrüge, die Zersetzung der konservativen Partei herbeizuführen, die Twesten schon voraussetzte, und traf den wunden Punkt, der in allen Erörterungen Gerlachs steckte, indem er schrieb: "Bei allen Klagen über die verkehrten Wege der Unseren kein Wort davon, was denn nun getan werden solle." "Ich weiß," fuhr er fort, "daß die wärmsten Freunde des teuren Präsidenten, Blanckenburg, Thadden etc., noch schmerzlicher davon berührt sind wie ich."

Im Laufe der weiteren Erörterungen mit den Freunden machte Kleist seinem Verdruß über Blanckenburgs Beurteilung der Stellung Preußens zu Italien Luft. "Was Moritz über die Alliance mit Italien sagt, ist ein Zeichen, wie unser Gewissen abgestumpft wird." Aber er bequemte sich doch auch schon zu Zugeständnissen, von denen aus man bald zu einer völligen Verständigung gelangen konnte. "War unser Krieg von 1813 legitim? Auch ein auf revolutionärem oder gewaltsamem Anfange ruhendes Reich kann durch den Verlauf der Geschichte legitim werden." Er hielt es unter den obwaltenden Umständen doch für ratsam, Gerlach in seiner Gegend nicht mehr zum Kandidaten für das Abgeordnetenhaus aufzustellen, und wirkte in diesem Sinne auf seine Freunde. Gerlach begann zu fühlen, daß sich auch sein Verhältnis zu Kleist lockerte, und war geneigt, diesen treuesten seiner Zöglinge für "prinzipienlos" zu erklären. Und im Grunde gab es keinen schwereren Vorwurf für ihn als den der Prinzipienlosigkeit.

Im Kriege war Kleist seine Aufgabe gewiesen. "Die Johanniterritter sind aufgefordert, sich für den Kriegsfall zur persönlichen Dienstleistung zu melden; ich habe mich zur Disposition gestellt," meldete er am 29. Mai an Schede. Er richtete das Polziner Krankenhaus zur Aufnahme von Verwundeten ein und hoffte, vom

15. Juni an einige fünfzig aufnehmen zu können. Vier Wochen war er dann in Görlitz, der Stätte, wo sich alle Kräfte der freiwilligen Krankenpflege sammelten und wo ein großer Teil aller Liebesgaben durchging, eifrig als Organisator des Liebeswerkes tätig, indem er die Pflege der Verwundeten namentlich in der Jägerkaseme beaufsichtigte und die Sendungen aus der Heimat nach Böhmen an den Ort ihrer Bestimmung dirigierte. Zahlreichen Privaten vermochte er sich hilfreich zu erweisen. Er sammelte dabei eine Fülle von Erfahrungen und griff häufig mit der ihm eigenen Entschiedenheit auf seine Verantwortung durch, wenn das großenteils aus Subalternbeamten bestehende Verwaltungspersonal versagte. Er war zugleich Zeuge so manchen ihn tiefbewegenden Zuges der Gottesfurcht, die in den Truppen lebte. Gelegentlich nahm er sich in sehr nachdrücklicher Weise einiger Krankenschwestern an, als sie in Ausübung ihres Berufes gekränkt worden waren. Seine Tätigkeit bereitete ihm die größte Freude. Später erstattete er in der Evangelischen Kirchenzeitung und im Johanniterblatt einen allgemeinen Bericht über die Wirksamkeit der Johanniter, und in Sonnenburg hielt er auf dem Johannitertage des nächsten Jahres einen ergreifenden Vortrag über seine Erfahrungen, der den Zeugen lange im Gedächtnis haften blieb.[362]

Die gewaltigen Ereignisse ließen sein preußisches Herz laut aufjubeln. War er dem Adlerfluge seines genialen Freundes in der auswärtigen Politik bisher nur schweren Herzens gefolgt, jetzt stellte er sich mit einem kühnen Satze ganz auf seine Sette. Nicht ein Wort von Bruch des Legitimitätsgedankens, nicht eine Silbe des Vorwurfes wegen verwerflicher Eroberungsgelüste ließ er vernehmen. Damit vollzog er im Grunde genommen innerlich den Bruch mit Ludwig Gerlach, der Bismarcks Annexionspolitik nach dem Kriege nicht scharf genug zu brandmarken vermochte. Kleists gläubiges Gemüt sah jetzt das Bibelwort erfüllt, das er dem nach Frankfurt abgehenden Freunde vor anderthalb Jahrzehnten als Wegweiser mitgegeben hatte. Hatte dieser doch mit scharfem Schwerte viele Könige und ihre Edlen gezüchtigt und in Fesseln gelegt. Bald nachher erinnerte er den heimgekehrten glorreichen Staatsmann an jene Stunde in ihrem gemeinsamen Kämmerlein und fragte ihn, ob er sich ihrer noch erinnere. Bismarck erklärte, daran oft genug gedacht zu haben; und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er in den kritischen Lagen seines Lebens seinen Trost in der Bibel gesucht hat, zumal daß er nach dem Zeugnis seiner Gemahlin am Morgen des 14. Juni 1866, also unmittelbar vor Ausbruch des Krieges durch den an jene von Kleist geschenkte Bibelstelle anklingenden Psalm 9 Vers 3-5 getröstet worden ist,[363] so dürfen wir diesem Worte des Kanzlers wohl Glauben beimessen. Frommen Eifers voll fiel Kleist-Retzow nach solchem Bekenntnis des Freundes ein: da jenes Wort in Erfüllung gegangen sei, so wolle er ihm in demselben Sinne jetzt den 82. Psalm auf den Weg mitgeben, auf daß er sich durch diesen mahnen und bewahren lasse, nicht unter sein Gericht zu fallen, was bei seiner jetzigen Höhe so leicht sei. Es ist ein Psalm, der vor unrechtem Gebrauch der obrigkeitlichen Gewalt warnt und später von dem tief ergriffenen Kleist auf die Sozialpolitik Bismarcks, die "Geltendmachung des praktischen Christentums", die er für seine ruhmvollste Tat ansah,[364] gedeutet wurde. Denn es wird darin als die Aufgabe der Obrigkeit bezeichnet: "Schaffet Recht dem Armen und den Waisen und helfet dem Elenden und Dürftigen zum Recht." Als Kleist den Psalm vorgelesen hatte, erwiderte Bismarck im Sinne seiner Randbemerkungen in einem ähnlichen Falle, der Psalm könne nicht auf ihn angewandt werden, er gehöre nicht unter die Götter in Vers 1 jenes Psalms. "Ich legte ihm aber die Bedeutung aus," berichtet der glaubensgewisse Kleist. Vor dem Lande gab er bei der Adreßdebatte des Herrenhauses am 13. August seinen Empfindungen Ausdruck: "Das Gefühl, das jetzt ganz Preußen durchzittert, ist das Gefühl des Dankes gegen Gott, der so große Dinge an uns getan hat. Es sind in der Tat lauter Wunder der Gnade und Macht Gottes, welche sich vor unseren Augen vollzogen haben, deren Gegenstand wir selbst gewesen sind, unser König und Herr, unser Vaterland, unsere Armee. Das alte, ehrenreiche, mächtige Österreich, mit ihm fast alle anderen deutschen Staaten gegen uns in Waffen, an unserm Grenzen, zwischen unseren Grenzen, und all unsere Feinde in wenig Wochen besiegt. Es ist zum Staunen und Anbeten!"

---

[362] Obertribunalsrat v. Ohlen und Adlerskron an Kleist, 19. November 1873.

[363] Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 276.

[364] Vgl. dazu das Urteil von Max Lenz, Geschichte Bismarcks S. 439.

2. Der Deichhauptmann im liberalen Zeitstrom. 1866-1878.

Müde Jahre

Ein Mißklang mischte sich in Kleists Siegesfreude: die Indemnitätsforderung der Regierung. Er hatte durch Bruch des Amtsgeheimnisses eines Mitglieds des Ministeriums bei seiner Rückkehr aus Görlitz vorzeitig von der Absicht der Regierung erfahren, in der Thronrede eine Stelle aufzunehmen, die die Ankündigung eines Indemnitätsgesuchs enthalten sollte. Was der weitblickende Staatsmann gleich bei Beginn seines Ministeriums ins Auge gefaßt hatte, sollte jetzt verwirklicht werden. Durch ein dahin gehendes Zugeständnis hatte Graf Bismarck bereits bei Ausbruch des Krieges den Minister v. d. Heydt, mit dem er ja schon früher wegen der zweijährigen Dienstzeit paktiert hatte, wie v. d. Heydt angegeben hat, aus sich selbst heraus zu bestimmen gewußt, an Stelle Bodelschwinghs wieder ins Ministerium einzutreten.[365] v. d. Heydt hatte jetzt den entscheidenden Passus in den Entwurf hineingebracht zum unwilligen Erstaunen der anderen Minister. Vom Minister des Innern Grafen Fritz Eulenburg war daneben ein anderer Entwurf nach Nikolsburg gesandt worden. Aber zu noch größerem Erstaunen des Ministeriums hatte Heydts Entwurf die Billigung von König und Ministerpräsident gefunden. Angesichts dessen wurde Eulenburg von den Ministern veranlaßt, einen neuen vermittelnden Entwurf aufzusetzen. Der Justizminister Graf zur Lippe wandte sich unmittelbar mit einem warnenden Schreiben an den König. In dieser Lage erfuhr Kleist den Sachverhalt. Es war der 1. August. Sofort setzte er eine Denkschrift an Bismarck auf, in der er diesen von dem seiner Ansicht nach verhängnisvollen Schritte abzuhalten suchte. Darin heißt es: "Es ist tatsächlich unrichtig, daß eine Erklärung, wie sie hier abgegeben wird, bereits früher von der Regierung abgegeben worden sei, daß sie also wiederholt abgegeben werde, dahin gehend, 'daß Ausgaben nur auf Grundlage des Budgetgesetzes verfassungsmäßig seien', vielmehr ist geradezu wörtlich das Gegenteil vielfach ausgeführt vom früheren Finanzminister, vom Ministerpräsidenten, namentlich aber in Erklärungen Seiner Majestät des Königs selbst. Es ist das ausgeführt unter Berufung auf den geleisteten Eid. Das wird damit nunmehr desavouiert, jene Berufungen auf den Eid erscheinen infolgedessen als im höchsten Grade leichtfertig.... Die Thronrede involviert die bedeutendsten unerfüllbaren Verheißungen: daß die Regierung so wie bisher nicht wieder verfahren wolle." Wenn die Regierung wieder einmal in die Lage käme, so wie im Konflikt handeln zu müssen, dann würde sie einem Grafen Schwerin nichts mehr erwidern können, wenn er als einen Feuerbrand das Wort ins Land würfe: Das Ministerium verfahre nach dem Satze: Macht geht vor Recht! "Es enthält die Thronrede im weiteren Verfolg die wahrhaft naive Verheißung, daß das deutsche Parlament sorgen werde, daß solch Konflikt nicht wieder vorkomme. Ist denn von einem deutschen Parlament etwas zu hoffen, wenn Preußen in sich nicht felsenfest steht? Kann Preußen feststehen, wenn es nicht den Kern seiner Macht, ein selbständiges Königtum, unverletzt erhält? Schon jetzt hat Preußen eine Anzahl Elemente, denen der Knochenbau der alten Provinzen fehlt. Wie ist es da nur denkbar, alle alten preußischen Institutionen, alle Elemente seiner Macht durch diese eine Erklärung in der Thronrede, und das geschieht dadurch -, seine Finanzen, seine Armee, das Herrenhaus, das Königtum, Preußen selbst, der jedesmaligen Majorität einer aus seiner neuen Gestaltung hervorgehenden zweiten Kammer preiszugeben, es würde über kurz oder lang unrettbar in einem unergründlichen Strudel untergehen.... Preußen ist ohne den Geist, der es schuf, so gut wie tot - ohne selbständiges Königtum. ...

Jetzt, wo das Ministerium den Kampf mit den Feinden der Monarchie glänzend gewonnen hat, da wird das ganze Resultat dieses Kampfes vernichtet, der Siegerpreis dem erstaunten besiegten Feinde in den Schoß geworfen. Es wäre eine Schmach vor ganz Europa. Es wäre eine Selbstentäußerung des Ministeriums und des Königs."

Und so ging es fort. In seiner Sorge um die Stellung der Krone konnte der treue Mann die Lage nicht schwarz genug malen. In manchen Punkten traf er allerdings mit seinen Ausführungen durchaus ins

---

[365] So erzählt Kleist in seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1871 nach Mitteilungen v. d. Heydts an ihn. Vgl. damit Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 269.

Schwarze. In der Hauptsache aber irrte er sich doch so gründlich, daß es den Nachlebenden schwer fällt, sich in seinen Gedankengang hineinzuversetzen. Gleichzeitig schickte er eine Abschrift der Denkschrift[366] an Roon nach Prag, mit der Bitte, alles aufzubieten, um das Unheil abzuwenden. "Ich halte es für geradezu undenkbar, daß Sie nicht mit mir übereinstimmen." Ebenso rief er noch an demselben Tage Moritz Blanckenburg und den Oberpräsidenten v. Witzleben, der viel Einfluß beim Könige besaß, herbei, um durch diese auf den Monarchen zu wirken. Er selbst hielt sich vom Könige fern, weil er nur zu wohl wußte, daß er persona ingrata bei ihm war. Auch an Ludwig Gerlach schrieb er händeringend "Gott gebe, daß es noch abgewendet wird. Wie gerne riefe ich Sie, aber bei Ihrer jetzigen Stellung zu Bismarck ist davon wohl keine Einwirkung auf ihn zu erwarten." Über die Stimmung in der Regierung bemerkte er: "Die anderen Minister wehren sich tapfer." Auch dem Grafen Eulenburg gab er Kenntnis von seiner Denkschrift. Dieser pflichtete ihm sachlich bei, verhehlte indes nicht seine Besorgnis, daß der Bruch des Amtsgeheimnisses Bismarck erzürnen würde. Kleist wollte dem Ministerpräsidenten bis Görlitz entgegenfahren. Davon hielt sein Gewährsmann ihn indes ab: Es sei in der Nacht eine neue vermittelndere Fassung der Thronrede nach Prag depeschiert worden. Es war die Fassung, die nachher veröffentlicht wurde.

Bismarck war in der Tat, wie Eulenburg vorausgesehen hatte, aufs äußerste aufgebracht über das Bekanntwerden der Thronrede. Denn dadurch wurden ihm jene schweren Kämpfe mit seinem königlichen Herrn bereitet, von denen er oft berichtet hat. König Wilhelm empfand in letzter Stunde noch einmal Bedenken der schwersten Art gegen den Schritt. Fast wäre der große Schachzug, durch den Bismarck die positiven Elemente des Liberalismus zu versöhnen gedachte, durch jene Indiskretion vereitelt worden. Fast wäre dadurch auch das zweite große Ziel, das er damit beabsichtigte, die Verständigung mit dem Kronprinzen, mit dessen baldiger Thronbesteigung alle Welt damals rechnete,[367] zum Scheitern gebracht worden. Niemals hat er seinem Hans dieses Durchkreuzen seiner Pläne vergessen. Noch in den letzten Lebensmonaten Kleists führten die "Hamburger Nachrichten" eine heftige Fehde wegen der Indemnitätsfrage mit den Blättern der äußersten Rechten.

Das erste Zeichen des Bismarckschen Zornes findet sich in seinem Briefe vom 3. August an seine Gattin: "Hans Kleist hat mir einen aufgeregten Brief geschrieben. Die Leutchen haben alle nicht genug zu tun, sehn nichts als ihre eigne Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehn nur Einen Fleck von der Welt." Zwei Tage darauf eröffnete König Wilhelm den Landtag in eigener Person mit jener bedeutungsvollen Thronrede. Kleist vermied eine Begrüßung Bismarcks, stellte sich aber so im Weißen Saale, daß der Ministerpräsident ihn sehen konnte. Der feierliche Akt ging vorüber. Und nun spielte sich eine dramatische Szene ab, die ein Shakespeare nicht besser hätte erfinden können. Die beiden Freunde warteten, bis alles hinausgegangen war. Dann kam der Ministerpräsident auf das Herrenhausmitglied zu und fragte, mit Mühe den freundschaftlichen Ton wahrend: "Aber du alter Junge, woher hattest du denn die Thronrede?" - "Das werde ich dir nicht sagen." - "Darin verstehe ich keinen Spaß; ich werde dir sonst mit dem Staatsanwalt kommen müssen." - "Ja, du kannst mich auch einsperren lassen, aber erfahren wirst du es doch nicht." Grollend drehte sich Bismarck um und ging. Kleist tat dasselbe. Als er sich zu Hause umkleidete, schickte der Ministerpräsident sein Faktotum Engel und ließ Kleist zu sich bitten. Dort traf dieser Graf Robert v. d. Goltz und Savigny. Der Ministerpräsident hatte das Gleichgewicht wieder gewonnen, ging freundlich auf den Ankommenden zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Es ist alles vergessen", der indiskrete Minister habe im Conseil gebeichtet. "Ich vermutete, es sei Wagener gewesen." Dann erzählte er Goltz und Savigny, daß er auf das Wort Indemnität hin mit dem Kronprinzen Frieden geschlossen habe.[368]

Durch das treue Herz Kleist-Retzows aber war das Wort vom Staatsanwalt wie ein Stich gegangen. Und ein zweiter Stich war Bismarcks Bekenntnis über seine Verständigung mit dem Thronfolger. Das drückte der

---

[366] Diese ist hier benutzt.

[367] So z. B. der Koburger und G. Freytag. Man vergleiche deren Briefwechsel aus dieser Zeit, ebenso Chlodwig Hohenlohes Denkwürdigkeiten.

[368] Aufzeichnung Kleists 1871.

Grundsatzlosigkeit, die Kleist in dem Indemnitätsgesuch erblickte, das Siegel auf. Triumphierend hatte ihm Ludwig Gerlach gleich auf seine Mitteilung von dem Indemnitätsgesuch geschrieben, daß er davon nicht überrascht sei. "Der ungerechte bonapartische Krieg, das Kopfzahlparlament für Deutschland, das Reichswahlgesetz von 1849 mit geheimen Zettelwahlen - alles dies sind so entscheidende Schritte, daß einem Mann wie Bismarck die Bitte um Indemnität dagegen als eine Kleinigkeit erscheinen muß." Er bestimmte den Begriff des Indemnitätsgesuches als Kapitulation auf Gnade und Ungnade. Dem gegenüber bezeichneten die Hamburger Nachrichten noch im Jahre 1892 mit mehr formellem und zweifellos materiellem Recht jene Bitte um Indemnität als einen Antrag auf Anerkennung der Tatsache, daß in dem streitigen Falle von seiten der Regierung nach Lage der Umstände richtig gehandelt worden sei. In der Siegesfreude vermied es Kleist einstweilen, des längeren um das Indemnitätsgesuch zu schmälen, tadelte es nur milde im Plenum des Herrenhauses und stimmte dafür. Ludwig Gerlach notierte das tief verdrossen in seinem Tagebuche. Mit der Zeit aber gewann Kleist mehr und mehr die Überzeugung, daß Bismarck durch den Antrag auf Indemnität auf die abschüssige Bahn gelangt sei, die für ihn und das innere preußische Leben verderblich wurde. In zahllosen seiner Reden klingt dieser Vorwurf durch. Schmerzbewegt bekannte er dem Präsidenten v. Gerlach am 2. Oktober 1869, es ginge ihm noch die Erkenntnis ab, daß der Krieg von 1866 als solcher ein Unrecht gewesen wäre, das aber erkenne er an, daß Gerlach in der inneren Politik Personen und Sachen richtiger beurteilt habe. Ähnlich bekannte er gegen Reck im Juli 1868: "Bismarck rechnet zuviel auf Gewinnung von Majoritäten durch Kompromisse. Er überschätzt Dinge, die doch in der Entwicklung der Welt nur Mittelchen sind, und verkennt die später notwendigen furchtbaren Folgen des damit verleugneten Prinzips. Es fing mit dem Verlangen der Indemnität an." In demselben Briefe sprach er aber auch die Zuversicht aus: "Sobald er sieht, daß damit doch nicht durchzukommen, wenn die Gefahren bis zu einer gewissen Grenze kommen, wird er der Entschlossenste und Geschickteste sein, ihnen entgegenzutreten."

Er ahnte nicht, daß es mehr denn ein Jahrzehnt währen sollte, bis sich diese Hoffnung erfüllte. Einstweilen ließ sich der alte Freund immer tiefer in den Bund mit den Liberalen ein. Solange dieser Zustand aber dauerte, sah Hans v. Kleist-Retzow für sich keine andere Aufgabe in der Politik, als sich mit aller Kraft gegen den liberalen Kurs zu stemmen. Er vermochte dabei sehr häufig nicht den Zeitbedürfnissen gerecht zu werden und ebensowenig den Freund richtig zu behandeln.

Bismarck empfand politische Gespräche mit Kleist seit jenem Streit um die Indemnitätsfrage meist als lästig. Bisher hatte er sich verschiedentlich bei dem Könige bemüht, dem Freunde wieder zu einer amtlichen Stellung zu verhelfen, war damit aber nicht durchgedrungen, weil er bei Hofe, namentlich bei der Königin, einer zu starken Abneigung dagegen begegnete.[369] Jetzt scheint er aber diese Bemühungen eingestellt zu haben. Besuchte ihn Kleist in Varzin, so ließ er ihm schon vorher sagen, daß ihm politische Gespräche unlieb wären.[370] Darin war nicht bloß sein Wunsch, sich von den Geschäften an sich etwas freizumachen, zu erkennen. Einstweilen blieb der Verkehr zwischen den beiden noch ein freundschaftlicher. Aller Welt aber wurde es bald offenbar, daß das alte Vertrauensverhältnis ohnegleichen, welches zwischen Bismarck und Kleist bestanden hatte, sehr gelockert war.

Man konnte meinen, daß Kleist seit der Ausfechtung des Militärstreits seine Lebensaufgabe erfüllt hatte. Zum zweiten Male hatte er in gleichem Schritt und Tritt mit Bismarck als Parteigänger des Königtums eine ruhmvolle Tätigkeit entfalten dürfen. Seit nun Bismarcks Weg und der seine sich zu trennen schienen, war es, als ob es Abend um den tapferen und ehrlichen Gefolgsmann der preußischen Krone werden sollte. Und in der Tat zog er sich mehr wie je in die Stille des Landlebens und auf die Beschäftigung mit kirchlichen Dingen zurück. Zwar hatte er Kieckow kurz vor Ausbruch des Krieges gegen Österreich verpachtet, weil er sich doch zu wenig als Landwirt fühlte und die Anforderungen an einen solchen immer größer wurden. Aber er blieb auf dem Lande wohnen und hatte nun noch mehr Zeit, sich den Werken der inneren Mission und der Organisation der Kirche, die zu jener Zeit von der Regierung planmäßiger in Angriff genommen wurde, zu widmen. Er erklärte geradezu im Hinblick auf die politischen Geschäfte, daß ihm die kirchlichen Dinge

---

[369] G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen S. 437.

[370] Kleist an Schede, 22. August 1867, an Marie Stolberg, 28. Juni 1891.

mehr am Herzen lägen. Damals trug er sich oft mit Todesgedanken und sprach darüber vertraut mit Ranke. Im Jahre 1869 fühlte er sich bewogen, unter Hinweis auf "mannigfache Krankheitserscheinungen", unter denen er in den letzten Jahren gelitten hatte, um seine völlige Pensionierung einzukommen, die ihm zu teil wurde. Lebenserinnerungen, die er zu Ende des Jahres 1871 niederschrieb, stehen durchaus unter dem Zeichen der Ermüdung. Man erhält den Eindruck, daß er in jener Zeit mit dem Leben abgeschlossen hatte. Er war nicht entfernt darauf gefaßt, daß die größten Kämpfe seines Lebens ihm noch bevorstanden. Auch die Zeitgenossen sahen in dem weißhaarigen Führer der Fraktion Stahl, der schon vor fast zwei Jahrzehnten grauhaarig das Junkerparlament leitete, einen würdigen und charaktervollen Mann, der sein Lebenswerk vollbracht hatte. Bezeichnend ist es, daß, als am 19. Oktober 1866 sein Vetter Adolf v. Kleist, der Obertribunalpräsident, das Zeitliche segnete, beinahe allgemein geglaubt wurde, Kleist-Retzow sei gestorben. Zahlreiche Zeitungen, auch demokratische, brachten ehrenvolle Nachrufe auf ihn. Tiefbetrübt vernahmen einzelne Freunde die Kunde. Als Ranke seinen Irrtum erkannte, schrieb er dem Freunde: "Da warst Du mir neugeschenkt." Eine unerwartete Freude, die der Totgesagte erlebte, war es, daß auch die Großherzogin von Baden der Frau v. Kleist-Retzow ihre herzliche Teilnahme aussprechen ließ. Mit dem Obertribunalpräsidenten ging ein Mann jener großen Klasse von Politikern dahin, die sich selbst überleben. Zu ihr gehören aus derselben Zeit noch Männer wie Otto v. Manteuffel, Heinrich v. Gagern, Georg v. Vincke, Ludolf Camphausen, der Freiherr v. Patow, Hermann Wagener, Moritz v. Blanckenburg. Wenn der Tod solcher Männer gemeldet wird, dann ist es der Mitwelt oft so, als wenn ein seit undenklichen Zeiten Verstorbener über die Bühne getragen wird. Namentlich parlamentarische Größen geraten besonders häufig bei ihren Lebzeiten in solche Vergessenheit. Hans v. Kleist-Retzow aber sollte noch mehr denn ein Vierteljahrhundert, obwohl alles sich um ihn neu gestaltete und eine parlamentarische Generation nach der anderen schwand, im Vordergrund des deutschen politischen Lebens stehen und mit schier unermüdlicher Ausdauer für seine Ideale kämpfen dürfen. Das Feuer seiner Seele, das in der Zeit nach 1866 langsam zu verglimmen schien, ward immer aufs neue mächtig angefacht, bis daß auch der letzte Rest seiner körperlichen Kräfte versiegte.

Bei der Erledigung der durch die großen Ereignisse des Krieges erwachsenen Aufgaben bereitete ihm das Verhalten Bismarcks in der Dotationssache Genugtuung, indem dieser im Staatsministerium die Streichung der Worte "und Staatsdiener" durchsetzte, um sich und Roon auszuschalten. Er trat im Herrenhause dafür ein, daß die Gewährung der Dotationen ganz dem Könige überlassen würde, und fügte sich nur widerstrebend, als der Landtag deswegen angerufen wurde. Namentlich für Bismarck hielt er die Verleihung aus des Königs Hand am angebrachtesten. Er sprach davon, daß die Absicht bestände, ihm die beiden Dritteile von Schönhausen zurückzukaufen, welche Bismarcks Vater veräußert hatte.

Die schwersten Bedenken verursachte ihm die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Es hatte nicht an warnenden Stimmen im konservativen Lager gefehlt, als Bismarck den gewaltigen Gedanken in die Öffentlichkeit warf. Neben Ludwig v. Gerlach war es vor allem der Obertribunalpräsident v. Kleist gewesen, der sofort schrille Unkenrufe vernehmen ließ. Dieser Freund König Friedrich Wilhelms IV. hatte im Jahre 1848 den Abschied genommen, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, weiter zu dienen, als Preußen parlamentarische Institutionen erhielt. Er drückte damals in einem vertrauten Briefe, in dem er zugleich den König für alles Unglück jenes Jahres verantwortlich machte, seine tödliche Feindschaft gegen jede Mündigkeitserklärung des Volkes aus: "An eine Reife des Volks kann ich nicht glauben, glaube vielmehr, daß dies vor Eintritt des Reiches Gottes nicht reif werden, vielmehr der Egoismus immer mächtiger und das Volk daher immer unreifer wird, abgesehen davon, daß das Volk keine Individualität sein kann, sondern ewig aus Kindern heranwächst, nie die Kinderschuhe verliert, während das einzelne Individuum allerdings einmal die Kinderschuhe austritt."[371] Als dieser Mann im September 1863 davon hörte, daß Bismarck dem Gesandten Freiherrn v. Werther in einem Schreiben vom 14. August erklärt habe, er halte nur ein vollständiges Parlament für die richtige Bundesverfassung, ließ er, der sonst seinem Vetter nur wenig schrieb, sich sofort gegen Kleist vernehmen: "Ich sehe sehr schwarz" und bezeichnete jenes Bismarcksche Wort als "höchst unheilschwanger". In einem späteren Briefe kam er noch einmal mit dem Ausdruck des Entsetzens darauf

[371] Adolf v. Kleist an Herrn v. Rappard auf Pinne, 22. Dezember 1848.

zurück. Sein Warnungsruf klang wie eine Stimme aus dem Grabe. Einst war es ein Kleist gewesen, der zum ersten Male den Gedanken der Berufung einer Volksvertretung durch den König von Preußen auszusprechen wagte. Der genialste Sproß des Geschlechts, der Dichter Heinrich, hat es im Jahre 1805 getan. Jetzt, wo die weitesten Konsequenzen dieses Gedankens gezogen werden sollten, war es ein Kleist, dieser Tribunalpräsident, der sich am ingrimmigsten dagegen stemmte. Hans v. Kleist-Retzow aber ging einen Mittelweg. Er war in Bismarcks Ideen eingeweiht und wußte, daß dieser auf die monarchische Grundgesinnung des Volkes rechnete. Auch er baute auf diese Grundgesinnung. Er ging dabei von Anschauungen aus, wie sie Leopold Ranke gehabt hat. "Kein Geschöpf vermag die Bedingungen seines Entstehens von sich abzustreifen," sagte er. "Die Kräfte, die zu seiner Entstehung wirksam waren, hängen ihm an durch die ganze Dauer seiner Existenz." Darum würde das von seinen Königen geschaffene Preußen-Deutschland auch die in dem Wahlrecht verborgenen Gefahren durch die Lebensströme des deutschen, preußischen, monarchischen Geistes ersticken.[372] Er traute Bismarck auch genügende Geschicklichkeit zu, um die nötigen Sicherheiten gegen eine Demokratisierung des Landes zu schaffen. Deswegen verteidigte er die Maßregel anfangs gegen Männer wie Schede und Reck. Als nun aber das allgemeine Wahlrecht Tatsache wurde, wuchsen doch seine Bedenken. Mit richtigem Blick hob er bei der Beratung der Verfassung am 1. Juni 1867 hervor: "Man darf das Resultat der diesmaligen Wahlen nicht als ein normales ansehen, vielmehr ist ihr Erfolg nur die Resonanz der großen Ereignisse des vorigen Jahres, der Heldentaten unserer Regierung, welche erst bei diesen Wahlen ihren vollen Ausdruck fand. Je länger ein derartiges Wahlgesetz in Geltung bleibt, desto mehr wird die Masse der Wähler zum Bewußtsein der ihnen dadurch verliehenen außerordentlichen Macht kommen, und je mehr wird die Demokratie lernen, die Zeitverhältnisse zu benutzen, um sich dadurch Geltung zu verschaffen." Lediglich weil er nicht das Zustandekommen der Verfassung gefährden wollte, stimmte er dafür, sprach aber die Hoffnung aus, daß es gelingen würde, die Verfassung bald wieder von dieser Einrichtung zu befreien. Er befand sich damit nicht nur im Gegensatz zu Bismarck, sondern auch zu Moritz v. Blanckenburg, mit dem er in dieser Zeit etwas auseinanderkam. Als dann in den nächsten Jahren vermöge des Wahlrechts der Sozialismus einen Aufschwung nahm, glaubte er die Verteidiger des gleichen Stimmrechts unter seinen Freunden entwaffnet zu finden. Zu seiner Überraschung hielten jetzt aber auch Männer wie Schede und ebenso noch Blanckenburg daran fest. Schede erklärte ihm am 26. November 1873 rundweg, daß ihm die Verteidigung des allgemeinen Wahlrechts immer wichtiger würde, und griff dem gegenüber das Dreiklassenwahlsystem, das Kleist verteidigt hatte, heftig an. Ebenso schrieb Blanckenburg in seiner lebhaften originellen Weise dem Kieckower Freunde zu Anfang des Jahres 1874: "Man hat das allgemeine Wahlrecht so verketzert! Ich würde heute ebenso dafür sein, wie 1867, weil ich meine, daß es das einzige Mittel ist, die sozialistische Bewegung in die richtige Bahn zu lenken; aber freilich mit Eulenburg, Karlchen Miesnick und den übrigen Schnappsäcken des Manchestertums geht es nicht." Es liegen bisher keine Äußerungen Kleists aus späterer Zeit über das Wahlrecht vor. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß es ihm je länger je bedenklicher erschienen ist.

Am meisten beschäftigte ihn in den Jahren nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in den neuerworbenen Provinzen. Er fand dabei an Roon einen wirksamen Helfer. Ja der Kriegsminister, der die Neugestaltung des preußischen Heeres in so genialer Weise durchzuführen gewußt hatte, war auch der eigentliche Anreger der Organisation der kirchlichen Dinge in den neuen Provinzen. Es zeigt sich hier wieder, daß die Gabe der Organisation seine Hauptbefähigung ausmachte. Kleist hatte früh in Fragen der Kirche besonderes Vertrauen zu ihm gefaßt. So suchte er ihn in einem Schreiben vom 19. September 1863, als es sich um die Neuernennung eines Präsidenten des Oberkirchenrates handelte, zu beeinflussen, indem er sich bemühte, ihn für den Konsistorialpräsidenten zu Breslau, v. Röder, den er schon im Vorjahre neben Mühler zum Kultusminister vorgeschlagen hatte, einzunehmen. In beweglichen Worten stellte er ihm vor, daß in ganz Preußen keine Anstellung so delikat sei als diese. Weil er gerade bei Roon auf das innerlichste Verständnis für diese Sache rechne, so wende er sich nicht nur an Bismarck und Mühler, sondern auch an ihn. Er schüttete ihm sein Herz aus über den damaligen Oberkirchenrat, der ihm gar nicht auf der Höhe seiner Aufgabe zu stehen schien. "Seine Hauptwirksamkeit war ein

[372] Rede Kleists im Herrenhause, 1. Juni 1867, S. 29 des sten. Ber.

Kampf gegen die Bekenntnistreue. Es genügte einige Entschiedenheit, um ferngehalten zu werden von jedem bedeutenden Kirchenamte." Die Besetzung der leitenden Stellen in der Kirche in den letzten Jahren wäre so, als wenn es auf den Verderb der Kirche abgesehen sei. Scharf brandmarkte er, wie er das am selben Tage auch in einem Schreiben an Bismarck tat, einen Erlaß des Oberkirchenrats aus dem Juni 1863, in dem die Geistlichen ermahnt wurden, sich von der Einmischung in die Politik fern zu halten. "Aus den Zeilen glaubte man zu lesen, mit dem preußischen Königtum wird es nicht lange dauern; die Republik ist auch eine berechtigte Staatsform, vielleicht haben wir sie bald, und wenn die Kirche sich zu sehr für den König avanciert, könnte ihr das vergolten werden." Freilich gelang es damals nicht, eine Besetzung des wichtigen Postens im Sinne Kleists und Roons zu erzielen. Die Stelle bekam nach vielem Hin und Her zu Anfang des Jahres 1865 ein Freund von Bethmann-Hollweg, der sehr liberal angehauchte Mathis. Der König hatte Bethmann-Hollweg haben wollen. Angesichts dessen hielt Bismarck Mathis für das kleinere Übel. Kleist betrachtete diese Entscheidung namentlich vom Gesichtspunkte des Verhältnisses zur katholischen Kirche als verhängnisvoll. Er fürchtete eine Unterwühlung der Popularität Preußens, wenn die in der Politik bankrotte neue Ära freies Feld in der Kirche erhielte. Umso eifriger machte er sich nach dem Feldzuge des Jahres 1866 daran, dem dem Gedanken der rücksichtslosen Durchführung der Union huldigenden Oberkirchenratsregiment in den neuen Provinzen entgegenzuarbeiten. Er strebte es darum an, daß die neuen Landesteile nicht dem Oberkirchenrate unterstellt würden, und besprach sich deswegen im September 1866 mit Roon. Der Kriegsminister pflichtete ihm durchaus bei. Der befürchtete, daß eine ungeschickte Behandlung der konfessionellen Fragen in den eroberten Ländern eine Vendée schaffen würde, und meinte, man müsse darauf hinarbeiten, daß die Union in eine Konföderation umgewandelt werde, in der jedes Bekenntnis seine kirchliche Selbständigkeit erhielte.[373] Kleist war hochbeglückt durch diese Stellungnahme seines einflußreichen Freundes. Hengstenberg, dem er die freudige Nachricht sofort zutrug, konnte zunächst noch gar nicht die Hoffnung auf eine Erledigung der Sache in diesem Sinne fassen, griff dann aber das Werk mit energischer Hand an. Vornehmlich das Wort von der Vendée, eins der geistreichen Bilder, wie Roon deren so viele erfunden hat, zündete in den Kleist nahestehenden geistlichen Kreisen. Zur selben Zeit, als Kleist die Besprechung mit Roon hatte, war der tapfere Superintendent von Kamin, Karl Meinhold, der Bruder von Wilhelm Meinhold, dem Verfasser der Bernsteinhexe - im Gegensatze zu diesem, der auf dem Wege nach Rom starb, ein Lutheraner von ungewöhnlicher Schärfe des Bekenntnisses - mit Kleist wegen der Einberufung einer kirchlichen Konferenz in dieser Sache in Verbindung getreten.[374] Er lud dazu außer anderen den Schriftsteller Philipp Nathusius, Hengstenberg, Büchsel, Thadden, Blanckenburg, Knak, den Führer des hessischen Luthertums Vilmar, den verdienstvollen Literarhistoriker, sowie den kühlen und diplomatischen Superintendenten Euen in Treptow a. R. ein. Euen, von dem einst König Friedrich Wilhelm IV. gesagt hatte, er habe bei ihm das meiste Verständnis für seine kirchlichen Ideen gefunden,[375] war ohne Frage der schärfste Kopf unter den damaligen pommerschen Geistlichen. Einen besonderen Sporn gab diesen kirchlichen Kreisen die Tätigkeit des in Hessen-Nassau als Zivilkommissar schaltenden alten Gegners von Kleist, des Präsidenten v. Möller. Schon früher hatte Kleist an dem "kirchlichen Unverstand" Möllers schweren Anstoß genommen. Noch im November 1865 fand er Veranlassung, den Ministerpräsidenten auf das Verhalten Möllers gegen den Bischof Melchers bei der Kölner Erzbischofswahl aufmerksam zu machen, das ihm äußerst fehlerhaft zu sein schien. Er hatte die Genugtuung, daß ihm Bismarck, der doch schon damals leicht ungehalten werden konnte, wenn ihm Kleist mit politischen Ratschlägen kam, sehr freundlich antwortete. Der Ministerpräsident erklärte ihm, er sei zwar ebenso wie der König fest entschlossen, dem Recht der Regierung in der katholischen Frage nichts zu vergeben, er könne ihm aber nicht verhehlen, daß er in dem gespannten Verhältnisse, welches seit langer Zeit zwischen dem Präsidenten v. Möller und den Würdenträgern der katholischen Kirche der Rheinprovinz herrsche, nicht alles Unrecht auf Seite der römischen Kirche finden könne, sondern überzeugt sei, daß das Auftreten der königlichen Beamten viel

---

[373] Kleist an Meinhold, 1. Oktober 1866 (Akten des luth. Vereins in Pommern). Aufzeichnungen Kleists 1871.

[374] Über Karl Meinhold vgl. das Buch seines Sohnes Theodor über ihn. Berlin 1899.

[375] Vgl. mein Buch: König Friedrich Wilhelm IV. S. 179.

Schuld daran trage. "Das Verfahren der Regierung," so schrieb der Ministerpräsident dem Freunde in einem amtlichen Schriftstücke, "gegen die katholische Kirche kann und muß, bei aller Festigkeit und Entschiedenheit in Wahrung eigenen Rechts, doch einen Charakter von Wohlwollen, Achtung und Freundlichkeit tragen, den ich in jenem Auftreten vermisse. Ich kann es beklagen, aber mich nicht darüber wundem, wenn anderseits die katholische Kirche den Regierungsorganen nicht das volle Vertrauen entgegenbringt, welches sie in Seine Majestät den König und Seine Regierung setzen sollte".[376] Das war ein Bekenntnis zu der Politik, welche Kleist selbst gegenüber der katholischen Kirche während seiner Verwaltung am Rhein befolgt hatte. Zugleich sprach daraus die starke Eingenommenheit Bismarcks gegen Möller. Kleist durfte daher auch annehmen, daß ein Auftreten gegen die Möllersche Kirchenpolitik in Hessen-Nassau nicht auf Widerstand bei Bismarck stoßen würde, zumal da die altpreußischen Lutheraner gerade den vom Könige proklamierten Satz der Wahrung der berechtigten Eigentümlichkeiten in den neuerworbenen Provinzen zu verfechten gedachten. Zunächst hatte er denn auch die Freude, daß die Anträge des Oberkirchenrats, jene Landesteile "unter seine Flügel zu nehmen", sowohl vom Ministerium als auch vom Könige abgelehnt wurden. Er machte sich selbst an die Abfassung einer Denkschrift über die zu erstrebende kirchliche Organisation in Hessen-Nassau, Hannover und Schleswig- Holstein. Darin führte er aus: "Werden die kirchlichen Angelegenheiten schonend behandelt, so werden die neuen Landesteile uns bald zufallen, jedes rücksichtslose Verfahren kann uns in jenen Landesteilen ein bleibendes inneres Widerstreben bereiten. Mit vollem Rechte sind die kirchlichen Verhältnisse jener Länder bisher noch völlig intakt erhalten." Er bezeichnete es aber als auf die Dauer unhaltbar, daß die Isolierung jener Landesteile bestehen bliebe, und bezeichnete es als die Aufgabe Preußens, hier zugleich reformierend für die ganze evangelische Kirche einzugreifen. "Das Wachstum von Preußen in Deutschland, das damit korrespondierende Zerfallen der alten Reichsformen hängt von Stufe zu Stufe mit der Preußen zugefallenen Aufgabe zusammen, der Führer der deutschen Nation für die weitere Entwicklung der Kirche zu sein." Es käme darauf an, der Verflachung des religiösen Empfindens, die durch die gegenwärtige preußische Union bedingt werde, entgegenzuarbeiten. Dementsprechend wollte er für die preußische Monarchie drei Oberkonsistorien schaffen, ein lutherisches, ein reformiertes und ein uniertes, die jährlich einmal als Oberkirchenrat zusammentreten sollten. Die Provinzialkirchen sollten viel selbständiger gestaltet und die eigentliche Einheit der kirchlichen Bildung werden. Den Generalsuperintendenten wollte er eine einflußreichere Stellung geben. Sie sollten unter anderem ein mehr persönliches Regiment üben und darum auch den Vorsitz in der zu schaffenden Provinzialsynode übernehmen. Es war die nähere Ausführung der Roonschen Gedanken.

Die Dinge nahmen aber bald eine Entwicklung, die nicht nach Kleists Herzen war. Die Empfehlung Mühlers zum Kultusminister hatte er wohl inzwischen selbst bedauert. Fand er doch, daß es dem Minister an der nötigen Energie und an Charakter mangele. Mühlers Abhängigkeit von seiner Frau, der damals allen Berlinern bekannten Adelheid, und von Rudolf Kögel durchschaute er bald. Kögels Feder in den Denkschriften des Kultusministeriums schätzte er besonders hoch. Der Minister selbst aber, das erkannte er allmählich, hatte eine sehr ungeschickte Hand. Zwar behielt dieser einstweilen noch die Regelung der geistlichen Dinge, obwohl die Vorschläge Hengstenbergs, die im Sinne Kleists gehalten waren, einen wahren Sturm beim Oberkirchenrat erregten. Am 13. Juni 1868 wurden indes die drei in Kassel, Marburg und Hanau für die verschiedenen Bekenntnisse bestehenden Konsistorien zu einem gemeinsamen Konsistorium vereinigt. Bedrückt schrieb Kleist darüber an Roon: "Je nach der Ausführung kann das gegen die verschiedenen Konfessionen das größte Unrecht, ein Bruch der königlichen Verheißungen, das unglückseligste unvermeidliche Präzedenz für die weitere Gestaltung der evangelischen Kirche in Preußen, oder es kann ein heilsames und gutes Präzedenz werden. Marburg (Oberhessen) ist entschieden lutherisch, Niederhessen (Kassel) hat ein lutherisches Fundament mit mannigfachen, stark reformierten Einrichtungen, Hanau ist uniert. Diese drei Richtungen müßten bestehen bleiben. Wird die Sache umgekehrt eingerichtet, ist die Union da, alle unsere Hoffnungen sind zertrümmert, nicht durch den Oberkirchenrat, sondern durch "v. Mühler selbst". Zu seinem Schmerze versagte sich auch Ernst Ranke in Marburg seinen Ideen, so daß seine alte Freundschaft für diesen Jugendgefährten etwas erkaltete. Mühler ließ sich in der Folge durch den

[376] Amtliches Schreiben Bismarcks an Kleist, 26. November 1865. F.A.

liberalen Kurhessen Oetker beeinflussen und beachtete nach Kleists Auffassung zu wenig die Wünsche der hessischen Bevölkerung, so daß dort viel böses Blut geschaffen wurde. Vor allem hörte er nicht die hessischen kirchlichen Organe. Schließlich beging der Minister noch den in Kleists Augen unverzeihlichen Fehler, mit einem Gesetze wegen Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in Hessen vor den Landtag zu treten, was sein Nachfolger Falk später vermied. Es bereitete Kleist unter diesen Umständen eine besondere Genugtuung, das Seinige zu tun, um dieses Mühlersche Gesetz zu Falle zu bringen.

Besser ging die Regelung der hannoverschen Verhältnisse von statten. Hier spürte Kleist deutlich die durchgreifende Hand Bismarcks, der sich zudem in diesen Fragen von Hermann Wagener beraten ließ. Dort wurden die Externa der Kirche (d. h. namentlich die Personal- und Anstellungssachen), sowie der Klosterfonds im Sinne Kleists nicht der Entscheidung der Regierungen, sondern der der kirchlichen Mittelinstanzen überwiesen. Ungeduldig drängenden Freunden gab Kleist wegen Bismarcks Haltung in diesen Dingen zur Antwort: "Er kann auch nicht alles. In kirchlichen Dingen sucht er zu erreichen, was möglich, und die grundlegenden Entscheidungen für Hannover verdanken wir ihm".[377] Freilich mußte er mit Hengstenberg die niederdrückende Wahrnehmung machen, daß die Vertreter der neuen Provinzen und der übrigen deutschen Staaten, mit denen die altpreußischen Lutheraner damals zu gemeinsamem Schaffen in Verbindung traten, eine tiefe politische Abneigung gegen Preußen verrieten, so besonders der in Dresden wirkende Harleß und der Mecklenburger Kliefoth,[378] auf die Kleist große Hoffnungen gesetzt hatte. Auch fand er sich durch Gerlach gehemmt. Ebenso mußte er sich darin finden, daß gegen seinen im Herrenhause erteilten eindringlichen Rat eine liberale Reform der in Hannover bestehenden Ehegerichte durchgesetzt wurde.

So sehr er die von Bismarck in Hannover verfolgte Versöhnungspolitik nicht nur in religiöser Hinsicht, sondern auch in der Zivilverwaltung begrüßte, so vermochte er sich in Sachen des hannoverschen Provinzialfonds jedoch nicht zu der Höhe der Bismarckschen Anschauung emporzuschwingen. Er war nicht gegen eine Dotation der Provinz an sich, aber der von Bismarck in Aussicht genommene Betrag erschien ihm zu hoch. Am 18. Februar 1868 begründete er seinen Standpunkt. Er blieb mit 14 Stimmen, zu denen Herr v. Below-Hohendorf gehörte, in verschwindender Minderheit gegen 127 Stimmen, die die ganze geforderte Summe bewilligten. Zu der Mehrheit gehörten auch sein Schwager, Graf Eberhard Stolberg, und sein naher Freund, Graf Krassow. Vielleicht ist seine Abstimmung beeinflußt worden durch das furchtbar gereizte Auftreten Bismarcks gegen die Konservativen, das sich aus den ihm im Ministerium selbst bei dem Dotationsprojekt bereiteten Schwierigkeiten erklärt. Dieses Auftreten verstimmte gerade Bismarcks persönliche Freunde ant meisten. Seine Drohung, sich noch mehr auf die Liberalen stützen zu wollen, konnte einen Mann wie Kleist nur in seiner ablehnenden Haltung bestärken. Dessen undiplomatische Natur zeigte sich wieder von ihrer bedenklichen Seite. Denn Bismarck wurde nun umso aufgebrachter und entfernte sich noch weiter von ihm.

Einen großen Teil von Kleists Tätigkeit begannen jetzt die kirchlichen Verhältniße seiner Heimatprovinz in Anspruch zu nehmen. Im Mittelpunkte standen die von Meinhold veranstalteten Kaminer Pastoralkonferenzen. Als im Jahre 1865 der Professor der Theologie Hanne sich in seinem Gewissen gedrungen fühlte, in der protestantischen Kirchenzeitung einige Thesen zu veröffentlichen, in denen die Dreieinigkeit, die Gottheit und der Opfertod Christi, sowie die Erbsünde geleugnet wurden, da stand Kleist vornan unter denen, die in Hengstenbergs Kirchenzeitung unter dem 7. September 1865 eine flammende Kundgebung gegen Hanne erließen. Vermutlich hat er die Erklärung entworfen. Nichts schien ihm gefährlicher, als Ausschreitungen der Kritik in Glaubenssachen. Er hätte sich dabei auf den greisen Goethe berufen können, der in seinen Gesprächen mit Eckermann auch die Schädlichkeit solcher vernichtenden Kritik beklagt hatte, da der einmal geraubte oder erschütterte Glaube unwiederbringlich wäre. Bei einem Theologen erschien Kleist eine solche Kritik völlig unzulässig. Jene Kaminer Erklärung, die außer von Kleist nur noch von wenigen Laien, darunter Thadden, unterzeichnet war, hatte zur Folge, daß dem Sohn Hannes wegen seiner Schrift "Der

---

[377] Kleist an Reck, 1. Juli 1868.

[378] Hengstenberg an Kleist, 8. Juni 1868 (F.A.). Kleist an Meinhold, 13. November 1871 (Akten des luth. Vereins).

historische und der ideale Christus" vom Konsistorium und Oberkirchenrat die Bestätigung seiner Wahl zum Pfarrer an der Nikolaigemeinde in Kolberg versagt wurde.

Wie stark die Aufklärung um sich zu greifen begann, das ermaß Kleist voller Betrübnis mehr denn je bei Gelegenheit der Friedrich-Werderschen Kreissynode zu Berlin im Jahre 1868, als sein Freund und geistlicher Berater von Wusterwitz her, Pastor Gustav Knak, durch seine von dem freisinnigen Prediger Lisco, wohl dem Sohne jenes Geistlichen, der einst unter so starkem Zuspruch der vornehmen Welt in der Spittelkirche gepredigt hatte, hervorgerufene, den Lehrsatz des Kopernikus anzweifelnde Äußerung einen ganz beispiellosen Sturm in der öffentlichen Meinung erregte. Damals gewann das Wort: "Lieber Türk als Pfaffe" neues Leben, und anstatt "Ach Unsinn" kam die Redewendung auf: "Ach Knak". Man nannte den frommen Prediger an der Bethlehemskirche wohl den "praktischen Sonnenschieber". Aus Karlsbad erhielt er von seinem "wohlgeneigten Satan" ein Schreiben, in dem ihm Anerkennung ausgesprochen wurde für die einzig richtige Weise, mit der er des Satans Werke unterstütze. "Ja, hochwürdiger Herr, die Erde muß stille stehen, und der menschliche Verstand muß es auch, wenn ich mein finsteres Werk vollenden soll!"[379] Der innige Geistliche, dem niemand Unbildung nachsagen durfte - hatte er doch einst als primus omnium eines Berliner Gymnasiums ein glänzendes Zeugnis erhalten, und war er doch der Verfasser vieler schöner, zum Teil lateinischer Lieder, von denen das berühmte: "Laß mich gehn" in zehn Sprachen übersetzt worden ist; würdigten ihn doch auch geistig hochstehende Männer wie die Gerlach und der Minister v. Raumer ihres näheren vertrauten Umgangs -, mußte es erleben, vorzugsweise von der Halbbildung als ein Vertreter der krassesten Unwissenheit verlästert zu werden. Es zeigte sich bei diesem Vorfalle mit Vehemenz, daß der Glaube an die Verbalinspiration der Schrift, dem Knak huldigte, kaum noch Boden in der modernen Welt fand. Da ist es bezeichnend für den rührend kindlichen und unerschütterlichen Glauben Kleists, daß er, allerdings wohl nicht öffentlich, aber umso überzeugender für seine Glaubensaufrichtigkeit, im Kreise der nächsten Freunde Knak zu verteidigen suchte. Schwerlich hat er dabei gewußt, daß er in dieser Frage auch Luther auf seiner Seite hatte, der Kopernikus für einen "Narren" erklärte, der "die ganze Kunst Astronomiä umkehre". Am 30. Juli 1868 hat Kleist seine Auffassung der fraglichen Stelle im Buche Josua 10, 12-15 über das Stillstehen der Sonne im Tale Gibeon schriftlich niedergelegt und wissenschaftlich zu begründen versucht. Er meinte, das Kopernikanische System sei so wenig absolut unanfechtbare Wahrheit wie das Ptolemäische. Es sei nicht ausgeschlossen, daß neuere Forschung noch zu anderen Ergebnissen führe. Die Ausführungen richteten sich gegen Hengstenberg, der mit fast der gesamten übrigen Welt Knaks Auffassung ablehnte und jene Stelle bei Josua als aus einem Liederbuche eingeschoben erklärte. Diese Auslegung wollte Kleist nicht gelten lassen und übte zu ihrer Entkräftung eine längere Kritik an dem Text jener Bibelstelle.[380] Zu seinem Schmerz erklärte ihm aber auch sein nächster Freund Schede, daß er anderer Ansicht sei.

Die größten, ungemein langwierigen Aufregungen bereitete Kleist die Behandlung seines Freundes Meinhold durch die kirchlichen Behörden. Meinhold, ein alter Burschenschafter, der seine teutonische Gesinnung mit sechs Monaten Festungshaft hatte büßen müssen, war das Urbild eines derben Pommern. So konnte es nicht wundernehmen, daß er wegen seines ausgeprägten Luthertums in Mißhelligkeiten mit dem seiner Richtung sehr wenig holden Oberkirchenrat und dem in dessen Sinne wirkenden Konsistorium geriet. Im Jahre 1867 kam es zu einem so heftigen Konflikt, daß Meinhold von beiden Behörden seines Amtes als Superintendent enthoben wurde. Da hatte er es Kleists großer Energie, Treue und einflußreicher Stellung zu verdanken, daß er wieder eingesetzt wurde. Kleist nahm den urwüchsigen, aber grundlauteren und sehr tüchtigen Mann ins Gebet. "Wurde denn die Untersuchung gegen Sie wirklich nur wegen jenes Schreibens eröffnet? und was warf man Ihnen dabei eigentlich vor? - oder auch noch wegen anderer Dinge? und welcher? und wie steht es damit?" lautete eins seiner Schreiben an den Kammer Oberhirten. Dann aber setzte er Meinhold selbst die Eingabe an den König und die sonstigen Behörden auf und interessierte nach allen Richtungen hin einflußreiche Männer für dessen Sache, so den Mitvorsitzenden seiner Fraktion, v. Plötz, ferner den Oberpräsidenten v. Meding, Büchsel, Hengstenberg, Wagener, Mühler, Roon, dem er zugab, daß Meinhold einmal einen "sackgroben" Brief ans Konsistorium geschrieben habe, vor allem aber

---

[379] Vgl. Wangemann, Gustav Knak. 2. Aufl. Basel 1881.

[380] Aufzeichnung im F.A.

Bismarck. Dieser nahm sich der Sache mit Erfolg beim Könige an, und Meinhold blieb im Amte.

Gleichzeitig suchte er die Meinholdsche Sache zu einem wuchtigen Angriff gegen die Verwaltung des Oberkirchenrats überhaupt zu benutzen, indem er die Einreichung einer von ihm entworfenen Adresse an den König veranlaßte, in der über den vom Oberkirchenrat auf die Lutheraner ausgeübten Gewissensdruck Klage geführt wurde. Diese Adresse sollte dem Könige erst durch den Grafen Botho Stolberg und andere in einer Audienz übergeben werden. Davon riet Bismarck jedoch entschieden ab. In dem Meinholdschen Falle sei es gelungen, die Sache wieder ins richtige Geleis zu bringen. Jetzt sei überhaupt kein Anlaß, dem Könige mit einer Bitte und Beschwerde lästig zu fallen. Er stellte dem ihn deswegen aufsuchenden Grafen Eberhard Stolberg vor, daß die Angelegenheit nur durch einen ernstlichen Kampf zwischen Möhler und dem Oberkirchenrat zur Entscheidung gebracht werden könne. Er sei schon im Sinne der Adresse zusammen mit Mühler tätig. Durch eine mündliche Audienz liefe die Sache Gefahr, da sich dann der König nach einer gewissen Richtung festlegen könnte. Infolgedessen wurde die Adresse nur auf schriftlichem Wege überreicht. Man gewinnt den Eindruck, daß Graf Bismarck froh war, so diese Audienz zu beseitigen, und einige Ungeduld über das stürmische und Schwierigkeiten schaffende Drängen der Lutheraner bemeistern mußte.[381]

Als im Herbst des Jahres 1869 in den östlichen Provinzen Preußens außerordentliche Provinzialsynoden zusammentraten, um den Entwurf einer vom Oberkirchenrat ausgearbeiteten allgemeinen Provinzialsynodalordnung zu beraten, brach für Kleist-Retzow ein großer Tag an. Auf diese lange bevorstehende und nun endlich in Angriff genommene Organisation der evangelischen Kirche hatte er sich schon seit Jahren gerüstet. Freilich war es lange ungewiß, ob er in die pommersche Synode hinein gelangen würde, weil er in seiner eigenen Gegend immer mit so viel Widerspruch zu kämpfen hatte. Zu seiner Genugtuung entsandte ihn die Bezirkssynode Belgard-Körlin-Kolberg-Schivelbein als ihren Vertreter, und freudig konnte er außerdem an Reck melden, daß in ganz Pommern "entschiedene Leute" gewählt wären. Er wurde gleich mit großer Mehrheit zum zweiten Beisitzer in der Synode und in die Kommission für die Synodalordnung gewählt. Er hat auch einen hervorragenden Anteil an deren Beratung gehabt, wobei es nicht an Zusammenstößen zwischen ihm und den Vertretern des Kirchenregiments fehlte. Das Hauptereignis dieser außerordentlichen pommerschen Provinzialsynode war aber die Vorlegung einer Denkschrift Kleists über die zu erstrebende Dotation der Kirche. Der weitausschauende Antrag Kleist-Hammerstein auf größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche, der später so viele Kämpfe im Lande verursachte, tauchte hier zum ersten Male auf, in seinen Grundzügen durchaus fertig. Kleist war eben 55 Jahre alt geworden, als man die Denkschrift gedruckt unter den Mitgliedern der in Stettin tagenden Synode verteilte. Ohne Frage war sie die Frucht jahrelangen Denkens und Studiums. Sie begann mit dem Kardinalsatz, der eins der wesentlichsten Stücke in Kleists Auffassung ausmachte: "Die Anteilnahme der Landesvertretung an der Gesetzgebung und ihr Einfluß auf die Regierung hat mit Notwendigkeit eine Loslösung der evangelischen Kirche von den Organen der Regierung zur Folge." Um diese durchzuführen, so hieß es weiter, müßten größere Geldmittel flüssig gemacht werden. Dann gibt der Verfasser einen Überblick über die der Kirche bereits zur Verfügung stehenden Mittel und erörtert, daß deren Verwendung großenteils festgelegt sei. Neue Kirchensteuern hält er für Zwecke der Organisation für unangebracht. In längerer historischer Beweisführung gelangt er darauf zu dem Schlusse, daß der Staat die Pflicht habe, die Kirche mit ausreichenden Mitteln aus dem ihr bei der Reformation entzogenen Gute, dessen Verwaltung die Reformatoren dem Staate nur einstweilen aus Not überlassen hätten, zu versehen. Es waren das Ideen, die sich mit Ideen König Friedrich Wilhelms IV. berührten.[382] Kleist stützte sich im einzelnen auf Rankes Deutsche Geschichte, auf die den schwedisch--pommerschen Ständen im Jahre 1663 gegebene Regimentsform und auf das Edikt der Staatsregierung vom 30. Oktober 1810. Auch Stahlsche Deduktionen zog er heran. Er fand, daß die im Staatshaushalt von 1870 für die evangelische Kirche vorgesehene Summe von 615 430 Talern in einem durchaus unrichtigen Verhältnisse zu der der katholischen Kirche zugebilligten Summe von 841 067 Talern stehe. "Nicht die evangelische Kirche, der Staat hat durch seine Verfassungsurkunde zu den Neuorganisationen Veranlassung

---

[381] Insbesondere nach Akten des lutherischen Vereins in Pommern.

[382] Die Theorie des Notbehelfs wird auch von dem neuesten Lutherbiographen vertreten. Vgl. Ad. Hausrath, Luther II, 104.

gegeben. Der preußische Staat und die evangelische Kirche standen bisher in Verhältnissen wie in einer Ehe. Würde die Verfassungsurkunde von seiten des Staates als eine Scheidung angesehen, der Staat wäre der schuldige Teil. Wir hoffen zu Gott und bitten ihn darum, daß es zu einer solchen Scheidung nicht kommt, daß es sich schließlich nur um Herstellung eines anderweiten Verhältnisses beider in dem geschlossenen Bunde, um freie Gewährung einer größeren Selbständigkeit für die Kirche handelt. Aber selbst wenn die Absicht auf eine wirklich dauernde Trennung ginge, nach der vorangegangenen dreihundertjährigen Gemeinschaft kann der Staat die evangelische Kirche nicht verstoßen." Die Entscheidung über diesen Anspruch hätte allerdings der Landtag zu treffen.[383]

Der Denkschrift war als Anlage der Versuch einer Berechnung der in den Besitz des Staates übergegangenen Einkünfte aus pommerschen Kirchengütern beigelegt. Diese Berechnung konnte natürlich nur sehr unvollkommen ausfallen. Es wird nämlich selbst bei tiefgehenden Einzelforschungen kaum möglich sein, ein vollständiges Material zur Abschätzung der vor Jahrhunderten erfolgten Besitzveränderungen beizubringen. Kleist aber konnte selbstverständlich, so sehr er sich auch bemühte, spezielles Material zu geben, nur ganz ungefähre und durchaus lückenhafte Schätzungen aufstellen. So sind seine Berechnungen ziemlich wertlos und nur dadurch interessant, daß sie zeigen, mit welchem Eifer dieser Anwalt der evangelischen Kirche vorging. Die Denkschrift dagegen ist ein wichtiges Aktenstück zur Zeitgeschichte. Denn sie enthält große, weitausblickende Gedanken. Mit ihr gab Hans v. Kleist-Retzow sein Eigenstes. Nicht daß er durchaus neue Gedanken entwickelt hätte. Auch anderswo, so in Hannover, wurden gleichzeitig ähnliche Ideen vertreten. Aber kaum jemand hatte diese Fragen mit solcher Gründlichkeit durchdacht, wie der Gutsherr von Kieckow. Er fühlte wohl, daß die Zeit noch nicht reif war, um der Ausführung dieser Ideen näher zu treten. Immerhin hielt er es für angebracht, den Gedanken hinauszutragen in die Öffentlichkeit, damit er dort Wurzel fasse. Es ist gleichsam, als wenn der ermüdete Streiter für das Königtum damals noch den Wunsch gehabt hat, vor seinem Abscheiden eine Tat für seine Kirche durch Einreichen dieser Denkschrift zu vollbringen. Ihm entging es nicht, daß er einen schweren Kampf damit einleitete, und er zitterte dann wohl gelegentlich davor, ob er bei seiner Entschiedenheit, "Derbheit", wie er sagte, den richtigen Ton treffen würde. Dann aber erinnerte er sich des Wahlspruchs, den er sich in diesen Jahren wählte: "Fürchte dich nicht, glaube nur" (Markus 5, 36). Seine Gedanken wurden einstweilen wenig beachtet und noch weniger verstanden. Die Zeit war mit anderen Dingen beschäftigt. Es brachen die großen Tage der Reichsgründung an.

Kleist hatte schon seit langem nicht gezweifelt, daß über kurz oder lang der Krieg mit Frankreich kommen würde. Als im August 1866 die Nachricht eintraf, daß[384] Frankreich die von Benedetti erhobene Forderung der Wiederherstellung der Grenzen von 1814 fallen ließe, war Kleist gerade bei Roon zu Tisch. "Gott sei gelobt," rief er erfreut bei dieser Kunde aus. Aber Roon meinte belehrend: "Danken Sie nicht zu früh; sollen wir einmal mit Frankreich Krieg haben, wer weiß, ob es jetzt nicht am günstigsten wäre." Die Franzosen wären gar nicht gerüstet. Bismarck bestätigte diese Behauptung später und meinte, hätte man das preußischerseits so genau gewußt, so hätte man 1866 doch noch einen besseren Frieden gemacht. Bei der Luxemburger Sache meinte er zu Kleist: Solange es irgend mit Ehren möglich sei, halte er es für Pflicht jedes Staatsmannes, den Krieg zu vermeiden; niemand könne wissen, ob nicht die nächste Entwicklung die günstigen Aussichten bei einem Kriege gegen Frankreich verdürbe. Kleist bezeugt es, daß dem Bundeskanzler der Verlust Luxemburgs sehr nahe gegangen sei, und erzählt, Bismarck habe damals geäußert, die Gelegenheit des Wiedererlangens werde sich schon finden und dürfe nicht versäumt werden. Im August 1867 erfuhr er bei einem Besuche in Varzin, daß der Bundeskanzler "völlig sicher wegen jeder Kriegslust Napoleons" sei. "Ob er aber auch so sicher ist wegen eines Gezogenwerdens von der öffentlichen Meinung?" schaltete er fragend in dem Briefe, in dem er dies berichtete, ein und stützte diesen Zweifel durch die Bemerkung: "Schon bei der Luxemburger Frage gab er zu, daß Napoleon die Dinge in Frankreich nicht mehr leite." Demgemäß folgerte er damals: "Es ist mir gewiß, daß wir über kurz oder lang mit Frankreich Krieg bekommen." Als dann der Krieg schließlich ausbrach, erfuhr er von Blanckenburg die Bestätigung, daß

---

[383] Wortlaut der Denkschrift in: Verhandlungen der außerordentlichen Provinzialsynode der Provinz Pommern im Jahre 1869. Stettin 1870. S. 382 ff.

[384] Das Folgende nach Aufzeichnungen Kleists aus dem Jahre 1871.

Napoleon von der öffentlichen Meinung hineingezogen sei in dies Unternehmen. Auch die Kaiserin Eugenie habe nicht bestimmend eingewirkt. "Die ist nicht zuversichtlich wegen Trunkenheit ihrer Leute," schrieb der Zimmerhäuser am 23. Juli. Blanckenburg bekundete zugleich Besorgnis wegen der oberen deutschen Leitung. "Fürchten tue ich nur das schlechte Verhältnis zwischen Roon und Bismarck, die sich ressortmäßig immer toller verfahren. Schuld haben sie beide, und ich zittere, daß gestern im Staatsministerium eine furchtbare Szene geplatzt ist."

Blanckenburg erwartete, daß Kleist sich mit ihm an die Spitze der pommerschen Johanniter stellen würde. Diesmal aber versagte der stets so hilfsbereite und aufopferungsvolle Mann. In der größten Stunde der deutschen Geschichte hat er anfangs zurückgestanden. Deutlich zeigt dies seine Ermüdung in jener Zeit. Er ließ sich durch eine schwere Vormundschaftsangelegenheit daheim fesseln, indem er einem Verwandten dieser Sache wegen das Versprechen gab, nicht als Johanniter ins Feld zu ziehen. Zwar wurde ihm dies Versprechen schwer; aber daß er es überhaupt gab, ist das Auffällige. Das war nicht mehr der alte feurige Kleist-Retzow! Das zeigte ein Sinken seiner Lebenskraft. In der Zeit seiner Frische hätten ihn solche Privatangelegenheiten nimmer festzuhalten vermocht. So beschränkte sich seine Kriegstätigkeit darauf, daß er als Delegierter des Johanniterordens in Polzin wirkte. Er mußte erst alle Anstrengung machen, daß das dortige Krankenhaus überhaupt mit Verwundeten belegt wurde. Bis zum November kamen schließlich 71 der Pflege bedürftige deutsche Krieger dorthin, erst 32 Verwundete, dann Kranke von Metz und Paris; unter den Verwundeten befand sich ein durch acht Hiebe übel zugerichteter Halberstädter Kürassier, den Kleist mit anderen in der Genesungszeit nach Kieckow nahm. Die gewaltigen Ereignisse durchlebte er mit den Seinen, wie er schreibt, "bittend, hoffend, dankend" mit. "Gott wolle für unser Staatsleben daraus eine heilsame Frucht ersprießen lassen," schrieb er am 16. August an Schede, sprach aber schon damals leise die Befürchtung aus, daß die Erfolge leicht einen Geist der Überhebung zeitigen könnten. Innige Freude gewährten ihm die demütigen Depeschen des Königs, an dem er seit Jahren die Entwicklung zu einer bekenntnisfroheren und ernsteren Religiosität im Gegensatz zu früher wahrnahm. Das gewohnte Erntefest fiel gerade auf den Tag nach Sedan. Es wurde nun besonders festlich begangen. Man pflanzte eine Friedenseiche und zündete ein Freudenfeuer an, wie einst am Leipziger Jubeltage. Vor dem Hoch auf König Wilhelm wurden die Siegesdepeschen verlesen. Auch das Heer, besonders die tapferen Pommern, ließ man leben. Dazwischen wurden zwei Dichtungen vorgetragen, die Kleists Gemüt begeistert und ergriffen hatten: Nonnes Lied "Flamme empor!" und Julius Wolffs Gedicht auf die von den Einundsechzigern, einem pommerschen Regiment, bei Dijon verlorene Fahne. Allmählich begann der Mann, über den der Rost der Jahre schon solche Macht zu gewinnen schien, wieder zu erglühen. "Die durch die Erfolge des Krieges so schnell und offenbar eintretenden Gerichte Gottes sind zum Anbeten," schrieb er unter dem Eindrücke von Sedan. "Der Verlust so vieler teurer Leben," so meinte er, "ist wohl notwendig, weil nur aus Opfern bis zum Tode neues Leben sprießen kann." Seltsam berührte ihn die Erfüllung der Weissagung des im Jahre 1566 verstorbenen Leibarztes Karls IX. von Frankreich, Nostradamus, von der die Zeitungen damals berichteten. Nach ihr, wenigstens nach einer Angabe in den Liedern des Chevaliers de Chatelain, sollte das zweite Kaiserreich 18 Jahre weniger ein Viertel bestehen, was buchstäblich eingetroffen war. Als die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten wegen des Beitritts zum Bunde begannen, hoffte Kleist, daß bei dieser Gelegenheit die Bundesverfassung verbessert werden würde. Er hatte immer gefunden, daß der Bundesrat seiner Aufgabe nicht gewachsen sei und nur Bismarcks überlegene Persönlichkeit das Ganze zusammenhalte. Darum vertrat er schon seit Jahren die Oberhausidee. Als er jedoch vernahm, daß auch jetzt nur eine Erweiterung des Bundes mit denselben Formen in Frage käme, bezeichnete er das als ein "wahres Nationalunglück".[385] Die großen militärischen und politischen Erfolge müßten benutzt werden, die früheren Fehler auszumerzen. "Mt der jetzigen Bundesverfassung treiben wir doch der Republik zu. Es muß ein Erstes Haus (ein Staatenhaus) als Gegengewicht gegen die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Versammlung geschaffen werden, etwa zu einem Drittel von den Fürsten je nach Verhältnis der Größe der Länder auf Lebenszeit ernannt, zu einem Drittel von den Ersten Kammern gewählt, zu einem Drittel aus den Zweiten Kammern. Dann müßte das Tabaksmonopol gleich durch die Verfassung eingeführt werden, um die

[385] Kleist an Reck, 13. November 1870.

Matrikularbeiträge los zu werden, und weil es jetzt am leichtesten durchzubringen ist. Die bedenklichen, das Militär betreffenden Fassungen müßten beseitigt und dem Kaiser ein volles Veto bei der Gesetzgebung eingeräumt werden."

Der Kaiserwahl stimmte er freudiger zu als König Wilhelm und dessen getreuer Paladin Roon. Darin offenbart sich wohl neben der Begeisterungsfähigkeit seines Herzens der Einfluß Blanckenburgs. Es war nun so gekommen, wie er es im Juni 1849 in Wahlreden vorausgesagt hatte: die deutsche Einheit war durch Bajonette gegründet worden. Als der Norddeutsche Reichstag seine Adresse an den König richtete, wurmte es ihn, daß "der Jude Lasker" zum Referenten in dieser Sache bestimmt wurde. "Dann mußtet Ihr ihn auch mitnehmen und in Versailles zum Sprecher machen," schrieb er tadelnd an Blanckenburg. Es trieb ihn, das Herrenhaus ebenfalls zu einer Kundgebung zu veranlassen, und er entwarf daher eine Adresse an den König, in der er die des Reichstages zu korrigieren suchte, insofern als jene "Gottes Taten" aus dem Spiele ließ und den Reichstag an die Stelle der Fürsten setzte, wie er dem Freunde in Zimmerhausen erläuternd schrieb. Zugleich wollte er darin die Stellung des Herrenhauses zum Reiche aussprechen, es anerkennen, daneben aber auch seine Bedenken andeuten. Es hieß darin: "Deutschland ist einig, wie es seit Jahrhunderten nicht war, und erweist sich in dieser Einigkeit unter Eurer Kgl. Majestät Führung mächtig wie kaum je zuvor. Eure Kgl. Majestät, von den Fürsten und freien Städten Deutschlands zum Kaiser erkoren, werden als solcher die freie Entfaltung deutschen Geistes in seiner reichen Mannigfaltigkeit und Stammeseigentümlichkeit pflegen, ohne daß darum das Kgl. Preußen den durch eine Geschichte ohne gleichen ihm teuer gewordenen Königsnamen einbüßt. Dank gegen Gott für diese Seine Führungen bewegt mit Eurer Kgl. Majestät unsere Herzen. Das preußische Herrenhaus kennt kein anderes Streben als das Heil Eurer Kgl. Majestät und das damit völlig gleichbedeutende des Vaterlandes. Die Reichsgesetzgebung beschränkt notwendig den Einfluß des Landtags der Monarchie; ohne Neid wird das Herrenhaus dies sehen, wenn jenes Ziel seines Strebens voller in dem Deutschen Reiche zur Geltung kommt." Von Angehörigen aller Parteien unterschrieben, wurde die Adresse am 21. Dezember von Below-Hohendorf eingebracht. Freilich machten, wie Kleist an Blanckenburg berichtete, die "Ultras", so der frühere Justizminister Graf Lippe und der katholische Graf Brühl, Graf Gröben und Herr v. Waldaw- Reitzenstein, "schrecklichen Lärm". Graf Brühl erhob sogar in längerer Rede schwere Bedenken, die aber wenig Beachtung fanden. Nachdem der Professor Dernburg sich warm dafür ausgesprochen hatte, ergriff Kleist zu einer tiefempfundenen Rede das Wort. Er erinnerte an ein Ereignis der jüdischen Geschichte: "Es gab im israelitischen Volke eine Zeit, wo ihm vorher verkündet wurde, daß es einen König haben sollte, und als es nachher vor der von Gott gesetzten Zeit einen solchen begehrte, um zu sein wie die anderen Völker, wurde ihm erklärt, daß es damit Gott verworfen habe. Und bald darauf gab ihm Gott doch den König nach seinem Herzen." Ganz im Geibelschen Sinne meinte er: "Deutschland ist durch seine Gaben vor anderen Völkern dazu bestimmt, der geistige Mittelpunkt von Europa zu sein." Er erläuterte dann den Wortlaut der Adresse: "Wollten wir in diesem Augenblick schweigen, so würde das Herrenhaus dadurch ausdrücken, daß es außerhalb der Entwicklung, außerhalb der Geschichte, außerhalb des Volkes stehe, daß es für die Weiterentwicklung Preußens tot sei." Bei der Abstimmung wagte niemand zu widersprechen, so daß der Entwurf einstimmig angenommen wurde. "Ich denke. Du wirst mit unserer einstimmig beschlossenen Adresse mit etwa neunzig Unterschriften zufrieden sein," meldete der Verfasser stolz an Blanckenburg. Am 1. Januar 1871 überreichte das Präsidium des Herrenhauses, an der Spitze Kleists Schwager, Graf Eberhard Stolberg, dem Könige die Adresse in Versailles. Eine schönere Genugtuung konnte Kleist nicht werden, als daß der Monarch bei seinen Dankesworten der Verdienste des Herrenhauses um die Neugestaltung des Heeres gedachte, durch die die großen Erfolge erst möglich geworden wären. Diese Unterstützung der Heeresreform, so erklärte der neu erkorene Kaiser, auf frühere ähnliche Erklärungen Bezug nehmend, werde er dem Herrenhause nie vergessen. -

Im kirchenpolitischen Streite

Nachdem das Reichsgebäude gerichtet war, hatte die Gefolgschaft, die Kleist-Retzow dem führenden Staatsmanne bis zuletzt im großen und ganzen immer noch, wenn auch zögernd und unter vielfachem heftigem Widersprüche geleistet hatte, im wesentlichen ihr Ende erreicht. Wenn er sich jetzt von dem so Hochgestiegenen entfernte, so lag ihm dabei nichts ferner als jenes Gefühl, über das der greise Kanzler sich so oft in bitteren Anklagen gegen seine Standesgenossen ergangen hat: das Gefühl des Neides. Es war bei

Kleist-Retzow gerade etwas Bemerkenswertes, daß er von der Empfindung des Neids gegen Bismarck völlig frei geblieben ist. Das hat noch Wilhelm v. Kardorff in seinem Nachrufe auf Kleist[386] besonders hervorzuheben für nötig befunden. Bei Kleist versteht es sich von selbst, daß die Trennung von dem gewaltigen Kanzler lediglich in Prinzipien ihre Ursache hatte. Schon die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstage zeigten, daß sich Graf Bismarck bei Einführung des allgemeinen Stimmrechts in seinem Vertrauen auf die monarchische Gesinnung der Wählermassen verrechnet hatte, daß also Kleists Bedenken gerechtfertigt waren. Der Ultramontanismus wagte im Rahmen des Stimmrechts, im Anschluß an das vatikanische Konzil von 1870, sofort keck sein Haupt zu erheben, und in dumpfen, schweren Jahren wälzte sich der kirchenpolitische Streit zwischen dem preußischen Staat und der Kurie durch Stadt und Land, wesentlich gefördert, verschärft und vergiftet durch das Machtmittel, das dem dem Wesen des Preußentums großenteils todfeindlichen römischen Klerus vermöge des Stimmrechts in die Hände gegeben worden war. Der Kampf entwurzelte in den Herzen von Hunderttausenden von Katholiken, die noch alle mehr im Preußentum hätten aufgehen und darin hätten erzogen werden müssen, auf lange das zarte Pflänzlein Vertrauen, das die Staatsverwaltung in ihnen zu pflegen gehabt hätte. Von Rudolf Virchow in Anlehnung an das schon lange vor ihm von Lassalle gebrauchte Wort Kulturkampf[387] getauft, wirkte dieser Kampf geradezu kulturschädigend, nicht einmal so sehr, weil er das religiöse Leben störte, sondern vor allem, weil er alte Wunden im Leben der deutschen Nation wieder aufriß, welche Generationen nicht völlig wieder zu heilen vermochten. Seitdem hatte das Deutsche Reich mit der Macht des niemals zu befriedigenden Zentrums zu rechnen. Der Kampf hatte auf der anderen Seite das Gute, daß er vielen Evangelischen die Augen über das geringe staatliche Gemeinschaftsgefühl öffnete, das große Schichten unter den Angehörigen der römischen Kirche mit ihnen hatten. Schon 1870 hatte sich Bismarck mit dem Gedanken getragen, den weitgehenden Ansprüchen der katholischen Kirche entgegenzutreten. Nach erfolgter Reichsgründung ward ihm der Kampf geradezu aufgedrungen. Er nahm ihn pflichtgemäß auf, weil er dem Staate nichts vergeben wollte und durfte. Bald ging er mit stürmischer Gewalt vor, die Machtmittel des Staates überschätzend, von seinen eigenen Erfolgen etwas zu stark emporgetragen und vor allem in der Hitze des Kampfes von seinem teutonischen Temperament, das jesuitische Taktik mit äußerster Feinheit zu benutzen wußte, viel zu weit fortgerissen und mußte den Kampf einstellen. Die positiven Ergebnisse, die der Streit für den Staat gehabt hatte, waren gering gegen die Wunden, die diesem geschlagen waren. Neben der Verbitterung der Katholiken war eine seiner Wirkungen auch die Verstimmung weiter evangelischer Kreise, ja selbst die Schädigung der evangelischen Kirche.

Kleist hat in diesem geistigen Kampfe eine bemerkenswerte Rolle gespielt. Er ist unter den evangelischen Pairs derjenige gewesen, der dem eisernen Kanzler dabei den hartnäckigsten Widerstand geleistet hat. Seine leidenschaftlichen Reden gegen das Vorgehen des Staates in dieser Zeit haben seine Persönlichkeit der Mitwelt doch wohl mehr wie alles andere, wodurch er ihr bis dahin bekannt geworden war, eingeprägt. Es wäre ein Irrtum, wollte man annehmen, daß er bedingungslos für die römische Kirche Partei genommen habe. Er hat vielmehr den ganzen Feldzug des Kanzlers wesentlich vom evangelischen Standpunkte aus beurteilt und bekämpft. Es war ihm aber aus seiner Jugendzeit eingewurzeltste Lebenserfahrung, daß staatliche Gewaltmittel in religiösen Dingen stets das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken, und dem Volksleben tiefe Wunden zu schlagen pflegen. Durch alle Phasen der Kämpfe gegen Rom in den Siebzigerjahren hindurch bewahrte er sich vollkommene Klarheit darüber, daß auch die katholische Kirche im Unrecht sei, ja er gab ihr wohl mehr unrecht als dem preußischen Staate. Es zeigte sich jetzt, daß er sich über das Verhältnis von Staat und Kirche, zu dessen Studium einst Ernst Ranke seinen jungen Kommilitonen Hans v. Kleist anregte, ernsthaft Rechenschaft gegeben hatte. Freilich war es auch ihm nicht gelungen, die geradezu unbestimmbaren Grenzen staatlicher und kirchlicher Machtbefugnisse zu ermitteln. Er stand auf der Seite derer, die der Kirche mehr Rechte zusprachen, als es der Zeitgeist haben wollte und als es bei dem heutigen Kulturstande und den vielgestaltigen modernen Erscheinungen zulässig ist. Darum sein erbitterter Kampf gegen die Schulpolitik des Staates und dessen Regelung der Eheschließung. Gerade auf

---

[386] Deutsches Wochenblatt 1892, S. 245-247.

[387] Lassalle in seinem Aufsatz über Lessing in Bd. 2 der demokratischen Studien. Hamburg 1861. S. 505.

diesen beiden Gebieten hat er am meisten seine Kraft eingesetzt, und gerade auf diesen hat er, soweit heute schon ein Urteil zulässig erscheint, durchaus unrecht gehabt, so richtig seine Gesamtstellung in dem kirchenpolitischen Streite war. Sein zweiter Fehler war sein heißsporniges Draufgängertum. Er ist in denselben Fehler verfallen, in den sein großer Freund verstrickt wurde; die Kampfeslust hat ihn fortgerissen. Ja er hat sich von seinen rednerischen Erfolgen verleiten lassen, öfter einzugreifen, als es ihm nachmals lieb war. Und in den Verhandlungen zeigte er vor allem wieder jene starre Unnachgiebigkeit und Schroffheit, die ihm bereits in Koblenz so verhängnisvoll geworden waren. War Bismarck schon vorher manchmal aufgebracht gegen Kleist gewesen und hatte ihm in seiner Heftigkeit und Gereiztheit wehe getan, so empfand er jetzt, wo er in den ungeheuren Kämpfen, in die er sich verwickelte, gern einen Rückhalt an den ältesten Freunden gehabt hätte, und wo er dann und wann deutlich fühlte, daß er auf ein falsches Gleis gekommen war, doppelt schwer die gegnerische Stellung des alten Kampfgenosten. Unzweifelhaft hat der zürnende Pelide furchtbare Auftritte mit seinem alten Gefährten gehabt. Er wird ihn, so dürfen wir sicher sagen, in seiner Überreiztheit nicht behandelt haben, wie man einen Freund behandelt. So mußten jene herzensinnigen Freundschaftsbande zwischen den beiden, die sich in so manchen stillen Stunden im trauten Beisammensein und so manchen lauten kampfdurchtobten Augenblicken geschlungen hatten, zerreißen.

Kleist wollte es nicht anerkennen, daß das Wesen des Staates Macht ist. Er suchte sich mit der wenig tiefgehenden Wendung abzufinden, daß die Macht der dem Staate von Gott gegebene Schmuck sei. Noch mehr verwarf er, und das mit Recht, die Omnipotenz des Staates, die nur eine Statt in der Antike gehabt hatte. Aber er erkannte doch eine Oberhoheit des Staates über die Kirche an und verteidigte diesen Gedanken mit aller Entschiedenheit gegen die nächsten Freunde. "Es gibt eine ganze Reihe von Angelegenheiten," so hat er einmal an Schede geschrieben, "welche dem Staat und der Kirche gemeinsam sind. In diesen haben sie zu versuchen, sich zu vertragen, müssen auch manches voneinander ertragen. Der Staat, wenn er sie ordnen will, hat also die Kirche zu hören, ihr möglichst zu willfahren, aber das Prinzip gerade, diese Dinge nur mit ihrem Einverständnisse zu ordnen, kann ich nicht anerkennen. Es kommt dabei nicht sowohl die Spaltung der Kirchen in Betracht, die es verschieden geordnet wissen wollen, nicht auch allein, daß wir aus Erfahrung wissen, wie weitgreifend darin die römischkatholische Kirche ist, die z. B. das ganze Eherecht sich vindiziert, - das Entscheidende ist, daß der Staat in der Tat recht eigentlich die Aufgabe hat. Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Es kann einen Punkt geben, wo der Mann gegen den Widerspruch der Frau entscheidet, und er muß das, wenn er seiner Pflicht genügen will, dafür ist er Gott und den Kindern und der Frau selbst verantwortlich. Übertritt er dabei die Grenze, mißachtet er das Gewissen, den Glauben der Frau, so hat er nicht bloß die Macht, sondern auch das formale Recht dazu, - so schweres Unrecht es materiell sein kann." Mit großem Eifer warf er sich auf das Studium des Kirchenrechts, vornehmlich der Schriften von Friedberg und Sohm, und stellte sich dabei, wie sich versteht, wesentlich auf die Seite des damals noch konservativen Sohm.

Zur Teilnahme an dem Kampf zwischen Staat und Kirche ist er erst allmählich getrieben worden. Den Eröffnunggefechten im Reichstag im Frühjahr 1871 konnte er, da er im deutschen Parlament nicht saß, nur beobachtend folgen. Er stand ihnen mit geteilten Gefühlen gegenüber. Als das Zentrum den Antrag stellte, die kirchenpolitischen Artikel der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung aufzunehmen, sprach er sich gegen diesen Anspruch aus und stimmte lebhaft Blanckenburgs Rede gegen jenen Antrag zu, indem er meinte, daß der Zimmerhäuser mit Entschiedenheit und Geschick auch seine Ansicht ausgesprochen hätte, nur mit unnötiger Verletzung der Katholiken. "Es ist ein Vorzug der Reichsverfassung, daß sie keine Grundrechte hat. Hier hatten die Katholiken allein schuld." Dagegen fand er, daß in der Adresse an den Kaiser die Einmischung in das innere Leben der Völker (im Hinblick auf die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft) allzu schroff zurückgewiesen und das Zentrum dadurch mit einigem Grund verstimmt sei. Er bedauerte, daß Konservative und Katholiken gleich von vornherein so auseinander gekommen seien. Sehr lieb war es ihm, daß er bei der vom Reichstage unternommenen Regelung der Jesuitenfrage nicht mitzuwirken hatte: "Die Jesuitenfrage ist eine äußerst delikate. Sie sind einmal die unerbittlichen Feinde der evangelischen Kirche." Vor der eigenen Stellungnahme in dem ganzen Streite fürchtete er sich geradezu. "Leicht ist es nicht," schrieb er am 1. August 1872 an Schede, "in solchem Kampfe gegen die Staatregierung aufzutreten, die sich soweit engagiert hat. Augenscheinlich soll der nächste Landtag Gesetzvorlagen gegen die Bischöfe erhalten, mich graut davor. Krementz' Satz ist ja richtig: Gott mehr gehorchen, als der Staats-

regierung, - allein jede Maßregel der katholischen Kirche resp. eines Bischofs zum Schutz des Dogmas der Unfehlbarkeit kann nicht mit Gottes Gebot von uns identifiziert werden. Da geht das Staatsgesetz wirklich vor." Als die ersten Maigesetze erlassen waren, schrieb er demselben Freunde: "Bei aller Anerkennung des Unrechtes des Staates, bei aller vollen Teilnahme für die katholische Kirche - den Gesichtspunkt dürfen wir uns nicht verdunkeln lassen und müssen ihn auch anerkennen mit aller Rücksicht, daß sie doch mit Beschlüssen, wie über die sündlose Empfängnis der Maria, über die Infallibilität des Papstes diese Gerichte über sich herbeigeführt hat." Wie er über die Weihnachtsallokution Pio Nonos von 1872 gedacht hat, in der der Papst scharf die Verfolgung der katholischen Kirche verurteilte, ergibt sich aus den vorhandenen Briefen nicht. Vielleicht hat er aber die Ansicht Blanckenburgs geteilt, der meinte, daß die Allokution dem beschränkten Papste von den Jesuiten eingegeben sei, um Bismarck noch mehr zu reizen.[388] Der Brief des Papstes an den deutschen Kaiser vom 7. August 1873 war ganz zweifellos von böswilligen Ratgebern veranlaßt, denn er zielte, und zwar mit feiner Berechnung, auf eine Trennung von Kaiser und Kanzler, verdarb allerdings die Erreichung dieses Ziels durch eine maßlose Überhebung, die mit einem Male die kirchenfeindliche Politik des Kanzlers auch für die schwankenden Evangelischen nur zu berechtigt erscheinen ließ. Die meisterhafte Antwort, die Kaiser Wilhelm dem Papste erteilte, rief in den Herzen fast aller Patrioten Begeisterung hervor. Kleist war tiefbewegt über den Schriftwechsel. Klaren Auges erkannte er, daß dadurch nur eine Verschärfung und weitere Ausdehnung des Kampfes bewirkt wurde. "Es schmerzt mich tief," gestand er Schede, "daß der Papst durch Ungeschick Veranlassung zu solchem Triumph der kirchenfeindlichen Politik gegeben hat." Er meinte, wenn Pio Nono sich darauf beschränkt hätte, etwaige Gewissensbedenken des Kaisers gegen die Schärfe der Gesetze wachzurufen, so hätte das zur öffentlichen Feststellung völliger Übereinstimmung führen müssen. "Die Behauptung, daß der Papst an jeden Getauften ein Anrecht hat, ist unwahr; die schwierige Frage über ihr Verhältnis zueinander gehörte gewiß nicht in ein solches Schreiben und wurde in der Antwort geschickt benutzt, als ob damit die Prätension erhoben sei, daß auch evangelische Christen nur durch des Papstes Vermittlung selig werden könnten, wovon wieder nicht die Rede war." Auch er konnte sich nicht dem Eindruck entziehen, den die Erklärung des Kaisers allenthalben hervorrief: er sei sich seiner Verantwortung vor Gott bei seinem Vorgehen bewußt. Er meinte aber doch nicht unrichtig: "Es wird dabei übergangen, daß sein Gewissen und sein Glaube nicht identisch ist mit den Handlungen des Staates, und daß selbst, wenn ohne seine Zustimmung kein Gesetz gegeben werden kann, - darum doch sein Glaube den Gesetzen und ihrer Ausführung nicht eingehaucht sein kann, weil die Staatsverfassung seinen Willen in bestimmte Schranken weist, die davon völlig differieren können. - Der Papst mußte kurz und nachdrucksvoll dartun, wie jenes Verfahren in der Tat die katholische Kirche vernichte, wie die dadurch erzeugte Differenz und Gesinnung das Staatsleben gefährde. - Aber, aber, der Fehler, der Grund jener Leiden der Kirche liegen schließlich doch in ihr, - im Vatikanum." Nach dem Mordversuch des in den katholischen Gesellenvereinen verhetzten Böttchers Kullmann schrieb er an Andrae-Roman: "Wer dankt nicht innig Gott über Bismarcks neue wunderbare Bewahrung. Ich fürchte von der ganzen Sache aber keinen guten Erfolg. Bei ihm selbst und vielen kurzsichtigen Menschen liegt die Gefahr nahe, daß sie in seiner wunderbaren Bewahrung das Siegel Gottes auf seine Kirchenpolitik gedrückt zu sehen meinen. Und in dem großen Haufen wird die Wut gegen die Katholiken überhaupt umso größer werden."

Er war durch Moritz v. Blanckenburg davon unterrichtet, daß dem Fürsten Bismarck sehr bald an der Seite des im Januar 1872 ernannten Kultusministers Falk nicht recht wohl war. Hatte der Kanzler doch zu diesem scharfsinnigen und vornehm denkenden, tatkräftigen, aber gar nicht staatsmännischen Juristen, dem es vor allem wenig gegeben war, historisch zu empfinden, auch nur in der Verlegenheit gegriffen. Das beweist sein Tasten nach der geeigneten Kraft. Man weiß, daß er daran gedacht hat, seinen Jugendfreund, den geistreichen Balten Grafen Alexander Keyserling zu berufen. Aus den Briefen Kleists ist zu vermuten, daß er im Sommer 1872, ein halbes Jahr nach der Ernennung Falls, durch Hermann Wagener bei dem 1848 schon einmal als Kultusminister verwandten, damals liberalen Rodbertus, dem berühmten Nationalökonomen, von dem es hieß, daß er ganz positiv geworden wäre, wegen Übernahme des Ministeriums an Falls Stelle hat

[388] Blanckenburg an Kleist, 30. September 1872.

sondieren lassen. Nach kaum Jahresfrist suchte er nach einer Verstärkung gegen Falk im Ministerium und verfiel dabei auf Blanckenburg.[389] Darüber berichtete dieser unter dem 17. Januar 1873 an Kleist: "Bismarck forderte von mir eine bündige Erklärung, ob ich dem Könige keinen Korb geben würde, wenn er mich zu Selchows (des ausscheidenden Landwirtschaftsministers) Nachfolger vorschlüge. Nach eingehenden Verhandlungen im Waggon von Labes bis Berlin (einer Strecke von 226 Kilometern) und am Sonntag darauf in Gütergotz (bei Roon) sagte ich ja! Bismarck hatte dem Könige vorgestellt, daß das Ministerium konservativ verstärkt werden müsse und daß dies dadurch geschehen könne, daß Selchow durch mich ersetzt würde." Es wäre ihm wie eine Schlechtigkeit vorgekommen, wenn er nicht ja gesagt hätte. "Der König ist auf die ganze Sache sofort eingegangen, und acht schlaflose Nächte für mich waren die Folge. Die Bedingungen: die Zivilehe wird beseitigt, nur Notgesetz nach Bedürfnis ausgedehnt - die ganze kirchenpolitische Gesetzgebung wird verlangsamt - nur ein Disziplinargesetz sollte diesmal kommen. Bismarck lag daran, gerade mich zu haben, um die Umkehr der gereizten Konservativen zu ermöglichen, vor allen Dingen aber das Land die Fehler, die seine Vertreter gemacht, nicht entgelten zu lassen. Warum bin ich es nun doch nicht geworden? Weil Falk und Camphausen den heftigsten Widerstand geleistet haben und Bismarck offenbar Falks Rücktritt jetzt gefürchtet hat. Bismarck nahm nun sofort Münchhausens (des Oberpräsidenten von Pommern) Versetzung nach Magdeburg in die Hand, und es drohte mir eine Ernennung nach Stettin hin in rücksichtslosester Form. Dies wurde mir verraten, und ich habe dagegen so energisch reagiert - daß ich glaube, daß beide, Roon und Bismarck, jetzt wütend gegen mich sind. Königsmarck (der gleich darauf zum Nachfolger Selchows ernannt wurde) hat erst abgelehnt, und Roon wollte nun meine Kandidatur wieder aufnehmen. Mittlerweile haben wohl die Linken im Ministerium mehr Oberwasser bekommen und der König hat Königsmarck gepreßt." Nach kaum Jahresfrist trat Königsmarck wieder ab, und nun langte Fürst Bismarck abermals nach der Hilfe seines innigsten Freundes. Da aber fand Blanckenburg nicht wieder den Entschluß zuzusagen. Am 10. November 1873 lehnte er endgültig ab. Es war der große Fehler seines Lebens, den dieser liebenswürdige Junker hiermit beging, beklagenswert seinetwegen und um des Landes und Bismarcks willen, wohl beeinflußt von der weltflüchtigen Grundstimmung seines Wesens, die die Tatenfrische lähmte. Er sah sich durchaus in der Lage, seinem Freunde Bismarck in der Politik zu folgen. Denn er machte Kleist die heftigsten Vorwürfe über dessen Verhalten im kirchenpolitischen Streite. Sein Versagen in diesem kritischen Momente bildet ein Stück Tragik im Leben Bismarcks. Als Blanckenburg im April 1874 am Krankenbett des Kanzlers saß, erkannte er, daß diesem die Falksche Kirchenpolitik immer mehr widerstrebte. Denn er schrieb am 5. Mai darüber an Kleist: "Bismarck findet sich in dem Stadium, daß er sich innerlich die Schuld an [den] Maigesetzen (!!!) abstreift. Es wäre nach meiner Meinung daher gar nicht so schwer, den kreisenden Falken zum Niedergang zu bringen." Dem gegenüber klingt es wie Reue, wenn er wie an Roon so auch an Kleist rechtfertigend schrieb, Bismarck hätte ihm ganz von selbst gesagt, daß er seine Ablehnung zwar sehr bedauert habe, aber nur seinetwegen, - sie politisch nur zu gerechtfertigt, mindestens erklärlich finde. Ihm schlug doch wohl das Gewissen, daß er den Freund im Stiche gelassen hatte.

Angesichts solcher Nachrichten hätte Kleist bei einiger Diplomatie vielleicht umsomehr Vorsicht und Zurückhaltung in seinem Ankämpfen gegen die Regierungspolitik walten lassen können, um seinem "Otto" das Anknüpfen mit den Konservativen zu erleichtern. Aber sein Fehler war im Gegensatz zu Blanckenburg, daß er sich immer mit ganzer Person einsetzte, auch wenn es zuweilen nicht am Platze war. Er verhielt sich etwas skeptisch zu den Neigungen Bismarcks zur Umkehr. Der Fall Arnim nährte diesen Zweifel. Darüber schrieb er an Schede: "Wie nahe stehen sich doch der Hauptsache nach beide Hauptpersonen, beide in ihrer Art hervorragend, Arnim, wie es scheint, von Ehrgeiz voll, Bismarck unzugänglich für eine jede ihm entgegentretende selbständige Persönlichkeit, und dadurch zu vernichtendem Hasse gegeneinander gereizt. Auch da tritt Bismarcks menschliche enorme Klugheit und seine riesige Energie hervor, aber auch da bleiben seine Anschauungen doch auf der Oberfläche, ohne alle tieferen Prinzipien. Arnim hat gewagt, den Gedanken zu hegen, daß er an seine Stelle treten könne, dafür soll er vernichtet werden. Bei der Haussuchung suchte man nach meiner Überzeugung Briefe der Königin Augusta." Als Bismarck sich bereits mit

---

[389] Vgl. hierüber auch Roons Denkwürdigkeiten III, 4, 370 ff., 406 ff. und Fürst Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen II, 139 ff. (Volksausgabe II, 166 ff.).

dem Gedanken der großen Rückschwenkung in konservative Bahnen trug, im Oktober 1877, urteilte Kleist über ihn: "Er unterschätzt die Macht des Prinzips. Das Merkmal bleiben die Kulturkampfideen; die will er nicht aufgeben, nicht mildern." Es war natürlich, daß Kleist unter solchen Verhältnissen sehr zu den Ultramontanen hinübergedrängt wurde. Hatte er ja doch nach seiner ganzen ehrlichen Art die Neigung, diesen Kreisen mit allzu großem Vertrauen entgegenzukommen. Als der Papst es sich herausnahm, die preußischen Kampfgesetze für ungültig zu erklären, da glaubte Kleist es aussprechen zu dürfen, daß niemand im Zentrum diese Übergriffe gebilligt habe. Reichensperger hätte dem lateinischen Worte irritas die Erklärung von "wirkungslos" gegeben. Die erste persönliche Folge, die der kirchliche Streit für ihn hatte, war, daß er sich wieder dem Präsidenten v. Gerlach näherte, wie Reichensperger mit Genugtuung feststellte. Im Hause des wie Gerlach so sehr zum Katholizismus hinneigenden Geheimrats Bindewald und noch an anderen Stellen kam er auch in persönliche Fühlung mit Zentrumsmitgliedern.[390] Namentlich Windthorst scheint sich ihm mit kluger und kaum fehlgehender Berechnung genähert zu haben. Zuletzt hielt sich Kleist jedoch von ihm zurück. "Ich fürchte manchmal," so gestand er im August 1878 Schede, "daß Windthorst eine innerliche Feindschaft gegen unser Kaisertum hat."

Wie er mit Blanckenburg öfter scharfe Auseinandersetzungen zu bestehen hatte, so sah er zu seinem Kummer auch Below- Hohendorf mehr auf Bismarcks Seite. Below hielt von den kirchlichen Organisationssachen überhaupt wenig. "Es war tief schmerzlich, daß er das wahre Christentum nur in den inneren Bezeugungen des Herzens suchte und gegen die Gestaltung desselben in der Kirche mißtrauisch war," hat Kleist bei Beurteilung dieser Haltung seines Freundes einmal gesagt. Geradezu entfremdet wurde Kleist durch seine Stellung in dem Streit mit der römischen Kirche einzelnen Mitgliedern der Stolbergschen Familie. Nur seine begütigende Art verhinderte es, daß es zu schroffem Bruch mit dem einen oder anderen dieser Verwandten kam. Aber auch nach der anderen Seite gab es Differenzen. Schien es doch wiederholt so, als ob selbst die Freundschaft mit Schede eine Trübung erleiden sollte. Schede zeigte sich in dieser kritischen Zeit wieder ganz als Schüler Gerlachs. "Ich lese jetzt die Germania, und zwar mit wahrer Erquickung," schrieb er am 12. Oftober 1872. Ein ander Mal: "Du hast Dich zu der Souveränität des Staats über die Kirche bekannt. Dieses Prinzip halte ich für einen Grundirrtum unserer Zeit." Zuweilen ward es Kleist angesichts solcher abweichenden Erklärungen bang ums Herz. "Mein Gang wird immer einsamer," klagte er am 17. Dezember 1874 dem Freunde im Handelsministerium. "Es gehört zu den bösen Zeichen der Zeit, daß immer mehr Zerspaltungen auch zwischen den sonst sich nahe Stehenden sich geltend machen. Es sind wenige, mit denen ich mich so eins wußte, als mit Dir; da ängstigt mich bisweilen, daß der Satan die sich hier und da zeigende verschiedene Auffassung rücksichtlich katholischer Lehren zu benutzen suchen möchte, auch unsere Gemeinschaft zu erkälten." Den im Jahre 1873 erfolgenden Übertritt des Präsidenten v. Gerlach zur Zentrumspartei verurteilte er auf das schärfste. Dieser Schritt, der nur als eine durch exzentrischen Doktrinarismus hervorgerufene Verirrung bezeichnet werden kann, brachte ihn endgültig mit dem Mann, von dem er die entscheidenden Anregungen für sein Leben empfangen hatte und dem er sich zu so großem Danke verpflichtet fühlte, auseinander. Gerlach aber quittierte in seinem Tagebuche, indem er seinen Bannspruch über den alten Jünger verhängte: "Der prinziplose Kleist."

Wer will die große Tragik verkennen, die in den Wirkungen dieses Streites für Kleist liegt? Das Band mit Bismarck, das Band mit Gerlach zerrissen, das Band mit Blanckenburg und Below, ja selbst das mit Schede gefährdet, und die Harmonie mit den eigenen Verwandten gestört! Und wer erkennt nicht zugleich die Größe des Charakters, die dazu gehört, inmitten dieser Wirren unbeirrt aufrecht und sicher vorwärts zu gehen, wie es Kleist tat? Nichts war da noch zu spüren von der Müdigkeit der Zeit vorher. Wo er für seine Ideale kämpfen konnte, da war Kleist jugendfrisch und streitlustig, wie nur je. Bei allen schweren Fehlern, die man ihm in seinem damaligen Verhalten vorwerfen darf, nötigt die sittliche Höhe dieses Charakters Achtung ab. Kleist hat selbst einmal den Begriff Charakter zu bestimmen gesucht. "Was ist Charakter?" sagt er. "Die Festigkeit, unserem inneren Wesen entsprechend zu handeln, trotz aller Hindernisse und Versuchungen." Wahrhaftig, er hat diesem Satz getreu gehandelt, und im Kulturkämpfe tritt das geradezu ergreifend zu Tage.

---

[390] Pastor, A. Reichensperger II, 66, 118.

Die erste große Schlacht, an der Kleist beteiligt war, galt dem Schulaufsichtsgesetz; sie brachte gleich den Bruch mit Bismarck. Die Vorlage war lange in Sicht. Im Februar 1871 hatte es bereits einen Vorgeschmack davon gegeben, welchen Kämpfen man bei Einbringung eines solchen Gesetzes entgegenging, als es sich um die Beratung einer Vorlage handelte, durch die die Aufsicht über die Volksschulen in Hannover weltlichen Behörden anvertraut werden sollte. Da hatte Kleist eine leidenschaftliche Rede dagegen gehalten. Noch kurz vorher spornte einer der sympathischsten aller Junker, Thadden-Trieglaff, ihn in der Sorge um die Entfremdung der 1866 erworbenen Landesteile durch die Kirchenpolitik der Regierung an: "Darüber kannst, sollst und mußt Du eine wunderschöne Rede halten. Was hilft alle Herrlichkeit von Kaiser und Reich, wenn diese zarten Kirchensachen in unnötiger Eile von roher und kalter Hand verpfuscht und verdorben werden. Der arme Mühler kann einen recht jammern:

> Doch er verhört des Rechten Warnen
> Und läßt vom Linken sich umgarnen."

Kleist ging von der rein mystischen Auffassung aus, daß Christus selbst durch den bei der Himmelfahrt getanen Ausspruch: "Weide meine Lämmer" (Ev. Johannis 21) der Kirche die Schule überantwortet habe, und befürchtete Entchristlichung des Staates, wenn die Schulaufsicht weltlich würde. "Wenn solche Gefahren möglich sind," rief der sich als Deichhauptmann im liberalen Zeitstrom fühlende fromme Mann aus, "dann werden Sie es uns nicht verargen, wenn wir in keiner Weise geneigt sind, auch nur einen Spatenstich zu tun, das Bett zu graben, in welchem derartige wilde Gewässer desto leichter die Schule überfluten und sie verwüsten können." Schon in den Jahren vorher hatte er Bismarck bestürmt, von solchen Plänen abzulassen. Der Reichskanzler konnte also gar nicht im Zweifel sein, daß er auf einen heftigen Widerstand, wenigstens bei großen Teilen der konservativen Partei, stoßen würde, wenn er die staatliche Schulaufsicht durchzuführen versuchte. Neuerdings nahm der leitende Staatsmann eine geradezu feindliche Stellung auch gegen die konfessionell gerichteten evangelischen Kreise ein. Am 1. Januar 1872 wußte Kleist von einer Äußerung des alten Freundes zu berichten, die ihn stutzig gemacht hätte: "Die lutherischen Pastoren seien auch nicht besser wie die katholischen." Er war genau unterrichtet, daß der Fürst selbst die Einführung der staatlichen Schulaufsicht betrieb. Widerstrebend brachte Mühler das Gesetz am 14. Dezember 1871 ein. Er tat es unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß gleichzeitig durch Vorlage des gesamten, in der Verfassung verheißenen Unterrichtsgesetzes - ein solches hatte er bereits im November 1869 im Abgeordnetenhaus vorgelegt, aber schließlich zurückgezogen - ein klares Programm der Regierung über die Aufrechterhaltung des konfessionellen Charakters der Schule und des obligatorischen Religionsunterrichts gegeben und damit eine Schutzwehr gegen den Mißbrauch des Schulaufsichtsgesetzes zur Entchristlichung der Schule geschaffen würde. Darauf wollte Bismarck mit Rücksicht auf die liberale Partei, mit der er rechnen mußte, nicht eingehen. Er sah sich bereits nach einem anderen Kultusminister um; denn er mußte stetig mehr erkennen, daß er mit Mühler nicht auskommen würde. Als nun Mühler, gestützt auf den Kaiser, mit dem er darüber verhandelte, im Januar in einer Sitzung des Staatsministeriums die Wiederherstellung zweier zur Klarstellung der Sache notwendigen Paragraphen forderte, wurde ihm von dem Finanzminister Otto Camphausen, der ihm in den beiden letzten Jahren bereits manche Schwierigkeit bereitet hatte, mit verblüffender Offenheit erklärt, es sei die Absicht, in den höheren Schulen den obligatorischen Charakter des Religionsunterrichts überhaupt aufzugeben. Der Ministerpräsident schnitt eine weitere Erörterung dieser Sache und eine Abstimmung darüber ab und händigte dem erstaunten Kultusminister unmittelbar nach der Sitzung einen schon sechs Tage alten Kabinettsbefehl des Königs über eine ganz andere, eine Kunstsache betreffende Angelegenheit aus, der den Minister, wie er selbst an Kleist schrieb, nötigte, sein Portefeuille in die Hände des Königs zurückzulegen. In der Abschiedsaudienz überzeugte Mühler sich noch einmal, daß Wilhelm I. mit ihm in der Schulfrage übereinstimmte. Er gelangte nun zu der Ansicht, daß Bismarck tatsächlich den konfessionellen Charakter nicht nur der höheren, sondern auch der niederen Schulen, womöglich des gesamten Religionsunterrichtes zu beseitigen strebe, und daß der Kanzler den Kaiser darüber im unklaren lasse. Zu dieser Auffassung bestimmte ihn neben der Äußerung Camphausens und ähnlichen Bemerkungen Bismarcks das Studium der reichsländischen Kirchenpolitik seit dem August 1871 an der Hand der damals eben erschienenen Fabrischen Schrift "Staat und Kirche". Bei dieser Auffassung der Lage fühlte er sich am 21. Februar in seinem Gewissen gedrungen, an Kleist-Retzow zu schreiben, ihm den Sachverhalt auseinander zu setzen und ihn zu beschwören, Klarheit in diese Angelegenheit zu bringen. "In

dieser Lage kann dem Lande, dem Könige und unserer ganzen nationalen und weltgeschichtlichen Zukunft kein größerer Dienst geschehen, als daß die Regierung jetzt genötigt wird, hierüber klar und unzweideutig Rede zu stehen. Sagt die Regierung sich in diesem Punkte von der liberalen Zeitströmung los und bekennt sie sich unzweideutig zur Aufrechterhaltung des christlichen Glaubens und Bekenntnisses in der Schule, so reduziert sich die Differenz über das Schulaussichtsgesetz wesentlich auf eine Opportunitätsfrage. Andernfalls gewinnt der Gegensatz eine ganz andere Signatur." Der Minister bedauerte es, nicht selbst Abgeordneter oder Mitglied des Herrenhauses zu sein. Sonst würde er die ihm jetzt gegebene Freiheit benutzen und in dieser großen Frage öffentlich das Wort ergreifen. So aber bliebe ihm nur übrig, sich an Kleist zu wenden.

Dieses Schreiben konnte nur höchst übel wirken. Es gibt den letzten Schlüssel zu dem ganzen Verhalten Kleists in der Schulaufsichtsfrage. War er schon gewillt, den Bestrebungen auf Einführung der staatlichen Schulaufsicht energischen Widerstand entgegenzusetzen, so mußten die Mitteilungen Mühlers ihn geradezu dazu aufstacheln. Mühler goß Öl ins Feuer. Kleist-Retzow wäre nicht Kleist-Retzow gewesen, wenn er unter diesen Umständen nicht um jeden Preis das Zustandekommen des Gesetzes oder bündige Erklärungen der Regierung, daß sie den christlichen Charakter der Schulen aufrecht erhalten würde, herbeizuführen gesucht hätte.

Das Schreiben gibt auch den Schlüssel zu Fürst Bismarcks Verhalten. Denn dieser sah, wie man jetzt erkennt, durch die scharfen Angriffe der Rechten seine Politik beim Kaiser schwer gefährdet. Darum geriet er in jene krankhafte Aufregung.

In der Herrenhauskommission, die das Schulaufsichtsgesetz nach ihrem Sinne umarbeitete, wurde von dem Vorsitzenden Herrn v. Kröcher mit bemerkenswerter Spitze Kleist zum Berichterstatter bestimmt. Kleist fühlte, daß das nicht angebracht war, weil Bismarck dadurch noch mehr gereizt werden würde, als er es schon durch die Umarbeitung des Gesetzes war. Der Kanzler, so sagte er sich, würde seine Ernennung als eine persönliche Beleidigung empfinden. Doch gab er schließlich dem Drängen Kröchers nach. Die Dinge mußten nun ihren Lauf nehmen.

Vor der Beratung im Hause - es muß der 5. März 1872 gewesen sein - begab Kleist sich noch einmal zur Besprechung der Angelegenheit zu Bismarck zum Essen. Als die übrigen Teilnehmer sich schon entfernt hatten, sprachen die beiden sich aus. Bismarck versuchte mit großer Anstrengung, Kleist die voraussichtlichen Folgen seines Widerstandes gegen das Gesetz klarzumachen, stieß aber auf völlige Unnachgiebigkeit. "Ich fand mich einem parti pris gegenüber, bezüglich dessen Unterlage ich keine Konjektur machen will", hat er am Abend seines Lebens gesagt. Fast möchte man darin eine Anspielung auf den Mühlerschen Brief erblicken. Im Laufe des Gesprächs ergriff der erregte Fürst das neben ihm liegende Tischmesser, machte eine Bewegung, als wolle er das Tischtuch zerschneiden, und fuhr auf: "Hans, wenn es so steht, dann ist es aus zwischen uns beiden." Der Würfel war gefallen. Kleist ermaß sofort, daß hier nichts mehr zu sagen war und daß ihm nichts übrig blieb, als seinen Hut zu nehmen und zu gehen.[391]

Am 6., 7. und 8. März fand die Verhandlung im Herrenhause statt. Die Einleitung bildete die Vereidigung des Feldmarschalls Grafen Moltke. Nach den ersten Reden nahm der Ministerpräsident das Wort und griff vornehmlich den von Kleist verfaßten Bericht und, ohne ihn zu nennen, Kleist selbst an. Mit gewaltiger Überlegenheit legte er den Standpunkt der Regierung dar: "Was uns bestimmt hat, dieses Gesetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgesetze und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten konfessionellen Frieden gelebt haben. Dieser Frieden begann minder sicher für uns zu werden von dem Augenblicke an, wo Preußen mit seiner evangelischen Dynastie eine stärkere politische Entwicklung nahm. Solange neben Preußen zwei katholische Hauptmächte in Europa waren, von denen jede, einzeln gedacht, für die katholische Kirche eine stärkere Basis zu sein schien als Preußen, da haben wir diesen Frieden gehabt. Ich muß sagen, man hat die Möglichkeit, das Gesetz anfechten zu können von dem Standpunkt, von dem es jetzt geschieht, doch erst künstlich

---

[391] Aufzeichnungen Kleists 1871. Erzählungen seines ältesten Sohnes. Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen II, 149 f. (Volksausgabe II, 177 f.).

hineingelegt. Es hat seine übertriebene Wichtigkeit erst durch den Widerstand der konservativen Partei evangelischer Konfession bekommen, in dessen Genesis ich hier nicht näher eingehen will." Er bezeichnete die ganze Vorlage nur als ein Notstandsgesetz gegen die Polen, suchte also die Maßregel lediglich als eine Opportunitätsfrage darzustellen. Aber seine furchtbare Erregung, die überall durchzitterte, zeigte doch, daß hier mehr auf dem Spiele stand. Er griff aus Kleists Bericht einen Satz heraus, den dieser selbst fast wörtlich schon vor Jahresfrist bei der hannoverschen Schulvorlage ausgesprochen und den Bismarck in Variationen zweifellos schon öfter von seinem den Deichhauptmann im liberalen Zeitstrom spielenden Freunde zu hören bekommen hatte: "Die Staatsregierung öffnet durch das Gesetz die Tore, durch welche die wilden Wasser des Unglaubens seiner Zeit von dem entchristlichten Staat aus die Schulen überfluten werden." Angesichts solcher Sätze sprach er von "Redensarten". "Ich verschmähe es auf diese Ideen überhaupt einzugehen." "Keine Regierung hat je ein Interesse, mit einer konservativen Partei zu brechen; aber die Partei besorgt das mitunter selbst." Er verlangte zum Schluß unbedingtes Vertrauen. Anderen Tages kam Kleist zu Wort. Er sprach, soweit sich nach dem stenographischen Bericht urteilen läßt, gedrückt und ohne den gewohnten Schwung. Aber mit Recht durfte er hervorheben: "Es hat mich gestern geschmerzt, daß der verehrte Herr Ministerpräsident erklärte, man habe gar nicht vorausgesehen, daß die Konservativen einen derartigen Widerspruch erheben würden. Wir haben eine Besorgnis, daß bei dieser Gesetzesvorlage die Rücksichten der Politik zu überwiegend gewesen sind." Wie flehend klang es, wenn er in der Folge äußerte: "Unser geliebter Ministerpräsident - ich glaube, ich darf so reden." Am 8. erfolgte die Abstimmung. Das wuchtige Eintreten Bismarcks hatte die Vorlage gerettet. Es war wieder ein großer Tag im Herrenhause. Von 202 Stimmen erklärten sich 126 dafür, 76 dagegen. Unter den Stimmen dafür waren die Stimmen Bismarcks, Moltkes und Roons, ebenso Eberhard Stolbergs, der wenige Monate danach starb, und Arnim-Boitzenburgs. Aber nun war auch der Bruch des Fürsten Bismarck mit den Rechtskonservativen besiegelt. Der Reichskanzler sah sich seitdem noch mehr gezwungen, sich auf die Linke zu stützen.

Die Erschwerung seiner Politik bei dieser Gelegenheit hat Bismarck noch tiefer empfunden als die Querzüge bei der Indemnitätsfrage. Noch oft kam sein Groll deswegen zum Durchbruch. Unmittelbar nach der Abstimmung im Herrenhause ließ er den alten Freund durch einen seiner Helfer, dessen Unwürdigkeit sich später zur Genüge offenbaren sollte, durch Moritz Busch, in der Kölnischen Zeitung lächerlich machen. In dem unerfreulichen, nur aus einer krankhaften Verstimmung erklärlichen Artikel, der auf Grund schriftlicher Weisungen des Fürsten entstand, hieß es: "übrigens wird Herr v. Kleist auch einen konfessionellen Unterricht in der Astronomie verlangen müssen, und da würde man u. a. in gewissen protestantischen Schulen die Weisheit des Antikopernikus Knak vortragen." Ein Jahr darauf sprach Bismarck von dem durchschlagenden Mißtrauensvotum, das die Konservativen ihm durch ihre Abstimmung beim Schulaufsichtsgesetz erteilt hätten. "Und das Vertrauen ist eine zarte Pflanze; ist es zerstört, so kommt es so bald nicht wieder." Mit grimmiger Ironie durfte er ihnen später zurufen: "Ich möchte ihnen raten, ihre früheren Prophezeiungen bei Gelegenheit des Schulgesetzes nochmals durchzusehen, mit der Wirklichkeit zu vergleichen und dann zu fragen, ob sie den Mut vielleicht, ob aber sie das Recht haben, unbeirrt weiter zu prophezeien." In seinen Lebenserinnerungen kommt der greise Reichskanzler ausführlich auf die ganze Angelegenheit zu sprechen und bemerkt über Kleist: "Die Überzeugung, daß dieser mir persönlich nahestehende Parteimann das Land und die konservative Sache schwer geschädigt hat, währt bis auf den heutigen Tag."

Vergegenwärtigt man sich alle Umstände, soweit sie sich jetzt überblicken lassen, so wird man zu sagen haben, es war das Unglück der konservativen Partei und des Landes, daß Kleist in dieser feinen Frage der Politik, bei der es sich zunächst weniger um die rein sachliche, sehr begründete Maßregel der staatlichen Schulaufsicht, als um einen Schachzug in Bismarcks Gesamtpolitik handelte, zum Berichterstatter ernannt wurde, wo der grundehrliche Kleist doch am wenigsten in der Lage war, das Finassieren Bismarcks zu würdigen; und ein noch größeres Unglück war der verzweifelte, ganz unstaatsmännische Schritt Mühlers, der erst eine so gespannte Lage schuf.

Seit jener Beratung des Schulaufsichtsgesetzes konnte sich Fürst Bismarck überhaupt nicht genug darin tun, den alten Freund seine Überlegenheit fühlen zu lassen und ihn auch sonst bitter zu kränken. Als Kleist am 24. April 1873 es beklagte, daß Bismarcks "gewaltige Persönlichkeit mit ihren Gaben und Kräften sich losgerissen" habe von der konservativen Partei und sie dadurch gesprengt habe, da höhnte ihn dieser:

"Bezeichnend für die ganze Anschauungsweise des Herrn Vorredner" und seiner Fraktionsgenossen ist der Ausdruck 'losgerissen'; das Kleine reißt sich von dem Größeren los, das Bewegliche von der Basis, ein angewachsenes Schaltier von dem Schiffe. Er betrachtet als Basis und als konservative Partei seine Fraktion; von der hat sich, nach seiner Meinung, Seine Majestät mit der Königlichen Staatsregierung losgerissen und schwimmt nun steuerlos in dem Meere umher. Diese außerordentliche Überschätzung der Richtigkeit der eigenen persönlichen Ansichten ist ja gerade das staatszerstörende Element, verbunden mit dieser Unfähigkeit sich unterzuordnen, mit diesem außerordentlichen Überfluß an Zeit, um nachzudenken über das, was die Regierung tut, und über die Kritik, die daran zu üben, während man den Beruf nicht hat und nicht fühlt, seinerseits für die Verteidigung des Staats gegen dessen Feinde einzutreten." Man kann diese weit über das Ziel hinausschießenden Ergüsse gegen den ehemaligen Freund nur aus krankhafter Verbitterung erklären. Der persönliche Verkehr zwischen Kleist und Bismarck war so gut wie abgeschnitten. Kleist mußte bald die Erfahrung machen, daß schon die Bedienten des Kanzlers ihn abwiesen, weil sie den Befehl hätten, ihn nicht zu melden.[392] Das Härteste aber, was der Titan in seinem Zorne dem anderen antat, war jene jokose Unterstellung in einer seiner Herrenhausreden: "Er hat sich ja viel mit Theologie beschäftigt, und ich glaube, daß er sich wohl auch einmal die Frage vorgelegt hat, ob er für sein Seelenheil besser sorgt, wenn er katholisch wird." Mit würdiger Gelassenheit erwiderte ihm Kleist da - es war der 14. April 1875 -: "Wer mich kennt, sollte wissen, daß dies nicht der Fall ist. Ich nehme an, daß diese Äußerung Politik war; sie wird aber bei allen denjenigen, die mich kennen, nicht verfangen." Bismarck konnte sich schier nicht genug tun in verletzenden Äußerungen. In abermaliger Erwiderung brauchte er die Wendung: "Herr v. Kleist, der, glaube ich, mit mir ursprünglich zur lutherischen Reformation gehörte." Mit dem Zorne über die Verweigerung der Gefolgschaft durch den Freund und Verwandten mischte sich bei diesen Ausfällen des Gewaltigen offenbar das Bestreben, die Rechtskonservativen zu vernichten. So echt die Gefühlsergüsse des Kanzlers waren, hinter ihnen stand zugleich die Zerreibungspolitik, die er nicht nur den Konservativen, sondern auch anderen Parteien gegenüber befolgte, um sich eine bedingungslose Anhängerschaft zu organisieren.

Es ist bewundernswert, daß sich Kleist trotz aller dieser Kränkungen des Kanzlers nicht verbittern ließ, zumal wo er in dem Kreise seiner engeren Gesinnungsgenossen oft manch schlimmes Wort über die leidenschaftlichen Ausbrüche Bismarcks zu hören bekam. Einer der bösesten Feinde des Fürsten war Franz v. Florencourt geworden, der alte Gehilfe Kleists aus den Koblenzer Tagen. Der gab im Sommer 1873 einen besonders giftigen Pfeilschuß ab, indem er, an welcher Stelle, war mir nicht ersichtlich, auf Grund eines im Wiener Tagblatt aus dem Kreise des entthronten Königs Georg von Hannover veröffentlichten Artikels, Bismarck den Wunsch unterschob, in Braunschweig zu sukzedieren. Er gab selbst zu, daß das lediglich eine Vermutung sei, die in Hietzing aufgebracht wäre, um dem Reichskanzler am Berliner Hofe zu schaden. Dieser Angriff verdroß Kleist doch über die Maßen, und er machte Florencourt, dessen Verfasserschaft ihm zur Kenntnis kam, heftige Vorwürfe. Der alte Konvertit entschuldigte sich denn auch gleich reumütig. Aber er fügte doch hinzu, um seine Behauptung zu stützen: "Der Reichskanzler treibt jetzt auf dem Meere der Grundsatzlosigkeit, Willkür, des Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Herrschsucht steuerlos umher, und wer vermag vorherzusagen, wohin er noch getrieben wird, und mit ihm das Staatsschiff, wenn es seiner leitenden Hand nicht genommen wird. Er ist meiner Ansicht nach ein verlorener Mann, der sich nicht wieder zurecht finden kann, und ich halte es für irrig, wenn die konservative Partei irgend noch Hoffnungen auf ihn setzt." So mögen sich viele Stimmen gegen Kleist haben vernehmen lassen, Stimmen von Männern, deren Einsicht Kleist sonst schätzte. Auch Diest-Dabers Auftreten gegen Bismarck mißbilligte er gegen seine Freunde mit scharfen Worten. Als am 26. Februar 1876, nach der schonungslosen Achterklärung Bismarcks gegen die Kreuzzeitung vom 9. Februar desselben Jahres, von vielen angesehenen Mitgliedern der konservativen Partei, die unter dem Namen der Kreuzzeitungsdeklaranten berühmt geworden sind, und zu denen auch Thadden-Trieglaff und Andrae-Roman gehörten, eine fulminante Erklärung zu Gunsten des Parteiblattes erlassen wurde, versagte Kleist es sich, den Kanzler durch Beteiligung daran zu reizen. Er ließ sich nicht beirren, auf Bismarck zu hoffen.

Manchmal prasselten die Vorwürfe alter Freunde hageldicht auf Kleist hernieder. So mußte er es hinneh-

---

[392] Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen II, 358.

men, daß ihm an jenem 24. April 1873, an dem Bismarck ihn wegwerfend vor dem Lande mit einem Schaltier verglich, das sich vom Schiffe losgelöst habe, auch Graf Roon in seiner damaligen Eigenschaft als Ministerpräsident eine Strafpredigt hielt. Sie blieb mehr in den Schranken und war begründeter als die Bismarcks, die auf eine Diskreditierung Kleists vor den eigenen Parteigenossen hinauslief. Roon sagte damals: "Der Herr Reichskanzler hat bereits darauf hingedeutet, daß es in der Tat ein sehr gefährliches Geschick ist, wenn man von Gott so mit rhetorischen Gaben ausgestattet ist, wie Herr v. Kleist. Ich muß jedoch in einer Beziehung das wiederholen, was schon mein Herr Nachbar hervorgehoben hat, nämlich, daß man sich verletzt fühlt durch das Kategorische seiner Aussprüche. Wenn Herr v. Kleist in der Tat bei seinen Reden die Absicht hat, wie ich das bei seinem ganzen Charakter und Wesen voraussetzen darf, daß eine Verständigung stattfinden soll, und daß die Debatten in diesem Hause keinen anderen Zweck haben, als sich zu einigen über das, was dem Lande frommt, so ist es in der Tat nicht der richtige Weg, wenn man mit Verdammungsurteilen anhebt, wie es geschah, als der genannte Herr seine Rede begann."

Die meisten Kämpfe um Einzelfragen hatte Kleist in dem kirchenpolitischen Streite, wie naheliegt, mit dem Kultusminister Falk selbst zu bestehen. Es tritt dabei so recht zu Tage, daß Kleist sich vornehmlich der evangelischen Kirche angenommen hat. So bekämpfte er am 24. April 1878 scharf die Einführung des sogenannten Kulturexamens, das sich in der Folge der katholischen Kirche gegenüber als ganz unwirksam, aber als eine überaus lästige Schikanierung der Evangelischen erweisen sollte und darum als ein erstaunlicher Mißgriff nachher schleunigst abgeschafft werden mußte. Er bekämpfte dieses Examen rein prinzipiell mit Recht als einen Eingriff in das innere Leben der Kirche, der durchaus unzulässig sei. Aber auch auf Grund praktischer Erfahrungen, namentlich solcher, die in Baden gemacht worden waren, durfte er es von Anfang an als eine völlig falsche Maßregel angreifen. Was in Baden damals bereits geschehen war, das wiederholte sich mit lächerlicher Genauigkeit in Preußen: kein einziger katholischer Geistlicher unterzog sich der Staatsprüfung.

Einen ganz systematischen Feldzug unternahm Kleist zur Verhinderung der Einführung der Zivilehe. Vor allem sollte die erste zum August 1873 nach Berlin berufene Konferenz der deutschen Lutheraner eine Kundgebung dagegen werden. Kleist glaubte dabei nicht ohne Rückhalt bei Bismarck zu sein. Die Berichte Blanckenburgs gaben ihm dafür Anhaltspunkte. Aber Falk operierte hierin sehr entschieden gemeinsam mit dem seit Juni 1872 an Stelle von Mathis zum Oberkirchenratspräsidenten ernannten, organisatorisch sehr begabten früheren Heidelberger Professor Emil Herrmann, dessen Ernennung Kleist vergebens zu hintertreiben versucht hatte. Herrmann wirkte sofort nach Bekanntwerden des Aufrufs zur Augustkonferenz mit Hochdruck auf die daran beteiligten Superintendenten ein. Infolgedessen wurde Kleist veranlaßt, an Meinholds Stelle den Vorsitz in jener Augustkonferenz zu übernehmen. Zu seinem Verdruß lehnte eine Hauptkapazität des Luthertums, der Leipziger Luthardt, die Teilnahme daran ab. Er bemerkte dazu tapfer und tatendurstig: "Sein Grund, daß seine Anwesenheit zu Verdächtigungen Anlaß geben würde, bewegt mich gar nicht; alles wird verdächtigt; das ist gleich Null, wo reicher innerer Segen zu erwarten ist." Sein Vortrag gegen die Zivilehe erregte weithin Aufsehen und wurde u. a. auch von der Germania eingehend besprochen. Der Hauptzusammenstoß erfolgte im Herrenhause am 17. Februar 1874. Er führte nicht nur zu einer Niederlage Kleists, weil die Abstimmung gegen ihn entschied; der Kultusminister behauptete auch rein rednerisch das Feld, zumal weil er eben sachlich im Recht war. Kleist hatte u. a. gesagt: "Ich möchte wohl sehen, ob die Frauen, die ziviliter getraut werden, wenn sie mit anderen, kirchlich getrauten zusammenkommen, als vollkommen anerkannt werden. Das durchzusetzen wird Ihnen nicht gelingen." Darauf durfte Falk erwidern: "Mich hat es eigentlich gefreut, daß der geehrte Herr Vorredner selbst mir Waffen in die Hand gegeben hat. Ja, meine Herren, wir bringen es nicht fertig, wir wollen es auch nicht fertig bringen, aber weil dem so ist, so glaube ich, hat der Herr Vorredner sich selbst geschlagen." Auch sonst vermochte er Kleists Ausführungen sehr wohl zu entkräften. Er konnte außerdem darauf hinweisen, daß die Oberpräsidenten der acht Provinzen, in denen es eine nennenswerte Zahl von Katholiken gab, die Einführung der Zivilehe als ein Bedürfnis bezeichnet hätten. Nur die Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein, Pommern und Brandenburg hätten ein Bedürfnis nicht als vorliegend anerkannt. Kleist hatte vornehmlich die evangelischen Verhältnisse im Auge, die viel tiefer durch das Gesetz berührt wurden, als die katholischen, und urteilte richtig, daß die beabsichtigte Maßregel namentlich bei dem herrschenden materialistischen Geiste und bei der Macht der liberalen Presse falsch aufgefaßt werden würde. Der damalige Augenblick war ohne

Frage weniger geeignet zur Durchführung der Zivilehe als eine frühere Zeit. Es rächte sich jetzt, daß Kleist zu Beginn der Regentschaft Wilhelms I. die fakultative Zivilehe zu Fall gebracht hatte. Infolge der durch den kirchenpolitischen Streit erwachsenen Wirren konnte die Regierung kaum anders, als das Experiment zu wagen. Bismarcks damals gehegte Bedenken, mit denen er bei seinen Kollegen nicht durchdrang, erklären sich aus realpolitischen Erwägungen.[393] Und zunächst hatte das Experiment tatsächlich üble Folgen. Erst allmählich erholte sich die evangelische Kirche von dem Schlage. Schließlich trug die Einführung der Zivilehe gerade dazu bei, die evangelische Kirche aufzurütteln und neues Leben in ihr zu wecken. Es erwies sich, daß Kleist, wie so oft, viel zu schwarz gesehen hatte.

Als der Gesetzentwurf wegen der Temporaliensperre erschien, der eine unzweideutige Verfassungsverletzung bedeutete und zudem die verwüstendsten Folgen in der katholischen Kirche haben mußte, hatte Kleist wieder vollkommen recht, wenn er dagegen Stellung nahm. Er tat es in einer durchaus maßvollen Rede am 14. April 1875, in der er anerkannte, daß die Maigesetze von 1873 und 1874 zum Teil durchaus gerechtfertigt seien und daß die Regierung sich keinen besseren Bundesgenossen beim Kampfe gegen die römische Kirche denken könne, als den Papst, dessen Enzyklika eine so gewaltige Überhebung darstelle. Gegen die Temporaliensperre bestehe aber die Vorschrift der Verfassung, daß die Kirche im Genuß ihrer Fonds bliebe. Außerdem könne diese eingreifende Maßregel nur Unsegen bringen. Gegen ihn wandten sich Falk, Bismarck und ein pommersches Mitglied des Hauses, v. Maltzahn-Roidin, dessen Ausführungen neben Bismarck auch Falk demonstrativ und geschickt benutzte, um Kleists Darlegungen abzuschwächen. Tags darauf ging das unheilvolle Gesetz mit 91 gegen 30 Stimmen durch. Nach wenigen Wochen sah sich die Regierung genötigt, um das Sperrgesetz überhaupt rechtmäßig publizieren zu können, die Aufhebung der entgegenstehenden Verfassungsparagraphen zu beantragen. Auch jetzt erhob sich Kleist dagegen. Da es sich hier wieder ebenso um die evangelische als um die römische Kirche handelte, so erwachte abermals seine Leidenschaftlichkeit: "Nehmen Sie diesen Artikel der Verfassungsurkunde fort, so inaugurieren Sie eine Periode der kirchlichen Reaktion. Der Damm, der zwischen der alten und neuen Zeit aufgeworfen war, wird hinweggenommen," rief er am 20. Mai 1875 prophetisch. "Nehmen Sie diese Artikel der Verfassung weg, so wird die Gesetzgebung immer mehr auch die inneren Angelegenheiten der Kirche vor ihr Forum ziehen, und es wird dann die notwendige Folge sein, daß sich ebenso in den Parlamenten Fraktionen bilden müssen - ich möchte sie nicht Zentrumsfraktionen nennen -, die auftreten in den Parlamenten zur Vertretung der evangelischen Kirche. Das, was Sie angeblich durch diesen Kampf erreichen wollen, die Entfernung der Zentrumsfraktion, wird dann vielmehr in demselben Maße auch für die evangelische Kirche ausgebildet werden." Dies Wort hat Fürst Bismarck im Gedächtnis behalten.

Schroff erklärte Kleist im weiteren: "Das dringendste Bedürfnis der evangelischen Kirche ist, daß so schleunig als möglich das Kirchenregiment des Herrn Dr. Falk aufhört." Er bezeichnete es treffend als ein Unding, daß in dem Augenblicke, wo es sich um die Regulierung der Grenzen zwischen Staat und Kirche handle, der Vertreter des Staates zugleich die Kirche vertrete. Dabei konnte er mit Fug und Recht darauf hinweisen, daß die Stellung des Königs damals bereits in einem inneren Widerspruche zu den Schritten Falks stand. Falk fühlte sich augenscheinlich sehr getroffen und erwiderte mit großer Heftigkeit. Er glaubte einen Widerspruch in Kleists Auftreten mit dem Gebot der Nächstenliebe feststellen zu sollen und verstieg sich zu dem Vorwurfe der Lüge. Damals konnte ein Vertreter der Staatsregierung noch ungerügt solche Beleidigungen aussprechen. Kleist wies mit kühlen Worten die Beschuldigung des Ministers zurück. Gegenüber der von der Zeitrichtung aufgebrachten und hier von Falk aufgenommenen, von Grund aus irrigen und schwächlichen Auffassung aber, die die wuchtige, ja unversöhnliche Sprache Luthers und anderer Glaubenshelden ganz vergessen zu haben schien und als alleiniges Kennzeichen der Frömmigkeit die Sanftmut betrachten wollte, bemerkte er selbstsicher: "Der Gebrauch eines scharfen Schwertes ist in einem solchen Falle ein Akt der Liebe." Am anderen Tage kam der ehemalige Justizminister Graf Lippe auf Falks Vorwurf der Lüge zurück und wies gewissermaßen im Namen des Hauses den Minister vornehm und ruhig in die Schranken. Eine große Aktion begann für Kleist wieder, als die von dem Oberkirchenrat entworfene evangelische Kirchenverfassung zur Beratung kam. Diese Aktion vollzog sich wie bei der

[393] Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen II, 141 (Volksausgabe II, 168).

Zivilehe in mehreren Stufen. Die erste große Schlacht, die er deswegen schlug, wurde auf der vom 24. November bis zum 18. Dezember 1875 tagenden außerordentlichen Generalsynode geliefert. Kleist, von der pommerschen Provinzialsynode entsandt, war dort der Hauptführer der am meisten rechts stehenden Gruppe, der Konfessionellen. Ihm zur Seite standen Euen, Meinhold und Büchsel. Vorgelegt war der Synode der Entwurf der Generalsynodalordnung. Kleist, der die Ansicht vertrat, daß durch die Vorlage die evangelische Kirche vom Staate in noch engere Fesseln geschlagen würde, als bisher, befand sich auch hier wie im Herrenhause bei den kirchenpolitischen Vorlagen in der Minderheit. Aber seine Persönlichkeit hat in dieser glänzenden Versammlung durchaus den stärksten Eindruck hinterlassen. Die Berichte jener Zeit sind voll davon, wie der kleine, feurige Greis mit dem buschigen schneeweißen Haupthaar, dem inzwischen auch gebleichten militärischen Schnurrbart und der mächtigen Adlernase, der immer im Geschwindschritt daher kam, mit hinreißender Beredsamkeit, unübertrefflicher Schlagfertigkeit und gründlichster Sachkenntnis bei vollendeter Beherrschung der parlamentarischen Formen seine Ansichten verfocht. Selbst Kleists leidenschaftlichster Gegner, der mit ihm hart auf der Synode zusammenstieß, Wilibald Beyschlag, hat in seinen Erinnerungen eingestanden, daß er allen in der Behandlung der Geschäfte überlegen war. Noch in ihrem Nachruf auf Kleist gedachte die Luthardtsche Kirchenzeitung eines Vorfalles aus dieser Synode, wo sich nach einer Rede Kleists neun der namhaftesten Persönlichkeiten gegen ihn wandten, zum sichersten Zeichen dafür, daß er mit seinen Ausführungen den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Keiner besaß so das Ohr der Versammlung, und wie noch oft sonst, so hatten die Hörer auch diesmal den Eindruck, daß seine Rede wie ein reißender Gießbach dahin sprudele.[394] Den Vertretern des Kirchenregiments und den Ministern selbst mag gar nicht behaglich zu Mute gewesen sein, als der tapfere Mann ihnen entgegenschleuderte: "Die Kirche werde wie ein Rohmaterial behandelt, das eingestampft werde, und aus dem dann ein neuer Teig geknetet werde. Das gebe der Kirche nicht die Achtung und Liebe im Lande, welche sie zur gesegneten Wirksamkeit bedürfe, das locke jeden Kirchenkünstler, an dem corpus vile der Kirche sein anatomisches Messer, jeden Buben, an ihr seinen Mutwillen zu üben." Dem gegenüber fiel Falks kalte Ruhe sehr ab. Man machte sich wohl gar über die dem Minister eigentümliche vorstoßende Handbewegung, die "Falkenstöße", lustig. Kleist selbst fühlte sich erfrischt, belebt durch den Kampf und war durchdrungen davon, daß auf seiner Arbeit Segen ruhte. Davon brachte ihn auch der Ausgang nicht ab. Er hatte nur 62 Mitglieder bei der Schlußabstimmung auf seiner Seite, 134 waren gegen ihn. Mit ihm stimmten der Konsistorialpräsident Hegel, der Geheimrat Wiese, der Staatssekretär v. Thile und Kögel. Als erste Frucht glaubte er schon im Januar verzeichnen zu dürfen, daß der Kaiser einige Beschlüsse der Synode nicht genehmigen wolle.

Die zweite Schlacht, die sich um die Verfassung der evangelischen Kirche drehte, entspann sich im Mai 1876 im Herrenhause bei Beratung des über diese Verfassung eingebrachten Gesetzentwurfs. Kleist ergriff am 22. Mai das Wort und erklärte: "Dazu sind wir nicht gewillt die Hand zu bieten, in dem Augenblicke, wo man vorgibt, die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu fördern, sie noch ärger unter die Hände des Staats zu stellen. "Am schlimmsten fand er die Bestimmung, daß kein Gesetzentwurf der Generalsynode dem Landesherrn vorgelegt werden dürfe, der nicht die Billigung des Staatsministeriums gefunden hätte. "Es schiebt sich das Organ des Staates zwischen den Körper der Kirche und das Haupt derselben, den Landesherrn; es ist der Blutumlauf zwischen Haupt und Gliedern unterbrochen durch das Staatsministerium. Nach meiner Überzeugung könnte man dem evangelischen Kirchenregiment des Landesherrn keinen schwereren Stoß geben, als durch eine solche Bestimmung. Die Funktion unseres Staatsministeriums ist nicht an ein Bekenntnis gebunden. Es kann aus Mitgliedern einer anderen Konfession bestehen, ja es können Juden sein, die hier an die Stelle des evangelischen Königs treten." Falk erwiderte unter Anerkennung der Sachlichkeit der Kleistschen Ausführungen mit Wärme. Er gestand, daß nach seiner Erfahrung bei der Arbeit an und in der Kirche niemand, der sich ihr gewissenhaft hingebe, frei bleibe von ihrem segnenden Einfluß. "Wer einmal hineingetreten ist in solche Tätigkeit, der wird gefaßt mit gewaltiger Hand." Er wollte aber finden, daß die Differenzen zwischen ihm und Kleist auf einen Wortstreit und nicht auf Realitäten hinausliefen. Zum Teil setzte Kleist seine Ansicht bei den Abstimmungen durch. Doch bei der Gesamtabstimmung blieb er in der Minderheit.

394

Die Haltung des Ministers war bei dieser Auseinandersetzung bereits viel versöhnlicher als früher. Fast will es scheinen, als ob er Kleists Stellung stetig mehr würdigen lernte. Als Kleist am 18. Februar 1879 bei Besprechung einer Petition an der Hand einer Anzahl schlagender Beispiele das Umsichgreifen der Konfessionslosigkeit des Unterrichts und die dadurch hervorgerufene Schädigung des evangelischen Bewußtseins beleuchtet hatte, erklärte Falk: "Wenn die Rede des Herrn v. Kleist der Staatsregierung zur Berücksichtigung überwiesen würde, so läge darin ein ganz anderes Material, als in dieser Petition." Im folgenden konnte er nicht umhin, einige der von Kleist gerügten Fälle, die namentlich Berlin berührten, preiszugeben. Damals galt Falks Stellung bereits als erschüttert. Schon im März 1878 bezeichnete Kleist den Rücktritt des Ministers als bevorstehend und meinte, er sollte an Leonhardts Stelle Justizminister werden,[395] wozu Falk in der Tat wohl mehr berufen gewesen wäre. Anfang Dezember war die Frage brennend geworden, da der Kaiser sehr energisch den Willen kundgab, zwei hervorragende Gegner des Ministers, Kögel und Baur, in den Oberkirchenrat zu berufen. Robert Bosse glaubte nicht, daß Falk nachgeben würde.[396] Doch es geschah. Als dann aber Adolf Stoecker ins Konsistorium berufen werden sollte - es war im Juli 1879 -, schied Falk.

Wenige Männer hat Kleist so scharf bekämpft als ihn. Unterlag er dabei in den meisten Fällen, weil seine konservativen Parteigenossen ihm bei dem Hochdruck, mit dem der leitende Staatsmann gegen Kleist arbeitete, in der Kirchenpolitik weniger folgten, so war seine parlamentarische Tätigkeit in den Synoden und im Herrenhaus doch insofern von Wirkung, als sich im ganzen Lande die streng lutherisch Gerichteten und auch sonst zahlreiche fromme Leute geistig um ihn scharten. Der Name Kleist-Retzow wurde geradezu ein Panier für diese Kreise. Von allen Seiten gingen ihm nach seinen großen Reden ermunternde Zurufe zu, die ihn in der Tat auch stärkten. "Wirkungslos bleibt Dein Wort nie; wenn nicht in, so außer dem Hause findet es sein Echo", durfte ihm Superintendent Meinhold mit Fug und Recht am 24. November 1873 schreiben. Schede konnte nicht umhin, die Ausdauer, mit der sich Kleist dem Ausbau der Kirche widmete, zu bewundern. Er selbst ließ angesichts der schwierigen Lage die Hände sinken. "Ich kehre dem Allen den Rücken und habe gar keine Hoffnung, daß irgend Heilsames aus diesem Wirrwarr sich gestalten wird", schrieb er am 25. Oktober 1873. Mit stetig wachsendem Staunen verfolgten die Freunde diese Unermüdlichkeit Kleists. "Gott der Herr erhalte und schenke Dir immer neu Deine Rüstigkeit und Frische an Leib und Geist, Deine unglaubliche Arbeitskraft," rief ihm der Kammer Seelenhirte zu, als Kleist sein 65. Lebensjahr vollendete. Eine besonders wertvolle Freundschaft, die dieser sich durch sein Wirken erwarb, war die des Kirchenrechtslehrers Rudolf Sohm, mit dem er in Gedankenaustausch trat und dessen Rat er wiederholt einholte. Ein anderer, der infolge seiner kirchenpolitischen Kämpfe mit ihm in Fühlung kam, war Heinrich Geffcken, dessen kirchenrechtliche Schriften Kleist wie die Sohms mit Interesse las. Der Straßburger Gelehrte, der, wie man weiß, zu den schlimmsten Widersachern Bismarcks gehörte, suchte noch zu einer Zeit, als Bismarck sich wieder mit Kleist ausgesöhnt hatte, bei diesem in der schärfsten Weise gegen den Kanzler zu Hetzen, ohne natürlich damit Boden bei Kleist zu finden. Den tiefsten Eindruck machte Kleists Eintreten für das evangelische Glaubensleben aber bei seinen Freunden von 1863, den treuen Ravensbergern. -

Der Feldzug gegen die Kreisordnung

In die Anfangszeit des kirchenpolitischen Kampfes, neben diesem hergehend, fiel ein gesetzgeberisches Werk, dessen Erledigung neben dem Heereskonflikt und dem kirchenpolitischen Streite von allen in der Bismarckschen Zeit ausgetragenen, auf die innere Politik beschränkten Fragen wohl die meisten Verwickelungen schuf: der Erlaß der neuen Kreisordnung. Wie beim Schulaufsichtsgesetz ist auch hier Kleist-Retzow das Haupthemmgewicht gewesen. Diesmal lagen die Dinge aber wesentlich anders als bei dem Kampfe um die Schule. Bis zu einem gewissen Grade hatte Kleist hier den leitenden Staatsmann auf seiner Seite. Bismarck war nämlich nicht einverstanden mit dem Vorkämpfer des Gesetzes, dem Minister des Innern Grafen Fritz Eulenburg. Ebenso folgte Blanckenburg seinem Freunde im Herrenhause hier mehr, und Below-Hohendorf machte im wesentlichen ganz gemeinsame Sache mit Kleist. Für diesen ließ sich mithin die Lage viel günstiger an als bei dem Schulaufsichtsgesetze. Trotzdem wurde die ganze Angelegenheit auf

---

[395] R. Bosse, Erinnerungen, 2. Dezember 1878. Grenzboten 1904, Nr. 20.

[396] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 27. Mär, 1878.

das schlimmste verfahren, vornehmlich durch Kleists Schuld. Seine so wenig staatsmännische Natur zeigte sich abermals in grellem Lichte, und der Erfolg konnte nur eine Vermehrung der Verstimmung Bismarcks gegen ihn sein.

Die Frage der Kreisordnung drängte wie so vieles seit langem gebieterisch auf Lösung. Seit Erlaß der Kreisordnungen in den Jahren 1825-1828 hatten sich die Verhältnisse so vielfach geändert, daß jedermann, auch Kleist, tiefgehende Reformen als notwendig anerkannte. Die Änderungen, die die revolutionäre Gesetzgebung in der Zeit unmittelbar nach 1848 getroffen hatte, waren allerdings bald wieder aufgegeben worden, weil sie sich als unzweckmäßig erwiesen. In der neuen Ara suchte nun Graf Schwerin-Putzar als Minister des Innern eine zeitgemäße Änderung herbeizuführen, indem er im Frühjahr 1860 dem Abgeordnetenhause den Entwurf einer Kreisordnung für die sechs östlichen Provinzen vorlegte. Dieser fand in der Kommission jenes Hauses sein Grab. Darauf wurde zu Anfang des Jahres 1862 ein neuer Entwurf unter Hineinbeziehung der beiden westlichen Provinzen eingebracht, der diesmal zuerst dem Herrenhause zuging. Hier bemächtigte sich Kleist sofort der Sache. Sein Sinn, ja seine große Begabung für Verwaltungssachen machte sich sofort wieder geltend. Er gewann dabei die unbestrittene Führerschaft. Seine Stellung war durchaus gegnerisch, weil er in dem Schwerinschen Entwurf den völlig ungeschichtlichen, bureaukratischen liberalen Geist bekämpfen zu müssen glaubte. Ludwig Gerlach, unter dessen Bann er damals noch sehr stand, bestärkte ihn in seinem Widerstande. "Der Hauptfehler der Entwürfe des Grafen Schwerin ist das 'die Welt immer wieder von vorn anfangen'," schrieb ihm der Präsident, -,, 'as if the world were but new to begin, antiquity forgot, custom unknown', sagt Shakespeare." Immerhin trug Kleist neue Gedanken in den Entwurf hinein. Er ist immer besonders stolz darauf gewesen, daß er und mit ihm Below-Hohendorf zuerst eine bessere Ordnung der Streitsachen im Verwaltungsverfahren anregte, indem er die Bildung eines aus dem Landrate und einigen gewählten Kreistagsmitgliedern bestehenden Kollegiums, des späteren Kreisausschusses, als erste und eines aus dem Oberpräsidenten und einigen gewählten Mitgliedern des Provinziallandtags zusammengesetzten Kollegiums als zweite Instanz vorschlug. Er drang mit seinen Vorschlägen durch, was den Liberalismus mit Entsetzen erfüllte. Heftig ging Theodor Bernhardi deshalb den Kriegsminister Roon im März 1862 an. Als Bismarck ans Ruder kam, schwebte die Angelegenheit immer noch. Bald erfuhren dessen nächste Freunde, darunter auch Kleist, daß der neue Ministerpräsident bei Übernahme seines Amtes wegen der Kreisordnung, deren Durchführung dem Könige am Herzen lag und derentwegen er sich schon früher mit Bismarck gestritten hatte, gewisse Garantien übernommen habe. Wie weit diese gingen, wußte allerdings niemand anzugeben. Kleist suchte den Freund sofort zu bestimmen, das Gesetz, wenn möglich, fallen zu lassen. "Mit solchem Abgeordnetenhause," so schrieb er ihm damals, "mit dem man über die Existenz zu streiten hat, ist ja eine organische Gesetzgebung unmöglich. Man vinkuliert sich daher ganz unnötig, macht um seinetwillen doch Proportionen, welche später die Regierung selbst gereuen. Eventuell keine ganz neue Kreisordnung, nur Modifikationen der alten, soweit absolut nötig. Die Kreistage sind noch die zuverlässigsten und solidesten Organe, die existieren; sie zu vernichten, wäre ein schwerer Fehler." Bismarcks Genialität wußte einstweilen Rat. Am 13. Oktober 1862 meldete Kleist an Gerlach darüber: "Bismarck ist geneigt, die Frage zuerst in die Kreistage selbst zu werfen, sie resp. die einzelnen Stände in ihnen über ihnen bestimmt zu stellende Fragen zu hören, um der Preßagitation eine reale breite Beschäftigung der Beteiligten im ganzen Lande gegenüberzustellen. Das möchte nicht ungeschickt sein und würde zunächst den König befriedigen". In der Tat wurde der Entwurf der Kreisordnung am 16. November 1862 zwar nicht den Kreisen, aber doch den Provinziallandtagen vorgelegt, und Bismarck war damit einstweilen dieser Frage ledig.

In den Ministerien wurde freilich weiter daran gearbeitet, und am 27. September 1869 legte Graf Fritz Eulenburg, der mit Bismarck ins Ministerium eingetreten war, und der als hoher Freimaurer die besondere Gunst Wilhelms I. besaß, dem Abgeordnetenhause einen neuen Kreisordnungsentwurf für die östlichen Provinzen vor. Der Verfasser war ein hochkonservativer Mann, der Geheimrat v. Wolff, der nachmals Oberpräsident von Sachsen wurde. Es war daher nicht verwunderlich, daß Kleist und mit ihm das Herrenhaus an dem Entwurf im wesentlichen Gefallen fand. Zwar regte sich auch dagegen mancherlei Widerspruch im Lande, umsomehr, als das Abgeordnetenhaus noch weitgreifende Änderungen an der Vorlage in liberalem Sinne vornahm. Aus Vor- und Hinterpommern sowie aus Preußen erhielt Kleist darüber zu Beginn des Jahres 1870 Stimmungsberichte. In der Kreuzzeitung schrieb der ihm nahestehende Herr v. Kröcher

dagegen. Am bedenklichsten zeigte sich der alte Freund in Hohendorf. Below, der für diese Verwaltungsfragen ungleich mehr ins Zeug zu gehen pflegte, als für die religiösen, war sofort im Anschlage und lauerte nur darauf, daß die "Parlamentsglocke läutete". Er berichtete Kleist am 17. Januar: "Gegen die projektierte Kreisordnung, ministerielle wie die nach links amendierte, opponiert hier in der Provinz alle Welt ohne Unterschied der politischen Parteien. Es macht mir den Eindruck wie 1848. Politische Doktrinen und Parteibefangenheit in Parlaments- und Regierungskreisen, während vor den Toren Berlins eine andere Welt der Ideen und Wünsche beginnt. Ist es nun wohl verständig, die getreuen Untertanen, vielleicht mit beschränktem Verstande, glücklich machen zu wollen wider ihren Willen? Der Widerstand gegen die neue Kreisordnung wird viel stärker sein als im Herrenhause - draußen im Lande. Unsere fürstlichen Herren und großen Grundbesitzer im Herrenhause werden nur zu bereit nach einer Ordnung greifen, die sie von der Last der Polizeiverwaltung der großen Bauerndörfer befreit, und ihnen folgt der Berliner willige Geheimrat, der das stets gegenwärtige Kontingent der allezeit Zustimmenden ergänzt. Wenn unsere konservativen Freunde im Hause der Abgeordneten noch meinen, sie würden sich populär machen durch Aufrechterhaltung des ministeriellen Projekts der Kreisordnung, so sitzen sie, wie der Berliner sagt, 'auf einem dicken Irrtum'." Es kam aber einstweilen nicht zur Beratung dieser Kreisordnung im Herrenhause, denn der Krieg gegen Frankreich trat dazwischen. Dies gab Bismarck Gelegenheit, die ganze Sache in ein anderes Stadium zu bringen. Der Wolffsche Entwurf ging ihm, wie Kleist angibt, nicht weit genug. Vielleicht war es aber König Wilhelm, der weitergehende Bestimmungen verlangte. Bismarck beauftragte daher den Geheimrat Persius mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzes. Dies wurde auf Grund einer Kabinettsordre am 20. Dezember 1871 eingebracht und abermals zuerst dem Abgeordnetenhause vorgelegt. Die wesentlichste Änderung bestand in der völligen Neugestaltung der ländlichen Polizei. Zugleich wurde die Stellung des Grundbesitzes zu Gunsten der Städte auf den Kreistagen wesentlich geschwächt. Das Abgeordnetenhaus gab der Vorlage ein noch sehr viel liberaleres Gepräge.

Gegen dieses Projekt begann Kleist alsbald mit allen Mitteln den Kampf aufzunehmen. Vor allem operierte er dabei gemeinsam mit dem Sohne des alten Volksblattredakteurs Philipp Nathusius, dem begabten Herrn v. Nathusius-Ludom, dessen Berufung an die Spitze der Kreuzzeitung an Stelle des diesem schwierigen Posten nicht vollauf gewachsenen Nachfolgers von Wagener, Beutner, sich damals vorbereitete. Nathusius-Ludom hatte sich mit diesen Verwaltungssachen eingehender theoretisch beschäftigt. Er ging dabei von den alten Haller-Gerlachschen Ideen der ständischen Gliederung aus, von denen sich Kleist auch nicht völlig loszulösen vermochte. Sofort als die Thronrede das Gesetz ankündigte, schlug Nathusius Lärm und schickte Kleist das Gerippe eines Aufsatzes: "Ständische Gliederung und Kreisordnung", mit der Bitte, ihm praktische Winke zu geben. "Eine Krähe soll ja oft die ersten Flocken zur Lawine lösen - vielleicht veranlaßt meine Rabenstimme bessere Stimmen zur Äußerung und folgt dann mit Gottes Hilfe eine Lawine von konservativer Entrüstung in Wort, Schrift und Tat." Inzwischen spielte sich die Herrenhausschlacht wegen des Schulaufsichtsgesetzes ab. Nach seiner Niederlage dabei gewann Kleist wieder Fühlung mit dem Präsidenten v. Gerlach. Der schrieb ihm darauf am 19. März: "Ihre mir so werte Liebe hat meine Feder wieder mobil gemacht" und suchte nun gleichfalls auf den alten Jünger wegen der Kreisordnung einzuwirken, indem er ihm eine ganz in seinem Sinn gehaltene Rede des Landrats v. Meyer-Arnswalde gegen den Entwurf zusandte und daran mit Beziehung auf eine Äußerung des Konservativen v. Gottberg die Mahnung knüpfte: "Können Sie den Konservativen die miserablen Reden nicht abgewöhnen: Wir wissen wohl, daß wir nichts ausrichten? Denken Sie sich eine Proklamation Blüchers vor der Katzbach: 'Soldaten! Ich weiß zwar wohl, daß wir die Schlacht verlieren, - aber haltet euch brav! u. s. w.'"

Kleist wurde, als die 194 Paragraphen umfassende Vorlage vom Abgeordnetenhause ins Herrenhaus kam, wieder wie vor zehn Jahren in die zu deren Beratung gebildete Kommission entsandt und spielte dort abermals eine beherrschende Rolle. Neben ihm wirkte ganz in seinem Sinn Herr v. Kröcher. Gegen den heftigen Widerspruch Eulenburgs wurde der Entwurf umgearbeitet und Kröcher zum Berichterstatter bestimmt. In der Neugestaltung der ländlichen Polizei schloß man sich der Regierung großenteils an. Dafür richtete man den Hauptwiderstand gegen die Schwächung der Stellung des Grundbesitzes. Außerhalb des Herrenhauses beriet Kleist den publizistisch gegen die ministerielle Vorlage tätigen Nathusius, der nicht umhin konnte, ihm lebhaft zu danken. Seine Worte zeigen, daß Kleist seiner ganzen Art nach wieder einmal positiv geholfen hatte: "Rechte Kritik, das heißt das Messer des Gartenfreunds, wenn es noch Zeit ist, den

Baum zurechtzuschneiden, ist ja nötiger als Regen und Sonnenschein der Aufmunterung. Und beides spenden Sie dem Anfänger in so gütiger Weise".[397] Kleist operierte umso eifriger gegen die Vorlage, als er erfuhr, daß Bismarck mit dem Gang der Dinge nicht einverstanden war und zusammen mit Roon die Kreisordnung zu benutzen gedachte, um Eulenburg, der, aufgestachelt von der Kaiserin, der Kirchenpolitik vielfach Schwierigkeiten in den Weg legte, aus dem Sattel zu heben. Dies bestätigte ihm der Freund in Zimmerhausen in einem Schreiben vom 15. August. Blanckenburg beklagte nur, daß der Fürst infolge der dem Könige gegenüber im Jahre 1862 übernommenen Verpflichtungen etwas gelähmt in seinen Operationen gegen die Kreisordnung schiene und daß der König an Eulenburg festhielte. "Die Freimaurer scheinen mehr Einfluß zu haben wie Bismarck."

So hielt es Kleist für angezeigt, Sturm gegen das Gesetz zu läuten. Er setzte eine Artikelserie für die Kreuzzeitung auf, die kurz vor dem Zusammentritt des Herrenhauses am 21. bis 25. September 1872 unter der Überschrift: "Der Entwurf der neuen Kreisordnung und seine Beratung im Herrenhause" erschien. Er bezeichnete darin die ständische Gliederung der Kreistage als das Korrektiv gegen das allgemeine Stimmrecht und, ganz im Sinne Bismarcks, dem das Gesetz vor allem zu bureaukratisch schien, die beabsichtigte Umgestaltung der Stellung des Landrats als eine schwere Gefahr. In Anlehnung an ein Wort des radikalen liberalen Parteiführers Benedikt Waldeck meinte er, die Kreisordnung sei wichtiger als die Verfassungsurkunde, "weil letztere nur Prinzipien enthält, in den Satzungen jener sich aber das tägliche öffentliche Leben des Landes bewegt". Das Schulaufsichtsgesetz, so führte er weiter aus, sei nur dadurch durchgedrungen, weil sich der Ministerpräsident dafür eingesetzt hätte. "Es ist mit Zuversicht anzunehmen, daß das (jetzt) nicht geschehen wird." Zugleich suchte er nach Anknüpfungspunkten mit dem tief verstimmt und krank in Varzin weilenden Kanzler, indem er dessen Ruhm sang. Er mahnte, nicht zu vergessen, daß das Ministerium durch seine deutsche Politik zur Rücksichtnahme auf die liberale Zeitströmung gezwungen sei. Die monarchistisch gesinnten alten Preußen dürften ihm daher mancherlei Kränkungen nicht allzusehr nachtragen. Der erste der vier Artikel, das eigentliche Alarmsignal, schloß im Stile Nelsons oder auch Blüchers: "Das alte Preußen erwartet, daß jedes Mitglied des Herrenhauses, welches von dieser Situation ein Verständnis hat, bei den bevorstehenden Beratungen seine Schuldigkeit tut".[398]

Doch tappte er wegen der Taktik, welche er einzuschlagen hatte, wenn er mit Bismarck im Einklang bleiben wollte, noch ganz im Dunkeln und suchte deswegen Moritz Blanckenburgs Rat einzuholen. Auch dieser konnte nicht volle Klarheit darüber gewinnen, was das Zweckmäßigste sei. Er schrieb an Kleist deswegen am 25. September: "Nach allen eingehenden Erkundigungen, namentlich nach den direkten Gesprächen, die Roon und Wagener mit Bismarck über dies Thema gehabt haben, kann ich mich darüber nur so äußern: Bismarck ist nach wie vor eigentlich der Meinung, daß man wohl mit dem Herrenhaus eine Kreisordnung vereinbaren kann oder mit dem Abgeordnetenhaus, aber nicht mit beiden. Man kann nun keineswegs sagen, daß Bismarck die Kreisordnung studiert hat, - ja schwerlich gelesen; im allgemeinen hat er ja den Instinkt, daß die alte unhaltbar, wenigstens als Grundlage einer völlig neuen Verwaltungsverfassung. Eulenburg hat Ausflüchte gemacht, als Roon ihn neulich in der Front darüber angegriffen hat, daß er für den Entwurf des Abgeordnetenhauses gestimmt hätte und damit gegen die ausdrücklichen Beschlüsse des Staatsministern. Er leugnet, daß sein Votum diese Bedeutung habe. Roon bedauert nun, wenn diese Angelegenheit die Wendung bekäme, daß Bismarck dem König sagte: 'Entweder Eulenburg oder Bismarck'. Natürlich würde dann der König nachgeben, aber gewiß - gedemütigt u. s. w. Das Verhältnis ist so schon wund gerieben und gedrückt. Dazu kommt, daß Bismarck keinen Kandidaten hat. Wir gehen im Innern den Weg, daß Bismarck sich völlig zurückzieht und aufs Reich allein seine Tätigkeit konzentriert.... Doch zurück zur Kreisordnung! Was soll ich dir raten? Ich würde nicht raten, bei dem Votum 'zurück in die Provinzen' zu beharren - es ist zu negativ und gibt Eulenburg Oberwasser... Forckenbeck - von Wagener befragt - hat rund erklärt, daß gar nicht daran zu denken wäre, daß das Abgeordnetenhaus mehr konzedierte, als in seinem Entwürfe enthalten wäre. "

Angesichts der unklaren Lage bemühte sich nun Roon als stellvertretender Ministerpräsident, eine Ver-

---

[397] Nathusius-Ludom an Kleist, 13. Mai 1872.

[398] Konzept der Artikel im F.A.

ständigung zwischen den Herrenhausführern, insbesondere Kleist und Kröcher, und dem Minister Eulenburg herbeizuführen, indem er mit ihnen wiederholt Konferenzen in seiner Wohnung abhielt. Doch vermochte er den Minister nicht zum Nachgeben zu bestimmen. Eulenburg gab sich vielmehr den Anschein, als ob er den Reichskanzler ganz hinter sich hätte. Er äußerte, Mitteilungen aus Varzin verlangten unbedingt eine Erledigung, mit welcher die Linke des Abgeordnetenhauses zufrieden sei. Das Herrenhaus würde nächstens doch vor die Notwendigkeit der Annahme der zu erwartenden kirchlichen Gesetze gestellt werden. Das Herrenhaus dürfe in Zukunft überhaupt keine selbständige Bedeutung mehr haben, sondern müsse den Charakter eines Senats erhalten. Der Ausblick auf die Erzwingung der kirchlichen Gesetze ließ in Kleist den entscheidenden Entschluß reifen. Während Below-Hohendorf und mit ihm einige wenige Mitglieder des Herrenhauses noch an dem umgearbeiteten Entwurf festhalten wollten, dachte Kleist (und er hatte die Mehrheit hinter sich) nur dann für diesen Entwurf zu stimmen, wenn der Minister sich entgegenkommend verhalte, sonst aber die ganze Vorlage zu verwerfen und die Einbringung eines neuen Gesetzes mit Normativbestimmungen für die Monarchie, aber unter Zurückgreifen auf die Besonderheiten der Provinzen zu verlangen. Das bedeutete den vollkommenen Bruch. Gerade das, wovon Blanckenburg, doch wohl mit Kenntnis der Bismarckschen Ideen, abgeraten hatte, sollte nun geschehen.

So ging man in die öffentliche Beratung des Gesetzes. Sie fand in den Tagen vom 23. bis 31. Oktober statt. Wieder war eine große Stunde des Herrenhauses herangekommen. "Das Haus war besucht, wie kaum je," berichtete Kleist noch zehn Jahre später voll lebendiger Erinnerung, "alle aus den Provinzen Angekommenen voll Entschlossenheit, die Position der Ritterschaft nicht gutwillig preiszugeben".[399] Gleich am ersten Tage ergriff Kleist das Wort zu einer großen Rede. Auch in der Einzelberatung übernahm er durchaus die Führung. Anfangs bewegte man sich in versöhnlicher Sprache. Allmählich kam aber einige Erhitzung hinein. Kleist durfte hervorheben, daß er durchaus nicht für den Adel als solchen in die Schranken ritte, wenn er die Schwächung der Stellung des Grundbesitzes bekämpfte, da beispielsweise in Pommern schon die Hälfte der Rittergüter in bürgerlichen Händen wäre und konservative und liberale Gesinnung bei den Gutsbesitzern abwechsle. Ein schärferer Ton wurde durch den Oberbürgermeister von Danzig, Herrn v. Winter hineingetragen, mit dem Kleist sich verschiedene Male maß. Besonders heftig wurde die Erörterung, als um die Beibehaltung des Instituts der Lehnschulzen gestritten wurde, zu deren Beseitigung sich die Rechte nicht entschließen konnte. Eulenburg erklärte die Beibehaltung für unannehmbar. Da replizierte Kleist-Retzow - es war am 26. Oktober - mit einer Schroffheit, die das ganze Land aufhorchen machte: "Ich hoffe, daß wir noch recht viel Beschlüsse fassen werden, die nach der Meinung des Herrn Ministers unannehmbar sind." Er sprach wohl so, weil er noch Rückhalt bei Bismarck zu finden gedachte. In der Abstimmung entschied sich darauf die Mehrheit gegen den Minister und für Erhaltung der althistorischen Einrichtung der Lehnschulzen. Am 29. kam es dann zu einem scharfen Zusammenstoß Kleists mit Herrn v. Winter, der höhnisch die Rückberufung des Prinzen von Preußen durch den Belgarder Kreistag im Jahre 1848 als eine reaktionäre und zu mißbilligende Kundgebung bezeichnete. Kleist fühlte sich dadurch in einer seiner schönsten und stolzesten Erinnerungen gekränkt. Er erhob sich zu einer ganz kurzen Erwiderung, die nicht nur im Hause, sondern weithin im Lande zündete: "Wenn das bespöttelt werden kann, daß ein Kreistag damals sich gegen solch wüstes hochverräterisches Geschrei erklärt hat, so halte ich die Rede des Herrn v. Winter schon dadurch gerichtet." So erhitzten sich die Gemüter. Am 31. gab Eulenburg dann die entscheidende Erklärung ab. Sie fiel so wenig entgegenkommend wie möglich aus. Mit großer Überlegenheit verkündete er, daß er bei Ablehnung seines Entwurfs unter Umständen um seinen Abschied einkommen würde. "Allein die Sache steht in diesem Falle anders. Seine Majestät haben die Überzeugung, daß das Zustandekommen einer auf den Prinzipien der Regierungsvorlage beruhenden Kreisordnung eine Notwendigkeit ist, und in dieser Überzeugung würden Sie jedem neuen Ministerium dieselbe Aufgabe stellen, die uns obgelegen hat." Nun erhob sich Kleist und gab eine augenscheinlich sehr wohl erwogene Erklärung ab, die von allen seinen Erklärungen die weitesttragenden Folgen gehabt hat: "Ich für meinen Teil würde ja allenfalls im stande sein, für einen Kreisordnungsentwurf, wie er uns gegenwärtig vorliegt, meine Stimme abzugeben. Sie wissen es, daß ich in der Kommission so gestimmt habe. M. H. ! Die konservative Partei in diesem Hause hat durch die Fassun-

[399] Kleist an Herrn v. Below-Saleske, 22. März 1882.

gen des Entwurfs, wie sie uns gegenwärtig vorliegen, ihre Hand weitaus der Staatsregierung entgegengestreckt." Hier unterbrachen ihn stürmische Ohorufe. Er wiederholte umso lauter seine letzten Worte, ohne dadurch den Widerspruch bemeistern zu können, hob scharf und bestimmt die Zugeständnisse, die von seiner Seite gemacht worden waren, hervor und fuhr dann fort: Wenn nun dennoch die Staatsregierung an den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses festhalten zu wollen erkläre, so wäre es seiner Partei unmöglich gemacht, für den Entwurf zu stimmen. "Es wird die bestimmte Erklärung abgegeben, daß, wenn das Haus nicht unbedingt das annähme, was vorgelegt worden sei, alle Mittel, welche der Regierung zu Gebote stehen, in Bewegung gesetzt werden sollen, um das Haus zu einem solchen Beschluß zu nötigen. Damit, m. H., hört die Freiheit und die Selbständigkeit des Hauses auf." Starker Beifall folgte seinen Worten. Darauf schritt man zur Abstimmung. Below stimmte aus taktischen Rücksichten mit 17 zum Teil liberalen Mitgliedern für den Entwurf der Herrenhauskommission, Kleist und Kröcher mit 143 auch die Mehrzahl der Liberalen umfassenden Stimmen gegen ihr eigenes Werk. Dann erhob sich Below-Hohendorf und begründete einen zwischen ihm und Kleist vereinbarten Antrag, der die von Kleist ins Auge gefaßte Vorlegung eines neuen, auf die Provinzen zurückgreifenden Entwurfes verlangte. Er lautete: "Das Herrenhaus wolle beschließen, für den Fall der Ablehnung des Gesetzentwurfs betreffend die Kreisordnung für die sechs östlichen Provinzen der Monarchie die kgl. Staatsregierung zu ersuchen: einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die Normativbestimmungen zu einer Kreisordnung für die gesamte Monarchie enthält, gleichzeitig aber behufs der Berücksichtigung berechtigter Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten in den einzelnen Provinzen den entsprechenden Spielraum durch Zulassung provinzialer und kreisstatutarischer Anordnungen gewährt. Diese können nach Bedürfnis durch königliche Verordnung, nach Anhörung der Provinzialvertretung, erlassen werden." Kleist hatte erst eine etwas längere Fassung aufgesetzt, die sich noch in seinem Nachlaß vorfindet. Das Auftreten des Bismarck so nahestehenden Below wirkte bestimmend auf die Mehrheit. Allgemein glaubte man, daß er vom Reichskanzler inspiriert sei. Belows Antrag wurde denn auch mit 100 Stimmen gegen 64 angenommen.

Selbst der kluge Minister des Innern, der sich in seiner Stellung noch eben so sicher vorgekommen war, verlor in dieser Lage etwas sein Siegesbewußtsein. Er lud Kleist und Kröcher zu sich zu einem Essen ein, lediglich um zu ergründen, inwieweit die Mehrheit der Herren in ihrer Opposition von Varzin aus gestärkt wäre.[400] Unterdessen stattete Below-Hohendorf dem zürnenden Zauberer in dessen pommerschem Sorgenfrei einen zweitägigen Besuch ab, um ihm Bericht über die große Schlacht der Herren zu erstatten und sich über das weitere mit ihm ins Benehmen zu setzen. Am 4. November bereits richtete er, auf der Rückreise begriffen, von seinem Gute Saleske im Kreise Stolp aus ein Schreiben an Kleist, in dem er meldete, Bismarck habe seiner Verwunderung darüber Ausdruck verliehen, daß das Herrenhaus so viel Reales an Rechten aufgegeben habe. "Es sei sein Recht gewesen, seine Forderungen zu stellen. Es habe sich aber ins Unrecht gestellt durch die unkluge feindliche Verwerfung der eigenen Amendements. Das sei wieder dieselbe fanatische junkerhafte unüberlegte Opposition des Schulgesetzes. Dort die Minorität, heute die Majorität, die einzelnen Führern folge u. s. w. u. s. w. - Von dieser Auffassung ist Bismarck nicht abzubringen. Auf die Resolution, die meinen Namen trägt, einzugehen, hat Bismarck wiederholentlich und auffällig vermieden, woraus ich mit Sicherheit schließe, daß sie Bismarcks Ideen ganz entspricht. Er kann und will die Kreisordnung direkt aber nicht in die Hand nehmen. Wir haben ohne Aufregung konferiert und sind in guter Freundschaft geschieden."

Below rechnete bei seinem Fortgange von Varzin noch mit der Möglichkeit einer neuen Vorlage, sowie dem Sturze Eulenburgs und gab Roon entsprechende Winke. Allerdings hatte er wenig Hoffnung auf einen Verlauf der Dinge in seinem Sinne. Sehr bald zeigte sich denn auch, daß Eulenburg Oberwasser behielt, wie Blanckenburg richtig vorausgesehen hatte. Kaiser Wilhelm, der natürlich die Einzelheiten nicht übersah und dem von der Gegenseite die Opposition im schlechtesten Lichte geschildert wurde, war im höchsten Maße aufgebracht über die Abstimmung des Herrenhauses. Er fand dessen Gebaren "hämisch", wie er dem Kanzler schrieb. Zu seinem Kummer konnte er sich in dem mit diesem geführten Schriftwechsel nicht über die zu ergreifenden Maßregeln verständigen. Eine Umgestaltung des Herrenhauses zu einem willenlosen

---

[400] Kleist an den Neffen Below-Hohendorfs, Herrn v. Below-Saleske, 22. März 1882.

Senat, wie sie Eulenburg angestrebt zu haben scheint, wollte er doch vermeiden, und so griff er schließlich zu dem Auskunftsmittel des Pairsschubs. Darüber gab es indes ebenfalls die heftigsten Kämpfe im Schoße des Ministeriums. Roon arbeitete, sicherlich im Sinne Bismarcks, eifrig dagegen. Ebenso kämpfte der schon damals sehr einflußreiche Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, der eben Eberhard Stolbergs Nachfolger als Präsident des Herrenhauses geworden war und zu jener Zeit das Oberpräsidium in Hannover innehatte, an zuständiger Stelle energisch dagegen, jedoch vergeblich.[401] Eulenburg rang dem Könige die Ernennung von 40 Herren ab. Als dieser unerhörte Pairsschub Tatsache werden sollte, "sträubte sich", wie Kleist schrieb,[402] "doch des lieben Königs Herz," und er ließ es bei 25 bewenden. Aber auch darum gab es noch heftige Kämpfe. "Die Wogen gehen hier hoch wie 1848-50," schrieb Kleist. "Das Herrenhaus hat doch noch im Sterben eine Lebenskraft." Roon gestand acht bis zehn zu, weil Eulenburg sich durch seine Erklärungen vor dem Herrenhause schon sehr engagiert habe. Mit Eulenburg bestanden aber vier weitere Minister auf der größeren Zahl. Sie drohten sämtlich ihren Abschied zu nehmen, wenn ihnen nicht gewillfahrt würde. "Soll um dieser Relativität willen fast das ganze Ministerium entlassen werden?" schrieb Kleist in seiner treuherzigen Weise an Andrae-Roman. "Nicht als ob ich darum traurig sein würde; aber ist es vom Könige zu verlangen? Es wird darum wohl ein großer Schub kommen." Und er kam. Am 30. November wurden die Fünfundzwanzig berufen. Noch einige Tage vorher hatte sich der Herrscher persönlich in einem Schreiben an einen der nächsten Parteigenossen Kleists gewandt, um ihn zum Einlenken zu bewegen. "Sie werden darin den Ernst autoritativen Selbstgefühls, getragen von der liebenswürdigsten Milde und Güte, das Streben nach Schonung des Bestehenden und zugleich die Überzeugung von der Notwendigkeit seiner Fortbildung finden und nicht länger zweifeln, daß es dem Herrn mit der Kreisordnung Ernst ist"; so schrieb ein Mitglied des Hauses am 26. November an Kleist über dieses Allerhöchste Handschreiben, indem er an dessen "politischen Takt" appellierte und ihn zum Einlenken ermahnte. An ein Nachgeben war natürlich bei Kleist nicht zu denken.

Bei Eröffnung der neuen Tagung wurde der Entwurf des Abgeordnetenhauses wieder vorgelegt. Nach kurzer Beratung fiel die Entscheidung. Kleist unterlag am 9. Dezember 1872 mit 91 Stimmen gegen 116; die Differenz betrug gerade 25. Below-Hohendorf konnte nicht umhin, der Art, wie der Minister des Innern seiner Sache zum Siege verhalf, Bewunderung zu zollen, indem er gegen Kleist äußerte, Eulenburg habe in der Tat mit Geschick und großer Kaltblütigkeit die Debatte durchgeführt. "Gerechtigkeit muß man auch, und vorzugsweise, dem Gegner gewähren."

Damit fand die denkwürdige Aktion ihren Abschluß. Weil Kleist die weiteren kirchenpolitischen Gesetze und die damit verbundene Beugung des Herrenhauses kommen sah, hatte er va banque gespielt. In dem Ausblick auf die in seinen Augen unrühmliche Unterwerfung der Herren unter die kirchlichen Gesetze war seine Erwägung, wie er am 22. März 1882 an den Neffen von Below-Hohendorf, den Abgeordneten v. Below- Saleske, geschrieben hat: "Dann ist ehrenwerter, das Herrenhaus bleibt für die eigentliche Grundlage unserer kommunalen Verhältnisse auf dem Kampfplatze." Ähnlich hat er sich in der Geschichte des Geschlechts v. Kleist ausgedrückt. Man kann das alte Wort des römischen Dichters hier anwenden: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Kleist-Retzow war hier der unbeugsame Cato, der das Herrenhaus gleichsam in den Selbstmord trieb. In dem Drange, charaktervoll zu handeln, übersah er die nachteiligen Folgen, die der charaktervolle Entschluß nach sich ziehen mußte. Sollten die gegen den liberalen Zeitstrom gezogenen Deiche doch einmal nicht bestehen bleiben, so wollte der Deichhauptmann sie lieber selbst zerstören. Die Kassierung der eigenen Beschlüsse am 31. Oktober 1872 war neben der Handlung in der Indemnitätsfrage und in der des Schulaufsichtsgesetzes die Handlung, die Bismarck dem Jugendfreund am meisten verdacht hat, weil dadurch eine weitere Verhandlung auf Grundlage des Herrenhausentwurfs unmöglich gemacht wurde und der dem Kanzler so überaus lästige Graf Eulenburg nun umso sicherer im Sattel saß. Das bekam Kleist bald genugsam zu hören. "Leider ist die Eule auch durch Deine Schuld fester situiert wie je," schrieb ihm Blanckenburg im Januar 1873, und am 10. März 1873 hielt ihm Bismarck in einer Herrenhausrede vor, daß die Regierung durch die Abstimmung vom 31. Oktober des Vorjahres in eine

---

[401] Kleist an Andrae-Roman, 28. November 1872.

[402] Kleist an Meinhold, 26. November 1872 (Akten des luth. Vereins).

Sackgasse gedrängt worden sei.

Die Taktik Kleists im Oktober 1872 erwies sich aber auch nach einer anderen Richtung als verderblich. Die unnachgiebige Haltung der konservativen Fraktion schädigte ihr Ansehen im Lande. Kleist und Below hatten sich mit vielen anderen einzureden gesucht, daß die bäuerliche Bevölkerung auch gegen das Gesetz sei. Dies war jedoch nur in verschwindendem Maße der Fall. Außerdem zeigte sich wieder einmal, daß Kleist allzu schwarz in die Zukunft gesehen hatte, so mißlich mancherlei Bestimmungen der Kreisordnung immerhin sein mochten. Die gesunde Kraft der ländlichen Verhältnisse behauptete sich auch diesmal. Und selbst der Baum des Herrenhauses sollte zu Kleists größtem Erstaunen in der Folge trotz des Pairsschubs und der Beugungen neue hoffnungsvolle Sprossen treiben. - Das Zerwürfnis zwischen den beiden Unzertrennlichen der Zweiten Kammer von 1849-1851 wurde von keinem dritten mehr empfunden als von Moritz v. Blanckenburg, der aber mehr zu Bismarck als zu Kleist hielt. Blanckenburg trat in diesen Jahren gewissermaßen in die Rolle des Gewissensberaters für Bismarck, die Kleist in den Jahren 1862-1866 zu spielen gesucht hatte. Er war geschmeidiger wie Kleist, hatte aber nicht den heiligen, eifernden Trieb wie dieser. Schon zu Ende der Sechzigerjahre sah Blanckenburg es kommen, daß der Kanzler stetig mehr nach links treiben würde. Im Oktober 1869 schrieb er an Kleist über Bismarck: "Ich fürchte, er bleibt körperlich unfähig, in der bisherigen Art beide Posten (Kanzleramt und Ministerpräsidentschaft) zu füllen. Nun hat er ernstlich die verrückte Idee, sich auf den Bund zurückzuziehen. Er fühlt, daß er dann noch liberaler werden muß. Ich habe nach Möglichkeit ihm vorgestellt, daß er damit das alte Preußen ins Reaktionslager treibe." Die unstaatsmännische Art, in der Kleist Fragen wie das Schulaufsichtsgesetz und die Kreisordnung behandelte, betrübte den Zimmerhäuser tief. "Wenn man, wie ich, mit allen sich Verketzernden vertraut ist," so schrieb er an Kleist am 5. Mai 1874, "ganz deutlich die Sackgasse steht, in die beide Teile laufen, dann blutet einem das Herz. Indes der Unsinn, den Ihr Kreuzzeitungsanbeter begeht, und die Riesenfehler, in die Otto sich durch Euch drängen läßt, sind so kolossal, daß ich auch anfange, zu glauben, daß Gott der Herr dies alles nicht bloß zugelassen hat, sondern daß Er den Schaden der Protestanten aufdecken will, damit sie inne werden, daß Fleisch nicht ihr Arm ist."

Schließlich kam es so, wie Kleist im Juli 1868 im Hinblick auf die liberale Politik des Kanzlers schrieb: "Ich denke und hoffe, sobald er sieht, daß damit doch nicht durchzukommen, wenn die Gefahren bis zu einer gewissen Grenze kommen, wird er der Entschlossenste und Geschickteste sein, ihnen entgegenzutreten." Fürst Bismarck vollzog seine große Rechtsschwenkung. Und dann fügte es sich, daß die beiden Patrioten sich auf einem anderen Boden als dem des Herrenhauses fanden und miteinander aussöhnten.

3. In der Sozialreform. 1878-1892

Einzug in den Reichstag

Es war früher der Wunsch Kleists gewesen, in die Arena des Reichstags zu steigen. Zwar hatte er in seiner müden Stimmung bei der ersten Reichstagswahl im Jahre 1867 wenig Lust verspürt, sich um das Mandat, das sein Heimatkreis mit dem Dramburger und Schivelbeiner zusammen zu vergeben hatte, zu bemühen. Erkannte er doch, daß seine selbständige Stellung gegenüber Bismarck von den Eingesessenen nicht gern gesehen wurde. Man warf ihm sogar vor, er hätte sich mit Gerlach identifiziert, was notorisch unrichtig war. Der junge Landrat des Schivelbeiner Kreises, Dr. Freiherr v. d. Goltz, stand ihm mit unverhohlener Abneigung gegenüber. Ohnehin ließ Kleists wirtschaftliche Lage ihm, wie wir wissen, einen dauernden Aufenthalt in Berlin nicht erwünscht erscheinen. Zum Teil waren diese wirtschaftlichen Fesseln durch seinen großen Wohltätigkeitsdrang bedingt. Hielt es doch Schede bei Gelegenheit der Verpachtung Kieckows im Jahre 1866 für angebracht, ihm dringend Maßhalten in dieser Beziehung zu predigen: "Hüte Dich nur ja, mein Lieber, daß Du nicht in Deinem Liebeseifer alle pekuniären Vorteile dieser neuen Einrichtung für andere Zwecke opferst und die Mittel Dir nachher fehlen, wenn Du in der Stadt wohnen willst. Ich wollte, Dein Schwager Graf Eberhard hielte Dich darin im Zaume." So verzichtete Kleist 1867 leichten Herzens auf eine Wahl und trat für den einarmigen Arnim-Heinrichsdorf ein. Bei der unter dem Eindruck der Reichsgründung im Herbst 1870 einsetzenden Wahlbewegung regte sich aber in ihm wieder der Drang, sich zu betätigen, und so bot er sich selbst als Kandidaten an. Allein es zeigte sich, daß er die Stimmung nicht für sich hatte. Vor allem wurde sein kirchlicher Standpunkt abgelehnt. "Manche Leute sprechen die Furcht aus, ich mache sie doch noch alle katholisch," schrieb er selbst an den Superintendenten Meinhold. Zwar trat der ihm befreundete Landrat des Belgarder Kreises, Herr v. Hagen, sofort für ihn ein, obwohl er vorher für den Schivelbeiner Landrat, den kirchlich liberalen Freiherrn v. d. Goltz, geworben hatte. Doch trug der kluge und energische, erst 33jährige Goltz über den greisen, berühmten Oberpräsidenten den Sieg davon. Durch eine dritte Kandidatur, die des mit Kleist auf demselben Boden stehenden Landrats des Dramburger Kreises, v. Knebel-Döberitz, wurden die Stimmen bei der Hauptwahl zersplittert. Bei der Stichwahl fielen 5542 Stimmen auf Goltz, 4609 auf Kleist. Damals lernte Kleist die krankhafte Empfindlichkeit der Judenschaft kennen. Hatte er sich doch erlaubt, in seiner Rede zur Adresse des Herrenhauses am 21. Dezember 1870 eine Parallele zwischen der deutschen und der jüdischen Königswahl zu ziehen. "Die Juden wählten wie wahnsinnig wegen meiner letzten Herrenhausrede," schrieb er darüber an Schede. Auch sein Eintreten für das Tabaksmonopol in einem Flugblatte mag ihm manche Stimme verscherzt haben.

Bei der im Sommer 1873 an Stelle des zurückgetretenen Hermann Wagener erfolgenden Neuwahl im Neustettiner Wahlkreis wollte man anfangs Kleist aufstellen. Hier hatte er gute Freunde. Vor allem gehörte der dortige Landrat v. Busse, ein tapferer und grundehrlicher Konservativer, zu seinen getreuesten Anhängern. Aber auch einer der angesehensten Grundbesitzer, Herr v. Bonin-Wulflatzke, erwärmte sich für Kleists Kandidatur. Dieser rechnete auf allgemeine Zustimmung, wenn Kleist aufgestellt würde, und bat diesen daher um seine Einwilligung. Kleist sagte sehr widerstrebend zu. Da begann die Regierung mit Hochdruck gegen Kleist-Retzow zu arbeiten. Es war im Mai 1873. In jener Zeit wirkte sein Name wie das rote Tuch auf den Stier auf alle, die mit der Regierung gingen. Der Kösliner Regierungspräsident v. Kamptz bereiste sofort den Wahlkreis und trug dann Kleist in einem Schreiben vom 15. Mai sehr entschieden den Wunsch vor, er möchte zurücktreten: "Ich habe mit sehr vielen Konservativen gesprochen. Man will, um es offen auszusprechen, den Reichskanzler nicht verletzen. Ich würde es sehr beklagen, wenn die konservative Partei im Kreise veruneinigt würde. Beispielsweise der Kreisgerichtsdirektor Stellter in Neustettin, welcher als Führer derjenigen Konservativen gilt, welche zugleich eine weniger kirchliche Richtung verfolgen, erklärte mir, er sei bereit, mit seinem Anhange für jeden Konservativen, der aufgestellt werde, zu stimmen, wenn aber Eure Hochwohlgeboren der Kandidat sein würden, so würde er seinerseits einen der Herren Minister aufstellen." Er gab es Kleist daher anheim, die ihm, "wie er wisse, oktroyierte Kandidatur" abzulehnen. Ebenso veranlaßte der Präsident Herrn v. Bonin, die Aufstellung Kleists zurückzuziehen. Kleist erwiderte, er hätte in der Tat seinerzeit dringend gebeten, von seiner Aufstellung Abstand zu nehmen. "Aber jetzt nachträglich mein damaliges Wort zurückzunehmen und zu erklären, die Wahl unter keinen Umständen annehmen zu

wollen, würde ich gegen die Treue halten." Doch jener Kreisgerichtsdirektor Stellter, ein gewandter Mann von sprudelndem Witz, der Kleist noch besonders gram sein mochte, weil dieser vor drei Jahren seine Wahl ins Abgeordnetenhaus verhindert hatte, scheint recht lebhaft Stimmung gegen ihn gemacht zu haben. Als darauf auch Herr v. Bonin unter dem Regierungsdrucke zurückzupfte, war Kleist frei. Immerhin stimmte noch eine Anzahl Konservativer bei der am 8. Juli erfolgenden Wahl gegen Arnim-Heinrichsdorf für Kleist. Die Regierungspresse, voran die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, das wichtige Organ, das sich Bismarck geschaffen hatte, verzeichnete seine Niederlage mit großer Genugtuung.

An demselben Tage, an dem Herr v. Bonin zurückzog, wandten sich nun aber, vertreten durch den wackeren lutherischen Pfarrer Schmalenbach in Mennighüffen, die treuen Ravensberger an ihn mit der Bitte, für sie zu kandidieren. Am 23. Mai hatten Vertreter der konservativen Partei des Kreises Herford-Halle einstimmig beschlossen, Kleist das von ihnen zu vergebende Mandat, das bisher der eben verstorbene Minister v. Bodelschwingh inne gehabt hatte, anzutragen, und in deren Namen fragte jetzt Schmalenbach bei Kleist an. "Wir hoffen auch unter den gegenwärtigen Umständen oben zu bleiben. Ich bitte freundlichst, falls nicht dringende Hindernisse entgegenstehen, uns zuzusagen." Kleist versprach für den Fall der Wahl Annahme. Aber er sollte auch hier die Macht der Regierung fühlen. Gegen ihn trat der Landrat des Kreises Herford, Herr v. Borries, als Kandidat der Nationalliberalen auf und wurde bei der Wahl am 10. Januar 1874 von diesem urkonservativen Wahlkreise gewählt. Kleist erhielt 5198 Stimmen, der Gegner 6676. Schmalenbach schrieb nachher: "Wir hätten sicher für Sie die Majorität gehabt, wenn nicht der Gegenkandidat der Landrat gewesen wäre, für welchen die Subalternbeamten agitierten und agitieren mußten." Das Verhalten des Neustettiner und des Halle-Herforder Kreises bei diesen Wahlen zeigt schlagend, wie Bismarck es in der Hand hatte, die Wahlen in seinem Sinne zu beeinflussen. Hätte er gewollt, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, schon zu Anfang der Siebzigerjahre eine nennenswerte konservative Reichstagspartei zu schaffen.

Trotz dieser Mißerfolge bei den Kandidaturen zum Reichstage sollte Kleist nicht aus der Reihe derer verschwinden, die auf den Schild erhoben wurden. Der Ruf des feurigen Greises nahm von Jahr zu Jahr zu. Er selbst verlor aber nach den wiederholten Fehlschlägen die Lust, sich noch einmal für diese Sache einzusetzen. Er sorgte sich auch, daß er im Reichstag in einen noch größeren Gegensatz zu Bismarck kommen würde; schon jetzt lastete dieser Gegensatz schwer genug auf ihm. Zudem fühlte er sich mehr denn je in seinen Geldmitteln beengt, da seine heranwachsenden Söhne an seinen Beutel naturgemäß höhere Anforderungen stellten. Der eine besuchte bereits die Universität. Ein zweiter sollte dahin folgen. Auch mit den Pachtzahlungen hatte er Schwierigkeiten. Nicht immer zahlten die Pächter. Als die pommersche Genossenschaft der Johanniter Kleist im Herbst 1876 an Stelle des zurückgetretenen Grafen Krassow zu ihrem Kommendator wählen wollte, einer Stellung, für die er, seiner ganzen Persönlichkeit nach, wie geschaffen war, sah er sich zu seinem Schmerze gezwungen, dies abzulehnen, da die mit diesem Amte verbundenen Repräsentationspflichten für ihn zu kostspielig waren. Nun fragte am 3. September 1876 der Freiherr v. d. Horst auf Hollwinkel als Führer der Konservativen des Wahlkreises Minden-Ravensberg bei ihm an, ob er für die nächste Wahl für einen der westfälischen Kreise kandidieren wolle. Er lehnte ab. Noch entschiedener versagte er sich, als ihm am 27. November desselben Jahres zwei Katholiken aus Wiedenbrück auf Beschluß eines Wiedenbrücker Wahlkomites für den Wahlkreis Bielefeld-Wiedenbrück ein Mandat anboten und ihm mit Hilfe der Konservativen eine sichere Wahl in Aussicht stellten. Ebenso lehnte er ein ihm von Lauenburg-Stolp angetragenes Mandat ab. Nun aber wartete seiner eine Überraschung. Ganz plötzlich erfuhr er im Dezember 1876, daß der getreue Schmalenbach ihn wieder für Halle-Herford aufzustellen gedachte. Einigermaßen aufgebracht fragte er da bei diesem an, ob das wahr sei, und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er dies tue, ohne ihn zu fragen. Er erklärte, es sei ihm unmöglich, eine Wahl anzunehmen. Reuig schrieb Schmalenbach zurück: "Es ist freilich wahr, wie Sie berichtet sind, daß unser Wahlkreis Sie zum Reichstagskandidaten ausersehen hat. Es sind bereits 19 000 Wahlzettel mit Ihrem Namen gedruckt, und alles ist dafür instruiert, Sie am 10. Januar zu wählen. Dieses Mal liegt für uns die Sache günstiger, weil der Landrat kein Mandat mehr annehmen kann. Wir hoffen ziemlich sicher auf Erfolg. Wir glaubten ein gewisses historisches Recht auf Sie zu haben. Besonders lag uns aber daran, als evangelisch-lutherische Wähler einen Mann aufzustellen, der dafür bekannt ist, daß er voll und fest für den evangelischen Glauben eintritt, und es ist niemand, um den wir uns so leicht sammeln könnten, als um Ihren Namen." Er beschwor ihn, anzunehmen.

Nun war Kleist wieder vor eine große Frage gestellt. In gewisser Beziehung bestanden Ähnlichkeiten mit der Schicksalsfrage, die im Juli 1851 an ihn herantrat. Doch ganz so kampfesfreudig fühlte er sich augenblicklich nicht mehr, wie damals, als der König ihn an den Rhein sandte. Innerlich mochte er sich schon nahezu entschieden haben, als Schmalenbach so stürmisch bittend vor ihn trat. Denn dieser ohne alles Zutun erfolgte dringende Ruf war gewiß vocatio divina, wie Hengstenberg gesagt haben würde. Doch er wehrte sich noch hartnäckig gegen den Ruf und machte seine Entscheidung von dem Rat seines nächsten Freundes abhängig. Einer seiner Vertrauten in der Belgarder Gegend, Holtz auf Alt-Marrin, der später geadelt wurde, redete ihm scharf ins Gewissen: er müsse zusagen. In dieser Lage schrieb Kleist an Schede: "Es gibt keinen Mann auf Erden, dem ich so nahe stehe und dessen Ansicht und Rat ich so gern höre, so schwer entbehre. Gerade jetzt bewegt mich eine Sache aufs tiefste, und es drängt mich, Dich zu hören." Er setzte ihm darauf den Sachverhalt auseinander. "Nun glaube ich doch 'nein' sagen zu müssen." Denn er komme mit seinen Einkünften nicht aus. "Ich glaube, im ganzen so mäßig zu leben und mich zu halten, wie möglich, und wüßte kaum, wo wesentlich einzusetzen wäre, als Fernbleiben vom Herrenhause, das erspart etwa 700 Taler jährlich. Dann darf ich aber in dem Augenblick kein Verhältnis freiwillig eingehen, welches ein ganz analoges und ebenso kostspieliges ist. Der Reichstag hat ja meist nur die materiellen Angelegenheiten, und so wichtig, interessant, einflußreich sie sind, es wäre doch eine große Eitelkeit und Torheit, zu meinen, daß ich dabei irgend etwas Wesentliches ausrichten könnte. Was es mir am schwersten macht, das ist die Liebe der Ravensberger, welche es mir ungesucht, ja gegen meinen Willen antragen und die Mühen und Schäden einer eventuellen Neuwahl nicht scheuen. Die sogenannten Konservativen wünschen wohl meine Anwesenheit nicht einmal, so daß ich vielleicht recht isoliert dort stehen würde. Doch das bewegt mich nicht bei der Sache. Ist es Gottes Weg, wird er dort auch Rat und Kraft geben, übermorgen entscheidet sich die Wahl, Sonntag wird das Resultat festgestellt. Heute über acht Tage werde ich mich entscheiden müssen." Wie Schedes Antwort ausfallen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Er riet Kleist dringend zur Annahme. Er riet ihm zugleich, das Gasthofleben zu meiden, das seine Gesundheit untergrabe und seine Kasse erschöpfe. "Wenn Du Dich entschließen kannst, hier Dich dauernd wohnlich einzurichten und nicht als seigneur, aber anständig - eingeschränkt zu leben, so halte ich das für ausführbar. Der Schwerpunkt Deiner öffentlichen Tätigkeit liegt hier, nicht in Pommern. "

Noch am Tage der Wahl schrieb Kleist an Ranke, daß er bei seiner Ablehnung beharren zu müssen glaube. Als dann aber gleich darauf Schedes Zeilen kamen, entschloß er sich doch zur Annahme und depeschierte deswegen an Schmalenbach. "Noch weiß ich nicht, ob ich im Ravensbergischen gewählt bin," schrieb er seinem Sohn Jürgen. "Ist es der Fall, so bin ich jetzt entschlossen, vornehmlich auf Schedes Drängen, die Wahl anzunehmen, um nicht eigenwillig Gottes Fügung entgegenzutreten. Ich fürchte fast, die mancherlei Schwierigkeiten, welche just auf mir liegen, fesselten meinen Blick zu sehr an die Erde." Inzwischen hatte der Wahlkreis Halle-Herford seinen Willen kundgegeben. 8473 Wähler - wohl zumeist Bauern - stimmten am 10. Januar 1877 für Hans v. Kleist-Retzow. Sein einziger Gegenkandidat, ein Nationalliberaler, erhielt nur 4726 Stimmen. Von einer glänzenden Mehrheit gewählt, konnte Kleist nun seinen Einzug in den Deutschen Reichstag halten. Fortan, bis daß der Tod dazwischentrat, sollte der jugendliche Greis zu den anziehendsten Charaktergestalten des Hauses zählen. Mit unwandelbarer Treue hielten die wackeren Westfalen an ihm fest. Fünfmal noch entschied das schlimme Würfelspiel des allgemeinen Stimmrechts darüber, ob er das Mandat behalten sollte oder nicht. Bei jeder Wahl aber stieg aufs neue unbestritten sein Name aus den Urnen als gewählt hervor. Niemand wird diesem innigen Verhältnis zwischen den frommen Nachkommen der Volksgenossen Widukinds und dem kampfesfrohen aufrechten Sproß pommerschen Uradels die Poesie absprechen können.

Gegen Andrae-Roman, der Bedenklichkeiten wegen Kleists wirtschaftlicher Lage erhoben zu haben scheint, verteidigte sich Kleist nun: "Es hat mir einen sehr ernsten Kampf gekostet, ob ich meine Wahl annehmen dürfte, weil ich im vollen Ernst mich dort sehr entbehrlich halte. Wenn aber Gott mir gegen meinen entschiedenen Willen die Stätte bereitet und die treuesten Freunde sagen: Du mußt - dann laß mir nun auch voll die Freude und den Segen des Glaubens. 'Fürchte dich nicht, glaube nur,' habe ich mir selbst zum Wahlspruche genommen; ich möchte ihm nicht untreu werden." Die Ravensberger waren selig, als die Zusage eintraf. Der Superintendent Huchzermeier äußerte zu Schmalenbach, als ihm dieser in einer großen Versammlung Kleists Depesche zeigte, das sei das Beste, was Schmalenbach sprechen würde. Mit einer

gewissen Genugtuung durfte der Mennighüffer Pfarrer Kleist auf seine Frage antworten, daß der westfälische Kreis Halle allerdings zur Grafschaft Ravensberg gehöre. Der eigentliche Ravensberg, ein kleiner Berghügel mit der alten Ruine, liege dicht bei dem zum Kreise Halle gehörigen Städtchen Bergholzhausen. Auch Enger, die alte kleine Widukindsstadt, liege im Kreise Herford, und noch zeige man einen Feldweg, den Wittekindspad, welchen Widukind oft gegangen sein solle. Kleist hatte mit jenem Sachsenhelden, der so tapfer und zähe den alten Götterglauben seines Volkes verteidigte, etwas Wahlverwandtes. Der treue konservative Geist, der sich in Widukind sozusagen monumental verkörpert findet, zog ihn an. Es war ihm eine Lust, gerade diese kernhafte Bevölkerung zu vertreten, deren Herzog Widukind gewesen war.

Die erste Frage, die entstand, als Kleist Mitglied des Reichstages geworden war, betraf sein Verhältnis zu der konservativen Partei dieser Körperschaft, die so wesentlich mehr Wandlungen in neuerer Zeit durchgemacht hatte, als die des Herrenhauses, und nur allzusehr in der Furcht vor der eisernen Hand Bismarcks lebte. Schon seit langem hatte Kleist bemerkt, daß er den Parteigenossen nicht gerade bequem war. Drastisch zeigte ihm das die Stelle eines Briefes Blanckenburgs an ihn vom Juli 1870: "Laß Dir nichts merken, daß ich Dich hiervon in Kenntnis gesetzt habe - sie scheinen sich vor Dir etwas zu graulen." Als Blanckenburg bald nach den Verhandlungen über das Schulaufsichtsgesetz daran ging, die Partei mit Hilfe eines neuen Programms umzugestalten, und es sich darum handelte, an Stelle Beutners den gewandten Nathusius-Ludom an die Spitze der Kreuzzeitung zu bringen, suchte der Zimmerhäuser, auf eine Verständigung zwischen dem Reichskanzler und Nathusius hinzuwirken, und benutzte dazu neben Wagener auch Kleist. Eine Haupttriebfeder war für ihn dabei die brennende Sorge vor der Überwucherung des Kapitals. Schon im Juni 1870 hatte er, anknüpfend an den von ihm mit Eduard Lasker im Norddeutschen Reichstage eröffneten Kampf gegen die Überschüttung der Börse mit Spielpapieren und die von dem neuen Finanzminister Otto Camphausen dabei beobachtete Haltung,[403] in einer Erörterung über das konservative Programm an Kleist geschrieben: "In erster Linie steht jetzt alles, was Börse heißt. Da wird die Nation geradezu ruiniert, selbst moralisch, abgesehen davon, daß der Staatskredit völlig trocken gelegt wird, und nur noch die Börsenkönige wirkliche Könige sind und die politischen Könige ihre Vasallen. Alle Börsenleute, die noch einen Funken Patriotismus haben, räumen mir dies - es in die Ohren zischelnd - ein. Mut, es selbst zu sagen, hat niemand. Die Konservativen wären mir in letzter Stunde alle davon gelaufen, wenn ich mich nicht unter die Flügel dieses wunderbaren Menschen 'Lasker' gerettet hätte, der sich mit einem rücksichtslosen moralischen Mute benahm und mir im Weißen Saale beim Abschied sagte: 'Unser Feldzug ist ein moralischer Sieg - wir wollen diesen in nächster Session mit aller Energie verfolgen. Ich sehe es als einen Gewinn an, daß Herr Camphausen sich als Bourgeoisminister entpuppt hat. Einen solchen kann das Vaterland nicht mehr ertragen.'" Nathusius-Ludom war nun gerade ein Mann, der den Kampf gegen die Börse aufzunehmen gewillt war. Bismarck sah aber höchst mißmutig drein, als Nathusius aufkam, weil dieser unter dem Banne der Gerlachschen Ideen stand. Darüber schrieb Blanckenburg im August 1872 an Kleist: "Das Programm! Bismarck hat es Satz für Satz durchkorrigiert und mit Wagener en detail besprochen. Wagener kennt seine Ideen über Kirche und soziale Frage genau - macht die Arbeiten und schwört auf richtige Doktrin in diesen Dingen. Ich fing nun gerade hiervon in Varzin an - ich meine Programm!" Er hätte gegen Bismarck erklärt: "Es kann ja gar nichts aus der Sache werden, wenn nicht die Kreuzzeitung in dieser Richtung belebt und erfrischt wird, statt daß sie schwankend in der Ecke steht." Darauf wäre Bismarck aufgebraust; "Wenn der junge Nathusius klüger wie alle alten Parteileute ist und das Programm ruiniert, gegen dasselbe schreibt, - dann wird die Kreuzzeitung Winkelblatt, ich kann nicht jedem Hansnarren nachlaufen!" Dazu bemerkte Blanckenburg in dem Briefe an Kleist: "Ich schreibe Dir dies wortwörtlich. Du wirst doch gewiß Ludom kennen, und Du kannst hierbei viel Unheil verhindern. Die Kreuzzeitung war mein hauptsächlichster Grund, warum ich nach Varzin ging. Meine Sorge war ja nur die, daß sofort ventre à terre die konservative Opposition mit dem Programm des christlich-germanisch-ständischen Staates losgehen sollte! Es war mir nun unmöglich, direkt selbst meine Meinung zu sagen, und deshalb wende ich mich an Dich, damit Nathusius erfährt, wie ich und Wagener diese Dinge ansehen. Nathusius muß schief laufen, wenn er nicht informiert wird, und wenn er

[403] Vgl. Sten. Berichte des Norddeutschen Reichstags vom 18., 20. u. 25. Mai 1870, insbesondere die Reden Camphausens auf S. 999 f., 1198 ff., Blanckenburgs auf S. 1000 ff. und Laskers S. 1004 ff.

nicht, namentlich in den Hauptfragen, weiß, was eigentlich Bismarck will. Wagener hatte von Bismarck den Auftrag, ein Promemoria zu schreiben über die soziale Frage (die bald mit der kirchlichen identisch sein wird). Dies Promemoria ist heute (ni fallor) an Bismarck abgegangen, und soll Wagener, wenn Bismarck es studiert hat (!), nach Varzin. Bei dieser Gelegenheit will Wagener versuchen, Bismarck zu pressen, für die Kreuzzeitung und andere Organe diejenigen Punkte zu bezeichnen, die sozusagen conditiones sine qua [so] non sind - in denen er also eine Opposition als verhängnisvoll ansehen würde, und diejenigen, die er freigibt."

Alle diese Bemühungen, Nathusius an den Wagen Bismarcks zu spannen, sollten vergeblich sein. Nathusius wurde vielmehr einer der schärfsten Gegner des Reichskanzlers. Das Mißtrauen, das dieser von Anfang an gegen ihn gehegt hatte, sollte sich als durchaus begründet erweisen. Nathusius war derjenige, der die bekannten Äraartikel veranlaßte, die einen der heftigsten Zornesausbrüche Bismarcks vor dem Lande hervorriefen. Darüber gibt eine Zuschrift des Ludomers an Kleist Aufschluß: "Die jetzigen Leitartikel, die hoffentlich Sensation machen werden und sehr viele Agrarier etc. über das hinwegsehen lassen, was sie in kirchenpolitischer Hinsicht an uns tadeln, hat auf meine Bestellung Perrot geschrieben. Ich habe sie dann, weil zu derbes Auftragen oft den Effekt störte und die Artikel an Wiederholungen und nicht scharfem logischen Vorwärtsschreiten litten, hier in Ludom überarbeitet." Die Artikel weckten in Zimmerhausen und bei vielen anderen Freunden Kleists die tiefste Entrüstung. Blanckenburg schrieb nach Kieckow: "Wir sind alle in hiesiger Gegend, d. H. Kreuzzeitungsleser, erstaunt, wie solche jammervolle Leistung möglich ist. Beim Schluß der Session sagte ich: Mir ist es unbegreiflich, wie die Konservativen sich die Kardorffsche Rede haben entgehen lassen können. Sie müssen doch wenig Staatsmänner sein, die nicht begreifen, daß, wenn jemals, jetzt der Moment wäre, eine sachliche gediegene Opposition einzusetzen auf dem Wirtschaftsgebiet contra Camphausen - Delbrück! Und jetzt? Also so, auf diesem Personenwege denkt die Kreuzzeitung Effekt zu machen?" Wie Kleist die Perrotschen Artikel beurteilt hat, läßt sich nicht ersehen. Immerhin bewahrte er Nathusius eine wohlwollende Haltung. Als Nathusius 1876 die Kreuzzeitung aufgeben mußte, machte es dessen Nachfolger, Herr v. Niebelschütz, gar nicht nach Kleists Sinn. Kleist fand die Zeitung mager und farblos und teilte das dem armen, der großen Aufgabe, wie seinerzeit Beutner, nicht gewachsenen Niebelschütz in seiner nicht mißverständlichen Weise mit.

Während die Äraartikel das Verhältnis der Kreuzzeitungsrichtung zur Regierung und zu Bismarck vergifteten, schwebten gerade die Verhandlungen zur Gründung der deutschen konservativen Partei. Sie begannen bereits zu Anfang des Jahres 1875 bei Schluß der Reichstagssession. Kleist erhielt darüber von einem jungen, neuvorpommerschen Magnaten ausführlichen Bericht. Darin hieß es: "Bei Besprechung der einzelnen Namen, die wir auffordern wollten, trat uns der Deine selbstverständlich mit zuerst entgegen; dennoch schien es uns - in Berücksichtigung doch einmal vorhandener Vorurteile, richtiger, für die Bildung eines Zentralkomitees Dich nicht aufzufordern, weil wir fürchten mußten, dadurch einen Teil der Leute, deren Farbe für den Erfolg noch mitwirken muß, kopfscheu zu machen." Hier las Kleist es gleichsam offiziös, was Blanckenburg ihm schon vor Jahren anvertraut hatte: man graulte sich vor ihm. Das war geeignet, herbe Empfindungen in ihm wachzurufen. Trotzdem er sich so gewissermaßen von den eigenen Parteigenossen an die Wand gedrückt fühlen mußte, spielte er doch nicht den Verletzten. Vielmehr setzte er seine ganze Kraft dafür ein, das Unternehmen, das anfangs einen sehr bescheidenen Charakter trug, in großem Stile organisieren zu helfen. Nachdem in Berlin und Frankfurt a. M. Besprechungen der Parteiführer stattgefunden hatten, erließ der gewandteste unter ihnen, Helldorff-Bedra, der einst unter Kleist Regierungsreferendar in Koblenz gewesen war, unter dem 17. Juni ein Rundschreiben nebst Entwurf zu einem Aufruf zwecks Gründung einer "deutschen konservativen Partei". Kleist ließ sich eine große Anzahl dieser Schriftstücke kommen und versandte sie sämtlich mit dem Zusatz, daß Graf Krassow an den entscheidenden Besprechungen teilgenommen hätte. Diesen liebenswürdigen rügischen Magnaten, der kirchlich vielleicht noch weiter ging, wie Kleist, und lange nicht so realpolitisch angelegt war, wie dieser, als Politiker überhaupt nicht mit ihm verglichen werden konnte, hatte man aufgefordert. Das benutzte Kleist nun, um seinen Bekannten das Parteiprogramm schmackhaft zu machen. Von den meisten erhielt er zusagende Antwort, so von den Grafen Alvensleben-Erxleben, Carmer, Lehndorff, Schlieben-Sanditten, Kanitz- Podangen, dem Freiherrn v. Mirbach-Sorquitten und vielen anderen. Aber einige versagten sich auch, voran Graf Lippe, der in ausführlichem Schreiben seine Ansicht entwickelte, weshalb die Gründung einer "deutschen" kon-

servativen Partei keinen Sinn hätte. Auch der alte Freund Kröcher lehnte den Beitritt ab, weil er die deutsche Einheit zu stark betont fand. Ebenso rückte Schede weit ab von dem die Souveränität des Staates über die Kirche anerkennenden Programm und sprach Kleist sein Befremden darüber aus, daß er dazu seine Unterschrift gegeben hätte. Der Sorquittener erklärte es für selbstverständlich, daß er beitrete; aber er meinte doch schon damals, daß der Schwerpunkt auf die Agrarpolitik zu legen sei. "Hier ist mit einem konservativen Programm und einer konservativen Agitation gar nichts zu machen," schrieb er am 3. Juli 1876, "sondern nur mit einem Vorgehen im Sinne der Agrarier."

Einmal Mitglied, verfehlte Kleist nicht, seine Stellung zu markieren und zu verstehen zu geben, daß er nicht gewillt sei, liebedienerisch gegen die Regierung zu sein. "Will die Partei ihre Grundsätze nicht verleugnen, so kann sie nicht mit der Regierung verschwimmen, so muß sie derselben ein Pfahl im Fleische, eine Gewissenserweckung sein," schrieb er dem Vorstand am 31. Juli 1876. Man sieht, er fühlte sich noch immer als Bismarcks keeper of the conscience. "Gewiß," so fuhr er in jenem Schreiben fort, "könnte nichts erwünschter sein, als daß die Regierung schon gegenwärtig den Nationalliberalen einen Scheidebrief ausstellte und uns zufiele; ich halte weder das eine, noch das andere für wahrscheinlich, und die Hoffnung auf einen Bruch mit den Nationalliberalen für trügerisch. Die Regierung wird jetzt eine Spaltung der Konservativen wie der Nationalliberalen und eine Vereinigung der beiden Mittelgruppen zu ihrer Unterstützung wünschen, von jenen, die mehr nach links, von diesen, die mehr nach rechts neigen. Jene Spaltung ist bisher vermieden, ich habe, was möglich, dazu getan und danke Ihnen, in gleichem Sinne gewirkt zu haben. Eine konservative Partei hat nur das nötige Salz und die ausdauernde Spannkraft, wenn sie getragen, belebt wird von den Grundsätzen der Kreuzzeitung; verleugnet sie die, so rollt sie nach dem natürlichen Lauf der Dinge, zumal bei den die Gegenwart beherrschenden materiellen Ideen, doch unaufhaltsam mit in den allgemeinen Abgrund."

Dieser unbeugsame Charakter war jetzt Mitglied der Reichstagsfraktion geworden. Man versteht es, daß die meisten unter den Reichstagskonservativen ein Gruseln überkam, als er einzog. Er hatte dafür nur ein Achselzucken. Seinem Sohn Jürgen schrieb er darüber im Februar nach seiner Wahl: "Den schwächlichen Konservativen ist nun schon vor mir angst und sehr bedenklich, mit mir in derselben Fraktion zu sein." Wie der älteste Sohn sich entsinnt, von dem Vater gehört zu haben, hat Bismarck sogar verlangt, daß die Konservativen des Reichstags Kleist-Retzow nicht in ihre Fraktion aufnähmen. Dem widersetzte sich jedoch der Vorsitzende der Fraktion, der tapfere Herr v. Seydewitz, später Oberpräsident von Schlesien, entschieden. Kleist wurde aufgenommen. Freilich scheint er damals selbst erkannt zu haben, daß er sich in den letzten Jahren bei seiner Stellungnahme in der Politik öfter vergriffen hatte. Man wollte an ihm ein einlenkendes Verhalten bemerken. Verwundert und erfreut schrieb Roon darüber an Blanckenburg. Er wußte von Erzählungen einer Stolbergschen Verwandten Kleists zu berichten, nach denen der "rhetorische Hans" seine im Herrenhause konsummierten politischen Fehler jetzt einsähe. Aber der alternde Feldmarschall zweifelte, daß es so bald zu einem Ausgleich zwischen den entzweiten Freunden kommen würde. Die Erbitterung Bismarcks wäre zu tief.

Mittlerweile bemerkte Kleist Zeichen dafür, daß eine Zeitenwende sich vorbereitete. Schon durfte er aufhorchen, als ein neuer Günstling des leitenden Staatsmannes, Herr v. Brauchitsch, ihm im September 1877 davon berichtete, daß Bismarck mit sich von einer Verständigung mit den Konservativen überhaupt reden ließ. Wenn der Kanzler davon sprach, daß ein vertrautes Verhältnis mit der neubegründeten Partei so lange unmöglich sei, als ihr noch "Deklaranten" angehörten, so war dies leicht als facon de parler kenntlich. Noch bemerkenswerter war es, daß der wieder einmal mit Abschiedsgedanken beschäftigte Fürst jetzt ausdrücklich den Rücktritt des ihm unleidlichen Ministers des Innern Fritz Eulenburg und anderer Mitglieder des Staatsministeriums (Camphausen und Achenbach), sowie einzelner Oberpräsidenten, wie Patow in Magdeburg und Horn in Königsberg, als Bedingung seines Wiedereintritts verlangte. Sehr bald wußte Kleist, daß es sich hier um Einleitung einer neuen Wirtschaftspolitik handelte. Aber er stellte dabei Erwägungen an, wie die: "Zunächst ist es Seine Majestät der König, welcher Eulenburg, den Freimaurer, nicht gehen lassen will, und wir sollen diese königliche Prärogative schonen und decken. Endlich: was wird das Resultat sein? Bismarck hat zunächst anzuerkennende Absichten. Er will ein entschieden besseres - antiliberales, indirektes Steuersystem. Er will die weitere Abschwächung der Regierungsgewalt und

Demokratisierung in der Städteordnung verhindern. Er hat Bedenken, die Kreisordnung etc. am Rhein und in Posen einzuführen. Das können wir nur billigen und ihn darin nur unterstützen. Aber freilich durch welche Mittel? Dadurch, daß er parlamentarischen Nationalliberalen wichtige Ministerien gibt, indem er nach seiner Klugheit meint, durch diese allein derartiges erreichen zu können. (Er scheint sie mit einem Finanzminister abspeisen zu wollen. Sie fordern auch das Innere für Forckenbeck.) Sie haben schon viel heruntergeschluckt. Aber freilich, was würde der Kaufpreis sein? Nicht: Verbesserung der Gewerbeordnung. Nicht: Milderung des Kirchenkonfliktes. Weiteres Eindringen des ganzen liberalen Wesens in unser Staatsleben, vornehmlich wirklich ausgebildetes parlamentarisches Regiment. Ich weiß nicht, ob es angebracht ist, zur Zeit, wo noch hinter den Kulissen operiert wird, dies mehr Vermutungen sind, die Sache in solcher Weise bloßzulegen. Und doch, wenn man der Sache auf den Grund gehen will, mußte es geschehen."[404]

Wie man sieht, konnte er noch nicht recht Mut fassen, auf einen Systemwechsel zu hoffen.

Im Reichstage begann er unterdessen Lorbeeren zu pflücken. Wie so ganz anders ging es in diesem Hause zu, als bei den ruhigen Herrenhausverhandlungen! War es dort zu lebhafteren Auftritten für ihn meist nur gekommen, wenn er mit Bismarck und Falk über die allerfundamentalsten Fragen aneinander geriet, so fand er hier vollauf Gelegenheit, sich mit Mitgliedern des Hauses selbst zu beschäftigen. Es war so ganz nach seinem Herzen, sich in diesen bewegten Kampf zu stürzen. Gleich seine erste Rede am 12. März 1877 klang wie ein Fanfarensignal. Trotz Husten und Heiserkeit, die ihn immer mehr zu plagen begannen, griff er an jenem Tage mit voller Wucht Eugen Richter an. Der hatte ihm einst vor Jahrzehnten als junger Gymnasiast in Koblenz gegenübergestanden und eine Königsgeburtstagsrede gehalten, die bereits das werdende Häkchen erkennen ließ. Der Oberpräsident konnte damals nicht umhin, den erfreuten Vater, Generalarzt Dr. Richter, wegen der Tüchtigkeit seines Sohnes zu beglückwünschen.[405] Keiner ahnte an jenem 15. Oktober, daß der damalige Knabe dereinst dem Oberpräsidenten im Deutschen Reichstage wieder begegnen würde. Das erste, was der Oberpräsident a. D. im Reichstage zu tun hatte, war ein Angriff auf die ihm von Grund aus heuchlerisch erscheinende Armeleutepolitik des Tribuns von Hagen. "Lassen Sie mich einmal fragen, wie der Herr Abgeordnete Richter dazu kommt, sich zum Paladin der Armen den Reichen gegenüber aufzuwerfen" so klang es mit Emphase durch den Saal. "Wo war denn der Herr Abgeordnete Richter, als es sich um den Beschluß handelte, die sogenannten Wuchergesetze aufzuheben, jenen Schutz des Mittelstands und der Armen gegen die Übermacht des Kapitals? Wo war der Herr Abgeordnete Richter, als es sich handelte um das Aktiengesetz? Während der Schuster und Schneider, überhaupt jeder, verantwortlich ist für den Kontrakt, den er macht, ist gar keine Verantwortlichkeit für das große Kapital, welches das kleine Kapital ausbeutet. Wo war der Abgeordnete Richter, als es sich darum handelte, das Privilegium des großen Kapitals, unverzinsliches Papier auszugeben und dadurch noch größeren Reichtum zu häufen, durch den Reichstag beizubehalten? Das sieht alles nicht aus, ein Beschützer der Armen zu sein den Reichen gegenüber! Und vorgestern haben Sie noch gehört, wie der Herr Abgeordnete Richter seinerseits noch heutzutage die Stempelfreiheit des Börsenverkehrs begünstigt. "

Die Linke krümmte sich förmlich unter den frischen Husarenhieben, die der greise Mann austeilte. Eugen Richter wußte allerdings schlagfertig und witzig zu antworten und dadurch seine Position einigermaßen wiederherzustellen. Aber er empfand die Streiche doch schmerzlich, wie am besten die Tatsache zeigt, daß er immer wieder auf diesen Angriff Kleists zurückkam. Er war diesem überhaupt durch größere geistige Beweglichkeit und durch mephistophelische, Kleist würde milder gesagt haben "weltliche" Klugheit, sowie durch seinen Humor überlegen, und mit den Jahren konnte es nicht ausbleiben, daß die größere Jugend des Liberalen sich zu Ungunsten Kleists geltend machte. Aber bei den zahlreichen Sträußen, die dies ungleiche Paar im Laufe der Jahre noch miteinander ausfechten sollte, trat doch regelmäßig die Wucht sittlicher Überlegenheit bei der ehrwürdigen Persönlichkeit Kleists stark hervor, deren Eindruck sich niemand zu entziehen vermochte und die ihm stets die Sympathien sicherte. Eugen Richter selbst stand einigermaßen

---

[404] Kleist an Schede, 9. November 1877.

[405] Eugen Richter, Jugenderinnerungen S. 12.

unter dem Bann von Kleists Wesen und konnte gelegentlich nicht umhin, seiner Freude über dessen "frische Jugendart" Ausdruck zu geben.

Von Anfang an trat Kleist im Reichstage als Anwalt der Armen und Bedrückten auf. Wie er kaum in einer Sitzung fehlte und immer, seiner Gewohnheit nach mit geschlossenen Augen, voll gespannter Aufmerksamkeit den Verhandlungen folgte, zum Zeichen, daß er seine Aufgabe ernst nahm, so bekundeten auch alle seine Reden heiligen Eifer für die Sache. Ihm hätte niemand eine Scheinpolitik, die auf Stimmenfang berechnet war, vorzuwerfen wagen können. Denn jedes Wort, das er aussprach, war echt. In einer seiner ersten Reden wandte er sich gegen das aufkommende Warenhauswesen, das die selbständigen Handwerker zu Nummern herabdrücke. "Die Herren dort auf den Bänken oben links," rief er den damals noch spärlich vorhandenen Sozialdemokraten zu, "fordern mit Recht eine menschliche Behandlung des Arbeiters. Wenn Sie für die Gesellen eine menschliche Behandlung verlangen, dann müssen Sie auch verlangen, daß der Geselle nicht bloß als Nummer, als Arbeitskraft, als Maschine dem Meister (bezw. Kapitalisten) entgegentritt, sondern als Mensch." Schon damals verlangte er Anstellung von Fabrikinspektoren.

Versöhnung mit Kanzler und Kaiser

Hatte Kleist anfangs geklagt, daß er doch nicht mehr ganz die alte Kampfesfrische wiederfände, wie vorzeiten, so wurde das anders, als die Mordversuche Hödels und Nobilings auf den ehrwürdigen Träger der Kaiserkrone blitzhell den Abgrund erleuchteten, dem die Nation entgegentrieb. Da kam der alte Sturm seines Wesens wieder über ihn. Seine geistigen und seelischen Kräfte spannten sich auf das höchste an, um seinem Könige und seinem Volke zu dienen.

Er war in Kieckow, als die Kunde von Nobilings Tat kam. Tiefergriffen veranstaltete er in seinem Kirchlein einen Dankgottesdienst und ließ dort eine von ihm niedergeschriebene Ansprache verlesen, in der er seinen Dorfleuten die Begebenheit schilderte. Es hieß darin von Nobiling: "Zu einem Bekannten hatte er sich kürzlich gerühmt, daß keiner auf der Straße vor seinem Hause dem Tode entgehen könne, auf welchen er schösse. Aber er mußte gleich hier erfahren, daß der allmächtige Gott Himmel und Erde regiert. Der hat seine Verheißung an unserem teuren Kaiser wahr gemacht, daß er seinen Engeln befohlen hat, daß sie ihn behüten auf seinen Wegen." Dann kniete er mit der Gemeinde nieder zu einem inbrünstigen Gebet: "Himmlischer Vater! Wir liegen vor dir tief in den Staub gebeugt. Schlag auf Schlag trifft uns deine Hand." Er erinnerte an Hödel, an den kurz vorher erfolgten Untergang des Panzers Großer Kurfürst. "Die anderen Völker zeigen auf uns, als ein undankbares Geschlecht. Hilf uns, hilf unserem ganzen Volke, Herr unser Gott, zu der vollen Erkenntnis unserer Verschuldung."[406] Ähnlich schrieb er an Schede und an seinen Sohn Jürgen. In dem Brief an diesen hieß es: "Ach wenn nur das ganze Volk sich recht mitschuldig fühlte, sich dadurch recht demütigen lernte."

Um die tief im Volkskörper steckende Krankheit anzupacken, dazu bedurfte es, wie ihm außer Zweifel stand, eines eiligen operativen Eingriffes. Darum war er ganz auf Bismarcks Seite, als dieser das Gesetz gegen die Sozialdemokratie einbrachte. Er hielt dafür, daß ein Notstand vorliege und daß ein Staat, der hier die Hände in den Schoß lege und nicht repressiv eingreife, sich seiner Machtmittel sträflich entäußere und verbrecherische Schwäche verrate. Freilich war er von vornherein der Meinung, daß ein solches Gesetz allein den Schaden nicht heile. Darüber schrieb er gleich nach dem Fall des ersten Gesetzentwurfes, dem die Auflösung des Reichstages auf dem Fuße folgte, an seine Söhne Hans Anton und Jürgen: "Es ist ja gewiß richtig, daß ein derartiges Gesetz als solches den Schaden nicht heilt, und es ist betrübend, wenn bei solchen Ereignissen, bei dem Auftreten und Sichausbreiten der Sozialdemokratie, nicht zunächst und allseitig auf die Ursachen derselben zurückgegangen und mit Ernst versucht wird, da zu helfen, sie zu verstopfen. Und da bleibt doch die Hauptursache Mangel des Einflusses der Kirche auf die Massen, und darin wieder ein doppeltes, Schwäche, Schäden der Kirche selbst, - dann aber auch Geringachtung derselben von seiten der Gesetzgebung, von seiten der Staatsgewalt im Kulturkampf. Es gehört dahin unsere ganze wirtschaftliche Entwicklung, nach welcher der Unterschied zwischen reich und arm immer klaffender geworden, die

[406] Mitteilung des Hausvaters Bode in Kieckow.

Ordnung des Handwerks, das Recht des Meisters, die Zucht unter Gesellen und Lehrlingen wesentlich gelockert ist. Es gehört dahin die Lockerung der Sitten durch das Übermaß von Schankstätten, die Freigebung der sittenlosen Tingeltangel." Und noch einmal wiederholte er am 10. Juni 1878: "Derartige Maßregeln helfen nicht, sie erfordern eine völlig andere Richtung in kirchlicher wie wirtschaftlicher Richtung." Wenn diese Umkehr erfolgte, rief er aus, "müßte es ja eine Lust sein, da Zeugnis abzulegen". Die Reden seiner Freunde konnten ihn nur in dieser Auffassung bestärken. Der Feldmarschall Edwin Manteuffel schrieb ihm: "Gewiß ist, daß gegen die Sozialdemokratie endlich eingeschritten werden muß. Aber Spezialgesetze sind nie das Richtige, und auf die Quelle muß man zurückgehen; das Kind ist hier unschuldiger als die Eltern!" Und ähnlich ließ sich Ranke aus Marburg vernehmen.

Bei den Neuwahlen sah Kleist sein Mandat gefährdet, weil das Tabakmonopol in Sicht kam und in seinem Wahlkreise eine blühende Tabakindustrie bestand, die natürlich einmütig gegen einen solchen Gesetzentwurf war. Die Fabrikanten verlangten daher von ihm eine Erklärung, daß er gegen das Monopol stimmen würde. "Die konnte ich nicht abgeben," schrieb er seinem Sohne Jürgen, "wie ich mich überhaupt nicht durch vorher gegebene Versprechungen binden kann." Seine Freunde, wie Schmalenbach, schlugen ihm vor, von der Abstimmung fern zu bleiben. Das lehnte Kleist auch mit Entschiedenheit ab. Edwin Manteuffel fand diese seine Haltung sehr richtig. Er müßte überhaupt den Grundsatz aufstellen: So bin ich, und ihr müßt mich kennen; habt ihr also Vertrauen zu mir, so wählt mich, wo nicht, so wählt mich nicht. "Ich bin aber überzeugt, Sie werden gewählt, denn zu allgemein ist das Gefühl, daß Ihre Gegenwart im Reichstage notwendig ist." Und so war es denn auch. Am 30. Juli 1878, dem Tage der Hauptwahl, wurde Kleist mit 8095 gegen 6477 nationalliberale Stimmen gewählt.

Nun war die Bahn frei für ihn zum stürmischen Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Am 17. September kam er unmittelbar nach Bismarcks gewaltiger Rede zu Worte und hielt nun auch seinerseits eine seiner denkwürdigsten Reden. Es ging ihm wie einem Größeren, wie Luther, wenn der Zorn über ihn kam, dann fühlte er erst seine Kräfte ganz. Obwohl das Haus noch unter dem Eindrücke der Ausführungen des Kanzlers stand, wurde es doch vollständig gefesselt durch den feurigen Redestrom, der sich da ergoß. "Der Herr Abgeordnete Hänel," hub Kleist an, "verlangt von uns Klarheit. Ich hoffe, er soll von mir diese Klarheit bekommen." Er führte dann aus, daß es sich bei dem ganzen Verhalten der Sozialdemokratie um Vorbereitungen zum Hochverrat handle. "Solange sie sich auf dem Felde der Theorie bewegen, solange die Lehren ausgesprochen werden in gelehrten Werken und Kreisen, da kümmert sich die Masse des Volkes nicht darum, da sind sie ohne Gefahr. Herr Dr. Hänel hat die Persönlichkeit des großen Reformators Luther angerufen. Weiß denn Herr Hänel nicht, daß, wie der Bauernkrieg kam, eine Bewegung, ähnlich in ihrer Art, wie sie jetzt in der Sozialdemokratie besteht, Luther ihm auf das kräftigste und energischste entgegengetreten ist? Gerade das Schwert will er geltend gemacht wissen gegen solche Bestrebungen, nicht die Waffen des Geistes." Wie Peitschenhiebe sausten seine Worte auf die Sozialdemokraten nieder. Grimmig riefen sie ihm, als er wieder von "Vorbereitung zum Hochverrat" sprach, zu: "Denunziant," was Forckenbeck als Präsident scharf rügte. Kleist aber wiederholte nun sein Wort mit erhobener Stimme: "Ich bleibe also dabei, daß die ganze Sozialdemokratie der Weg ist zum Hochverrat, daß sie eine Maulwurfsarbeit übt, eine Untergrabung der Fundamente der Staatsordnung ist. Sind denn die Dinge, die sie da treiben, die Schlachtgesänge, die Marseillaise der Zukunft, die sie selbst auf den Straßen singen, etwa bloß Kinderspiele, sind sie geringere Vorbereitungen, als wenn jemand Schrot und Pulver kauft? Jetzt in dem Augenblick sind wir in einem Notstand, so daß unmittelbare Maßregeln erfolgen müssen. Verkennen Sie nicht, daß man das Eisen schmieden muß, solange es warm ist." Dann wandte er sich dazu, positive Maßregeln für die Zukunft zu fordern und die Verpflichtung der oberen Klassen zu betonen. "Darum, meine Herren, ist die erste Forderung an die ganze deutsche Nation, daß die besitzenden und gebildeten Klassen sich es wieder bewußt werden, daß alles, was sie haben an Bildung und Besitz, sie als ein anvertrautes Gut zu verwalten haben."

Als er schloß, schnellte Bebel auf und verlangte zornbebend, daß auch Kleist wegen des Vorwurfs des Hochverrats zur Ordnung gerufen würde. Forckenbeck lehnte das ab. Die bluttriefende Rede des Sozialdemokraten Hasselbach am 10. Oktober gab Kleist nachher nur allzu recht.

Kleists Rede weckte wieder einmal ein Echo im ganzen Lande. Die damalige liberale Presse suchte sie zwar totzuschweigen, weil sie ihr zu unbequem war, was die Kreuzzeitung zu der treffenden Bemerkung ver-

anlaßte: "Wenn's blitzt und donnert, soll es ein probates Mittel sein, sich die Ohren zu verstopfen und die Augen zuzuhalten." Die deutsch-konservative Partei in Württemberg beschloß einstimmig auf einer am 2. Oktober in Stuttgart abgehaltenen Versammlung, dem "Freiherrn" v. Kleist-Retzow eine Dankadresse zu übersenden, was der Landesausschuß am 10. Oktober ausführte. Darin hieß es: "Lange Zeit hatten wir mit Schmerzen auf Männer gewartet, welche im Reichstage in evangelischem Sinne und Geiste ihre Stimme erheben. Nun ist unseres Herzens Wunsch erfüllt, und wir sehen in Ihnen ein von Gott begnadigtes Rüstzeug, um das deutsche Volk und seinen Reichstag auf das hinzuweisen, was not tut und was zum Frieden dient."

Die größte Wirkung aber, die alsbald auch den Gegnern zum Bewußtsein kam, übte Kleists Rede am Regierungstisch aus. Als er geendet, stieg der Reichskanzler zu dem alten Freunde hernieder, reichte ihm bewegt die Hand und vollzog damit vor dem Lande nach jahrelanger bitterer Feindschaft einen Akt der Versöhnung. Auch Kleist war jetzt tief bewegt. Zwei Tage darauf richtete er an den alten, nun wiedergefundenen Freund noch ein besonderes Dankschreiben: "Laß Dir kurz vor meiner Abreise noch von ganzem Herzen dafür danken, daß Du mir nach so langer schmerzlicher Entbehrung neulich wieder Deine Hand reichtest. Mit großer Freude erkenne ich darin den Ausdruck Deines Wunsches, das alte Freundschafts- und Verwandtschaftsband und den früheren häuslichen Verkehr zwischen uns wiederherzustellen."

Es war, als wäre ein schwerer Druck von seiner Seele genommen seitdem diese Annäherung stattgefunden hatte. Er hatte die Beziehungen zu dem zürnenden Jupiter, solange es ging, aufrecht zu erhalten gesucht. Noch zur silbernen Hochzeit des Kanzlers im Juli 1872 wagte er ihm, anknüpfend an das schalkhafte Gedicht aus der gemeinschaftlichen Kammerzeit, in dem Bismarck ihm zur Verheiratung riet, sein und seiner Familie Bilder mit einem Gedicht zu senden:

Nun hast du, wie Figura zeigt,
In Kieckow eine Tante,
Aussterben wird nun nicht so leicht
Die Art, die "Kleist" sich nannte.

Und Vettern, Basen, Onkel, Tante
Aus Kieckow senden heute hier,
Photographieret als Gesandte,
Den Gruß zur Silberhochzeit dir![407]

Aber Bismarck verharrte damals in grimmiger Verschlossenheit. Ja, er untersagte sogar in der Folge seiner Gemahlin den persönlichen Verkehr mit Kleist. Innerlich freilich hat er niemals an der Ehrlichkeit und Redlichkeit Kleists in seiner Opposition gezweifelt. Das beweisen auch seine Zornesergüsse gegen Roon und Gustav v. Diest. Als er am 18. März 1873 gegen Diest den Onkel in bitterer Stimmung charakterisierte, da schimmerte doch noch ein Rest von Wohlwollen für ihn durch, und er beklagte es gleichsam, daß es ihm vor Jahren infolge des Widerspruches der Kaiserin Augusta nicht habe gelingen wollen, Kleist wieder ein Amt zu verschaffen. Und gegen Roon unterschied er den ehrlichen Kleist doch sehr von dem "Intriganten" Bodelschwingh. Das Sturmeswehen der Kleistschen Beredsamkeit, das die Herzen mitnahm, hatte nun auch ihn wieder berührt. Zwar hatte er schon einige Zeit vorher versöhnliche Regungen bekundet. Ganz erstaunt und noch etwas ungläubig hatte Kleist am 30. Juni 1878 seinem Schede gemeldet: "Mir wird mitgeteilt - aus einer angeblich sehr sicheren Quelle -, v. B., bisher noch mit den Nationalliberalen unterhandelnd, sei im Begriff, mit ihnen völlig zu brechen und einen Krieg bis aufs Messer mit ihnen zu beginnen, durch Stützen auf die Konservativen und Appell an dieselben. Man (Bismarck selbst?) hält von entscheidender Bedeutung, wenn ich als an den alten, durch Verhältnisse getrennten Freund einen warmen Brief schriebe: 1. daß Rettung aus der Not der Zeit nur in maßvoller konsequenter Rückkehr zu konservativen Regierungsgrundsätzen zu finden sei, 2. daß er nicht zweifeln möge, daß auch jetzt bei einem Vorgehen in diesem Sinne die konservative Partei ihm zur Seite stehen werde, 3. daß er durch persönliche Kränkung einzelner sich

[407] Gustav Lenz, Ein Frühlingsleben. Berlin 1892. S. 220.

nicht abhalten lassen dürfe, um der Sache willen u. s. w. Ich habe erklärt, das so nicht zu können. Obschon der letzte Satz (3.) als das eigentliche Motto angenommen wird, ist es - wenn an der Sache überhaupt etwas Greifbares ist - nach meiner Meinung der 2. Satz, und soll dann vielleicht bedeuten: kann ich mich fest auf die Konservativen verlassen, auch wo der Kulturkampf noch nicht beendet ist?" Derjenige, der Kleist diese natürlich von Bismarck herrührenden Wünsche unterbreitet hatte, war niemand anders als Herr v. Helldorff-Bedra. Kleist, der das jene drei Punkte enthaltende Helldorffsche Schreiben augenscheinlich sehr richtig beurteilte, antwortete dem Mittelsmann des umkehrenden Reichskanzlers, daß er sofort nach Berlin kommen werde, um mit ihm zu sprechen, selbst zu sehen und zu hören und danach seine Entschließungen zu fassen. Wie diese Verhandlungen verlaufen sind, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Es scheint nicht, daß sie zum Ziele geführt haben. Doch konnte Kleist diesem Annäherungsversuche schon vor seiner Rede vom 17. September entnehmen, daß sachlich eine Verständigung von Bismarck angestrebt wurde. Hierzu war nun ihm selbst so überraschend auch die persönliche Annäherung des ehemaligen Freundes gekommen. Seitdem besuchte Kleist den Kanzler wieder, wie in alten Tagen, oft und lange zu traulichem Gespräch auf seinen Landsitzen und ebenso in seinem Berliner Palais. Er brachte häufig Frau und Kinder mit und führte ihm in einigen Jahren auch eine Schwiegertochter zu. Der Kanzler war gewöhnlich von großer Herzlichkeit und Liebe gegen ihn und seine Angehörigen. Zuweilen verhandelten die beiden auch vertraut über politische Dinge. Aber häufig, und zwar mit den Jahren immer mehr, vermieden sie es doch auch, auf dies Gebiet hinüberzugreifen. Zu schwindelnd hoch waren doch die Bahnen, die der alte Reichskanzler ging, und so manches geschah, was die beiden gegeneinander wieder aufbrachte. Und selbst wenn dies nicht gewesen wäre, so waren doch auch sonst zu viele feingestimmte Saiten des alten Freundschaftsbundes schrill zerrissen, um die volle Herstellung der ehemaligen Harmonie möglich zu machen.

Immerhin genoß Kleist die Freude über die Aussöhnung in herzhaften Zügen. Einen greifbareren Ausdruck fand sie zum ersten Male in der Öffentlichkeit bei der Hochzeit der Tochter des Reichskanzlers im November 1878. Da befand sich auch Kleist unter den wenigen parlamentarischen Gästen. Er nahm Gelegenheit, auf das deutsche Vaterland einen Trinkspruch auszubringen, und zog dabei wieder, wie einst vor mehr als 30 Jahren bei Bismarcks Hochzeit, eine Parallele zwischen Kaiser Otto I. und Bismarck. Dieser ging lebhaft darauf ein und erinnerte an jene frühere Rede Kleists. Hoch horchte man im Lande auf, als die Zeitungen über diesen freundlichen Verkehr der beiden berichteten. Noch ein anderes Mal erfahren wir von einem Trinkspruch, den Kleist in der Zeit nach der Aussöhnung im Bismarckschen Hause ausbrachte. Als er der Geburtstagsfeier des Fürsten am 1. April 1886 beiwohnte, sprach er in herzlicher Weise auf das Geburtstagskind und erfreute damit besonders seine Nichte Johanna, die leidend auf einer Chaiselongue in der Nähe der Tafel lag und nach Kleists Rede launig auf einem Telegrammformular ihrer Tochter mitteilen ließ: "Streichle Hänschen mal sehr, es war zu nett".[408]

Einmal versöhnt, suchte Kleist auch Freunde, die sich mit Bismarck entzweit hatten, wieder mit diesem zu vergleichen. So hat er sich jahrelang bemüht, daß Andrae-Roman Verzeihung beim Fürsten erlangte. Der hatte zweierlei auf dem Kerbholz bei diesem. Er hatte einst in törichter Eitelkeit jenen Schriftwechsel veröffentlicht, den er mit Bismarck über dessen Zusammentreffen mit der Sängerin Pauline Lucca gehabt hatte. Auch Kleist hatte diese Einmischung in private Angelegenheiten nicht gebilligt. Dann hatte Andrae sich an der Erklärung der Deklaranten beteiligt, die Bismarck so tief verletzte. Als der Reichskanzler nun einen Umschwung in der Politik eintreten ließ, da empfand Andrae doch Reue und das Bedürfnis, wieder die Gunst des Gewaltigen zu erlangen. Aber das war nicht so leicht, zumal da der Herr auf Roman auch dabei wieder nicht sehr geschickt verfuhr und Bismarck ein glattes pater peccavi verlangte. Da nahm sich Kleist der Sache an, obwohl er selbst etwas Zweifel hegte, und ebnete dem Freunde die Bahn, indem er mit Bismarck, dessen Gattin, deren Schwiegersohn und anderen Verhandlungen deswegen führte.[409]

Wie mit Bismarck ein Friedensschluß zu stande kam, so glich sich auch das gespannte Verhältnis mit der anderen großen geschichtlichen Persönlichkeit, zu der Kleist-Retzow ebenfalls einst eine so schöne Stellung

---

[408] Nach der Urschrift im F.A.

[409] Briefe Kleists an Andrae.

gehabt und mit der er dann so lange, schwere Jahre in Unfrieden gelebt hatte, allmählich wieder aus. Wilhelm I. hatte seinem Koblenzer Nachbar trotz allem, was vorgefallen war, große Hochachtung bewahrt. Ja, er fühlte sich zu dem ehrlichen, wenn auch so trotzigen Vasallen unleugbar immer wieder hingezogen. Das hatte er schon bei Eröffnung des Landtages zu Anfang des Jahres 1859, also unmittelbar nach Kleists Ausscheiden aus dem Amte bekundet, wie noch der General v. Gerlach mit Genugtuung verzeichnet hatte. Damals begrüßte der Regent Kleist in der Bildergalerie des Berliner Schlosses und drückte ihm mit weit vernehmbarer Stimme seine Freude darüber aus, daß er ihn im Herrenhaus begrüßen dürfe; er sei überzeugt, daß Kleist auch in dieser Wirksamkeit mit derselben Treue und Hingebung, wie bisher, dem König und Vaterland dienen werde. Die heftige Bekämpfung der von ihm eingeleiteten liberalen Politik durch Kleist wird ihn dann freilich aufs neue verdrossen haben. Als in der Folge aber das Herrenhaus gerade unter Kleists Führung die Militärgesetzgebung ermöglichte, wandte sich sein Herz diesem wieder mehr zu. Die warmen Dankesworte, die er dem Herrenhaus für sein Verhalten zu wiederholten Malen zollte, galten natürlich Kleist besonders. Als er im September 1869 in Stettin mit ihm auf einer Festlichkeit zusammentraf, zeichnete er ihn durch eine längere Unterredung aus. Der Widerstand Kleists in der Kreisordnungssache mußte abermals verstimmend wirken. Immerhin wurde Kleist gelegentlich von dem hohen Herrn zur Tafel geladen, so am 25. Februar 1873. Daraus schöpfte der getreue Vasall wohl den Mut, am 8. März 1873 dem Kaiser in bewegten Worten seinen Dank für das von diesem in der Berliner Zionskirche abgelegte Glaubensbekenntnis auszusprechen. Noch inniger erfreute es ihn, als der "teure und liebe König", wie er seinem Sohne Jürgen schrieb, im November 1875 "fast die Hälfte der Personen, welche Minister und Oberkirchenrat ihm als Mitglieder für die Generalsynode vorschlugen", verwarf und bekenntnistreuere wählte. Er ersah daraus, daß sich in dem Herrn stetig mehr eine innere Wandlung vollzog. Die Öffentlichkeit erfuhr es zuerst im September 1879, daß ihm die königliche Huld wieder lächelte, als ihm der Stern zum roten Adlerorden 2. Klasse verliehen wurde. Nach dem unter Wilhelm I., alten Traditionen gemäß, geübten Brauche war die Verleihung eines hohen Ordens an eine nicht im königlichen Dienst stehende Persönlichkeit immer einigermaßen ungewöhnlich. Als Kleist im weiteren Verlaufe die von dem Monarchen eingeleitete Sozialreform so wirksam unterstützte, da geschah es, daß des Kaisers Majestät ihn, ein volles Vierteljahrhundert nach der Verabschiedung, zum Wirklichen Geheimen Rate ernannte. So wenig eine solche Auszeichnung an sich für eine Persönlichkeit bedeutet, die eine anerkannte Stellung in der Geschichte einnimmt, unter den obwaltenden Verhältnissen ist sie doch bemerkenswert. Denn sie bekundete den völligen Umschwung in der Gesinnung des Prinzen von Preußen gegenüber dem ehemaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz und wurde auch gleich so aufgefaßt. Am besten beweist das der Jubelruf, den die Auszeichnung der Kaminer Pastoralkonferenz entlockte. Superintendent Meinhold schrieb sofort: "Mir ist das wie ein Labetrunk in der Sandwüste Richterscher Phrasen. Ich rufe unserem Freunde ein kräftig Hosianna und unserem Kaiser und Landesvater ein Hurra zu." Ihm schlossen sich Superintendent Eichler, Professor D. Cremer und Graf Krassow freudigst an. Kleist selbst urteilte launig: "Zum Ratgeben Seiner Majestät wird es schwerlich kommen, es wird der Rat im eigentlichen Sinne ein geheimer bleiben. Doch freue ich mich von Herzen des darin liegenden gnädigen Wohlwollens Seiner Majestät, es ist allerdings ein anderer Akt, als der der Dispositionsstellung!" Der alte Parlamentarier fand das vom 28. Mai 1883 datierte Patent am 29. auf seinem Platze im Reichstage vor, als gerade Eugen Richter seine frühere Verwaltung der Rheinlande aufs schärfste angriff. Angeregt war die Auszeichnung allerdings schon vier Wochen vorher durch den Minister des Innern v. Puttkamer. Kleist kam sofort um eine Audienz ein, um dem Kaiser seinen Dank abzustatten. Der sandte ihm einen Furier und ließ ihm sagen, er möge die Zeit bestimmen, um im Reichstage nicht an der Erfüllung seiner Pflicht gehindert zu werden. "Wie ist das rührend beweglich," schrieb Kleist darüber einer Verwandten. Am 8. Juni fand der Empfang des alten Oberpräsidenten durch den greisen Kaiser statt. "Wir waren ganz allein," berichtete Kleist darüber seinem Sohne Jürgen, "er setzte sich und befahl mir, es auch zu tun, und sprach wohl eine halbe Stunde auf das freundlichste und eingehendste über politische und persönliche Sachen. Der lieben Mutter habe ich einen möglichst eingehenden Bericht über den ganzen Hergang entworfen.[410] Er schüttete mir sein Herz aus über die Freude an der Tüchtigkeit seines Enkels (Wilhelm) und der verschiedenen Stadien seiner Vorbildung. Ich hatte ihm einleitend bemerkt, daß mein Leben und mein

[410] Ob dieser Brief erhalten ist, ist nicht bekannt.

Arbeiten meinem himmlischen und irdischen Könige gehöre - da fiel er ein: 'Das weiß ich, und darum hat es mir Freude gemacht, dem eine Anerkennung zu gewähren. '" Noch öfter sollten die beiden Greise sich begegnen. So bei Gelegenheit des letzten Manövers, das der alte Schlachtenheld im Herbste 1887 bei Stettin abhielt. Da empfing er auch das jüngste Kind Kleists, das 1863 geborene Fräulein Elisabeth. "Sie sind also eine Tochter meines alten Oberpräsidenten?" fragte er sie, "merkwürdig, daß ich mich Ihrer von Koblenz nicht mehr erinnere;" als das junge Mädchen erwiderte: "Majestät, ich stamme aus späterer Zeit, ich bin erst in Pommern geboren," brach er in helles Lachen aus. Für die Kinder Kleists hatte der hohe Herr überhaupt stets ein Interesse behalten. So ließ er sich die Konfirmation des ältesten Sohnes anzeigen. Als er im Herbste 1879 durch Belgard kam, ließ er dort halten und winkte aus der dichtgedrängten Menge den im 1. Garderegiment stehenden jüngsten Sohn Kleists zu sich heran und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Und welche Poesie liegt darin, wenn der alte Oberpräsident einmal schreibt: "Ich wohnte der Eröffnung der hundertjährigen Feier der Kunstausstellung bei, weil der teure Kaiser dabei zugegen sein sollte und ich als Herrenhausmitglied eine Einladungskarte erhielt. Alles andere war mir Nebensache. Der Kaiser führte seine Tochter und beide grüßten mich, als sie vorübergingen, freundlich. Nach der Feier die Kronprinzessin führend und wieder an mir vorübergehend, fragte er freundlich: "Wie geht es Ihnen?" Noch kurz vor dem Hinscheiden des Monarchen, am 2. Februar 1888, wurde Kleist zu den beiden Majestäten geladen. -

Parlamentarische Arbeiten bis zu Bismarcks Fall

Bei den parlamentarischen Verhandlungen beschränkte sich Kleist jetzt mehr denn je darauf, für gewöhnlich nur dann hervorzutreten, wenn es sich um Gebiete handelte, die ihm näher lagen. Bisher hatte er sich auch öfter in Gebiete eingearbeitet, in denen er sich nicht ganz vertraut fühlte. So hat er im Herrenhause einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Beratungen über die Grundbuchordnung gewonnen, wofür ihm ein Kollege im Hause, der Jurist Dernburg, Dank wußte. Jetzt widmete sich Kleist neben den Angelegenheiten der evangelischen Kirche, die einstweilen die parlamentarischen Körperschaften weniger beschäftigen sollten, vornehmlich der sozialpolitischen Gesetzgebung. Er gab sich diesen Arbeiten mit gewohnter Gründlichkeit hin, so daß er zuweilen über seine Überhäufung mit Geschäften klagte. "Ich bin so überbürdet, daß ich das Gefühl eines Versinkenden habe," schrieb er einmal an Andrae. Vorwiegend war aber doch in ihm eine befriedigte Stimmung bei dieser Tätigkeit. "Trotz des Mangels eines eigentlichen Berufs habe ich Arbeit in Fülle," gestand er gelegentlich Schede, "daß es an der Verheißung der Köstlichkeit des Lebens durch Arbeit nicht fehlt." In erster Linie widmete er sich den Beratungen im Reichstage; ja er hielt sich von den Verhandlungen des Herrenhauses, wie er Bismarck schrieb, bei dessen neuerer Einflußlosigkeit und mit Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse fern. Nur wenn er wegen des Reichstages in Berlin war, nahm er an wichtigeren Beratungen des preußischen Oberhauses teil. Dem Vorschlage Schedes, sich aus Sparsamkeitsrücksichten in Berlin eine Wohnung zu mieten, war er nicht gefolgt. Er lebte nach wie vor in einem Hotel. "Förmlich den Wohnsitz meiner Familie dort (in Berlin) zu nehmen," so schrieb er an Schede hierüber, "halte ich für unrecht. Verzeih, wenn ich meine, daß Du Dich nicht ganz in die Lage eines größeren Grundbesitzers versetzen kannst, der von dem Vater her, durch eine längere Verwaltung als Landrat hindurch, mit dem Lande und Volke einen wirklich engen Zusammenhang hat." Bei diesem Entschlüsse sprach fraglos die tiefe Abneigung des Landmanns gegen die ungesunde Erscheinung der Großstadt mit. Kleist hat aus dieser Abneigung kein Hehl gemacht, und einst sah sich Rudolf Kögel veranlaßt, auf der Generalsynode für das angegriffene Berlin gegen Kleist Partei zu ergreifen. Erst in seinen letzten Lebensmonaten verstand sich dieser dazu, eine feste Wohnung in der Reichshauptstadt zu nehmen. Freilich hinderte die Sammlung seiner Kräfte auf bestimmte Punkte ihn auch jetzt nicht, zuweilen bei anderen als den ihm näher liegenden Fragen ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Das geschah beispielsweise gleich bei seiner ersten Reichstagsrede zum Reichshaushaltsetat, in der er die Armeleutepolitik Eugen Richters so geißelte. Damals regte er nämlich zur Entlastung des überbürdeten Reichskanzlers die Schaffung eines selbständigen Reichsfinanzamtes an, und er hatte die Freude, daß dieser Gedanke bei der Regierung auf fruchtbaren Boden fiel. Schon im Januar 1878 konnte er darüber im Herrenhause berichten. Am 8. März 1878 kam er nochmals im Reichstage darauf zurück und veranlaßte Bismarck zu einer die Maßregel als bevorstehend bezeichnenden Erklärung. Ein andermal focht er sehr energisch gegen die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig. Er erblickte darin eine schwere Beeinträchtigung einer geordneten Rechtspflege, weil der oberste Gerichtshof in Leipzig nicht genügend mit dem Staatsleben in Fühlung bleiben

würde. Ebenso griff er im Herrenhause bei einer Verwaltungsorganisationssache, der Beratung des Zuständigkeitsgesetzes im Januar 1881, in bemerkenswerter Weise ein. Es war, als wenn der alte Kampf um die Kreisordnung wieder auflebte. Jetzt saß auf dem Platze Fritz Eulenburgs als Minister des Innern dessen Vetter Graf Botho zu Eulenburg. Der wollte bei Organisation der Aufsicht des Staates über die Verwaltung der Landgemeinden diese Aufsicht dem Kreisausschusse übertragen und sah sein Gesetz schon ganz in seinem Sinne in den Hafen laufen. Da erhob sich plötzlich Kleist und lief Sturm gegen den diese Sache regelnden Paragraphen. Er bezeichnete es als "Nonsens", wenn der Kreisausschuß die Aufsicht erhielte, und meinte, der Landrat wäre die gegebene Aufsichtsbehörde. Großes Aufsehen im Hause. Allgemein faßte man sein Auftreten als von Bismarck veranlaßt auf. Eulenburg verteidigte sich heftig. Da erhob sich der Geheimrat Rommel und verlas jene gegen Eulenburg gerichtete Erklärung Bismarcks über die fraglichen Bestimmungen, die Eulenburgs Rücktritt zur Folge hatte. Wie weit Kleist in der Tat in diesem Falle das Werkzeug Bismarcks war, entzieht sich einstweilen der Kenntnis. Ferner als die Organisationsfragen, auf die ihn seine Begabung lenkte, lagen Kleist die Zollangelegenheiten. Von Haus aus war er, wie die überwiegende Zahl der Grundbesitzer in früherer Zeit überhaupt, Freihändler. Er war dies im Prinzip sogar noch im Jahre 1879 und bequemte sich nur widerstrebend aus realpolitischen Gründen zu einer anderen Stellungnahme. Selbst hier verleugnete sich sein Festhalten an alten Theorien nicht. Man muß eine Bosheit Hermann Wageners darin erblicken, daß dieser später in seinen Lebenserinnerungen, in denen er im übrigen Kleist fast ganz überging, einen Brief Kleists aus der Zeit der Gründung der Kreuzzeitung zum Abdruck brachte, in dem sein ehemaliger Freund sich entschieden für das Freihandelssystem aussprach.[411] Die bedrohliche Zukunft der Landwirtschaft wollte Kleist anfangs nur bedingt anerkennen. Er meinte wohl im Dezember 1879, daß die von Bismarck eingeleitete Schutzpolitik ausreichen würde, um der Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen, und betrachtete nicht nur die Zollgesetzgebung, sondern auch die Eisenbahnverstaatlichung als aus diesem Gedanken des landwirtschaftlichen Schutzes heraus entstanden. Mehrere Male hat er aber doch auch für den Schutzzoll das Wort ergriffen, und zwar nicht nur, als es sich um den Schutz einer Industrie in seinem Wahlkreise, den der Schmirgeltuchfabrikation handelte, wobei er eine von Rudolf Delbrück, dem früheren Handelsminister, wegen ihrer Sachverständigkeit anerkannte Rede hielt. Er ist vielmehr außerdem am 11. Juli 1879 unter der gespanntesten Aufmerksamkeit des Reichstages in einer durch originelle Bildersprache ausgezeichneten Rede für den Schutzzoll auf Roggen eingetreten. Ein ander Mal (1882) sprach Kleist mit großer Wärme für den Hamburger Zollanschluß, den er als ein freudig zu begrüßendes nationaldeutsches Werk bezeichnete, und rief dem leidenschaftlichen Bekämpfer des Projektes, Ludwig Bamberger, gelassen zu: "Wir wollen ruhig abwarten, wie es nach den von Ihnen gesetzten Jahren mit Hamburg stehen wird."

Seinem menschlichen Sinne entsprach es, wenn er es sich angelegen sein ließ, Grausamkeiten, die unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit einhergingen, entgegenzutreten. Das war der Fall, wenn er glaubte, daß die Vivisektion sich Ausschreitungen erlaubte. "Das ist gewiß," sagte er am 23. Januar 1882, "daß die Mitteilungen, welche wir von den Gegnern der Vivisektion empfangen haben, doch derart sind, daß sie auf uns Laien einen tiefen Eindruck machen, und daß wir ein Herz von Stein haben müßten, wenn wir davon nicht bewegt wären. Es hat mich in der Tat tief betrübt, daß, als vorhin ein Laie (es war der konservative Abgeordnete Freiherr v. Minnigerode) die Sache in ernster Weise behandelte, derselbe gleich von einem Teil des Hauses mit Hohngelächter empfangen wurde, als ob es ganz unmöglich wäre, nur ein Wort zu reden, wenn einmal die hohe Medizin gesprochen hätte." Und dann zitierte er, weil von liberaler Seite jeder Mißbrauch geleugnet war, unter lautloser Stille des Hauses die 15. Auflage von Hyrtls Lehrbuch der Anatomie, in der mit den schärfsten Worten Mißbräuche bei der Vivisektion gegeißelt und wo gewisse Arzte deswegen als "Schinderknechte" bezeichnet wurden. Sein wirksames Auftreten in dieser Sache verschaffte ihm im Lande viele Freunde. Ein Dankesgruß kleidete sich in eine launige poetische Form:

Laß nur die "Linke" lachen
Und faule Witze machen,
Wenn du gerühmt hast unsre Treu'.

---

[411] H. Wagener, Erlebtes I, 9.

Wir Bleiben doch im Leben
Gern guten Herrn ergeben;
Vor "Vivisektion" jedoch da haben wir Scheu.
Mit innigem Dank im Namen der übrigen

Pudel, Mops u. Pinscher.

Schwere innere Kämpfe bereitete ihm die Stellung zur Frage des Tabakmonopols. Einst war er für Einführung dieser großen Einrichtung gewesen, um die Matrikularbeiträge zu vermeiden und dadurch das Reich finanziell sicher zu stellen. Er hatte nicht nur bei der Reichstagswahl im Jahre 1871 in Flugblättern dafür Stimmung gemacht, sondern sich auch im Herrenhause gelegentlich (am 20. Januar 1871) dahin ausgesprochen. Jetzt begann er mit Rücksicht auf seinen Wahlkreis die Frage anders zu beurteilen. Freilich wahrte er sich durchaus bis zuletzt seine freie Abstimmung. Wie er es schon 1878 auf den Verlust seines Mandats wegen dieser Sache hatte ankommen lassen, so gab er für die Wahl am 27. Oktober 1881, als das Monopol deutlich am Horizonte erschien, keine bindende Erklärung ab und entging dadurch in der Tat nur mit knapper Not einer Niederlage. Denn er erhielt nur 6767 Stimmen gegenüber 6494, die auf den freisinnigen Gegenkandidaten Hauptmann a. D. Höpker fielen. War doch sein Wahlkreis in Preußen von allen am meisten gegen das Monopol interessiert. Es gab dort weniger große Fabriken - nur in Bünde bestand eine besonders namhafte -, als eine ausgedehnte Tabakshausindustrie auf dem Lande. Nun sagte sich Kleist, daß es sich bei dem ganzen Gesetz nicht um ein großes Prinzip handelte, sondern um eine Frage materieller Interessen. Deswegen war er hier geneigt, mehr Rücksichten auf Wünsche zu nehmen. Außerdem erwog er, daß die Einführung in diesem Falle nicht unumgänglich nötig wäre. Denn das von Bismarck bei der ganzen Idee verfolgte Ziel, die Kosten für die gesamten Versicherungsgesetze aufzubringen, ließ sich nach Kleists Ansicht noch auf andere Weise, insbesondere durch die Beitragspflicht der Arbeitgeber verwirklichen.[412] Trotzdem kam er nicht ohne weiteres zu dem Schlusse, daß er das Monopol verwerfen könne. Noch im Mai 1878 hob er in einer Reichstagsrede sehr fein und scharfsinnig die guten Seiten des Monopols hervor, so daß die Rede von Gegnern wohl in der Weise ausgebeutet werden konnte, als habe sich Kleist für das Monopol ausgesprochen. Er brachte sogar den größten Sachkenner in der Freihandelspartei, den Minister Rudolf Delbrück, dadurch in die Enge, daß er eine Schrift desselben aus dem Jahre 1857 zitierte, in der sich der frühere Amtsgenosse Bismarcks bedingt für das Monopol ausgesprochen hatte, und erinnerte Delbrück ferner daran, daß er ihm kurz vor dem Eintritt in das Reichskanzleramt bekannt habe, er sei nicht absoluter Gegner des Monopols. Als nun aber das Gesetz im Herbst 1881 vorgelegt wurde, überwog doch die Stimmung bei ihm, daß er sich dagegen entscheiden müsse. Er stellte das Bismarck vor. So sehr dieser Gewicht auf jede Stimme legte und so unangenehm es ihm sein mußte, wenn gerade Kleist sich hierbei versagte, so erklärte ihm der Kanzler doch: "Du mußt gegen das Monopol stimmen".[413] Im Mai verlangte der Fürst aber wieder seine Gefolgschaft hierbei. Dies lehnte Kleist am 6. Mai ab, und als am 14. Juni 1882 die Entscheidung fiel, befand er sich unter der großen Mehrheit, die das Gesetz verwarf. Es war wieder der ganze Kleist, der bei dieser Aktion zu Tage trat: der charakterfeste, der undiplomatische und doch auch praktischen Erwägungen Raum gebende Mann.

Eine der größten Freuden war es für ihn, als Bismarck Friedensverhandlungen mit Rom einleitete. Er glaubte darin eine Gewissensregung des Fürsten infolge der glücklichen Bewahrung des Kaisers vor den Schüssen der Mordbuben Hödel und Nobiling erkennen zu müssen. "Das hat doch auch wohl Bismarck zu den Verhandlungen mit Rom gebracht!" schrieb er im August 1878, als er zu Schede von den Gewissensmahnungen, die Gott dem deutschen Volke durch die Attentate gesandt habe, sprach. "Aber," so fügte er hinzu, "ich bin noch nicht so hoffnungsvoll wie Du, weder auf Bismarck noch auf Rom - noch weniger auf die Zentrumsfraktion. Sie sind zu verbissen geworden, zu sehr schon hineingelebt in eine Opposition gegen die Regierung à tout prix." Windthorst bediente sich seiner sofort als Mittelsmannes zu Verhandlungen mit Bismarck, und Kleist war in der Tat eifrig bemüht, hierbei zu helfen. So verhandelte er im Sommer mit

---

[412] Kleist an seinen Sohn Jürgen, 23. April 1882.

[413] Kleist an Bismarck, 6. Mai 1882.

Bismarck über einen Ausgleich wegen der Anzeigepflicht. Bismarck hatte, auf den ihm von Kleist übermittelten dringenden Wunsch Windthorsts zu einer rascheren Verständigung, diese von einem Entgegenkommen Roms in dieser Frage abhängig gemacht, indem er gegen Kleist freundlich äußerte: "Ja, wenn die katholische Kirche sich nur entschließen könnte, die Anzeige der Anstellung bei den Oberpräsidenten zu machen." Kleist meinte nun, die katholische Kirche verweigere nicht an und für sich eine solche Anzeige, sondern in diesem Falle wegen des ganzen Komplexes von Maßregeln, welche damit zusammenhingen und durch solche Anzeige von ihnen gut geheißen würden. "Ist denn da nicht das einfachste, zunächst im Wege der Besprechung festzustellen, in welcher Weise man demnächst einen modus vivendi finden würde, wenn jene Anzeigen erfolgten? Es ist das kein Konkordat, sondern eine Verständigung - was der Staat tut, geschieht auf dem Wege der Gesetzgebung oder Verfügung, und erst nachdem die Anzeigen erfolgt sind. Allein diese Anzeigen sind von seiten der Kirche dann kein Sprung ins Blaue, sondern geschehen im Vertrauen auf die Staatsregierung, daß sie demnächst auch den modus vivendi innehalten werde, über den eine Verständigung herbeigeführt ist." Bismarck bemerkte am Rande des Briefes zu dem Vorschlag der Besprechung: "Gewiß, aber die Besprechung ist bisher zwar oft von uns beantragt, aber nie vom Papst gewährt. "

Als nun der Abbruch der kirchenpolitischen Gesetze erfolgte, galt es für Kleist einen Kampf mit zwei Fronten zu bestehen. Einmal hatte er es mit den Liberalen zu tun, die noch nicht genug an den bisherigen kirchenpolitischen Wirren gehabt hatten. Außerdem aber mußte er sich mit dem Zentrum auseinandersetzen, dessen Machtgelüste und Unverträglichkeit ihm jetzt mehr noch wie früher zum Bewußtsein kamen, und das gegen ihn besonders aufgebracht war, weil es törichterweise auf fernere Unterstützung bei ihm gerechnet hatte und, zum Teil allerdings wohl nicht mit Unrecht, eine gewisse Neigung zum Finassieren bei ihm entdeckte, die eine Folge seiner Aussöhnung mit Bismarck war.

Es kam dabei zu denkwürdigen Debatten. Vor allem ist die stürmische Sitzung vom 30. November 1881 hervorzuheben, in der es zwischen Kleist, Virchow, Hänel und Eugen Richter zu einem Meinungsaustausch über den Kulturwert des Christentums kam. Er wurde veranlaßt durch eine Rede Kleists, der sich heftig gegen Richter und Hänel wandte, die es versucht hätten, die Beilegung des kirchenpolitischen Streites zu verhindern. "Die große Lärmtrommel des protestantischen Bewußtseins," so rief er den Herren zu, "die Sie gestern rührten, hat gar keinen Eindruck auf uns gemacht und wird auch nicht den geringsten Eindruck auf das deutsche Volk machen." Im weiteren Fluß der Rede riß ihn sein Kampfeseifer, wie es öfter zu geschehen pflegte, fort, und er rief: "Ich habe es für wünschenswert gehalten, hier in perpetuam rei memoriam die Herren Richter, Hänel, Virchow festzunageln, wie man gewisse Tiere an Scheunentüren annagelt." Es war kaum etwas Unparlamentarisches in diesem Vergleich. Denn nicht die Abgeordneten waren hier mit Habichten verglichen, sondern nur das Festnageln wurde etwas kühn veranschaulicht. Aber in dem Augenblicke war die Wirkung der Worte, die der feurige, mit seiner Adlernase selbst etwas einem Raubvogel ähnelnde Mann in den Saal sandte, geradezu einem Pfeilschusse vergleichbar. Es muß in dem Tone etwas Verletzendes gelegen haben. Ein ungeheurer Tumult entstand auf der linken Seite. Pfuirufe erschollen. Die Glocke des Präsidenten erklang. Vergeblich versuchte Kleist weiter zu sprechen. Der Präsident v. Levetzow sah sich veranlaßt, ihn unter dem Beifall der Linken zur Ordnung zu rufen. Kleist erwiderte: "Wenn der Herr Präsident das meint, so füge ich mich. Ich habe ein Bild gebraucht, und Bilder zu gebrauchen wird mir gestattet sein." Wütend rief die Linke "Nein." Dann aber fuhr Kleist, nicht im mindesten kleinlaut geworden, fort: "Wer wesentlich diesen Kampf zu einem solchen Kulturkampf gemacht hat, das sind Sie (nach links). Hat nicht noch neulich der Herr Abgeordnete Richter gesagt, es gäbe keinen entscheidenden Einfluß des Christentums auf die Staatsgesetzgebung?" Heftig auffahrend rief Richter dazwischen: "Nicht wahr!" Kleist suchte seine Angabe zu belegen, wurde aber durch fortgesetzte Zwischenrufe des Tribuns von Hagen und anderer Fortschrittler daran behindert, so daß der Präsident ihn mehrfach gegen die Störungen in Schutz nehmen mußte. Endlich fand er wieder Gehör, und nun feierte er die eben durch die Botschaft vom 17. November 1881 eingeleitete Bismarcksche Politik des praktischen Christentums: "Gerade weil die Herren vom Fortschritt diesen Einfluß des Christentums auf die Gesetzgebung nicht wollen, darum sind wir im tiefsten Grunde ihre Gegner, überzeugen werden wir Sie nicht, darauf kommt es auch nicht an. Eine solche Tätigkeit (wie die Geltendmachung des praktischen Christentums in der Gesetzgebung) wird das gesamte deutsche Volk für sich haben, und wenn das deutsche Volk seine Herrlichkeit von neuem zur Darstellung

gebracht hat in der Einheit seiner Volkspersönlichkeit, so wird es ihm auch daran nicht fehlen, daß es in dem, was im tiefsten Grunde sein Wesen ausmacht, wieder neu sich erhebt, neu entfaltet in der Geltendmachung des Christentums im ganzen, auch im öffentlichen Volksleben. Wenn es vergessen könnte, daß das Christentum es ist, was das deutsche Volk zum deutschen Volke gemacht hat, dann freilich wird es überhaupt mit dem deutschen Volk zu Ende gehen. Weil wir aber den Glauben haben an die Zukunft des deutschen Volkes, darum wissen wir, daß diese Ideen im deutschen Volke und durch das deutsche Volk noch einmal wieder zur Herrschaft auch in unserer Gesetzgebung kommen werden; und wenn Sie (nach links) dagegen sein werden, dann werden Sie zerrieben werden. "

Der Pathologe Rudolf Virchow fühlte das Bedürfnis, in seiner jokosen Art den sonderbaren Junker zurechtzuweisen.[414] "Es ist sonderbar," meinte er, "wenn jetzt Herr v. Kleist-Retzow kommt und unsere ganze deutsche Kultur als nur auf dem Boden des Christentums stehend darstellt. Sie steht auf dem Boden des Judentums ebensogut wie das Christentum auf dem Boden des Judentums gestanden hat, und wenn einzelne Wissenschaften in unserer Kultur aus verschiedenen heidnischen Wissenschaften sich entwickelt haben, das Recht aus dem Römischen, die Medizin aus dem Griechischen, so wird man doch nicht leugnen dürfen, daß die modernere Kultur nicht mehr eine spezifisch christliche, sondern eine allgemein menschliche Entwicklung genommen hat. Das deutsche Volk hatte schon eine große Herrlichkeit, als es vom Christentum noch gar nichts wußte, das deutsche Volk hatte Rom niedergeworfen, ohne daß ihm das Christentum bis dahin aufgegangen war." Dulden wollte der berühmte Mediziner die Religionen allenfalls. Kleist antwortete ihm nicht. Es war ja nur ein Fechterkunststückchen, das der Gelehrte vollführte, indem er den Standpunkt verschob und von der intellektuellen Kultur sprach, während Kleist selbstverständlich die sittliche Kultur im Auge gehabt hatte. Eine geradezu bedenklich flache Auffassung verriet es aber, wenn ein Vorkämpfer der Wissenschaft von dem Niederwerfen des morschen Roms durch das jugendkräftige Germanentum Wesens machte. Im tiefsten Grunde verschloß sich Virchow allerdings der Tatsache, daß ohne allen Vergleich die förderndste Macht in der sittlichen Kultur der Menschheit das Christentum gewesen ist.[415] Hier war der Gelehrte in seinem vermessenen Hochmut der Banause und der hinterpommersche Junker der höher Gebildete.

Mit dem Zentrum kam es zu einer Auseinandersetzung, als Windthorst im Reichstage einen Antrag einbrachte, der vor den Landtag gehörte. Kleist bezeichnete den eingeschlagenen Weg am 11. Januar 1882 unter der Unruhe des Zentrums als eine Kraftprobe. Der Lärm des Zentrums war ihm unbequem. Er suchte ihn durch freundliche Wendungen zu beschwichtigen. Seine Art war es, in solchen Fällen liebevoll auch von den Gegnern als von "teuren Freunden" zu sprechen, womit er in dem Augenblicke nicht gerade unwahr wurde, aber doch etwas finassierte. Die Gegner, so Virchow in seiner hämischen Art, übten daran öfter ihren Spott. Bei jener Gelegenheit fühlte sich das Zentrum gerade durch solche Wendungen empfindlich berührt. Infolgedessen erhob sich einer der redebegabtesten Parteigenossen Windthorsts, Herr v. Schorlemer-Alst, der als einer der loyalsten Zentrumsmänner galt, und setzte unter der Heiterkeit des Hauses Kleist heftig zurecht: "Nun, Herr von Kleist-Retzow! Sie haben heute auch sehr viele diplomatische Künste getrieben, aber, erlauben Sie mir die Bemerkung, geschickt waren Sie als Diplomat nicht, denn es ist gegen Ihre Natur. Das sage ich dem Herrn Abgeordneten v. Kleist-Retzow, und vor die Frage stelle ich ihn heute ganz allein: wenn der Reichskanzler Fürst Bismarck und die Bundesregierungen den Antrag, den der Abgeordnete Dr. Windthorst heute eingebracht hat, ihrerseits eingebracht hätten, hätte Herr v. Kleist-Retzow dafür oder dagegen gesprochen? Er hätte gewiß dafür gesprochen, und damit ist seine ganze Ausführung gerichtet." Es war unleugbar eine empfindliche Abfertigung, die Kleist an jenem Tage erlitt. Mit dem Diplomatisieren hatte er eben kein Glück.

Kurze Zeit nach dem geschilderten Zwischenfalle im Reichstage fand er im Herrenhause Gelegenheit, positiv zum Abbruch der kirchenpolitischen Gesetze mitzuwirken. Als sich hier das Zentrum versagte, weil

---

[414] Über Virchow vgl. die feine, wenn auch boshafte Diagnose seines Wesens in der "Zukunft", herausg. von M. Harden. Berlin 1902. Nr. 50. S. 451 ff.

[415] Vgl. hierzu die Ausführungen bei Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts S. 207.

die Regierung ihm nicht genug zu bieten schien, sah sich Kleist veranlaßt, ihm vorzuhalten, daß die Konservativen dadurch gezwungen würden, sich mit den Liberalen zu verbinden, um überhaupt etwas zu stande zu bringen. Eine bemerkenswerte Rede hielt er, offenbar durch Bismarck beeinflußt, noch im April 1886 über die Regelung der Anzeigepflicht. Es trat dabei hervor, daß er immer mehr vom Zentrum abgerückt war. "Die Regierung," so führte er aus, "sieht nicht mit Unrecht in der Gewährung der Anzeigepflicht die Herstellung eines Vertrauenszustandes zwischen Staat und Kirche. Nur waren die ersten Erklärungen, die wir von seiten der Kurie erhielten, vollkommen ungenügend. Sie offenbarten, daß es bei dieser Anzeigepflicht der Kurie sich nicht mehr handelt um ein unveräußerliches Prinzip, sondern nur um ein Kampfesmittel, um eine Art Schachspiel. Während wir in der Tat bei den früheren Verhandlungen annahmen, es handle sich um unveräußerliche Güter der Kirche, so spielen wir hier nicht mit, wo es sich sichtbar nur um ein Schachspiel handelt." So übte der ultramontane Machtkitzel auch auf einen so versöhnlich gesonnenen Mann, wie Kleist-Retzow, seine trennende Wirkung.

Die von Bismarck eingeleitete Ansiedlungspolitik in den polnischen Landesteilen unterstützte Kleist lebhaft. Er hielt dies Werk für ein außerordentlich ersprießliches, weil er die deutsche Nation für besonders berufen zur Kolonisation ansah. Dabei spielte die Erinnerung an die slawische Herkunft seines eigenen Geschlechtes und das Bewußtsein mit, selbst mit allen Fasern deutsch geworden zu sein. Er fand, daß die Lage des Deutschtums in Posen und Westpreußen, zum Teil infolge der kirchenpolitischen Wirren, überaus betrübend sei. Näheren Einblick in die dortigen verwickelten Verhältnisse erhielt er durch den mit ihm in verwandtschaftliche Beziehungen getretenen Oberpräsidenten von Posen, den Grafen Zedlitz-Trützschler, der zugleich Vorsitzender der Ansiedlungskommission war. "Sind wir denn schon so weit, daß wir in Posen die Parias sein sollen, daß selbst, wenn wir uns nur verteidigen, dies als etwas völlig Ungehöriges verurteilt wird, unter den Polen Mißtrauen und Feindschaft erregen muß?" rief er am 27. Februar 1886 im Herrenhause aus. Er nahm sich besonders der kirchlichen Seite der Sache und dabei wieder vornehmlich der evangelischen an. "Otto der Große," so sagte er, wohl wieder in Gedanken jene Parallele mit dem Schönhäuser Otto ziehend, "begründete seine Kolonien wesentlich dadurch so fest und erfolgreich, daß er als Mittelpunkt derselben sofort kirchliche Organisationen schuf. Die Kirche muß auch heute noch der Mittelpunkt der Kolonisation werden. Wie will man die Leute dauernd fesseln und sich Wohlbefinden lassen, wenn sie nicht ihre Kirche haben?" Der Pole v. Koscielski, der sich später eine Zeitlang durch Entgegenkommen in der Flottenfrage in das Vertrauen Kaiser Wilhelms II. zu setzen wußte, erlebte einige Male sehr empfindliche Zurechtweisungen durch Kleist. Dann wallte das heiße Blut des Polen wohl jäh auf. In hitziger Gegenrede pflegte er seinem Zorn Luft zu machen, wenn er es nicht, wie am 21. März 1888, vorzog, ganz zu schweigen, weil die Abfertigung durch Kleist doch gar zu vernichtend gewesen war.

Den breitesten Raum in Kleists öffentlicher Tätigkeit nahm jetzt die sozialpolitische Arbeit ein. Seiner ganzen Art nach ließ er es nicht dabei bewenden, die Regierung auf ihrem Wege zu begleiten, sondern er unterstützte sie auch durch positive Ratschläge, ja er arbeitete selbst Gesetzentwürfe aus, die zur Annahme gelangten, suchte neue Bahnen aufzufinden und setzte sich in jahrelangem Kampfe dafür ein, um das Betreten solcher Bahnen herbeizuführen. Dabei war seine als Landrat und Oberpräsident erworbene Kenntnis des Lebens eine wichtige Grundlage. Er suchte diese durch Studium zu erweitern und zu befestigen. So versenkte er sich in die Lektüre Schäfflescher und anderer nationalökonomischer Schriften, über Schäffle - es wird sich um dessen Gelegenheitsschrift "Die Quintessenz des Sozialismus" gehandelt haben - urteilte er im August 1878 gar nicht übel: "Er glorifiziert das Prinzip der Gesamtproduktion, hilft den Sozialdemokraten, es richtiger zu gestalten, weist eine Reihe von Vorwürfen gegen sie als unbegründet oder nicht notwendig ab und läßt dann bloß in Frage: ob solche kolossale Gesamtproduktion durch Leitung des Staates überhaupt möglich sei. Doch der echte deutsche Professor. Sie ist eben unmöglich, sie setzt sich an die Stelle der Vorsehung! Er verkennt, daß die Sozialdemokratie auch den gleichen Genuß will, daß sie darum - wenn vielleicht nicht an Mobilien, so doch an Eigen und Erbe - das Eigentum und Erbrecht, die Ehe vernichtet; er verkennt, daß sie ihrem Wesen nach die Feindin des Christentums, ja aller Religion sein muß!" Mit einzelnen der damals mehr hervortretenden Kathedersozialisten hatte er Fühlung. So scheint er wieder mit Erwin Nasse in Verbindung getreten zu sein. Von weittragender Bedeutung wurde seine Bekanntschaft mit dem Hofprediger Stoecker.

Er lernte diesen sehr bald nach der Gründung der christlichsozialen Arbeiterpartei kennen. Ganz voll war er von der Kaisergeburtstagsfeier, die er im Jahre 1878 inmitten dieser Partei beging. "Sie war in der Tat ganz köstlich," schrieb er seinem Sohne Jürgen. "In dem Saale saßen dichtgedrängt viele Tausende, Männer und Frauen, Bier trinkend. Sie hatten Musik, dazwischen wurden Reden gehalten, Gedichte vorgetragen. Alles atmete die entschiedenste Christlichkeit und treuen Patriotismus. Ich selbst hielt auch eine kleine Ansprache. Als ich herunterkam, umarmte mich ein netter jüngerer Arbeiter, ein sogenannter Ingenieur." Schon bei der Beratung des Sozialistengesetzes trat er für Stoecker ein als einen Mann, der der höchsten Achtung und Anerkennung wert sei, der hineingestiegen wäre in die Massen aus Liebe zum Volk. Schon damals warf er die Frage auf, ob die Stoeckerschen Bestrebungen durch das Gesetz getroffen werden könnten. Als dann Stoecker die Judenfrage aufrollte, war er voller Erstaunen, daß diese eine solche Resonanz im deutschen Volke fände. Er meinte zwar, daß die Bewegung mit vielen bösen Gedanken untermischt sei, aber doch auch, daß der Gedanke, christlich-germanisches Leben neu zu pflegen, dabei in den Vordergrund trete, und hoffte, daß sich daraus eine tiefgehende Erneuerung emporarbeiten würde. Bei der Reichstagswahl im Jahre 1881 war ihm das Erfreulichste die Wahl Stoeckers. Im September 1882 unternahm er mit diesem eine Missionsreise durch Pommern. Seine Briefe sind voll von dem Eindruck, den Stoeckers Auftreten dabei auf ihn machte. "Die Reise war ganz kostbar," berichtete er an Schede. "Nachmittag für Nachmittag predigte er in ganz gefüllten Kirchen mit hinreißendem Feuer über die Leiden unseres Volkes und die Notwendigkeit, ihnen abzuhelfen, immer wieder in neuen Weisen. Es ist eine begnadigte Persönlichkeit." Ebenso schrieb er seinem Sohne Jürgen über den Hofprediger: "Er ist voller Begeisterung für die Sache der inneren Mission, als einer Station zu einem ganzen christlichen Leben auch in unseren öffentlichen Angelegenheiten, einer Herstellung wahrhaft christlich-sozialer Ordnungen, alles Dinge, welche Zeit meines Lebens mein Herz erfüllt haben." Schede wagte dagegen einzuwenden, daß Stoeckers soziale Ziele in hohem Grade bedenklich wären: "Ich weiß nicht, ob es ihm gelingen wird, kommunistische Bestrebungen fernzuhalten und eine bestimmte klare Grenze ihnen gegenüber zu ziehen." Doch Kleist wußte solche Bedenken bald zu besiegen. In der Folge wurde auch Schede mit Stoecker befreundet.

Die erste positive Maßregel, mit der Kleist in die Gesetzgebung dieser Jahre eingriff, war die Durchführung der Wuchergesetzes. Er ist derjenige Mann gewesen, der in der deutschen Gesetzgebung in dieser Frage die Initiative ergriff und sie zur einstweiligen Lösung brachte. Wir wissen, daß die Angelegenheit sein von Mitleid für die Armen und Schwachen erfülltes Herz seit alters beschäftigte. Die von ihm bekämpfte Aufhebung der Zinsbeschränkungen im Jahre 1867 hatte seitdem die von ihm vorausgesehenen üblen Folgen gehabt. Es machte sich daher stark das Gefühl im Lande geltend, daß dagegen etwas geschehen müsse. Kleist begriff, daß für ihn der Augenblick zum Handeln gekommen war. Ende 1878 finden wir ihn mit dem Gedanken an die Ausarbeitung eines Gesetzes gegen den Wucher beschäftigt. Freund Schede beriet ihn dabei. Als Schorlemer-Alst am 3. Dezember 1878 im Reichstage den Antrag auf Aufhebung der Wucherfreiheit stellte, empfing er einen neuen Antrieb, sich damit zu beschäftigen. Aber die Fülle seiner Arbeiten ließ ihn zunächst nicht dazu kommen. Am 9. Januar 1879 schrieb er an Schede: "Noch bin ich nicht mit einem Schritt zur Wucherfrage gekommen, für welche ich doch so gern zum Beginn des Reichstages einen Gesetzentwurf vorbereitet hätte." Schon am 16. Januar sandte er dem Freunde einen in zehn Paragraphen gegliederten Gesetzentwurf mit der Bitte: "Aber nun leiste ernstlich Hilfe und verbessere ihn und sende mir das recht bald. Gleichzeitig bitte ich darum noch andere Freunde." Die Materie war eben nicht leicht zu behandeln. Am 14. März brachte er den Gesetzentwurf zusammen mit zwei Fraktionsgenossen, Herrn v. Flottwell und dem badischen Staatsanwalt Freiherrn v. Marschall, ein. Er hatte dazu die einschlägige Literatur, unter anderem Chorinskis Buch über die Wuchergesetze im klassischen Lande des Wuchers, in Österreich, studiert. Der ursprüngliche Entwurf war auf drei Paragraphen beschränkt, die er im Strafgesetzbuch einschalten wollte. Danach sollte als Wucher bestraft werden das Vorbedingen oder Annehmen von unverhältnismäßig großen Vorteilen für die Gewährung eines Darlehens oder die Stundung einer Geldforderung, falls dabei die Notlage oder Unerfahrenheit oder der Leichtsinn eines anderen benutzt wird. Auch der Zentrumsmann Reichensperger kam mit einem auf Zinsbeschränkung zielenden Antrage. Beide Vorschläge gelangten am 31. März 1879 zur Beratung im Hause.

Kleist begründete seinen Entwurf, indem er ausführte: "Das Wort Wucher ist seit einer Reihe von Jahren aus unserer Gesetzgebung geschwunden; aber der Begriff des Wuchers und die Auffassung des Wuchers ist

nicht aus dem Leben des Volkes geschwunden und darum auch nicht der Name aus dem Munde des Volks. Wer der Vollziehung einer Subhastation beiwohnt oder den einleitenden Verhandlungen über ein Konkursverfahren, der weiß aus Erfahrung, wie dabei vielfach Persönlichkeiten erscheinen, die dem Advokaten, dem Staatsanwalt, den Richtern in dieser Beziehung lange vorher aus den Akten bekannt sind. Die Wucherer fressen sich ein in eine absterbende wirtschaftliche Existenz, wie die Würmer sich einfressen in einen absterbenden Baumstamm, und sie umlagern eine fallende wirtschaftliche Existenz ebenso, wie die Raubvögel einen verwesenden Leichnam." Im weiteren kam er unter dem Staunen des Hauses auf die Erfahrungen zu sprechen, die er erst in der letzten Zeit seit Einbringung seines Gesetzentwurfes gemacht hatte und durch die er auf Mißstände aufmerksam geworden war, wie er sie gar nicht geahnt hatte: "Vorgestern hat mir eine Deputation des neuen Vereins der Berliner Rückkaufshändler einen Besuch abgestattet. Da haben sie mir selbst mitgeteilt, sie gingen nicht bis zu 200 Prozent, sondern gewöhnlich bis zu 60 Prozent, bei kleineren Objekten 100 Prozent, im Durchschnitt also 80 Prozent. Sie haben mir ferner mitgeteilt, daß in Berlin gegenwärtig über 1000 derartige Rückkaufsgeschäfte bestehen. Ich habe es nicht glauben mögen, ich habe wiederholt gefragt: über tausend? Ja, über tausend. Die Pfandleihgeschäfte können bis zu 18 Prozent nehmen; setzen wir mal 20 Prozent, es beträgt das ein Viertel von dem, was gegenwärtig die Rückkaufshändler nehmen." Er folgerte aus solchen Mißständen: "Wenn wir trotzdem nur ein Wenn und Aber haben über die Möglichkeit der Abhilfe solcher Zustände, dann sind wir selbst von den Wucherranken einer juristischen Doktrin schon so gefesselt, daß wir uns nur bankerott erklären sollen. Nicht das Mißverhältnis zwischen arm und reich, nicht das Mißverhältnis des Besitzes erregt den Haß und Empörung der großen Masse gegen die Besitzenden. Ich habe es noch immer gefunden, daß, wo ein solcher Besitz pfleglich verwaltet wird, wo er verbunden ist mit einer menschlichen Behandlung der Arbeiter, da findet sich allezeit die Anerkennung und der Dank der Arbeiter, es sei denn, daß allgemeine Verhältnisse, wie 1848, den Geist der Empörung auf das ganze Land überströmen lassen."

Er erlebte die Genugtuung, daß der Staatssekretär im Reichsjustizamt Dr. Friedberg zugab, das Strafgesetzbuch reiche nicht aus, um der Ausbeutung der Armen durch Wucher entgegenzutreten, und eine Beseitigung dieses Mangels für erstrebenswert erklärte. So ging der Entwurf zusammen mit dem Reichenspergerschen Antrage an eine Kommission, der auch Kleist angehörte. Der Reichenspergersche Antrag fiel in dieser als unpraktisch. Dagegen gelangte Kleists Entwurf im wesentlichen zur Annahme. Er kam zwar nicht mehr vor dem Hause zur Beratung, aber in der nächsten Session legte die Regierung selbst einen Entwurf ganz im Sinne Kleists und des vom sächsischen Generalstaatsanwalt Dr. v. Schwarze erstatteten Kommissionsberichts vor, der zur Annahme gelangte und am 24. Mai 1880 Gesetzeskraft erhielt. Freilich sah sich die Gesetzgebung nach einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahrzehnt veranlaßt, aufs neue zu der unendlich schwierigen Frage Stellung zu nehmen und noch einschneidendere Bestimmungen zu erlassen.

Das erste Zeichen, daß es Bismarck mit der Einleitung einer Sozialreform großen Stiles Ernst wurde, war für Kleist die Tatsache, daß der Reichskanzler selbst das Handelsministerium übernahm. Er schrieb ihm gleich (am 30. Januar 1881) deswegen: "Es hat mich tief bewegt, daß Du aus Liebe zum deutschen Vaterlande Dich der Arbeit und den Sorgen des Handelsministeriums unterzogen hast." Er sprang ihm sofort zur Seite bei den Vorarbeiten zu der Versicherungsgesetzgebung und sandte ihm eine Denkschrift, die er darüber aufgesetzt hatte. Sie ist bisher auch nicht dem Inhalte nach bekannt geworden. Dazu bemerkte er: "Hast Du rücksichtlich des ersten Schrittes der Gesetzgebung noch nicht so weit gehen können, so ist es Dir doch vielleicht nicht uninteressant, dem Gedanken der weiteren Durchbildung die erste und darum freilich gewiß noch sehr ungenügende Form gegeben zu sehen. Ich schicke dasselbe an Stämmler, Direktor der Wilhelmsspende, zur Berechnung, ob die Beitragssätze und dafür angenommenen Renten harmonieren, und wieviel höher die Beiträge bei Unfallversicherungen sein müßten, um bei ihnen noch zu einer höheren Rente zu kommen, 375 bis 400 Mark." Als am 17. Nov. 1881 die soziale Botschaft des Kaisers erschien, da begrüßte er sie als eine der denkwürdigsten Kundgebungen. Bei jener Debatte vom 30. November, bei der er sich mit Rudolf Virchow über den kulturellen Wert des Christentums auseinandersetzte, hat er die Bedeutung dieses Schrittes zum ersten Male öffentlich gewürdigt. Unmittelbar vor dem Tode des alten Kaisers, am 3. März 1888, wies er noch einmal darauf hin und nannte die Botschaft eine wahrhafte Heldentat. Es versteht sich daher, daß er mit Begeisterung für die Durchführung der Arbeiterschutzgesetzgebung eingetreten ist. Freilich hat er sich, eine besondere Frage ausgenommen, an den Beratungen darüber weniger beteiligt. Dies

hatte seine Ursache wohl darin, daß ihm die Arbeiterverhältnisse weniger nahe lagen. Nur zur Frauen- und Kinderarbeit hat er sich hin und wieder gelegentlich geäußert.

Eine große Frage der Arbeiterschutzpolitik wurde indes seine Domäne. Wir wissen, daß er ihr von früh an seine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, aber bei seinen Ideen hierüber gerade unter seinen nächsten Freunden starken Widerstand gefunden hatte. Es war die Sonntagsruhe. Auch jetzt sollte er namentlich bei dem leitenden Staatsmanne einem geringen Verständnis dafür begegnen.

Unter der geistlosen Herrschaft des Manchestertums, wie sie in Deutschland platzgegriffen hatte, war die Wohltat des Sonntags gerade den Mühseligen und Beladenen immer mehr verkümmert worden. Nirgends feierte das Ausbeutungssystem größere Orgien als hier. Das freie England, von dem die Freihandelslehre mit ihren Nebenerscheinungen nach Deutschland gekommen war, hatte hier doch eine Schranke errichtet, die sich als eine soziale Wohltat ersten Ranges bewähren sollte. Diese Wohltat konnte sich noch im 20. Jahrhundert einem Deutschen wie Dr. Karl Peters, der gewiß kein Freund unnötigen Zwanges genannt werden darf, geradezu gewaltsam aufdrängen. Peters schwärmt geradezu für den englischen Sonntag: "Und dann zieht der Sonntag ins Land," heißt es einmal bei ihm, "der schöne stille englische Sonntag, das Glück des Mannes, welcher sich sechs Tage geplagt und gesorgt hat und nun am siebenten einmal wirklich ruhen möchte."[416] Es ist kein Wunder, daß die Zustände, wie sie in dieser Beziehung in Deutschland herrschten, ein mächtiger Nährboden für die Sozialdemokratie wurden. Die Führer dieser Partei müßten nicht die Agitatoren gewesen sein, die sie waren, um nicht den Zunder der Unzufriedenheit, den sie hier vorfanden, in Flammen zu setzen. Schon im Jahre 1872 beschäftigte die Frage den Reichstag, Eine Petition gegen die Sonntagsarbeit gelangte dorthin. Sie wurde an eine Kommission verwiesen. Die Kommission gab zu, daß die Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe ziemlich wertlos seien, und beantragte Erhebungen über die schwierige Frage. Demgemäß beschloß der Reichstag am 30. April 1873. Am 24. Februar 1877 erstattete der Bundesrat endlich über die vorgenommenen Erhebungen Bericht an den Reichstag, und der Präsident des Reichskanzleramtes, Staatsminister Hofmann, erkannte am 16. April 1877 an, daß eine Untersuchung der Bestimmungen über die Sonntagsruhe nötig wäre, das sei aber eine sehr kniffliche Sache. "Soll man so weit gehen," fragte er, "dem Arbeiter bei Strafe vorzuschreiben, daß er auch zu Hause nicht arbeite? Soll man auch ein Gewerbe, welches einen ununterbrochenen Betrieb erfordert, am Sonntag einstellen?" Ratlos schlug die noch ganz vom Manchestergeist infizierte Regierung die Hände über dem Kopf zusammen.

Da setzte nun Kleists Arbeit ein. Er war gerade zur rechten Zeit in den Reichstag gewählt worden. Freilich legte die Regierung, gedrängt von der Volksvertretung, im Jahre 1878 selbst einen Gesetzentwurf vor, der größeren Sonntagsschutz ins Auge faßte. Aber Kleist fand, daß dieser Entwurf noch lange nicht weit genug ginge. In einer großen Rede, die er am 4. Mai 1878 über die Frage hielt, griff er auf die Bedenken zurück, die einst Blanckenburg wegen der Sonntagsruhe der Brennereien gegen ihn geltend gemacht hatte. "Meine Standesgenossen," so sagte er, "diejenigen, die in der Notwendigkeit sind, zur gedeihlichen Ausbeutung ihres Grundbesitzes Spiritusfabriken zu halten, sind durch den Betrieb derselben, so wie er sich bei den gewöhnlichen Maßregeln der Regierung gestaltet, beim besten Willen nicht im stande, Sonntag zu halten, weil der Betrieb, namentlich wegen der Erzeugung der Hefe, so regelmäßig stattfinden muß, daß es nicht geht, 24 Stunden auszusetzen. Es geht aber, wenn der Betrieb nicht notwendig am Tage stattfinden muß, sondern wenn er in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag und vom Sonntag zum Montag stattfindet." Er wies im weiteren auf das Zeugnis des liberalen Historikers Macaulay hin, der gerade in der ernsten Sonntagsfeier Englands eine der segensreichsten Einrichtungen erblicke. "Wir haben seit einer Reihe von Jahren von seiten der kirchlichen Organe und auch von seiten der Vereine für die innere Mission die lebhaftesten Bestrebungen für die Wiederherstellung oder Besserstellung des Sonntags für unser Volk. Lange Jahre hindurch haben sie fast wie in einer Wüste gepredigt, und erst gegenwärtig hat man ein Ohr dafür, nachdem die Sozialdemokratie sich der Sache angenommen hat. Das ist freilich schmerzlich, aber dennoch ist es ein Glück. Es gibt in der Tat keine tiefergehende Freiheit für die Arbeiter, als diejenige, daß nach der sauren sechstägigen Arbeit und zur Kräftigung und Stärkung für die wieder folgende saure sechstägige Arbeit in der

[416] Karl Peters, England und die Engländer S. 199.

Mitte ein Ruhetag besteht. Es ist das wirkliche Grundrecht, welches die Arbeiter haben, und sie dürfen es sich nicht nehmen lassen. Es ist der Materialismus, welcher daran zu rütteln sucht in einer doppelten Gestalt, in der Gewinnsucht des Arbeitgebers und in der Lüsternheit der Arbeiter selbst, welche am Sonntag vormittag gern das erwerben wollen, was sie Sonntag nachmittag ihren Leidenschaften opfern. Es handelt sich nicht um Bevormundung des einzelnen; der einzelne ist aber nach der Verkettung der Verhältnisse im öffentlichen Leben der staatlichen Gemeinschaft gar nicht im stande, für sich allein den Sonntag zu genießen, wenn nicht die Gemeinschaft in ihrer Ordnung die Möglichkeit dazu gegeben hat. Daß unser modernes Staatswesen es so vielfach versäumt hat, in dem Augenblick, wo es Freiheiten gab, zugleich Maßregeln zum Schutz der anderen zu treffen gegen diejenigen, die vermöge ihrer Machtvollkommenheit im stande waren, den weniger Mächtigen zu unterdrücken, ihn im Gebrauch seiner Freiheit zu hindern, das ist die wesentlichste Ursache des Entstehens der Sozialdemokratie. Was der einzelne in seinem Hause treibt, darum hat sich der Staat als solcher nicht zu bekümmern, tut es auch nicht; sowie aber die Arbeit in Räumen des Arbeitgebers stattfindet, liegt die Gefahr nahe, daß die Autorität desselben gemißbraucht wird."

Ein Patriarch der Arbeiter, dessen sozialpolitischem Sinne allerdings, wie sich später erweisen sollte, gewisse Grenzen gesteckt waren, Stumm-Halberg, brachte damals einen weitergehenden Antrag ein, der nur durch Zufall nicht angenommen wurde. Infolgedessen war Kleists Bestreben fortgesetzt darauf gerichtet, eine größere Sonntagsruhe, als sie von der Regierung gewährt wurde, zu erkämpfen. So oft er nur Gelegenheit dazu fand, brach er dafür eine Lanze. So auch im Herrenhause bei Beratung einer neuen Jagdordnung am 17. Dezember 1883. Er meinte wohl, daß die Lebenskraft der Nation von der Sonntagsruhe abhinge. Nicht unrichtig hob er hervor, daß das Jagen am Sonntage zur Plage würde, läge schon in der Bezeichnung "Sonntagsjäger". Die liebenswürdige kindliche Frömmigkeit des alten Kämpfers äußerte sich zuweilen in rührender Weise, so wenn er einmal plötzlich nach scharfen Ausführungen seine Stimme modulierte und fortfuhr: "Der Sonntag, Sie liebe Herren, ist noch eine Erinnerung an das Paradies."

Wo er irgend konnte, suchte er seine Ideen praktisch zu verwirklichen. So richtete er im Dezember 1878 einen regelmäßigen Gottesdienst für die beim Eisenbahnbau im Belgarder Kreise beschäftigten Arbeiter ein. "Seitdem herrscht ordentliche Freundschaft zwischen mir und den Arbeitern," schrieb er seelenvergnügt am 12. Dezember 1878 an seinen Sohn Jürgen. Wie wenig freundlich das Staatsministerium sich diesen Bestrebungen gegenüber noch immer verhielt, zeigte sich gelegentlich, als im August 1883 eine vom Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, v. Wolff, demselben, der den ersten, von der Regierung zurückgezogenen Entwurf der Kreisordnung vom Jahre 1869 ausgearbeitet hatte, erlassene Verordnung wegen strengerer Sonntagsfeier durch Ministerialbeschluß außer Kraft gesetzt wurde. Kleist veranlaßte endlich die Konservativen, mit dem Zentrum zusammen einen erneuten Antrag auf eine bessere Regelung der Frage einzubringen. Im Mai 1885 kam die Angelegenheit wieder im Hause zur Verhandlung. Jetzt sprach sich Fürst Bismarck sehr wenig freundlich darüber aus. Kleist empfand dies schmerzlich und fühlte sich gedrungen, wieder gegen ihn aufzutreten, so schwer es ihm wurde. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf der Popularitätshascherei, den der Kanzler den Antragstellern gemacht hatte. "Der Herr Reichskanzler weiß von mir, daß ich nicht nach Popularität hasche, daß ich nur meinem Gewissen entsprechend mein Votum abgebe." "Die Ruhe von der Arbeit am siebenten Tage! Das ist bei der Arbeiterschutzgesetzgebung das Wichtigste von allem. Kinderarbeit, Frauenarbeit treffen doch nur einen Teil der Arbeiter; Sonntagsruhe aber trifft alle Arbeiter." Bismarck gab ihm darauf eine Ehrenerklärung: auf ihn beziehe sich der Vorwurf der Popularitätshascherei nicht. Der Kanzler meinte aber, daß eine Kürzung der Arbeit am Tage noch wichtiger und durch Kleists sachliche Ausführungen die praktische Seite der Frage nicht um ein Haar breit gefördert sei. Kleist schrieb über die Auseinandersetzung seinem Sohne Jürgen: "Es wurde mir nicht leicht, gegen ihn sprechen zu müssen. Dennoch danke ich Gott, daß ich es konnte. Es wird ja Frucht geben. Bismarcks Frage, wie der Lohn vom siebenten Tage aufzubringen sei, ist zu beantworten durch Verwandlung der extensiven Arbeit von sieben Tagen in intensive Arbeit von sechs Tagen, möglichst vermittels Akkordarbeiten. Dahin muß die ganze Zeitrichtung gehen; mit der stimmt also die Sonntagsruhe überein." Gegen Andrae meinte er, daß Bismarcks Haltung aus seiner ganzen kirchlichen Stellung und insbesondere seiner eigenen Stellung zum Sonntage folge. Große Freude bereitete es ihm, daß der Reichstag sichtlich mit innerlicher Teilnahme seinen Ausführungen gefolgt war, selbst Mitglieder, die ihm gegnerisch gegenüberstanden. Aber auch Bismarck war ihm nicht gram wegen seines Auftretens. Denn unmittelbar danach aß

Kleist bei ihm und fand ihn "freundlich und lieb".

Die Regierung zog sich bei den Verhandlungen wieder dahinter zurück, daß sie Erhebungen im ganzen Reiche veranstaltet haben müsse, ehe sie bestimmte Stellung zu den Anträgen nehmen könne. Obgleich dadurch die Sache wieder verschleppt wurde und die Gefahr entstand, daß abermals nicht viel geschah, konnte sich Kleist nicht verhehlen, daß gegen eine solche Auskunft nicht viel einzuwenden wäre. Er mußte der Regierung zugeben, daß die Anträge auf Sonntagsruhe in der Tat tief in das wirtschaftliche Leben eingriffen, und daß es daher das Recht und die Pflicht des Bundesrats war, sich vorher genau zu unterrichten. Er konnte daher dem Zentrum nicht beipflichten, als dieses sich gegen solche Erhebungen aussprach. Das schmeckte in der Tat wieder nach Machtprobe und rechtfertigte zum Teil den Vorwurf der Popularitätshascherei, den der Reichskanzler erhoben hatte. Die Erhebungen wurden dann wirklich ausgeführt, und es zeigte sich, daß die Regierungen reichlich belehrt aus ihnen hervorgingen. Im Februar 1888, als die Ergebnisse der Umfragen schon vorlagen, brachte das Zentrum nun wieder seine Anträge ein. Dabei zeigte es sich, daß die Stimmung für Kleists Bestrebungen allgemein zugenommen hatte. So konnte Kleist voller Freude feststellen, daß ein Wortführer der Nationalliberalen, der Hildesheimer Oberbürgermeister Struckmann, aus den Reichsermittlungen viel gelernt hatte. Die Beratung der Zentrumsanträge benutzte Kleist am 15. Februar zu einem Vorstoß gegen die Nichtbeachtung der Sonntagsruhe durch Bismarck selbst. "Es ist keine Industrie," so hob er in seiner längeren Rede hervor, "in der eine so unbedingte Sonntagsarbeit gefordert wird, wie bei der Papierfabrikation im Osten und Norden von Deutschland. Ich glaubte meinerseits: es ist wirklich nicht anders möglich, man muß die Arbeit Sonntags zugeben. Dann kommt gleich hinterher: aber in Westfalen und Rheinland findet gerade bei dieser Fabrikation eine volle Sonntagsruhe statt, eine Ruhe von 24 bis 36 Stunden. Das hat seine tiefgehende Bedeutung, Sie verehrte Herren! Unser hochverehrter Herr Reichskanzler hat auf seinen Besitzungen eine Papierfabrikation; dort wird nach den Einrichtungen im Osten und im Norden von Deutschland am Sonntag gearbeitet. Nun hoffe ich, wenn diese Enquete dem durchlauchtigsten Reichskanzler vorgelegt wird - und ich bitte die verehrten Herren, ihm Vortrag darüber zu halten und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß in Rheinland und Westfalen die Papierfabriken Sonntags nicht arbeiten brauchen -, daß er dann bereit sein wird nach seiner bekannten Größe, seinen Fabrikarbeitern Sonntags Ruhe zu verschaffen dadurch, daß er den Fabrikanten aufgibt, nach Westfalen und Rheinland zu gehen, und sich zu erkundigen, wie das möglich ist." Der heitere Vorfall erregte natürlich viel Aufsehen. Kleist meinte die Papierfabriken bei Varzin. Gerichtet waren seine Worte an den anwesenden Staatssekretär des Innern v. Bötticher. Noch beim Tode Kleists entsannen sich Zentrumsblätter der Szene und wollten wissen, daß Herr v. Bötticher verlegen dreingesehen habe.

War Kleist schon bei jener ersten Beratung der von dem Nationalökonomen des Zentrums, Hitze, eingebrachten Anträge freudig überrascht gewesen über den Umschlag der Stimmung, so wuchs seine Freude bei der zweiten im März. Der Gesetzentwurf war an eine Kommission gegangen, deren Vorsitzender Kleist wurde. Er fand einen vortrefflichen Berichterstatter in der Person des Abgeordneten Hegel. Auf Grund des von diesem erstatteten Berichts gelangte der Entwurf jetzt im Hause fast einstimmig zur Annahme. Kleist jubelte geradezu über das Ergebnis und fand die Wandlung "wahrhaft erhebend". "Sie wissen alle," rief er am 4. März, "mit welchen Schwierigkeiten hier im Hause und draußen die Sache zu kämpfen hatte, und nun mit einem Male eine solche Umwandlung. Ein Beweis der Kraft, die in der Idee liegt." Seinem Sohn Jürgen schrieb er: "Ich bin glücklich über den Verlauf, welchen die Sonntagsfrage im Reichstage nimmt. Nun wende Gott das Herz von Bismarck der Sache zu." Diese Angelegenheit nahm nun ihren Lauf. Bald gingen die anderen Parteien, Zentrum, Sozialdemokraten und sogar der Fortschritt weiter, als Kleist es selbst zunächst für erreichbar hielt. Ihm persönlich konnte nichts erwünschter sein. Vergnügt meldete er am 3. Mai 1890 seinem Sohn Jürgen: "Unsere heutige Kommissionssitzung war höchst lebendig und interessant, und wenn wir auch in einer Sache vom Zentrum, Fortschritt, Sozialdemokraten überstimmt wurden, soll es mir recht sein, wenn es so, wie beschlossen, den Arbeitern zu gute kommt, daß nämlich die Sonntagsruhe nicht 24 Stunden beträgt, sondern 30, Weihnachten, Ostern, Pfingsten 60." Eine seiner letzten Handlungen war es, daß er für die Ausdehnung der im Reiche getroffenen Bestimmungen auf die anderen Tätigkeiten, namentlich auf die Landwirtschaft eintrat. Das geschah insbesondere in einer Herrenhausrede am 22. März 1892. Die für die Landwirtschaft bis dahin bestehenden polizeilichen Verordnungen faßten mehr die kirchliche als die soziale Seite der Frage ins Auge. Dabei erinnerte Kleist an die während seiner Verwaltung im Rhein-

lande erlassene Sonntagsordnung. Hier war es, wo der neue Handelsminister Freiherr v. Berlepsch dem greisen Oberpräsidenten die Mitteilung machte, daß er in seinem Ministerium eine Sonntagsordnung habe aufstellen lassen, für die die alte Ordnung aus Kleists Verwaltung zur Grundlage genommen sei. Was einst als unerhört reaktionär verschrieen worden war, darauf kam jetzt die neue, machtvoll vorwärts schreitende Zeit zurück und nahm es sich zum Muster.

Ebenso beharrlich wie für die Sonntagsruhe, allerdings weniger glücklich, kämpfte Kleist für die Hebung des Handwerkerstandes. Sein Hauptbundesgenosse wurde dabei der Sachse Ackermann. Zu seinem Leidwesen waren die Mehrheiten, die er bei diesen Fragen erzielte, vielfach nur zufälliger Natur. Großenteils unterzog er sich dabei einer Sisyphusarbeit; der Handwerkerstand war am meisten von der unbesonnenen, des geschichtlichen Verständnisses baren Manchesterpolitik betroffen worden, und es hatte den Anschein, als wenn die Hilfe, die dem Stande jetzt von sozialpolitisch empfindender Seite gebracht wurde, zu spät kam. Im Gegensatz zu dem freisinnigen Führer Dr. Baumbach, der gleichfalls dem Handwerkerstande zu helfen gedachte, aber lange nicht so entschiedene Maßregeln wie Kleist und seine Freunde empfahl, weil er die Lage des Standes nicht für so schlimm ansah, beurteilte Kleist die Aussichten des Handwerks als sehr ernst. Er ging aber nicht so weit, wie es schon damals neben der Sozialdemokratie viele taten, das Handwerk für unrettbar zu erklären. Bei richtiger Behandlung, so hoffte er, würde es sich doch noch heben lassen. "Wir nehmen diese Hoffnung aus dem Glauben an das Bestehen unseres deutschen Vaterlandes her," lautete sein Bekenntnis. "Gehört die Wiederherstellung eines Handwerkerstandes zu dem Wohlbefinden Deutschlands, so müßten wir an Deutschland verzweifeln, wenn wir das Gegenteil annehmen sollten." Der alte Deichhauptmann im liberalen Zeitenstrom kam wieder zu Worte, wenn er fortfuhr: "Dieser Zustand in dem Gewerbe ist wesentlich ein Resultat der ganzen Zeitrichtung. Er ist ganz wesentlich mit eine Schuld dieser liberalen Gesetzgebung; es hat die Gesetzgebung damals nicht ihre Schuldigkeit getan, sie hat nicht die Zeitrichtung korrigiert, gemildert, auf den richtigen Weg geführt, sondern sie hat sich von ihr fortziehen lassen." Er gab den Liberalen zu, daß sie in der Zeit, in der sie die entscheidende Mitwirkung bei der Gesetzgebung gehabt hätten, zwar ganz richtig darauf ausgegangen wären, die individuelle Persönlichkeit von den Schranken zu befreien, die sie an der freien Entwicklung ihrer Tätigkeit hindern konnten. Sie würde aber immer vor der Geschichte der Vorwurf treffen, daß sie diese Freiheiten nur negativ entwickelt und gesetzlich fixiert hätten, anstatt organische Bildungen zu schaffen, in denen sich die positive Freiheit geltend machen konnte. Er meinte, daß das Handwerk viel mehr unter dem Druck des Kapitals litte, als jemals im Mittelalter unter dem Zwang der Zünfte. Sehr eindringlich hielt er dem Abgeordneten Richter den Widerspruch vor, in dem dieser sich bewegte, wenn er über die Konkurrenz, welche die vielfach ganz nützlich wirkenden Militärhandwerker dem Handwerke machten, ein großes Lamento erhob, dagegen die gewaltigen Schäden, die die Konkurrenz des Kapitals dem Handwerk verursachte, gar nicht beachtete. "Da lassen Sie die Übergriffe zu, dann sind Sie nicht zu finden," rief er der murrenden Linken zu. Behagliche Heiterkeit weckte er, als er am 9. April 1883 anschaulich die Plagen schilderte, die dem Landmann durch den Hausierhandel erwüchsen, und einen Tag seines eigenen Lebens beschrieb. Wenn er am Morgen auf die Rampe seines Hauses trete, tauche gleich "die dunkle Gestalt" des Felljuden auf, die man kaum los werden könne. Bis zum späten Abend mache sich der Bettel in Gestalt der Wandergewerbes in tausend Formen an den Gutsherrn und seine Leute heran, veranlasse zu unnützen Geldausgaben und Zeitverlust und wirke oft im schlimmsten Maße ruhestörend. Besonders die herumziehenden Musikanten trieben es, so meinte er, arg. "In diesem Punkte stimme ich mit dem Abgeordneten Richter einmal überein, es gibt keinen größeren Skandal, als diese bettelnden kräftigen jungen Männer in der Form von Musikanten."

In derselben Zeit, zu der er in der Frage der Sonntagsruhe durchdrang, kurz vor dem Tode des alten Kaisers, erlebte er auch die Freude, daß eine der Hauptforderungen des Handwerks, der Befähigungsnachweis, ganz unerwartet angenommen wurde. Doch täuschte er sich nicht über den Zufallscharakter der Mehrheit. Mit den Jahren wird er das rasche Sinken des Handwerkerstandes immer deutlicher erkannt und aufrichtige Trauer darüber empfunden haben.

Angesichts der Haltung der Sozialdemokratie blieb er dabei, daß repressive Maßregeln gegen sie nötig blieben, und unterstützte deswegen die Verlängerung des Sozialistengesetzes. Schon 1884 war es ihm zweifelhaft, ob der Reichstag dafür noch zu haben sein würde. Er schrieb seinem Sohne Jürgen am 4. Mai

darüber: "Es scheint, als ob wir die Majorität gewinnen werden; sicher ist es nicht; in letzterem Falle ist unsere Auflösung wahrscheinlich. Hoffentlich komme ich dann auch zu Worte, und Gott wolle es dann segnen." Als das Gesetz mit leidlicher Mehrheit durchging, war er froh. "Der Kaiser gab darauf sehr viel," bemerkte er in einem Briefe, "und ist deshalb vorher nicht von Berlin abgereist." Gewöhnlich ergriff er selbst bei diesen Beratungen das Wort, so im Februar 1888. Damals mischten sich doch aber auch schon leise Zweifel in seine Ausführungen, ob das Gesetz die erhoffte Wirkung gehabt habe. Im März 1889 schrieb er dem Sohne: "Wir bekommen noch ein Gesetz betreffend die Sozialdemokratie. Darüber habe ich zu Hause Konzepte, deren ich dazu bedarf." Dann beschrieb er, wo sie in seinem Schreibtisch lägen. Man sieht daraus, wie sehr ihn gerade diese Materie beschäftigte. Je länger, je mehr quälte sie ihn. Am 30. November 1889, also kurze Zeit vor dem Falle des Gesetzes, vertraute er sich seinem zweiten Sohne an: "Die politischen Sachen bewegen mein Herz recht schwer, der zweifelhafte Ausgang des Sozialistengesetzes und meine Stellungnahme dazu." Seine außerordentliche, für einen Politiker viel zu peinliche Gewissenhaftigkeit ließ ihn nur zu oft die parlamentarische Wirksamkeit noch in einem besonderen Sinne als Bürde empfinden. Als er am 28. November mit Schede eine demnächstige Zusammenkunft bei ihm mit Stoecker verabredete, teilte er dem Freunde mit, daß er von ihm in die Kommission für das Sozialistengesetz müsse "zur schweren Hauptentscheidung; Deine vorausgehende Gemeinschaft stärke mich dazu." Aber noch im Januar war er sich nicht klar, wie es werden würde. "Das Sozialistengesetz soll noch durchberaten werden," schrieb er am 13. Januar 1890. "Noch wissen sie nicht Bismarcks schließlichen Willen!!" Mit seinen übrigen Parteigenossen gehörte er dann zu denen, die das gemilderte Gesetz zu Fall brachten.

Es hatte stets etwas Fesselndes an sich, wenn der alte Herr das Wort im Parlamente ergriff. Da er in diesen Jahren oft unter Heiserkeit litt und schwerer verständlich war, so sammelten sich die Abgeordneten vielfach um seinen Platz oder um die Tribüne, und es bildete sich um ihn gleichsam eine lebendige Mauer. Unleugbar war er in der letzten Zeit milder geworden. Seine Augen hatten nicht mehr ganz das alte Feuer, und das Trotzige, das früher aus ihnen herausgeleuchtet hatte, verschwand. Es lag dies nicht nur an der natürlichen Abnahme seiner Kräfte. Auch die Schule des Lebens hatte doch gewaltig auf ihn eingewirkt, über seine Züge breitete sich der Ausdruck tiefen Friedens. Nicht mit Unrecht hat man von den Bildern, die wir aus der letzten Zeit von ihm besitzen, gesagt: über ihnen liege Ewigkeitsschimmer. Zuweilen brach doch aber auch in dieser Zeit das in ihm lodernde Feuer jäh und überheftig hervor. Nicht nur wenn ihm Eugen Richter mit seinen Gefolgsmannen durch fortgesetzte Zwischenrufe den Faden seiner Rede abzuschneiden suchte. Dann war es wohl, als wenn er sich als Husarenrittmeister fühlte, und er rief den Störenden im Befehlstone zu: "Schweigen Sie doch". Noch lebhafter wallte sein Blut auf, wenn jemand, der ihm nahe stand, ungerecht angegriffen wurde. Ein solcher Fall, der sich im Reichstage abspielte, hat sich den Zeitgenossen besonders tief eingeprägt. Es war am 14. Februar 1883, als ein später um die Stadt Stettin sehr verdienter Mann, der Entomologe Dr. Dohrn, ein vielen nicht leicht verständlicher Sonderling, sich im Ausdruck vergriff und von dem "Quistorpschen Strohmann und Aushängeschild, dem bankrotten Gutsbesitzer Andrae-Roman" sprach. Kaum war ihm dieser ungerechtfertigte und unüberlegte Ausfall entfahren, da zuckt das alte Feuer durch Kleists Nerven. Er verlangt stürmisch das Wort zu einer persönlichen Bemerkung, wie er nachher schrieb, "recht wohl wissend, daß ich kein formales Recht dazu habe", und ruft entrüstet: "Herr Andrae-Roman ist mein Freund, und es ist eine Verleumdung des Dr. Dohrn, daß er ein bankrotter Gutsbesitzer sei". Ein gewaltiger Tumult entstand. Der Vizepräsident Freiherr v. Franckenstein rief Kleist wegen der Äußerung sofort zur Ordnung. Kaum einer aber war in dem Hause, der sich nicht des Imponierenden bewußt war oder doch wurde, das in diesem rücksichtslosen Eintreten für den unter dem Schutze der Immunität beleidigten Freund lag. Dohrn sah sich genötigt, seinen Vorwurf in aller Form von der Tribüne als völlig irrig zurückzunehmen.

Wohl spürte Kleist dann und wann ein Nachlassen seiner Kräfte. Das bedrückte ihn zuweilen. "Ein Lückenbüßer möchte ich nicht sein," gestand er einem seiner Söhne. Mit einer gewissen Wehmut sah er auf die körperliche Elastizität des doch nur wenige Monate jüngeren Bismarck. Aber es handelte sich bei ihm selbst doch eben wesentlich um die leiblichen Kräfte, die von früh an ihm nicht allzu reichlich gegeben waren. Oft wieder freute er sich selbst an der Jugendlichkeit seines Wesens, und noch im Mai 1891 konnte er dem staunenden Sohne berichten, daß er bisweilen von 9 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends in Berlin angestrengt den Geschäften sich gewidmet habe. "Aber Gott schenkte, daß es mir keinen Schaden brachte." So drängte

sich den Zeitgenossen als Hauptmerkmal dieses Greises im Silberhaar das seinen Nährboden in Kleists tiefer Religiosität findende jugendliche Feuer auf. "Wer ihn in den letzten Jahren reden sah und hörte," so schrieb die demokratische Frankfurter Zeitung bei seinem Tode, "mußte an die Schilderung denken, die Freiligrath in seinem ersten Gedicht, im 'Moostee', von den isländischen Vulkanen gegeben hat, in denen unter dem schneeigen Haupte die glühende Masse lodert." Ist den großen parlamentarischen Rednern oft groteske Häßlichkeit eine willkommene Waffe geworden, wie dem Freiherrn Georg v. Vincke, Ludwig Windthorst und Eugen Richter, so spielte bei Kleist-Retzow das vornehm-ehrwürdige Äußere, verbunden mit dem liebenswürdigen Temperament, diese wirksame Rolle. In mancher Hinsicht hatte sein Wesen etwas von dem Schutzpatron des Regimentes, in dem er gestanden hatte, von Blücher, mit dem er sich auch wohl, bei aller Verschiedenheit von ihm, als fröhliche königstreue Streiternatur etwas wahlverwandt gefühlt hat. War der fromme Kleist doch auch wie das Weltkind Blücher frei von jeder Menschenfurcht, und steckte doch in ihm genau dasselbe Draufgängertum. Und wie Blücher hatte er nichts von Selbstsucht und Neid in sich. Kaum jemand führt Kleist so oft in seinen Reden als Beispiel an, als gerade den alten Husarenhelden.

Mancherlei wandelte sich in seiner Familie währenddessen ab. Er erlebte den herben Schmerz, daß sein jüngster Sohn Friedrich Wilhelm, das Patenkind König Friedrich Wilhelms IV., als junger Leutnant des 1. Garderegiments am 27. Januar 1880 in Potsdam einer Lungenentzündung zum Opfer fiel. Am 6. April 1885 traf ihn der härteste Schlag, indem ihm seine Gattin genommen wurde. Die immer schwerer von ihren körperlichen Leiden gebeugte Frau hatte ihm doch jederzeit eine treue Stütze in allen Lagen zu sein vermocht; beide verband die innigste Herzens- und Geistesgemeinschaft. Er wurde an jenem Apriltage des Morgens früh in Kieckow an das Lager der Sterbenden gerufen. Dem schnell Herbeieilenden streckte sie die Hände entgegen mit dem Rufe: "Der Herr kommt." Dann nahm sie von allen Familiengliedern einzeln Abschied und schlief ohne Todeskampf ein. "Wir sind wohl sehr traurig," schrieb der Witwer, "ohne Frau, ohne Mutter! - und doch, o so dankbar für das, was Gott in ihr schenkte." Wenige Monate darauf, im Oktober 1885, verlobte sich sein zweiter Sohn Jürgen mit der zweiten Tochter des Regierungspräsidenten von Oppeln, Grafen Zedlitz-Trützschler, unter dem Jürgen als Assessor arbeitete. Am 4. Februar 1886 machte das junge Paar Hochzeit. Seine Schwiegertochter Ruth schloß Kleist bald ganz in sein Herz. Es beglückte ihn, als Jürgen im Oktober 1886 das Landratsamt seines lieben alten Belgarder Kreises erhielt und so dauernd in seine Nähe kam. Auch dem Vater seiner Schwiegertochter, der in jener Zeit Oberpräsident von Posen wurde, trat er in kurzer Zeit sehr nahe. Der älteste Sohn, Hans Anton, mußte infolge seines aus seiner Kindheit stammenden leidenden Zustandes als Referendar den Abschied nehmen und zog zum Vater nach Kieckow. Dort führte seit dem Tode der Gattin die Tochter Elisabeth den Hausstand.

Unter dem neuen Kurs

Inzwischen stieg die neue Zeit mit der Fülle ihrer lebensvollen Erscheinungen schnell herauf und spornte die Kampfes- und Schaffenslust Kleists immer aufs neue an. "O wäre ich dreißig Jahre alt!" rief er da wohl einmal. Den Regierungswechsel erlebte er voll der innerlichsten Teilnahme. Mächtig packten ihn damals die Erinnerungen an die Zeit, die er mit seinem großen Freunde zusammen durchgemacht hatte. "Die vierzig Jahre," so schrieb er seiner Schwägerin, der Gräfin Eberhard Stolberg, geborenen Prinzessin Reuß, "welche wir miteinander durchlebt haben, sind voller Wunder und voller Gnade unseres Gottes. Welche tiefen Demütigungen durch die Revolution im eigenen Lande, welche Erniedrigungen von uns im Rate der Fürsten Europas von Nikolaus, von Palmerston auf dem Kongreß in Paris; und nun diese Fülle der Macht, eine allenthalben entscheidende Autorität." Herzlich fühlte er mit Bismarck in den Monaten nach dem Heimgange Kaiser Wilhelms I. Er erbaute sich an seinem aufopferungsvollen und treuen Dienste für Kaiser Friedrich und erfreute sich an seiner Frische. "Es waren für ihn," so sagte er bald nach dem Tode des zweiten Hohenzollernkaisers über den Kanzler, "vielleicht die schwersten Monate seines Lebens, und was er in ihnen leistete, nicht weniger groß, als seine Siege auf dem Felde des Parlamentarismus und der Diplomatie."

Die "frische Männlichkeit", die ihm schon seit Jahren an dem nun den Thron besteigenden Enkel Wilhelms I. aufgefallen war, und dessen ernste Frömmigkeit weckten in ihm die schönsten Hoffnungen. Freilich erfüllte ihn das impulsive Wesen des hohen Herrn bald mit einiger Sorge.

Über die ernste Richtung des Kaisers empfing er schon in den Jahren vor dessen Thronbesteigung aus erster

Hand die erfreulichsten Mitteilungen. Den hohen Beamten, die mit dem Prinzen in Berührung kamen, ging vielfach das Herz auf vor Freude über seine edlen Auffassungen, seine Äußerungen über die sittlichen Zustände der sogenannten guten Gesellschaft, über sein Verhältnis zum Offizierkorps und über die Aufgaben der in leitender Stellung stehenden Persönlichkeiten. Sie schienen den Gewährsmännern Kleists ein außerordentliches Pflichtbewußtsein und ein tiefgehendes Verständnis zu offenbaren. Dabei standen alle, die dem künftigen Thronerben näher traten, bei ihm unter dem Eindruck einer ungewöhnlichen inneren Energie. "Welche Gnade von Gott für unser Volk und Land!" rief einer dieser Beamten, die Gelegenheit hatten, mit dem damaligen Prinzen Wilhelm in eingehenderes Gespräch zu kommen, aus. "Nach einer längeren Unterhaltung an einem Abende war ich so ergriffen, daß ich ihm am liebsten die Hände geküßt hätte und mich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, daß ich gewiß wäre, Tausende und aber Tausende im Lande würden es ihm danken, wenn er solche Grundsätze zur Geltung zu bringen suchte." Die ganze Haltung, die der künftige Thronerbe einnahm, berechtigte die rechtsstehenden und gerade die strengkirchlichen Elemente durchaus zu dem Glauben und der Hoffnung, daß sie dereinst in ihren Bestrebungen von ihm Unterstützung erfahren würden. Diese Aussicht sollte einstweilen in Frage gestellt werden durch einen Schachzug Bismarcks, der das innerpolitische Vorspiel zur Thronbesteigung Wilhelms II. wurde. Dieser Schachzug wurde bei Gelegenheit der Walderseeversammlung ausgeführt und berührte Kleist aufs tiefste.

Gar verwickelt waren die Verhältnisse, die dabei in Betracht kamen. Seitdem Preußen seinen Frieden mit der römischen Kirche geschlossen hatte, hielt es Kleist für angezeigt, mit seinen Bestrebungen auf Herstellung einer größeren Selbständigkeit der evangelischen Kirche vor die gesetzgebenden Körperschaften zu treten. Er holte also die zuerst 1869 auf der pommerschen Provinzialsynode formulierten Wünsche wegen einer reichlichen Dotation der Kirche hervor und verband damit einige Forderungen, die durch die Aufhebung des Artikels 15 der Verfassungsurkunde und das Gesetz vom 3. Juni 1876 über die evangelische Kirchenverfassung veranlaßt waren und einen größeren Einfluß der kirchlichen Körperschaften auf die Regelung der evangelischen Verhältnisse erstrebten. Erst wurde dafür die Generalsynode von 1885, auf der Kleist, ebenso wie schon auf der von 1879 und auch nachher auf der von 1891, die entschiedene Mehrheit hinter sich hatte, mobil gemacht. Dann ging er damit an den Landtag. Im Abgeordnetenhause fand er in dem seit 1881 an der Spitze der Kreuzzeitung stehenden mecklenburgischen Junker Freiherrn v. Hammerstein einen Bundesgenossen, der durch Energie und außerordentlich geschickte parlamentarische Taktik sehr wertvoll war, an dem er aber, ähnlich wie bei Wagener, bald ein zänkisches Wesen unliebsam vermerkte, und dessen ganze Art ihm auch schwerlich zugesagt haben wird. In ein näheres Verhältnis zu ihm ist er niemals gekommen. Am 10. Juni 1886 brachte er selbst einen allgemein gehaltenen Antrag im Herrenhause ein, in dem die Regierung aufgefordert wurde, Maßregeln in dem angedeuteten Sinne zu ergreifen. Damit war der erste Schritt zur Bildung eines evangelischen Zentrums, den Kleist schon am 20. Mai 1875 ebenfalls im Herrenhause angekündigt hatte,[417] getan.

Das von ihm verfolgte Ziel war an sich wohl berechtigt. Von den verschiedensten Seiten wurde es anerkannt, daß die für die evangelische Kirche doch lediglich durch den kirchenpolitischen Streit mit Rom geschaffene Lage eine durchaus schiefe war. Daß die Dotationsfrage eine brennende sei, hatte schon Falk auf der Generalsynode von 1875 zugegeben. Auch Fürst Bismarck erkannte Dotationsansprüche der evangelischen Kirche an. Ein Führer der kirchlichen Mittelpartei, der begabte konservative Parlamentarier v. Rauchhaupt gestand, daß durch das Gesetz von 1876 die Stellung des Königs in seiner Eigenschaft als Träger des Kirchenregiments "geradezu unerträglich" eingeschnürt sei, weil der Oberstbischof der evangelischen Kirche danach kein Kirchengesetz erlassen könne, wenn das Staatsministerium sich dagegen erkläre. Es sei dies einfach widersinnig, weil im Staatsministerium verfassungsmäßig der evangelischen Kirche feindliche Elemente sitzen könnten. Auch der leidenschaftliche Gegner Kleists auf der Generalsynode von 1875, Wilibald Beyschlag, erklärte, es liege im Interesse der Unabhängigkeit der Stellung des Königs als Summus episcopus gegenüber den übermächtig anbringenden politischen Einflüssen, wenn der Monarch sich, wie es Kleist verlangte, bei Besetzung der theologischen Lehrstühle an ein Vorschlagsrecht kirchlicher Vertretungen anlehnen könne. Laut beklagte derselbe Beyschlag die Aufhebung der Verfassungsbestim-

[417] Vgl. oben S. 197.

mung, nach der die evangelische Kirche ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten hatte, und zwar lediglich darum, weil römische Bischöfe eine ungebührliche Eingabe gemacht hätten. Ähnlich äußerte sich der liberale Bonner Professor Jürgen Bona Meyer, von dem Kirchenrechtslehrer Geffcken zu geschweigen, der in der Kreuzzeitung vom 18. und 19. Juni 1886 den Antrag Hammerstein einer scharfsinnigen und einleuchtenden Kritik unterzog. Ebenso schrieb der liberale Historiker der Reformationsgeschichte Wilhelm Maurenbrecher damals: "Es ist nicht möglich, daß die kirchlichen Dinge der Gewalt einer Staatsleitung unterworfen werden, welche selbst unter dem Einfluß politischer Parteiungen steht. Die politische Verfassungsänderung in den deutschen Staaten muß und wird zu einer Verfassungsänderung der protestantischen Kirche den Anstoß geben." Wenn so auch von liberaler Seite gesprochen wurde, so war es nicht verwunderlich, daß die konservative Fraktion des Herrenhauses den Kleistschen Antrag fast einstimmig gut hieß.

Fürst Bismarck aber setzte dem Antrag unbedingten und schroffsten Widerspruch entgegen. Ihm fehlte es gerade noch, daß sich ein evangelisches Zentrum neben dem römischen bildete. Er fürchtete, daß durch eine Bewilligung der Kleist-Hammersteinschen Forderungen die Begehrlichkeit der römischen Kirche neu genährt werde. Er erkannte auch sofort die Uneinigkeit unter den Evangelischen und ermaß, daß die neuen auf Selbständigkeit hinzielenden Bestrebungen äußerst weitausschauend waren. Sodann mußte er gerade die Unterstützung des gemäßigten Liberalismus durch ein Eingehen auf die Wünsche Kleists zu verlieren fürchten. Als daher am 30. Juni 1886 der Antrag Kleist zur Verhandlung kam, verließen sämtliche Minister ostentativ den Saal. Eine schlimmere Behandlung konnte dem Antrag nicht widerfahren. Selbst ein Gegner des Antrages, der nationalliberale Parlamentarier v. Eynern, sprach sein lebhaftes Befremden über ein solch schroffes Verfahren aus.

Nach Reden des Grafen Zieten-Schwerin, der seit jener Zeit der besondere Vertraute Kleists in diesen kirchlichen Fragen wurde, und Kleists selbst nahm das Herrenhaus den Antrag an. Doch Kleist mußte sich jetzt zu der Erkenntnis bequemen, daß einstweilen auf eine Verwirklichung dieses großen Wunsches seines Lebens nicht zu rechnen wäre. An Schede schrieb er: "Wie schmerzlich ist es, daß Bismarck und darum das ganze Staatsministerium so dagegen ist, einmal, weil er weiß, daß die Liberalen dagegen sind, und er die schonen will. Das ist doch kurzsichtige Tagespolitik. Dann aber ist er dagegen, weil er allenthalben Priesterherrschaft wittert. Er hat den Katholiken nicht aus Überzeugung, sondern aus Politik nachgegeben, und, wie sie, durch Feindschaft in anderen Fragen ihn zwingen, können wir nicht, das ist unevangelisch. "

Bald trat die von Bismarck gleich in Rechnung gestellte Uneinigkeit der Evangelischen auch in den Reihen der Konservativen hervor, indem zwischen Hammerstein und Rauchhaupt eine heftige Preßfehde ausbrach, die in den Spalten der Kreuzzeitung und der Hallischen Zeitung ausgefochten wurde. Kleist schmerzte sie tief, vor allem, weil Hammersteins persönliche und scharfe Form ihn peinlich berührte. Betrüben mußte es ihn auch, daß der Graf Limburg-Stirum, wie Rauchhaupt ein Führer der Konservativen, im Schlesischen Morgenblatt der Auffassung Rauchhaupts beitrat. Trotzdem hielt er an der Verfolgung seines Ziels fest. Am 9. März 1887 legte er, da die Regierung der Anregung im vorigen Jahre keine Folge gegeben hatte, selbst zwei Gesetzentwürfe vor. Darin wurde durch Einzelbestimmungen eine Beseitigung oder doch wesentliche Einschränkung der von Rauchhaupt als "unwürdig" bezeichneten Klausel, durch welche der Summus episcopus bei kirchengesetzlichen Maßnahmen an die Zustimmung des Ministeriums gebunden war, verlangt. Ebenso wurde gefordert, daß der evangelischen Kirche unter Fortfall der ihr zur Zeit gewährten finanziellen Unterstützungen namhafte Geldmittel, über 7 Millionen Mark jährlich, zur Verfügung gestellt würden, um daraus ihre Bedürfnisse zu bestreiten. Die Anträge wurden am 18. März 1887 einer Kommission überwiesen. Dort erschienen aber gar keine Vertreter der Regierung.

Durch diese schroff ablehnende Haltung erregte Bismarck weithin bei den Evangelischen die tiefste Verstimmung. Kleist selbst verkehrte zwar in jenen Tagen durchaus freundschaftlich mit dem Kanzler, und auch dieser zeigte sich sehr wohlwollend gegen ihn. Die beiden verspürten doch wohl keine Neigung mehr, sich wieder persönlich zu entzweien. Aus der Provinz aber erhielt Kleist von einem hervorragenden, wahrhaft frommen und schaffensfreudigen Geistlichen einen tief verstimmten Brief. "Ich würde in Berlin für meine Pflicht gehalten haben, es offen auszusprechen, daß wir uns zwar nie und niemals verleiten lassen würden, uns in die schmählichen Irrwege katholischer Kampfesweise verlocken zu lassen und Repressalien

gegen den Staat zu gebrauchen, auf Gebieten, die gar nichts mit der Kirche zu tun haben, daß aber die Stunde gekommen sei, wo wir es für einen Verrat an den uns anvertrauten großen Schätzen und namentlich den uns anvertrauten Menschenseelen ansehen würden, wenn wir es ferner zuließen, daß der konfessionslos gewordene Staat sich die Leitung der evangelischen Kirche anmaße. Man muß es Bismarck ins Gesicht sagen, daß wir die evangelische Kirche, von deren Bedürfnissen er nichts versteht, nimmermehr den Rücksichten der Politik opfern und daß der Widerstand, den er in der katholischen Kirche gefunden hat, nur ein Kleines sei von dem, was er von der evangelischen Kirche zu erwarten habe." Es war klar, daß die Bildung eines evangelischen Zentrums mit Riesenschritten heranrückte, wenn die Regungen dazu nicht sofort von dem leitenden Staatsmann erstickt wurden. Dieses Zentrum wäre zweifellos, solange solche Männer wie Kleist die Leitung in Händen gehabt hätten, ungleich loyaler als das katholische Zentrum gewesen. Aber es hätte ein Hindernis in der Politik Bismarcks gebildet.

Neben dieser Bewegung zur Stärkung der evangelischen Kirche im Landtage ging nun eine andere, die verwandten Beweggründen entsprang und einen noch unmittelbareren Anlaß hatte. Es handelte sich dabei um das allgemein menschliche Ziel, dem sozialen Massenelend in den großen Städten, insbesondere in der Reichshauptstadt, von seiten der evangelischen Kirche zu steuern. Der Träger dieser Bewegung war der Leiter der Berliner Stadtmission, Hofprediger Stoecker. Es versteht sich, daß Kleist sich ihr auch anschloß. Stoecker wußte den Sinn der Hofgesellschaft für diese Sache zu wecken und veranlaßte in deren Kreisen die Veranstaltung von Teeabenden, auf denen über die innere Mission Besprechungen gehalten wurden. Zu einem solchen Abend erhielt auch Kleist eines Tages eine Einladung. Die Frau des Hauses - es war die Gräfin Hochberg - hatte ihn gleich bei der Einladung gebeten, ebenfalls ein Wort an die Versammlung zu richten. Dagegen hatte sich Kleist zwar gewehrt; als Stoecker aber seine Ansprache beendet hatte, erklärte dieser, nun würde Exzellenz v. Kleist-Retzow reden. Bald darauf, am 28. November, fand ein solcher Teeabend beim Grafen Waldersee statt, zu dem der Prinz und die Prinzessin Wilhelm die Einladungen ergehen ließen. Wieder wurde Kleist dazu gebeten. Er berichtete einige Wochen später darüber: "Der Prinz hielt eine einfache, aber völlig entschiedene Ansprache an uns. Die Massen in den großen Städten verkämen und würden antimonarchisch, weil sie der Kirche entfremdet würden. Er wisse kein anderes Mittel, dem abzuhelfen, als ihnen durch Stadtmissionare kirchlich wieder nahe zu kommen, und zwar auch für die großen Provinzialstädte; dazu müßten sich absolut alle Wohlgesinnten aller Parteien verbinden, welche nicht an sich antikirchlich und antimonarchisch wären. Gerade diesen Satz sprach er zweimal aus; es war der eigentliche Kern seiner Rede. Darum habe er Mitglieder der verschiedensten Parteien eingeladen zu dieser Besprechung, wie zu helfen, daß die Mittel dazu reichlicher flössen. Es wurde zunächst ein allgemeiner Aufruf auf weit ausgedehnter Basis beschlossen, daran sich anschließend eine allgemeine Hauskollekte. Die Versammlung durchwehte solch warmer ernster Geist. Der Prinz erklärte: mit Genehmigung des Königs und seines Vaters diese Stellung zur Sache dauernd nehmen zu wollen." Kleist selbst ergriff auch das Wort bei der Beratung, ebenso ein bejahrtes Mitglied der nationalliberalen Partei, der Abgeordnete v. Benda, der vorschlug, später für diesen Zweck kirchliche Steuern auszuschreiben.

Über die Versammlung kamen Berichte in die Zeitungen. Die Stellungnahme des Thronerben erregte begreiflicherweise Aufsehen, zumal da seine Persönlichkeit dadurch in Verbindung mit der Persönlichkeit des vielangefeindeten, ja weit verhaßten Parteimanns Stoecker trat. Zu jener Zeit war schon mit einem baldigen Ende des Kronprinzen zu rechnen. Denn dieser weilte todkrank in San Remo. Augenblicklich erfaßte Fürst Bismarck die Sachlage und veranlaßte eine Preßkampagne von beispielloser Heftigkeit gegen die "Stoeckerei und Muckerei", um den Thronerben vor diesen kirchlichen Kreisen zu warnen. Ganz klar war ihm, daß Stoecker bei seiner reichen Begabung der geborene Führer eines evangelischen Zentrums sei. Hatte er das Ohr des Thronerben, so war Bismarcks Politik durchkreuzt. Die Angriffe der "Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und vor allem der freikonservativen "Post" erreichten ihren Zweck. Es war, als wenn der Hammer Thors geschwungen worden wäre.

Kleist wurde durch den Lärm, den die Sache erregte, und namentlich die vergifteten Pfeile, die jene Zeitungen entsandten, tief erschüttert. Kaum kann er sich verhehlt haben, daß sein großer Freund dahinter stand. Aber daß der publizistische Feldzug der Zertrümmerung seiner eigenen evangelischen Kirchenpolitik galt, hat er wohl erst später erkannt. Von seiner Nichte, der Fürstin, die in den letzten Jahren ihrer Liebe für

das "liebe Öhmchen" wieder freien Lauf lassen durfte, erfuhr er, Bismarck habe durchaus verlangt, daß die Minister den im Anschluß an die Versammlung beim Grafen Waldersee erlassenen Aufruf für die Stadtmissionen nicht mit unterschrieben. Der Minister des Innern v. Puttkamer lehnte dies bestimmt ab und fürchtete deshalb schon einen Zusammenstoß mit dem Kanzler und seinen Abschied. "Nun ist das alles vorüber", berichtete Kleist am 1. Februar 1888 erfreut. Er glaubte sich wieder mit größerer Hoffnungsfreudigkeit seinen kirchenpolitischen Arbeiten zuwenden zu können. Aber er verrechnete sich in dem entscheidendsten Faktor.

Im Lande hatte sich früh die Meinung festgesetzt, daß die Anträge auf größere Selbständigkeit der Kirche eine Beschränkung des Summepiskopus bezweckten. Dies lag den Antragstellern völlig fern; sie glaubten im Gegenteil, das Haupt der evangelischen Landeskirche durch die Befreiung von der staatlichen Bevormundung selbständiger zu machen. Schon auf der Generalsynode von 1875 hatte Johannes Miquel den Einwurf, daß mit solchen Zielen, wie sie Kleist jetzt zu verwirklichen gedachte, eine Beschränkung der Rechte der Krone beabsichtigt wäre, entschieden zurückgewiesen. Vergebens wurde jetzt von Kleist und seinen Freunden gegen die gegenteilige Auffassung auf den Provinzialsynoden und im Landtage - so wieder im Mai 1888 - entschieden Einsprache erhoben. Die Meinung erhielt sich, und zwar umsomehr, als einzelne Evangelische, wie Fabri und Schede, die gleichfalls nach größerer Selbständigkeit ihrer Kirche strebten, die Stellung des Königs mit der eines Bischofs tatsächlich nicht für vereinbar hielten und wieder andere nur von einem Duldenwollen dieser Stellung sprachen. Bald sollte Kleist erfahren, daß auch der junge Kaiser die Auffassung hatte, man wolle ihn seines Summepiskopats berauben, und sich in der unzweideutigsten Weise dagegen ausgesprochen habe. Das war gegen Ausgang des Jahres 1890. Seitdem mußte er sich mit dem für ihn unendlich schmerzlichen Gedanken vertraut machen, daß es ihm nicht mehr gelingen würde, sein so sehnlich erstrebtes Ziel zu verwirklichen.

Allerdings schien eine Reihe von Umständen dafür zu sprechen, daß der Gang der Regierung unter Kaiser Wilhelm II. trotz Bismarck allmählich doch mehr im Sinne Kleists vor sich gehen würde, vor allem, als der gewaltige Staatsmann endlich zu Falle kam. Kleist nahm bei Eintritt des großen Ereignisses im wesentlichen eine objektiv-beobachtende Stellung ein, wenn er auch bekümmerten Herzens war. "Es ist tief traurig, daß sie eintreten mußten", schrieb er von den Begebenheiten der letzten Wochen am 24. März 1890 und meinte: "Die Kreise der Minister geben doch Bismarck 88 Prozent schuld." Damit sprach er vermutlich auch seine eigene Ansicht aus. Der Haupteindruck war doch wohl bei ihm, daß der verwegene Spieler falsch gerechnet hatte. Am gravierendsten schien ihm, daß Bismarck einzelnen der Botschafter in Berlin Nichtbeschickung der internationalen Konferenz geraten hätte. Den Gegenausführungen des Kanzlers schenkte er anscheinend keinen Glauben, weil er gleich durchschaute, daß Bismarck als Gegner des Arbeiterschutzes und des Sonntagsgesetzes, d. h. der Maßregeln, die der Kaiser auf internationalem Wege zu regeln gedachte, die Konferenz zu Fall bringen wollte. Sodann hörte er, daß der Konflikt wesentlich dadurch herbeigeführt sei, daß Bismarck seinem Sohn Herbert für später die Reichskanzlerwürde sichern wollte. Doch nahm er dies nur mit Vorbehalt auf. Die größte sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Kanzler bestand, wie Kleist herauszufühlen glaubte und wie auch Bismarcks Freund Graf Keyserling gleich erkannte oder erfuhr, in der reichsgesetzlichen Behandlung der Sozialdemokratie. Bismarck hielt bis zu einem gewissen Grade den Zeitpunkt für gekommen, den er am 9. Dezember 1885 ins Auge faßte, als er zum Freiherrn v. Mittnacht sagte: Wenn er für die Monarchie fürchten müßte, würde er kalten Blutes die Lunte an das Faß legen. Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Diener über die Kabinettsordre von 1852 spielte nach Kleist nur eine Nebenrolle in dem erschütternden Drama. Mit Sorge verfolgte er anfangs den Gang der Dinge, als es ihm schien, daß der gestürzte Titane Stimmung gegen den Kaiser machen würde. Er fürchtete aber auch, daß unlautere Elemente sich jetzt frei fühlen würden. In erster Linie dachte er dabei an die Sozialdemokraten und Polen. Bismarck selbst hatte er noch nicht gesprochen, als er jenen Brief vom 24. März schrieb. Ob es in den Tagen darauf geschah, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 22. Juni 1890 schrieb er: "Meine Gedanken sind unausgesetzt in Friedrichsruh." Im Juni des nächsten Jahres besuchte er den alten Freund dort, veranlaßt einmal durch Nachrichten über die schweren Leiden der Fürstin, dann aber auch durch "eine öffentliche Klage, wie von Bismarck selbst herrührend, daß seine alten Freunde nun nicht zu ihm kämen." "Er war sehr freundlich und lieb", berichtete er. "Ich habe keine Spur von Erbitterung bei ihm gefunden. Daß er das Tischgebet schon seit Jahren aufgegeben hat, tut mir weh." Es war das letzte Mal, daß

die beiden Kämpfer sich sahen.

Die neuen Männer, mit denen sich Wilhelm II. umgab, begrüßte Kleist großenteils mit Freuden. Auf Caprivi glaubte er viel Hoffnungen setzen zu können. Denn auch in diesem sah er einen eisernen Charakter. Er kannte ihn von früher her. Vielleicht hat er ihn bereits als Knaben in der denkwürdigen Referendarszeit zu Frankfurt a. O. kennen gelernt; war doch einer seiner Räte am dortigen Gericht der Vater des zweiten Kanzlers. Später war er mit Caprivi in Stettin zusammengetroffen, wo dieser eine Brigade führte. Er nahm es dem Kaiser hoch auf, daß er diesen früheren Chef der Marine zu seinem ersten Beamten wählte. Hörte er doch, Wilhelm II. selbst habe noch vor zwei Jahren gesagt, er sei überzeugt, daß Caprivi ihm allezeit offen seine Meinung sagen werde. Als dann die staatsmännische Kraft des Grafen Zedlitz zum Kultusminister ernannt wurde, dem er kirchlich außerordentlich nahe stand, erblickte er darin eine besondere Fügung. Geradezu mit Jubel aber erfüllte es ihn, als fast gleichzeitig an Stelle des ausscheidenden Oberkirchenratspräsidenten Hermes, der ihm schon eine ungleich willkommenere Persönlichkeit als seinerzeit Herrmann gewesen war, der hannoversche Lutheraner Barkhausen berufen wurde. "Euer Vater Zedlitz geistlicher Minister", so schrieb er am 13. März 1891 beglückt an seine Kinder in Belgard, "Barkhausen Präsident des evangelischen Oberkirchenrats. Gott will der evangelischen Kirche in der Tat, so scheint es, eine neue Ära bereiten, v. Goßler hat es prophezeit, dieweil er der Zeit Minister war, wie Kaiphas hoher Priester." Zu Andrae-Roman äußerte er sich über die Berufung der beiden neuen Männer, sie sei das Wunderbarste, das seit langem geschehen wäre, und meinte von Barkhausen, er habe gewiß die Idee, die evangelischen Kirchen der sogen. drei neuen Provinzen mit der Landeskirche zu einem Gesamtkörper zu verbinden. Er würde dann erstreben, daß dessen Regiment direkt mit dem Könige verkehre. Er sah also die Erfüllung seiner heißesten Wünsche nahe und ahnte nicht, wie sehr er sich täuschte.

Weniger war er mit dem Eintritt Miquels in das Staatsministerium zufrieden. Allerdings verkannte er nicht die große Bedeutung dieses hervorragendsten Staatsmannes, der bis dahin neben Bismarck dem neuen Reich erstanden war und den Wilhelm II., wie so zahlreiche andere Kapazitäten, mit sicherem Blick heranzuziehen wußte.[418] Er stellte Bennigsen als Charakter höher als Miquel. Als Miquel den Posten des Finanzministers erhielt, nannte er dies Ereignis "tief schmerzlich" und meinte: "Er ist ja sehr klug und durch Klugheit den Konservativen näher gekommen, im Grunde des Herzens bleibt er aber liberal, und das wird sich allenthalben geltend machen, namentlich durch seinen Einfluß, welchen er auf den Kaiser und das Ministerium überhaupt bekommen wird. Für stramme unbeugsame Entschlossenheit wird er nicht zu haben sein, wenn es darauf ankommen sollte." Von seinem Standpunkte sollte er den demnächstigen Gang der Ereignisse ganz richtig berechnet haben.

Tief wurde er durch Stoeckers Rücktritt von der Hofpredigerstellung im November 1890 bewegt. Er klammerte sich, von Stoecker darin bestärkt, noch an die Hoffnung, daß die Verabschiedung nicht aus einer innerlichen Schwenkung des Kaisers in politischer oder kirchlicher Beziehung herzuleiten sei, und nahm mit Stoecker an, daß sie nur persönlich gegen den Entlassenen gerichtet wäre. Er fand, die Predigt des neuen Hofpredigers Dryander bei Eröffnung des Landtags ginge ganz eigentlich darauf hinaus, daß die Zeit Männer wie Stoecker fordere. Es war dann eine seiner tapfersten Taten, daß er selbst es in die Hand nahm, dem von allen Seiten mit Steinen beworfenen Volksmann, der seine beste Lebenskraft daran gesetzt hatte, das Banner der Monarchie und des Christentums unter den Massen der Hauptstadt zu entfalten, und dem, was man auch sonst gegen ihn sagen muß, unter den christlich-konservativen Volksmännern der neueren deutschen Geschichte keiner an Unerschrockenheit, Ausdauer und rednerischer Begabung zu vergleichen ist, eine neue Stätte der Predigt zu schaffen. Ihm schien es ein gutes Werk, Stoecker zu weiterer frischer Tätigkeit anzuspornen, weil ihm nichts fester stand, als daß sein "teurer, unternehmender und selbständiger" kaiserlicher Herr selbständiger, schaffensfreudiger Untertanen bedürfe. Die Absicht zu frondieren lag ihm bei dem Unternehmen fern. Seine nächsten Freunde, wie Andrae, rieten ihm aus Rücksicht auf den Kaiser ab, und auch mancher Geistliche, auf den Kleist gerechnet hatte, versagte sich. Der greise Oberpräsident aber zeigte, daß sein Wille noch ungeschwächt in ihm lebte. "Es ist kaum glaublich, wie viele Schwierig-

[418] Über Miquel vgl. den eindringenden Artikel von Rachfahl im 6. Bande des Biographischen Jahrbuchs, herausgegeben von A. Bettelheim, S. 9 ff.

keiten diese Sache macht," schrieb er. Aber er setzte sie durch. Selbst anders denkende unter seinen Verwandten wird er entwaffnet haben, wenn er vor sie trat, ihnen den Sachverhalt auseinandersetzte und hinzufügte: "Deine Liebe wird zu mir stehen und mich nicht verurteilen, darum unterrichte ich Dich selbst." Er sammelte Hunderttausende und schenkte davon Stoecker den Predigtsaal am Johannestisch in Berlin.

Sein parlamentarischer Beruf rief ihn nach Bismarcks Sturz mehr denn je in die Schranken. Außer den Reichstagsarbeiten, bei denen es sich im wesentlichen um die Fortführung und den Abschluß älterer Sachen handelte, gab es für ihn jetzt wieder im Herrenhaus ungewöhnlich viel zu tun. Gerade dort handelte es sich einmal wieder um große neue Unternehmungen. Mit demütiger Dankbarkeit erfüllte es Kleist dabei, daß ihm nicht nur Graf Zedlitz sein ganzes Vertrauen schenkte, sondern daß auch der neue Reichskanzler sich voller Vertrauen ihm eröffnete. Caprivi wußte, was er an Kleist hatte. Rühmte er an ihm doch ausdrücklich "vorbildliches Pflichtgefühl und treue Hingabe an den Staat, die ihn selbst da zur Tätigkeit treibe, wo andere ermatteten".[419]

Einen weitgreifenden Anteil hatte Kleist an der Gestaltung des von dem sächsischen Gutsbesitzer Sombart-Ermsleben angeregten Rentengutgesetzes, das am 27. Juni 1890 in Kraft trat. Nachdem er an dem vom Abgeordnetenhause ans Herrenhaus gelangten Entwurf in Kommissionsberatungen einschneidende Änderungen vorgenommen hatte, begründete er im Hause selbst am 24. März 1890 in eingehender, von tiefstem Sachverständnis getragener Rede seinen Standpunkt, der von der Mehrheit des Hauses geteilt wurde. Der Grundgedanke des Gesetzes, durch innere Kolonisation einen Schutzwall gegen die destruktiven Zeittendenzen zu schaffen, wurde von ihm freudig begrüßt. Es gab kaum jemand im Lande, der so wie er das durch eine solche Gesetzgebung geförderte Heimatsgefühl hoch schätzte. Aber er wollte auch Ersprießliches ins Leben rufen, und da verlangte er nicht Schaffung von Tagelöhner- und Moorkolonistenstellen, die nicht lebensfähig seien, sondern von Bauernhöfen. Es sei durchaus nötig, den mittleren Grundbesitz zu vermehren. Er verlangte ferner Zulassung der Erbpacht und Bewilligung eines Zwölfmillionenfonds. An die Schaffung eines seßhaften Stammes von im Dienste der Gutsbesitzer tätigen Arbeitern dachte er nicht, wie man ihm vielfach unterzuschieben suchte. Denn es war ihm klar, daß für solche Zwecke nicht der Staatskredit beansprucht werden dürfte. Er hielt die Schaffung eines solchen Arbeiterstammes auf dem Wege der Rentengutbildung zudem für aussichtslos. Vor den erneuten Kommissionsverhandlungen wurde er noch vom Grafen Zedlitz, der in diesen Dingen durch seine Tätigkeit als Vorsitzender der Ansiedlungskommission besonders sachverständig war, beraten. Auch mit Herrn v. Wilamowitz, dem späteren Nachfolger von Zedlitz, scheint er Fühlung gewonnen zu haben. In der Folge drang er nicht ganz durch mit seinen Ideen. Jedoch wurde das Prinzip der ewigen Rente, das einer Erneuerung der Erbpacht entsprach, gebilligt und ebenso für die Beschaffung der Geldmittel durch Bildung der Rentenbanken ein Weg gefunden, der Kleist gangbar erschien. Desgleichen wurde die Bildung größerer Rentengüter erreicht. Der Mann, der die Idee der Rentengutgesetzgebung aufgebracht hatte, Sombart, sah sich infolge der auf Kleists Veranlassung vorgenommenen Änderungen bewogen, im Abgeordnetenhause gegen das Gesetz zu stimmen. Dieses und das Rentenbankgesetz vom 7. Juli 1891 sollten sich indes bald als außerordentlich segensreiche Maßnahmen erweisen. Den Generalkommissionen sowie ihren Spezialkommissaren erwuchs eine Fülle neuer und fruchtbringender Arbeit.

Noch wichtiger als das Rentengutgesetz war die neue Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen, die der Nachfolger Puttkamers im Ministerium des Innern, Herrfurth, wegen seines wallenden Bartes mit dem Scherznamen Rübezahl belegt, ein in der Wolle gefärbter Bureaukrat, am 12. November 1890 dem Landtage vorlegte. Kleist hatte immer gehofft, daß dieser wie alle Bureaukraten vom historischen Geiste wenig berührte Mann nicht lange seinen Posten bekleiden würde, zumal da Herrfurth sich keiner großen Beliebtheit beim Kaiser erfreut hatte. Diese Hoffnung gab er auch noch nicht auf, als die Landgemeindeordnung, wieder eines jener seltsam umfangreichen Gesetze, die für die Bevölkerung eine Pein bildeten, bereits eingebracht worden war. Er irrte sich jedoch. Herrfurth erwies sich als ein geschickter Taktiker.

---

[419] Caprivi an Kleist, 9. Juni 1891.

Eine neue Ordnung des Gemeindewesens auf dem Lande hatte sich im Laufe der Jahrzehnte als notwendig herausgestellt. Im preußischen Osten war durch die Bauernbefreiung im Anfang des 19. Jahrhunderts der gutsherrlich-bäuerliche Kommunalkomplex auseinandergesprengt worden. Dadurch waren im Laufe der Zeit Mißstände erwachsen. Vor allem erwiesen sich viele Gutsbezirke als zu kleine Verwaltungseinheiten und die Bauerngemeinden vielfach als zu sehr belastet. Auch Kleist erkannte ein Gesetz, das hier helfend eingriff, als notwendig an. Der Entwurf Herrfurths und seines Mitarbeiters Frick schien ihm jedoch in gar manchen Stücken bedenklich. Es dünkte ihm erforderlich, einer zu weitgehenden Verschmelzung von Gutsbezirk und Bauerngemeinde vorzubeugen, weil dies eine Schwächung des festesten Bollwerks konservativer Traditionen bedeutete, wie auch der Landrat des Kattowitzer Kreises Horn damals in Schmollers Jahrbuch hervorhob. Die Zeittendenz ging dahin, diese Verschmelzung möglichst zu verallgemeinern. In diesem Sinne begann der unhistorische Liberalismus sofort seine Stimme zu erheben. Kleist war ferner entschlossen, der Demokratisierung der Landgemeinde, wie sie in dem Entwurf beabsichtigt wurde, entgegenzutreten. Er erblickte darin mit Recht eine Unterwühlung des Bauernstandes. Hier galt der Satz des Rembrandtdeutschen: "Jedes Dorf gliedert sich nach Honoratioren, Bauern, Tagelöhnern; diese Ordnung wird streng innegehalten; wehe dem, der sie antasten wollte." Das hatte sich schon in den Sechzigerjahren gezeigt, als der Fortschrittler Waldeck einen Gemeindeordnungsentwurf aufstellte, demzufolge die Abstimmungen nach der Kopfzahl erfolgen sollten. Als die Bauern damals davon erfuhren, zeigte sich bei ihnen eine seltsame Unruhe. "Wat! de Schweinhirte soll ooch mitreden? - I! da soll ja dat Donnerwetter drin schlagen!".[420] Solche und ähnliche Rufe ließen sie vernehmen. Ebenso wollte Kleist es verhindern, daß den Gemeindevorstehern zu große Aufgaben gestellt würden. Denn auf diese Weise kämen zu solchen Ämtern Männer, die kein inneres Interesse für die Gemeindeangelegenheiten besäßen. Die alteingesessenen Bauern wären nicht in der Lage, umfangreichere Geschäfte zu bewältigen.

Das Bemerkenswerte in Kleists Verhalten bei den Beratungen der Landgemeindeordnung ist nun die größere Geschicklichkeit und Diplomatie, die er dabei im Gegensatz zu den Verhandlungen über die Kreisordnung vor fast zwei Jahrzehnten bewies. Hier zeigte sich deutlich, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er hatte die alte Schroffheit abgelegt. Zu seinem Leidwesen operierte aber der Führer der Konservativen im Abgeordnetenhause, v. Rauchhaupt, von Anfang an nicht nach seinem Sinne. Er schickte den Entwurf in einer Gestalt in das Herrenhaus, die Kleist in eine schwierige Lage brachte, insbesondere, weil er es dort mit dem jüngst ins Herrenhaus berufenen Herrn v. Helldorff-Bedra zu tun hatte, der es sich zur Aufgabe machte, den freiwilligen Regierungskommissar zu spielen und eine selbständige Haltung der konservativen Partei zu untergraben, nachdem er früher ein Vertrauter und unbedingter Gefolgsmann des Fürsten Bismarck gewesen war. Schon im Januar berechnete Kleist, daß Helldorff gegen ihn operieren würde. "Dabei nimmt es die Gestalt an als gegen oder für den Kaiser. Das ist an sich schwer, verwirrt die Leute und bringt mich voraussichtlich in heftige und schwere Kämpfe. Ich kann die Sache nur der Gnade des treuen Gottes befehlen." Sorgen machte ihm dabei die Haltung des früheren Ministers v. Puttkamer. Für diesen christlich-konservativen Staatsmann hatte er noch in letzter Zeit sehr Partei genommen. Bald nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. veranstaltete er für den unter Kaiser Friedrich plötzlich aus seiner Stellung als Minister des Innern Entlassenen eine außerordentliche Ehrung im Namen der Konservativen von ganz Deutschland und überreichte ihm in deren Auftrage mit einer feierlichen Ansprache eine auf einem Marmorpostament ruhende, von Calandrelli modellierte silberne Statuette Wilhelms I. In der Folge ließ er es sich angelegen sein, Puttkamers Wiederernennung zum Minister des Innern zu betreiben. Als es sich jedoch erwies, daß Herrfurth einstweilen fest im Sattel saß, arbeitete er darauf hin, daß Puttkamer zum Oberpräsidenten von Pommern ernannt wurde. Während nun die Landgemeindeordnung zur Erörterung kam, merkte er, daß der Minister sich sehr entgegenkommend gegen die Regierungsvorlage verhielt. Das machte ihn stutzig. Er kannte ihn. Es steckte doch viel Menschliches in diesem seinem Schützling. Sofort nahm er sich vor, Puttkamers Ernennung für Pommern vorläufig nicht weiter zu betreiben. "Andere könnten das ausbeuten."

Mit seinen Parteigenossen gelang es ihm, in den Herrfurthschen Entwurf eine Reihe wichtiger Bestimmun-

---

[420] Tagebücher Theodor v. Bernhardis VI, 184 f.

gen hineinzubringen, durch die Sicherungen gegen mögliche Gefahren geschaffen werden sollten. Am 29. April und 13. Mai unterzog er das Gesetz im Hause einer eingehenden Kritik, gegen die sich Herrfurth lebhaft zur Wehre setzte. Ganz richtig betonte Kleist, daß es vielfach auf die Auslegung der Bestimmungen ankomme. Er fand ein glückliches Wort, indem er die Gutsbesitzer als die Stehaufchen des Landes bezeichnete. Schließlich konnte er mit dem Ausgang der Verhandlungen im Oberhause zufrieden sein. Er merkte, wie einst bei der Kreisordnung, daß die Herren wußten, was für sie hier auf dem Spiele stand. "Die Junker waren zahlreich da," schrieb er seiner Schwiegertochter, "und stimmten erfolgreich für die vorgeschlagenen Verbesserungen, trotz Helldorff, ja sie zogen schließlich auch Puttkamer noch wieder zu uns herüber." Als nun aber die Vorlage an das Abgeordnetenhaus zurückkam, verdarb Rauchhaupt infolge einiger Abschwächungen, die die dortige Mehrheit vornahm, durch allzu schroffes Auftreten den ganzen Feldzug, indem er mit der gesamten konservativen Partei gegen das Gesetz stimmte. Alle übrigen Parteien stimmten dafür, so daß das Gesetz zur Annahme gelangte. Die Konservativen des Abgeordnetenhauses begingen durch jene Ablehnung am 1. Juni 1891 einen ähnlichen Fehler, wie ihn das Herrenhaus im Jahre 1872 unter Kleists Führung begangen hatte. Sie schädigten nicht nur die weitere Verfolgung ihres Zieles bei der Landgemeindeordnung, sondern vor allem ihre Stellung im Lande. Eine so schroffe Opposition, wie sie Rauchhaupt geübt hatte, fand dort nicht rechtes Verständnis. Die Partei war wieder einmal nicht staatsmännisch geleitet worden.

Kleist empfand diesen Ausgang sehr schmerzlich. Noch am 28. Mai hatte er auf Caprivi einzuwirken gesucht. Der schrieb ihm zurück: "Ich beklage jede Entfremdung zwischen Regierung und Konservativen tief, kann aber nicht umhin, mich hierbei auf die Seite des angegriffenen Ministers zu stellen. Man mag über das Gesetz denken, wie man will: die jetzige Regierung kann davon nicht zurück." Von anderer, ihm sehr nahestehender Seite wurde Kleist geschrieben: "Um unveränderte Annahme des Gesetzes im Herrenhause zu erreichen, werden jetzt alle Hebel in Bewegung gesetzt, Puttkamer und Udo Stolberg werden sich mit aller Kraft vor den Wagen spannen, um zu verhüten, daß das Gesetz noch einmal zum Abgeordnetenhause zurückgeht." So sollte es in der Tat geschehen. Es war vergeblich, daß sich Kleist in einem längeren Schreiben bei Caprivi für Rauchhaupt und die konservative Partei verwandte. Er gab zu, daß Rauchhaupt sich in der Form vergriffen habe, suchte aber dessen Abstimmung zu erklären, ohne sie zu billigen. Sodann gab er einen Weg an, durch welchen sich "unzweifelhaft" noch eine Verständigung mit der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses erzielen lasse. "Es ist nicht geraten, sondern von dem größten Bedenken, das Herrenhaus jetzt dazu zu benutzen, die ganzen Konservativen des zweiten Hauses an die Wand zu drücken, sie, welche schließlich die Durchführung der Sache im Leben haben - sie, welche schon schwer erregt sind wegen der drohenden Herabsetzung der Kornzölle." Doch Caprivi hatte es eilig mit dem Zustandekommen des Gesetzes. So wurde das Herrenhaus zur Annahme gedrängt. Am 13. Juni fiel die Entscheidung. Kleist hatte sich wegen schwerer Krankheitserscheinungen, die sich bei ihm zeigten, schon im Mai nach Wildungen begeben müssen. Sein Geist schwebte aber über den Verhandlungen, und der Staatsminister v. Puttkamer glaubte sich in seiner Rede, in der er empfahl, endlich ein Ende mit der Sache zu machen, auf Kleist beziehen zu dürfen. Mit 99 gegen 39 Stimmen wurde die Vorlage des Abgeordnetenhauses angenommen. Am 3. Juli konnte das Gesetz veröffentlicht werden. Tags zuvor wurde Robert v. Puttkamer Oberpräsident von Pommern.

Die dritte große innerpolitische Vorlage, die das Land und ganz besonders Kleist nach Bismarcks Rücktritt beschäftigte, war das Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz. Zwar sollte Kleist nicht Gelegenheit erhalten, vor dem Lande dazu Stellung zu nehmen, da die Vorlage nicht an das Herrenhaus kam. Umsomehr war er innerlich an dem ganzen Werke beteiligt, und als der Entwurf zurückgezogen war, hat er noch eine der wuchtigsten Handlungen seines Lebens vollführt, die eine Folgerung aus dem Scheitern des Gesetzes darstellt.

Der Gesetzentwurf knüpfte an die Anfänge der politischen Tätigkeit Kleists an. Graf Zedlitz nahm jetzt nämlich den Gedanken wieder auf, den Kleist bei Revision des Verfassungswerks im Jahre 1849 vergebens

verfochten hatte,[421] indem er daran ging, die Volksschulen auf konfessioneller Grundlage aufzubauen und zugleich damit die sonstige in der Verfassung vorbehaltene allgemeine Regelung des Volksschulwesens vorzunehmen. Gerade in dem Erlaß eines solchen Gesetzes erblickte Kleist das Hauptmittel zur Heilung der Schäden der Zeit und zur Bekämpfung der inneren Auflösung des gesellschaftlichen und sittlichen Lebens. Die gesetzliche Regelung dieser Frage war ein ungeheuer schwieriges Unternehmen. Bethmann-Hollweg, Mühler, Falk und Goßler hatten sich vergeblich bemüht, es überhaupt bis zur Einbringung einer solchen Vorlage zu bringen. Graf Zedlitz mit seinem in allen Lagen bewiesenen ungewöhnlichen praktischen Verstande, seiner tiefen innerlichen Bildung, seinen reichen Kenntnissen, seiner Arbeitskraft, Gründlichkeit, Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit schien dafür so recht der geeignete Mann zu sein. Er war, wie Kleist zu wissen glaubte, ins Ministerium berufen worden, weil er den Konservativen und dem Zentrum zugleich genehm war. Kein Wunder, wenn er, seinen eigenen Anschauungen entsprechend, auf eine solche parlamentarische Mehrheit Rücksicht nahm.

Im Juni 1891, kaum ein Vierteljahr nach seiner Berufung ins Ministerium, berichtete Graf Zedlitz über seine Vorarbeiten zum Schulgesetz an Kleist: "Ich sehne mich nach einer etwas ruhigen Zeit, um an diese Arbeit herangehen zu können. Sie liegt wie ein hoher Berg vor mir, der erstiegen werden muß und wo ich den Pfad noch nicht kenne, der sicher an den Abgründen vorüberführt." Zugleich gestand der Minister, daß er noch nicht die rechte Freudigkeit in seinem Amte gefunden habe, weil er nicht überall dem erforderlichen Interesse für die vorliegenden Fragen begegne. Im Dezember war der Entwurf indes bereits im Staatsministerium fertiggestellt. Wenn Zedlitz dort auch mit seiner Ansicht im wesentlichen durchgedrungen war, so werden sich ihm doch tiefe, im Schoße des Ministeriums über das Verhältnis von Staat und Kirche bestehende Gegensätze offenbart haben. Er ahnte, welche Kämpfe ihm in der Öffentlichkeit bevorstehen würden. Schon am 27. Dezember sagte er voraus, daß sich wüstes Geschrei über Preisgabe der vitalsten Staatsinteressen an zentrifugale kirchliche Bestrebungen, Bruch mit der Tradition der Schulpolitik Preußens und Knechtung der Schule unter die Kirche erheben würde. So blickte er gar nicht zuversichtlich in die kommende Zeit. Kleist sprach ihm Trost zu. "Voller Freude danken wir, daß Du mit Deiner gewaltigen Arbeit des Schulgesetzes durch den ersten Schmelzofen durch bist, und sind voll freudiger Zuversicht, daß Gott auch durch die anderen bevorstehenden Schwierigkeiten hindurchführen wird. Was können Dir Menschen anhaben." Herzlich freute er sich, daß der Minister einige besondere Ratschläge, die er ihm gegeben hatte, in der Vorlage berücksichtigte. Er war in diesen Dingen doch einer der Erfahrensten. Noch im Jahre 1886 hatte Bismarck auf seine Anregung hin den Minister v. Goßler veranlaßt, die aus der Zeit der gutsherrlichen Polizei übriggebliebene Bestimmung, daß der Gutsherr subsidiär bei Schullasten für seine Untertanen einzutreten habe, die eine ganz "schreiende Ungerechtigkeit" bedeute, aufzuheben.[422]

Am 15. Januar 1892 wurde der große Entwurf dem Abgeordnetenhause vorgelegt. Voller Freude und Bewunderung verfolgte Kleist die glänzende Vertretung des Gesetzes durch Graf Zedlitz. Bald aber erhob sich jenes wüste Geschrei, das dieser selbst vorausgesagt hatte. Es offenbarte sich, daß das Land noch nicht reif war für den Gedanken der konfessionellen Schule. Jene Gelehrten, die sich zu Wortführern der Nation machten, waren freilich großenteils nicht berufen dazu. Denn den schwierigen Fragen, die bei den Bestimmungen des Gesetzes berührt wurden, und noch mehr den Verhältnissen der Volksschule selbst standen sie doch großenteils recht fremd gegenüber. Die Regierung besaß damals nicht die nötigen starken Nerven, um sich an den tollen Hexensabbat nicht zu kehren, etwa wie Friedrich der Große die Enzyklopädisten samt seinem Voltaire und d'Alembert auslachte, wenn sie ihm mit praktischen Ratschlägen für seine kriegerische und religiöse Politik kamen. Immerhin enthielt das Gesetz doch einiges, was starke Bedenken erregen durfte, so vor allem die Bestimmungen über die Gründung von Privatschulen.

Lästig spielte für Zedlitz ein Bericht des Oberkirchenrats in die Beratungen hinein. Noch am 20. Februar schrieb Kleist seiner Schwiegertochter: "Der teure Vater darf nur die Zuversicht und Freudigkeit nicht aufgeben. Es bleibt bis zuletzt das Entscheidende, daß Gott im Regiments sitzt." Es erfreute ihn, daß der

---

[421] Vgl. oben S. 75.

[422] Mitteilung des Referendars a. D. v. Kleist-Retzow.

Minister "kostbare Stärkungsmitteilungen, oft ganz anonym" erhielt. Er fand, daß Zedlitz den furchtbaren Kampf wie ein Held führe. Schließlich gewann indes Miquel im Schoße der Regierung die Oberhand über den Kultusminister. Am 17. März kündigte Zedlitz, sofort nachdem der Kaiser in einem langen Kronrat ihm seinen Willen kundgegeben hatte, daß das Gesetz mit Konservativen, Zentrum und Liberalen zugleich zu machen sei, dem Reichskanzler sein Abschiedsgesuch an. Kleist war dabei, als er dieses Gesuch ant Abend des 17. März seiner Gemahlin diktierte. Der Minister hatte zu sehr die Auffassung, daß der Monarch sich innerlich von den durch ihn vertretenen Grundsätzen abgewendet habe, und daß unverantwortliche Ratgeber des kaiserlichen Herrn diesem die Sachlage irrig dargestellt hätten. Den Umstimmungsversuchen gegenüber meinte Kleist, dem Minister könne es nur genügen, wenn der König verheiße, ihm seine volle Unterstützung zur weiteren Durchführung des Gesetzes zu teil werden zu lassen. Dies zu fordern, schien dem Grafen nicht angängig. "Er war vortrefflich," schrieb Kleist über Zedlitzens Haltung, "so entschieden, so richtig urteilend und zu handeln entschlossen, so freudig dabei. Gott ist sichtlich mit ihm." Die nun erfolgende Zurückziehung des Schulgesetzes empfand Kleist so schwer, wie kaum ein anderes Ereignis. Er erblickte darin die Kapitulation der Krone vor der atheistischen Demokratie, ein neues 1848. Und mit Graf Zedlitz hatte er das niederdrückende Gefühl, daß die große Frage des Schulgesetzes nun für immer verfahren sei. Er sah die Massen völliger sittlicher Verwilderung preisgegeben.

Als am 28. März 1892 der für Caprivi eingetretene neue Ministerpräsident Botho Graf zu Eulenburg dem Herrenhause mitteilte, das Gesetz sei zurückgezogen, weil schon in der Kommission des anderen Hauses eine Verständigung darüber schwer zu erwarten gewesen wäre, und weil sich im ganzen Lande ein starker Widerspruch dagegen geltend gemacht habe, erklärte Kleist im Namen seiner Partei, es sei ihm nicht zweifelhaft, daß nicht bloß in der Kommission des Abgeordnetenhauses, sondern auch in beiden Häusern des Landtages eine Verständigung erfolgt sein und daß auch das Land bald ein volles Verständnis dafür gewonnen haben würde. Vierzehn Jahre später gelang es, nachdem sich inzwischen im Lande das Gefühl von der Notwendigkeit der konfessionellen Schule durchgerungen hatte, wenn auch nicht eine völlige Regelung des Schulwesens, so doch ein wichtige Fragen lösendes Schulgesetz auf dieser Grundlage, aber nun glücklicherweise mit Hilfe der rechtsstehenden Liberalen zu erreichen.

Am Tage nach jener Mitteilung Eulenburgs im Herrenhause erschien in dem von dem Abgeordneten v. Helldorff herausgegebenen offiziösen Organ der konservativen Partei, dem "Konservativen Wochenblatt", eine Erklärung, in der behauptet wurde, die Krone habe es abgelehnt, sich von einem Minister zu Dingen ins Schlepptau nehmen zu lassen, welche sie diesem ihrem Diener bestimmt als nicht in ihrem Willen liegend bezeichnet habe. Ähnliche, völlig irrige oder irreführende Aufstellungen folgten. Infolgedessen entspann sich zwischen Herrn v. Helldorff und der Kreuzzeitung eine Fehde. Helldorff verlangte in einem Artikel vom 4. April eine "reinliche Scheidung" in der Partei. Dagegen ergriff Kleist Maßregeln. Schon im Februar hatte Helldorff gegen die bevorstehenden Handelsverträge Artikel erscheinen lassen, die geeignet waren, die konservative Partei zu sprengen. Schon damals hatte es schwere Verhandlungen gegen ihn gegeben. Jetzt war das Maß voll. Am 6. April schloß die konservative Fraktion des Herrenhauses Herrn v. Helldorff-Bedra aus ihrer Mitte aus. Kleist-Retzow wurde beauftragt, ihm dies mitzuteilen. Er tat dies noch an demselben Tage. Der Exklusionsbeschluß wurde außerdem sofort in der Kreuzzeitung veröffentlicht. Bald darauf sah sich Helldorff auch genötigt, seinen Austritt aus dem leitenden Ausschüsse der Partei im Lande zu vollziehen. Die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses faßte am 27. April mit 95 gegen 1 Stimme einen Beschluß gegen ihn, weil er die konservative Partei spalten wolle.

Wenn ein Mitglied des Herrenhauses von dem auf Kleists Veranlassung gefaßten Beschluß, Helldorff aus der konservativen Fraktion auszuschließen, meinte, dieser Beschluß würde seinen Schatten weit hinaus werfen auf die Zukunft der konservativen Partei, so traf es den Nagel auf den Kopf. Denn ein reich begabtes, ja staatsmännisch angelegtes, aber vielleicht nicht sehr charakterfestes Mitglied der konservativen Partei war dadurch zu den politisch Toten geworfen. Herr v. Helldorff-Bedra ist bald darauf aus dem politischen Leben so gut wie ausgeschieden. Die konservative Partei aber hatte ihre Selbständigkeit behauptet. Das war der letzte Dienst, den ihr Kleist-Retzow erwies. Sein mächtiger Wille hatte sich noch einmal in seiner ganzen Stärke gezeigt. So schloß sein politisches Wirken seiner würdig.

Dem scheidenden Kultusminister hatte Kleist noch kurz vor jenen Beschlüssen gegen Helldorff eine von 87

Mitgliedern des Herrenhauses unterschriebene Vertrauensadresse zugestellt. Der erste, der ihm seine Unterschrift dazu schickte, war der Nachfolger des Grafen Zedlitz, Robert Bosse. -

Außerparlamemtarisches Wirken und Tod

Neben seiner parlamentarischen Wirksamkeit entfaltete Kleist bis zuletzt eine reiche Tätigkeit in kleineren Organisationen, die großenteils den Untergrund zu seinem öffentlichen politischen Wirken bildete. Am meisten nebenher ging seine kirchliche Arbeit. Auch hier war er mit den Jahren immer einflußreicher geworden. Seit dem 3. November 1879 hatte seine hervorragende Stellung auf der Generalsynode darin Ausdruck gefunden, daß er mit großer Mehrheit zum Stellvertreter des Vorsitzenden des Generalsynodalvorstandes gewählt worden war. Dadurch erwuchs ihm eine weitere nicht unerhebliche Geschäftslast, zumal als der Vorsitzende Graf Arnim-Boitzenburg am 15. Dezember 1887 gestorben war. In dieser Eigenschaft berief Kleist im November 1891 die dritte Generalsynode. Dort nahm er am 26. November die Gelegenheit wahr, mit aller Kraft für seine kirchenpolitischen Anträge, für die ihm durch Bismarcks Rücktritt die Bahn geebnet geworden zu sein schien, einzutreten. Die Rede fand damals eine gewaltige Resonanz. Am 3. Dezember 1891 wählte die Synode Kleist mit 97 Stimmen zum Vorsitzenden des Generalsynodalvorstandes. Gegen ihn unterlag der Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode mit 71 Stimmen. In der pommerschen Provinzialsynode, in der er ständig die gleichfalls eine Menge Arbeit verursachende Stellung eines weltlichen Beisitzers innehatte, wirkte er außer für die Anträge auf Selbständigmachung der Kirche, zu denen er immer eingehendere Studien machte, für die Einrichtung von Kirchenvisitationen und hatte die Genugtuung, damit durchzudringen. Er selbst ist trotz seiner Überhäufung mit Geschäften und seines hohen Alters mehrmals an solchen Visitationen beteiligt gewesen und hat sich mit rührendem Eifer dieser anstrengenden und zeitraubenden Arbeit unterzogen. In seiner für die Kirchenvisitationen eintretenden Rede führte er aus, ein Hauptübelstand in der evangelischen Kirche sei es, daß in den höheren Stufen ihres Regiments so sehr die lebendige Persönlichkeit zurücktrete, und meinte, durch solche Visitationen werde dem etwas abgeholfen. In der Tat war er selbst eine Persönlichkeit, die sich bei solchen Gelegenheiten den Gliedern der visitierten Gemeinden eingeprägt haben wird. Seine alte Abneigung gegen die Kollisionen, die der Militärdienst für innerlicher gerichtete Naturen mit sich bringt, trat wieder zu Tage in dem Bestreben, die Studierenden der Theologie möglichst von der Militärpflicht zu befreien. Er wollte es dahin bringen, daß sie nur ein halbes Jahr mit der Waffe und das zweite halbe Jahr als Krankenpfleger zu dienen hätten, und trat deswegen auch mit dem Kriegsminister in Verhandlungen. Da versagten sich ihm aber nicht nur die evangelischen Studenten der Theologie, die dieses zweifelhafte Privileg ihren katholischen Fakultätsgenossen überließen, sondern auch seine Gefolgsmänner in der Synode. Deren Präses, sein Freund Superintendent D. Rübesamen, sprach mit Feuer dagegen. Es klang fast wie Rebellion der Provinzialsynode gegen ihr angesehenstes Mitglied, als Kleist dort bei dieser Gelegenheit im Oktober 1890 überstimmt wurde. Auf derselben Provinzialsynode beteiligte er sich lebhaft an der Beratung über die schwierige Frage der Ablösung der Stolgebühren, die im Frühjahr vorher das Herrenhaus beschäftigt hatte, und reichte einen Gesetzentwurf deswegen ein. Seine Sachkenntnis in diesen Dingen war nicht minder außerordentlich, wie die Beschlagenheit, die er in den Fragen des Eherechts bewiesen hatte. Er erlebte es zu seiner Genugtuung, daß im Herrenhause kein Geringerer als Miquel seinen Ausführungen durchaus beipflichtete. Seine letzte Rede hielt Kleist auf einer kirchlichen Versammlung, nämlich auf der lutherischen Pastoralkonferenz zu Belgard am 3. Mai 1892. Dort erstattete er Bericht über die letzte Generalsynode und über das Schicksal des Volksschulgesetzes und brachte dazu zwei Resolutionen ein. Wohl seine letzte Handlung im Oberkirchenrat, in dem er als Vorsitzender des Generalsynodalvorstandes beratend mitwirkte, war der Vorschlag, den Superintendenten Schmalenbach an Stelle Kögels zum Generalsuperintendenten der Kurmark zu wählen. Zu seinem Schmerze wurde in jener Sitzung am 5. Februar 1892 Dryander gewählt, dessen kirchenpolitische Haltung er für ganz falsch erklärte.

So vertraut sein Umgang mit den Landpastoren geworden war, eine so überragende Stellung nahm er doch nicht nur geistig im allgemeinen, sondern auch, gerade so wie Thadden-Trieglaff, sozial über ihnen ein, obwohl er die Schlichtheit selbst im Auftreten war. Niemals verleugnete sich doch seine Herrennatur auch in diesem Umgang. Es wäre keinem dieser Pastoren eingefallen, in ihm etwas anderes als den Junker zu sehen.

Dies beweisen auch die Schriften Andrae- Romans über ihn.[423] Gelegentlich regte sich sogar ein gewisser Widerspruch unter den frommen Geistlichen gegen dieses sein Junkertum. So vermerkte es der treffliche Schloßprediger Zahn in Köslin übel, als Kleist einmal davon sprach, es wäre wünschenswert, daß der preußische Adel sich mehr dem theologischen Studium zuwende; die Adligen wären dann die geborenen Generalsuperintendenten und kirchlichen Leiter. "Das wollen wir gar nicht," erklärte Zahn ihm da.[424] Kleist hielt diesen Standesunterschied sehr fest, auch in nebensächlichen, im Grunde sinnlos gewordenen Äußerlichkeiten. Er unterschied nicht, daß sich die soziale Stellung doch vielfach sehr verschoben hatte, und schrieb auf die Adresse an den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Schede, der ihm so innig befreundet war, und ebenso an den von ihm hochgeschätzten Professor Rudolf Sohm nach alter Sitte regelmäßig Wohlgeboren, versagte ihnen durchaus das Hochwohlgeboren, das er lediglich für den Adel in Anspruch nahm.

Lebhaft widmete er seine Kraft bis zuletzt ferner der Selbstverwaltung. Natürlich wirkte er eifrig im Kreistage. Dem Provinziallandtage gehörte er seit 1867 an. Sehr schmerzlich empfand er dessen durch die Kreisordnung bedingte Neugestaltung, weil dadurch der bisherige ständische Charakter dieser Organisation verwischt wurde. Aber auch unter den veränderten Verhältnissen beteiligte er sich bis zuletzt an ihren Beratungen mit großem Fleiße. Sehr bald nach Erlaß der Kreisordnung wurde er, wie es in der Natur der Sache lag, zum Amtsvorsteher ernannt. Diese Stellung bereitete ihm sichtliches Vergnügen, und er widmete sich ihr mit wahrer Hingabe. Er sagte wohl: "Ein tüchtiger Amtsvorsteher kann ein Vater seines Bezirkes sein." Und er selbst war es offenbar. "Die Zeit, welche der Reichstag oder sonstige öffentliche Geschäfte mir übrig lassen, gebe ich gern hin," erklärte er einmal im Reichstag. "Ich kann sagen, mit großer Freude, denn da kann ich den Leuten dienen, ihnen raten und helfen, die Streitenden vergleichen, sie schützen, aber auch, wo es not tut, ernst strafen." Nur klagte er in den letzten Jahren, daß die Gerichte den Amtsvorstehern zu viel Arbeit zuwälzten. Von dem Vertrauen, das die Landleute seines Bezirks zu ihm hatten, gibt ein belauschtes Gespräch zweier Tagelöhner Kunde. Einer hatte den andern gekränkt. Der Angegriffene fuhr auf: "Dehst mi nich glik god, segg' ick't Hansen".[425]

Unermüdlich wirkte er für die Hebung des Verkehrswesens in seiner Heimatprovinz. Diese Dinge waren ihm seit seinen Erlebnissen mit dem Chausseebau im Belgarder Kreise während seiner Landratszeit besonders ans Herz gewachsen. Hervorragend war er seinerzeit im Verein mit Senfft-Pilsach dafür tätig, daß die hinterpommersche Bahn von Stargard nach Belgard fortgeführt wurde. Der Kriegsminister hatte sie von Stargard direkt nach Kolberg und von dort nach Köslin legen wollen. Senfft-Pilsach wußte Kleist außerordentlichen Dank für sein Eingreifen in dieser Sache. Im Mai 1859 wurde die Bahn bis Belgard fertig. Danach beschäftigte ihn lebhaft die Verbindung von Stargard und Dirschau durch eine Eisenbahn. Er hat deswegen unendlich viel Verhandlungen geführt, mit Senfft-Pilsach, der ebenfalls dies Ziel erstrebte, mit v. d. Heydt, Graf Itzenplitz, Hermann Wagener und mit Bismarck. Schließlich redete er dem Grafen Itzenplitz die Forderung des Bahnbaues Insterburg-Graudenz aus und bestimmte ihn im September 1867, zunächst die Linie Dirschau-Schneidemühl vom Landtage zu fordern, wofür die Stettiner Eisenbahngesellschaft sich bereit erklärte, gegen eine Unterstützung à fonds perdu, Konitz mit Hinterpommern zu verbinden. "Ich hoffe, es wird eine Vereinbarung für die Linie Konitz-Wangerin und Neustettin-Belgard zu stande kommen," schrieb Kleist im Oktober 1867, "damit sind alle drei Kreise: Dramburg, Neustettin, Belgard bedacht." Diese Hoffnungen verwirklichten sich indes einstweilen nicht. Noch zu Beginn des Jahres 1870 fanden Anregungen Kleists beim Grafen Bismarck auf Unterstützung des Baues der hinterpommerschen Seitenbahnen keinen rechten Anklang. In der Folge gelang es ihm jedoch, auf die Verbindung der drei hinterpommerschen Häfen Kolberg, Rügenwalde und Stolpmünde durch Nebenbahnen über Neustettin mit Posen und Breslau

---

[423] A. Andrae: Drei pommersche Junker in "Aus Höhen und Tiefen", Jahrbuch für das deutsche Haus. 5. Jahrgang. Berlin 1902. S. 293-351. - Aus längst vergessenen Tagen. Bielefeld u. Leipzig 1899. - Erinnerungen eines alten Mannes aus dem Jahre 1848. Bielefeld 1895. - Hans Hugo v. Kleist-Retzow +, Daheim 1892 S. 632-634.

[424] Mitteilung des Pastors Zahn.

[425] M. Gensichen, Hans v. Kleist-Retzow. Berlin 1892. S. 16.

förderlich einzuwirken. Der erste Plan zu diesen Bahnanlagen ist von der treibenden Kraft in der Stettiner Bahngesellschaft, dem Geheimen Baurat Stein, im Gutshause zu Kieckow entworfen worden. Noch zu Beginn des Jahres 1889 verhandelte Kleist mit dem Verkehrsminister Maybach über pommersche Eisenbahnanlagen. Später verständigte er sich mit Miquel darüber. Am 5. Dezember 1891 konnte er vergnügt seinem Sohn Jürgen melden: "Noch ist der Etat der Sekundärbahnen nicht offiziell festgestellt, aber Miquel hat mir heute ausdrücklich verheißen, daß er die Polzin-Schivelbeiner Linie mit aufnehmen werde als zweite für Pommern. Das freut mich sehr. "

Ähnlich wirkte er für den Ausbau des pommerschen Chausseenetzes. Mit Stolz verzeichnete er später in seiner Familiengeschichte, daß er vornehmlich die Ausdehnung des dem Kösliner Regierungsbezirke gewährten Meliorationsfonds auf die anfänglich davon ausgeschlossenen Kreise Belgard, Schivelbein und Dramburg bewirkt habe.

Unendlich gesegnet war sein Wirken bis in die letzte Zeit in der privaten Wohltätigkeit. Es liegt im Wesen dieser Sache, wenn darüber wenig zu berichten ist. Kleist setzte es nicht in die Zeitung, wenn er half, wie es sonst vielfach und stetig mehr die Spender von milden Gaben tun. Überall wußte er aber wirklich tatkräftig einzugreifen. Wie oft hat er unter den Herrenhausmitgliedern und auch wohl unter den Freunden im Reichstag den Opfersinn wachzurufen gewußt für irgend einen seiner Schützlinge! Wie oft hat er Tausende gesammelt und zuweilen auch Stiftungen ins Leben gerufen, ganz abgesehen von den Missionsanstalten in seinem Kreise, mit denen er lebte und webte. Gar manches Mal hat er herbe Enttäuschungen erlebt, indem er seine Wohltaten an Unwürdige verschwendete. Niemals aber brach der edle Mann in einem solchen Falle den Stab über den, der sein Vertrauen mißbraucht hatte. Niemals ließ er sich merken, daß der materielle Verlust, der ihn traf, ihn schmerzte. Er hatte dann nur ein Wort des Bedauerns für den, der ihn geschädigt: "der arme Mann!"

Hand in Hand mit diesem stillen Wohltun ging die organisierte Wohltätigkeit in Gestalt der Pflege der Werke der inneren Mission. Neben der Fürsorge für das Kieckower Rettungshaus und das Polziner Krankenhaus beschäftigte ihn lange der Gedanke der Gründung einer Herberge zur Heimat. Im Oktober 1884 schrieb er an Ernst Ranke: "Schon lange bewege ich die Sehnsucht nach einer Herberge zur Heimat in unserer Kreisstadt im Herzen." Dieser Plan kam jedoch nicht mehr zu seinen Lebzeiten zur Verwirklichung. Erst nach seinem Tode, im November 1892, bildete sich unter dem Vorsitz des damaligen Kösliner Regierungspräsidenten Grafen Clairon d'Haussonville ein Ausschuß zur Schaffung eines solchen Werkes der Liebe, das zugleich eine Stiftung zum Gedächtnis an Kleist darstellen sollte. Dieses einzige und würdige äußere Denkmal, das Kleist-Retzow errichtet worden ist, und zu dem die Gaben wahrhaft reichlich zusammenflossen (47 000 Mark an Barbeträgen, die Stadt Belgard gab den Grund und Boden her, der vaterländische Frauenverein übernahm die Beschaffung von Wäsche, Betten und Kücheneinrichtung), wurde am 29. Oktober 1897 feierlich durch den Generalsuperintendenten Pötter eingeweiht.

Ein Ausdruck der Dankbarkeit für sein gemeinnütziges Wirken noch zu Lebzeiten Kleists, der ihm von seiner engeren Heimat zu teil wurde, war seine Ernennung zum Ehrenbürger von Belgard am 30. Mai 1884. Sie tat seinem Herzen ungemein wohl, wie sein Dankschreiben beweist. Ende August desselben Jahres überreichte ihm eine Abordnung der Stadt das Diplom.[426] Rückschauend freute der also Geehrte sich besonders darüber, daß seine Gattin diesen Ehrentag noch erlebt hatte. Er war nun Ehrenbürger der beiden Städte seines Heimatkreises.

Mehr und mehr war er die Seele und der Mittelpunkt im gemeinschaftlichen Leben und Wirken der großen Kleistschen Gesamtfamilie geworden. Er nahm sich, nachdem der bisherige Hauptförderer der Familiengeschichte, sein Vetter Präsident Adolf v. Kleist gestorben war, in den Siebziger Jahren der Fortsetzung der von dem trefflichen pommerschen Historiker, dem Archivar Dr. Gustav Kratz, begonnenen Geschichte des Geschlechts v. Kleist an und gewann dafür den Pastor Kypke. Er hat Kypke in den folgenden Jahren ganz außerordentlich durch seine Mitarbeit unterstützt. Große Partien, so die umfangreichen Abschnitte über

[426] Nach Mitteilungen des Herrn Bürgermeisters Trieschmann in Belgard.

Kleist selbst und seinen Vetter Adolf sind nachweislich fast vollständig aus seiner Feder geflossen. Noch manches andere wird er selbst dazu beigesteuert haben. Bescheiden trat er mit seiner Arbeit zurück, wie er auch sonst seinen eigenen Anteil bei den einzelnen Begebenheiten in seinen Briefen verschweigt oder nur leichthin erwähnt. Ertappte er sich einmal auf einer Eitelkeit, so rügte er das wohl selbst in seinen schriftlichen Äußerungen.

Als die Familie v. Kleist zu Anfang des Jahres 1883 auf ein Vierteljahrhundert zurückblickte seit Gewährung des Präsentationsrechts zum Herrenhause, gestaltete sich ihr Familientag zu einer großen Huldigung für Kleist. Dort wurde er auch in einem schönen von Frau Mathilde v. Gellhorn, geb. v. Kleist, verfaßten, an seinen Wahlspruch "Fürchte dich nicht, glaube nur" anknüpfenden Gedichte, das ein Fräulein v. Kleist sprach, gefeiert. Damals empfing der alte Kaiser, wie bereits vor 25 Jahren, ihn mit anderen Vertretern des Geschlechts in feierlicher Audienz. Ebenso gewährte der Kronprinz einen solchen Empfang. Später wurde Kleist dieser Ehre auch von Wilhelm II. zu teil, so als das 1. Westpreußische Grenadierregiment Nr. 6 in Posen den Beinamen Graf Kleist von Nollendorf erhalten hatte. Hocherfreut berichtete Kleist von den huldvollen Worten, die der kaiserliche Herr damals - es war am 26. März 1889 - an die Vertreter der Familie gerichtet hatte. Auf dem Feste, das das Regiment aus Anlaß der Namensverleihung beging, vertrat Kleist mit seinem Vetter, dem damaligen Major im Generalstabe Georg v. Kleist, auf den er besonders große Stücke hielt, seine Familie. Er ließ von Fritz Hummel in Berlin, der auch ihn selbst gemalt hatte, im Namen der Familie das Bild des Kaisers für das Regiment malen. Gelegentlich fuhr er einmal mit einigen Offizieren, die er dazu einlud, hinaus nach Wannsee, um zu sehen, wie es mit dem Grabe seines großen Familiengenossen Heinrich v. Kleist bestellt sei. "Der Fußsteig nach dem Grabe ist schlecht," schrieb er damals, am 11. Juni 1883, "und innerhalb des Gitters geschieht auch nichts. Es erschwert meine Stellung etwas, daß der Prinz Friedrich Karl sich früher vorbehielt, alles selbst zu machen."

So kümmerte er sich um tausend Dinge, immer alles gründlich und mit praktischem Blick betreibend. Dabei schwanden seine Körperkräfte zusehends. Sein Hämorrhoidalleiden stellte sich immer wieder in beängstigender Weise ein. Die Bäder in Weilbach, die er lange Jahre nahm, nutzten nicht. Reisen nach Reichenhall und Wildungen brachten ebenfalls wenig Linderung. Einige böse Unfälle nahmen ihn auch sehr mit. Seit dem Tode seiner Gattin fühlte er sich oft recht einsam. Um ihn herum starb ein Freund nach dem andern. Moritz Blanckenburg, einige Zeit nach ihm auch mit dem Prädikate Exzellenz bedacht, starb am 3. März 1888. Ernst Constantin Ranke, mit dem er noch bis in die letzte Zeit brieflich hochgelehrte theologische, reich mit griechischen Zitaten gespickte Erörterungen geführt hatte, war am 30. Juli 1888 heimgegangen. Auch Hermann Wageners Tod hat er noch erlebt. Schede dagegen blieb ihm erhalten und überlebte ihn noch um anderthalb Jahre (+ 17. November 1893). Below-Hohendorf war schon am 9. März 1882 entschlafen. "Die Einsamkeit ist mir jedesmal ein Mittet, um so sehnsüchtiger das Leben in Gott zu suchen," schrieb Kleist im Mai 1886 an einen seiner beiden ihm gebliebenen Söhne. Ein ander Mal bekannte er seiner Schwiegertochter: "Mein Herz ist stille und fröhlich zu Gott. Wohl ist gerade in solcher Zeit meine Sehnsucht nach der geliebten Mutter groß." Wieder ein ander Mal bemerkte er: "Solche Einsamkeit ist oft ein Vorhof des Paradieses." Seine eigene körperliche Müdigkeit äußerte sich zuweilen auf eine für ihn tief schmerzliche Weise, indem er bei Predigten einschlief. Wenn der alte Mann das merkte, dann strafte er sich selbst, indem er aufstand und die Predigt stehend weiter anhörte; mit Besorgnis sahen die Angehörigen dem zu. Bis in seine letzten Tage kannte er keine Schonung seiner Person. In frühester Morgenstunde saß er schon bei der Arbeit. Unvergeßlich blieb es dem Superintendenten Gensichen, wie er ihn einst im Morgengrauen beim Bibellesen überraschte. "Wie von dem Blick in die Ewigkeit zur Erde zurückkehrend schaute er sich um und gab mit seiner rührenden Freundlichkeit den erquickenden Morgengruß."

Jener letzte Vortrag am 3. Mai 1892 in der lutherischen Pastoralkonferenz zu Belgard wurde ihm bereits schwer. Es fiel den Freunden auf, daß er ihn ablas, was er sonst nicht tat. Eine schwere Erkältung steckte bereits in seinem Körper. Trotzdem reiste er am 5. zu einer Konferenz des Provinzialsynodalvorstandes nach Stettin. Während der Sitzung steigerte sich sein Unwohlsein, besonders ein böser Husten, zumal da er wiederholt in die Beratungen eingriff, so sehr, daß ihn endlich die Freunde bewogen, sich ins Bett zu legen. Am Tage darauf geleitete man ihn zur Bahn, um ihn so eilig wie möglich in sein Vaterhaus zu bringen. Zu der Lungenentzündung, die ihn erfaßt hatte, gesellte sich eine Brustfellentzündung. Eine der letzten

Erquickungen für ihn war es, als man ihm zuflüstern konnte: "Der Kaiser läßt dich grüßen und dir Genesung wünschen." In der Frühe des 20. Mai 1892 stand sein Herz still. Ein tapferer Geist des Altpreußentums hatte den Konflikt mit dem Leben ausgekämpft.

Am 23. fand die Leichenfeier statt. Superintendent D. Rübesamen sprach. Kaiser Wilhelm II. entsandte zugleich im Namen der Kaiserin in das stille bescheidene Gutshaus seinen Flügeladjutanten Hauptmann v. Jacobi. Oberpräsident v. Puttkamer, Staatssekretär des Reichsschatzamts Freiherr v. Maltzahn-Gültz, Vizepräsident des Herrenhauses Freiherr v. Manteuffel und andere namhafte Männer waren herbeigeeilt, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Außer den beiden ihm gebliebenen Söhnen, der Tochter und der Schwiegertochter weilten zwei Enkel und eine Enkelin an seiner Bahre. Die Bürgermeister der Städte Polzin und Belgard, deren Ehrenbürger er gewesen war, und die Vertreter der Missionswerke, die er in seiner Heimat geschaffen hatte, erinnerten an sein gesegnetes Wirken im engeren Kreise. Im ganzen Lande wetteiferten die Zeitungen aller Schattierungen, von den konservativen, denen er zum Teil, wie der Kreuzzeitung und dem Reichsboten, jahrzehntelang ein hilfreicher Berater gewesen war, bis zu den liberalen, demokratischen und ultramontanen Stimmen, ja bis zu den Sozialdemokraten, um diesem ungewöhnlich starken und lauteren Charakter ehrende Worte ins Grab nachzurufen. Die feinste Würdigung stand in der demokratischen "Frankfurter Zeitung". Der "Kladderadatsch", sein alter Freund von 1850 her, rief ihm in ehrlicher Anerkennung seines tapferen Wesens nach:

Ein Junker von echtem Schrot und Korn,
Keine Schlingpflanze, sondern ein Dorn!
Er war von einer alten Art,
Die mit der Zeit recht selten ward:
Er ging nicht um den Brei herum.
Er sah sich nicht nach Gönnern um.
Sprach allzeit frischweg von der Leber.
Was er auch war, er war kein Streber.

Im Herrenhause widmete ihm der Herzog von Ratibor am 27. Mai einen ergreifenden Nachruf. Bei der gerade am 22. Mai stattfindenden Grundsteinlegung zu dem Predigtsaal, dessen Kosten aus der von Kleist veranstalteten Sammlung bestritten wurden, rief Stoecker in großer Bewegung, der treue pommersche Ritter ohne Furcht und Tadel fehle bei der Feier, aber er grüße aus der Ewigkeit hernieder. Einen der wärmsten Nachrufe schrieb der Kleist wahlverwandte freikonservative Parlamentarier Wilhelm v. Kardorff.[427] Wochenlang erschienen tagtäglich in der Kreuzzeitung von Organisationen, denen Kleist angehört hatte, tiefempfundene und schmerzbewegte Würdigungen.

Es ging ein Gefühl durch die Zeit, daß ein Mann aus ihr geschieden war, dessen Leben ein Beispiel genannt werden darf. In aller seiner Gebundenheit entbehrt dieser treuherzige Sohn der pommerschen Erde nicht wahrhafter Größe. Denn wenige sind so ausgerüstet gewesen mit der köstlichsten aller Kräfte, welche Gott dem Menschen verliehen hat, dem Willen. Nicht oft finden sich die Männer, in deren Natur so viel Sturm steckt. Nicht viele verfügen über einen solchen Schatz großer politischer und religiöser Leidenschaft. Wenige sind so bar von Menschenfurcht. Und wenige zeigen sich so frei von Selbstsucht.

Wie ein Ordensritter längst verklungener Tage ist Hans v. Kleist-Retzow durch seine Zeit geschritten, schon früh mit der Würde eines Patriarchen umkleidet, unablässig für seinen Gott und seinen König mit scharfem Schwert und wuchtiger Lanze zu streiten bereit, manchen abstoßend durch seine starre Einseitigkeit, die aber, die ihn kannten, entwaffnend durch seine reiche Liebesfülle und seinen goldechten Idealismus. So anachronistisch seine Erscheinung vielfach wirkte, so zeitgemäß und an ihrem Platze erwies sie sich in kritischen Perioden, wo es sich um die Beschirmung von Krone und Altar handelte, und seiner Zeit eilte er weit voraus, wenn es die Verwirklichung christlicher Grundsätze und die Inanspruchnahme des Staates für die Lösung sozialer Aufgaben galt. Inwieweit Kleist von Bedeutung für die Entwicklung der evangelischen

[427] Im "Deutschen Wochenblatt", 26. Mai 1892.

Kirche gewesen ist, läßt sich noch nicht ermessen.

Sein Leben gewinnt seinen besonderen geschichtlichen Reiz durch die wandelreichen Beziehungen, die es zu den beiden ihre Zeit führenden Männern, dem großen Monarchen und dessen genialem Staatsmann, erhielt. Im Wesen und äußeren Auftreten gar sehr verschieden von der Mehrzahl der ostelbischen Junker, fühlte er sich doch in der Hauptsache mit ihnen gerade da eins, wo es sich um die Bewahrung und Erfüllung ihrer traditionellen Stellung handelte, und wurde darin ihr Führer. Und niemals ließ sich doch auch in ihm jene angeborene Herrennatur verkennen, die dem altpreußischen Junkertum den Stempel aufdrückt. So kann er, wenn er als geschichtliche Persönlichkeit gewürdigt werden soll, von seinen Standesgenossen nicht getrennt werden. Das altpreußische Junkertum hat in der Zeit Bismarcks, der selbst durch seinen weltgeschichtlichen Beruf weit aus dessen Rahmen hinausgehoben wurde, gewiß begabtere Vertreter in seiner Mitte gezählt. Keiner aber hat unter den Rufern dieser Klasse im parlamentarischen Streite eine so weitreichende und andauernde Wirksamkeit entfaltet, wie er, und keiner unter ihnen zeigt eine so ausgeprägte, scharf umrissene Charaktergestalt.

Bismarcks Briefwechsel mit Kleist-Retzow

herausgegeben von

Herman v. Petersdorff

Cottasche Handbibliothek

Digitalisierung 2014 auf der Grundlage eines Scans des Exemplars in der Niedersächsischen Landesbibliothek.

Die Texterkennung und Korrektur erfolgte mit Abbyy Recognition Server 3.5 mit Fraktur OCR.

Fehler bitte an sigurd@v-kleist.com melden.

Die Seiteneinteilung und die Seitenüberschriften sind nicht übernommen.

Familienverband derer v. Kleist e. V. Hamm

Zur Einführung

Im nachstehenden veröffentliche ich einen Teil des schriftlichen Niederschlags einer der wechselreichsten Freundschaften, die sich über einen Zeitraum von fast einem halben Jahrhundert erstreckte. Sie begann mit dem Tage, an dem die Frau, deren Persönlichkeit am meisten auf die Entwicklung des religiösen Innenlebens Bismarcks eingewirkt hat, Marie v. Thadden, ihre Ehe mit Moritz v. Blanckenburg, dem vertrautesten Freunde Bismarcks, einging, dem 4. Oktober 1844, und endigte, als Hans Hugo v. Kleist-Retzow am 20. Mai 1892 die Augen schloß. An jenem im Leben Bismarcks vielgenannten Hochzeitstage im Herrenhause zu Trieglaff machte Herr v. Blanckenburg auf Zimmerhausen seine beiden engen Freunde, den damaligen Herrn v. Bismarck auf Kniephof und den eben zum Landrat des Kreises Belgard ernannten Herrn v. Kleist-Retzow, miteinander bekannt und erlaubte sich dabei den Scherz, daß er beiden weismachte, der andere sei schwerhörig, was zur Folge hatte, daß sich Bismarck und Kleist furchtbar anschrien, bis sie ihres Irrtums zu allgemeiner Heiterkeit gewahr wurden. Durch den Umstand, daß Bismarck in der Folge Johanna v. Puttkamer, die Tochter der Stiefschwester Kleists, der Luitgarde v. Puttkamer, geb. v. Glasenapp, freite, kam er auch in verwandtschaftliche Beziehungen zu Kleist, was die beiderseitige Freundschaft beförderte, so sehr verschieden diese beiden Freunde auch waren. Sie fand einen besonderen Ausdruck auf dem Hochzeitsfest Bismarcks, auf dem der redebegabte kleine Belgarder Landrat auf den hünenhaften Deichhauptmann des Kreises Jerichow einen Trinkspruch ausbrachte, "bittend und prophezeiend", daß Bismarck dem Vaterlande in politischer und kirchlicher Beziehung ein "neuer Otto der Sachse" werde, worauf der humoristische Bismarck mit einem Hoch auf "Pippin den Kleinen" erwiderte. Die Revolutionsjahre brachten die Freundschaft auf den Gipfelpunkt. Die beiden leidenschaftlichen Anhänger des preußischen Königtums haben damals in engster Gemeinschaft miteinander gelebt und gewirkt. Dieses gemeinsame Wirken trat am meisten in der Kammer zutage. Damals galten die beiden Stockpreußen Bismarck und Kleist als Inséparables. Stets wurden ihre Namen zusammen genannt. In den Preußenliedern der "Kreuzzeitung" wurden sie gleichzeitig gefeiert. Der "Kladderadatsch" verbeugte sich schon damals vor beiden Junkern, wie er denn auch nicht nur von Bismarck, sondern auch von Kleist-Retzow bei dessen Tode nur bewegten und achtungserfüllten Abschied nahm. Die Briefe Bismarcks an seine Frau aus den Jahren 1849-1851 geben mannigfache Kunde über das damalige trauliche Zusammenleben der beiden in enger Behausung. Daneben darf ich mich hierbei, wie überhaupt zur weiteren Orientierung über das Verhältnis zwischen Bismarck und Kleist und über Kleists Persönlichkeit, auf meine 1907 bei Cotta erschienene Biographie Kleist-Retzows beziehen.

Jenes Zusammenleben in Berlin (einmal auch in Erfurt) bildet ein reizendes Idyll in dem Leben des gewaltigen Staatsmannes und blieb eine der köstlichsten Erinnerungen für Kleist, den frommen und streitbaren Vorkämpfer der konservativen Ideen in Verwaltung und Parlamenten. Es fiel in jene Jahre, in denen auch Bismarck ganz Parteimann war und in denen er sich mit dem Kreise der pommerschen Pietisten, aus denen Kleist hervorging, am engsten verwachsen fühlte. Wohl empfand der kleine "Onkel" Bismarcks, der kaum 4 1/2 Monate älter als sein Neffe war, dessen große geistige Überlegenheit. Das geht schon aus jener Rede auf Bismarcks Hochzeitstage, außerdem aber auch aus seinen Briefen an seinen "lieben Otto" hervor. Im Glauben fühlte sich "Hans" indes als der Stärkere, und der Glaube war für ihn doch schlechthin das Entscheidende in allen Lebenslagen. "Fürchte dich nicht, glaube nur" war sein oftgebrauchter Wahlspruch, der ihm eine un-gewöhnliche Energie sein ganzes Leben hindurch verlieh. Deswegen maßte sich der kleine, bewegliche Mann, der doch auch von Haus aus eine Herrennatur war, eine gewisse Tyrannei über die mächtige Herrschernatur Bismarcks an. Es ist psychologisch ungeheuer merkwürdig, wie sich Bismarck diese Tyrannis bei aller Unbequemlichkeit, die sie ihm bereitete, bis zu einem gewissen Grade gefallen ließ. Die Tatsache findet ihre Erklärung offenbar nicht nur in einem wirklich herzlichen und innigen Freundschaftsgefühl, sondern auch in einem religiösen Anlehnungsbedürfnis, das Bismarck damals noch hegte. Davon legt der Briefwechsel der beiden, trotz der Lückenhaftigkeit, in der er erhalten ist, Zeugnis ab. Sein Inhalt ist zum Teil so vertraulich, daß sich eine Mitteilung stellenweis von selbst verbietet.

Durch die Revolutionszeit und die damit verbundenen und veranlaßten parlamentarischen Kämpfe wurden Bismarck und Kleist in die Öffentlichkeit getrieben und emporgehoben. Bismarck kam als Bundestags-

gesandter nach Frankfurt, Kleist als Oberpräsident nach Koblenz. Damit hörte das idyllische Zusammenleben auf. Die getrennten Inséparables blieben aber in brieflicher Verbindung. Für diese liegen Zeugnisse aus mehr als drei Jahrzehnten vor, vom Jahre der Auflösung des Zusammenlebens (1851) bis zum Jahre 1882. Der briefliche Verkehr ist, wie schon angedeutet, sehr viel reger gewesen, als aus der Zahl der vorgefundenen Briefe zu entnehmen sein würde. Schon aus den vorliegenden Stücken läßt sich feststellen, daß zahlreiche der gewechselten Briefe fehlen. Kleist hat offenbar sehr viel öfter geschrieben als Bismarck. Das liegt für die spätere Zeit in der Natur der Sache, da der vielbeschäftigte Staatsmann nicht so viel schreiben konnte wie Kleist und da der Parlamentarier mehr Anliegen an den Kanzler halte, als umgekehrt. Es sind über fünfzig Briefe von Kleist zu zählen. Von Bismarck war kaum ein Dutzend zu ermitteln. Er hat aber zweifellos viel öfter an Kleist geschrieben. Abgesehen von denen, deren Fehlen wir nachweisen können, würden wir vermutlich über eine ganz beträchtliche Zahl weiterer Briefe verfügen, wenn Kleist seine Briefschaften mehr zusammengehalten hätte. Das von mir bei Abfassung meiner Kleist-Biographie benutzte Material seines schriftlichen Nachlasses hat sich nämlich rein zufällig, völlig ungeordnet und ganz lückenhaft vorgefunden, während Fürst Bismarck, wie auch sonst seine Papiere, so auch gerade die Briefe seines alten Freundes Kleist sorgfältig geordnet hat (allerdings sind auch einige von ihnen nachweislich verschwunden). Vielfach tragen diese Briefe Kleists an der Spitze von Bismarcks Hand den mit Bleistift geschriebenen registrierenden Vermerk "Hans". Ich gebe im folgenden eine Auswahl des Briefwechsels. Die Briefe Kleists hat seinerzeit Fürst Herbert Bismarck der Schwiegertochter Kleists, der Frau Ruth v. Kleist-Retzow, geborenen Gräfin Zedlitz und Trützschler, für meine Kleist-Biographie zur Verfügung gestellt. Bei dieser Gelegenheit nahm der älteste Sohn des ersten deutschen Reichskanzlers auch Einsicht von den im Nachlaß Kleists vorgefundenen Briefen seines Vaters. Diese Briefe Bismarcks hatte mir Frau v. Kleist schon vorher mit dem übrigen Nachlaß ihres Schwiegervaters, soweit er sich vorfand, übergeben. Die jetzige Veröffentlichung erfolgt mit Frau v. Kleist-Retzows freundlicher Genehmigung.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß gerade Bismarcks Briefe spärlicher erhalten sind. Immerhin spiegelt sich in dem Vorgefundenen und Wiedergegebenen die merkwürdige Freundschaft in all ihren Phasen. Es trifft sich auch glücklich, daß mehrere Male die zusammengehörigen Briefe vorliegen, so daß ein eigentlicher Briefwechsel zur Kenntnis gelangt: so bei den Eingangsbriefen und später bei dem Unterstützungsgesuch Kleists für einen seiner Schützlinge, der in russische Dienste treten wollte (1861). Ohne Frage liebte Bismarck auch noch in späteren und spätesten Jahren den treuherzigen Zeitgenossen von 1849-1851, der zwar ein parteipolitisch außerordentlich befangener, nur äußerst schwer in neue politische Lagen sich schickender Mann, aber doch eine Persönlichkeit von höchster Lauterkeit und großartiger Selbstlosigkeit, ein glühender Patriot und ein tief innerlicher Christ, ein Mensch ohne allen Falsch war und von einer Zuverlässigkeit, auf die Felsen getürmt werden konnten. Die ganze Art, wie er sich mit den Briefen Kleists beschäftigte, spricht für die Liebe Bismarcks. Auch die rührende Umständlichkeit, mit der er sich der Gesuche Kleists annahm, wie bei Gelegenheit jenes Versuchs, einen gescheiterten jungen Offizier in Rußland unterzubringen, läßt diese Liebe erkennen. Im Sturm der Ereignisse entfernten sich die Wege der beiden aber schnell. Bismarck fand im Faustischen "Weiterschreiten Qual und Glück", Kleist sehnte sich nach der "Stille". So verstanden sie sich immer weniger. Das Indemnitätsgesuch Bismarcks nach dem Kriege von 1860 brachte sie zuerst etwas auseinander. In der Folge führte das Schulaufsichtsgesetz im März 1872 einen völligen Riß herbei. Die gewaltigsten Auseinandersetzungen zwischen starken Willensmenschen pflegen sich ja mündlich zu vollziehen, und die Nachlebenden erfahren darüber nur Spärliches, und auch das ist in seiner Richtigkeit schwer zu kontrollieren. So verhält es sich auch bei diesen eisernen Charakteren, die damals zusammenprallten. Dann haben sie jahrelang gegeneinander geschwiegen, Bismarck in furchtbarem Zorn, der sich außerhalb des - gänzlich eingestellten - Privatverkehrs, im Parlament, manchmal jäh und verletzend entlud. Als dann im Kampfe gegen eine damals sich völlig vaterlandslos und verbrecherisch gebärdende Sozialdemokratie der feurige konservative Heißsporn mit dem dichten, schneeigen Haupthaar seine machtvolle Philippika vom 17. September 1878 hielt, da hat sich der zürnende Titane bewogen gefühlt, dem Gefährten aus alter Zeit die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Nun nahte sich ihm Kleist wieder mit Bitten und Vorschlägen in seiner alten eindringlichen, ja gebieterischen Art, die so charakteristisch an ihm ist. Früher kam er dabei meist im Gewände des Bußpredigers. In den sechziger Jahren fiel er dem mit den irdischen Gewalten ringenden Staatsmann durch dies Puritanertum

schließlich lästig. Mit liebenswürdiger Ironie saß Bismarck dann wohl über den ihm zugegangenen Zeilen und gab seinen Gedanken darüber in kurzen Bleistiftnotizen am Rande Ausdruck. Diese Monologe über den Kleistbriefen sprechen eine beredte Sprache. Sie lassen tiefer in die Seele des Kanzlers und in sein Verhältnis zu seinem beweglichen Ohm blicken, als es bei manchem Briefe der Fall sein würde. "O Hans!" Wie viel liegt in diesem Ausruf! Alte Vertrautheit mit Kleists unveränderlicher Art, Liebe, Überlegenheit, mitleidige Ungeduld. Doch zuweilen schenkte er dem alten Gefährten auch Gehör, wie jener Bleistiftstrich zu der Forderung der freien Eisenbahnfahrt für die Herrenhausmitglieder in dem letzten der hier mitgeteilten Briefe Kleists vom 6. Mai 1882 lehrt. Er bedeutet offenbar die Bewilligung der Forderung, die am Schluß des Monats offiziell durch die Regierung erfolgte.

Briefe aus späterer Zeit haben sich nicht vorgefunden. Doch haben die beiden noch still-freundschaftlich miteinander verkehrt, wenn auch naturgemäß durch die dazwischen liegenden Erlebnisse und den Umschwung der Zeiten manches zwischen ihren Anschauungen und Empfindungen lag. Auch in einer so bewegten Zeit, wie es die 99 Tage waren, hat Kleist beispielsweise viel mit Bismarck in Berührung gestanden. Damals erfreute er sich an Bismarcks tiefer Teilnahme für den unglücklichen Kaiser Friedrich und an seinem diesem geleisteten aufopferungsvollen und treuen Dienst, sowie an seiner Frische. Er schrieb darüber am 9. Juli 1888 an seine Schwägerin Gräfin Marie Stolberg: "Es waren für ihn nach einer Seite vielleicht die schwersten Monate seines Lebens, und was er in ihnen leistete, nicht weniger groß als seine Siege auf dem Felde des Parlamentarismus und der Diplomatie. " Sehr häufig war er noch tagelang Bismarcks Gast in Varzin. Noch einige Monate vor seinem Tode hat er, siebenundsiebzigjährig, den Einsiedler im Sachsenwalde auf einen Tag aufgesucht und einen wohltuenden Eindruck von dem in heißem Grolle sich verzehrenden gestürzten Riesen mitgenommen. "Ich habe keine Spur von Verbitterung bei ihm gefunden," schrieb er über seinen Besuch. Der Gewaltige hatte offenbar Beruhigung im Gespräch mit dem friedevollen Greise, auf dessen Zügen herrlicher Ewigkeitsschimmer lag, empfunden und es vermieden, die Unruhe der Zeit hineinzutragen. Kleist selbst hütete sich, an Fragen der Politik zu rühren. "Schon in den sechziger Jahren bat Johanna mich und v. Below-Hohendorf darum, weil er infolge solcher Gespräche immer nicht schlafen könne," bemerkte er.

Hineingestreut in den Briefwechsel der beiden Männer sind einige Briefe der Frau v. Bismarck an ihr "Öhmchen", aus denen ja großenteils Bismarck selbst spricht. Sie tragen einen poetischen Hauch in die politischen und geschäftlichen Gespräche der beiden Freunde und ergänzen das Bild ihres freundschaftlichen Verhältnisses.

Sämtliche Schriftstücke haben mir urschriftlich vorgelegen. Wo es nicht anders bemerkt wird, sind die Briefe eigenhändig.

Berlin, Mai 1919

Herman von Petersdorff

1

Kleist-Retzow an Bismarck

Belgard, 17. Juny 1851.

Mein sehr lieber Otto!

Wie lange habe ich schon an Dich schreiben wollen. Wir kamen beim Schluß der Kammern so schnell auseinander,[428] und doch hätte ich gerade damals noch so gern mit Dir länger dasselbe Zimmer bewohnt, - desto lieber, je mehr Du meintest, es sei jetzt ganz unmöglich bei mir auszuhalten.[429] Du sahst derzeit meine Freude; sie ist von Tage zu Tage gewachsen, weil ich und Charlotte[430] von Tage zu Tage enger ineinander verwachsen. Es ist wahrhaftig doch ein Wunder Gottes, dessen ich freilich vorher gewiß war, wie ganz wir miteinander harmoniren, für einander geschaffen sind. Und nun die ganze köstliche Familie Stolberg. Wo könnte man eine Familie finden, der ich lieber angehörte, mit der ich in jeder Beziehung, in der ganzen Denk- und Anschauungsweise so völlig harmonire.[431] Ich war erst in Wernigerode,[432] dann in Kreppelhof [433] und bei den anderen benachbarten Gliedern der Familie. Alle nahmen mich auf, als ob ich von jeher zu ihnen gehört hätte. - Ach, lieber Bismark, wenn irgend jemand die Wahrheit des Wortes des Apostels in jeder Beziehung an sich erfahren hat, bin ich es:

> "so aber jemand unter Euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da giebt einfältiglich jedermann und rückt es niemand auf, so wird sie ihm gegeben werden. Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht, denn der da zweifelt, ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas vom Herrn empfange. Ein Bruder aber, der würdig ist, rühme sich seiner Höhe, und der reich ist, seiner Niedrigkeit, denn wie eine Blume des Grases wird er vergehen."[434]

Es ist dasselbe Wort, das ich Dir bei Deiner Abreise nach Frankfurt ans Herz legte, und deshalb schreibe ich es hier ausführlich her. Du hast freilich viel mehr menschliche Weisheit, eine ganz andere menschliche Höhe wie ich, aber diese vergeht doch wie eine Blume des Feldes, wenn sie nicht von oben her erneuert, wiedergeboren wird. Gerade in Deiner jetzigen Stellung wolle Dir Gott recht jene seine Weisheit verleihen, die ja doch allein die Zukunft voraussehend, von wirklicher Dauer sein kann. Ich kann Dich versichern, daß ich Dich unausgesetzt auf dem Herzen trage. Unterlaß es nicht, Selbst, einfältiglich, täglich, um jene Weisheit zu bitten, so wird sie Dir auch ganz unzweifelhaft gegeben werden.

Wir alle freuen uns so darauf, Dich zu meiner Hochzeit in Kreppelhof zu sehen, am 5. August, und ich habe den ausdrücklichen Auftrag der ganzen Familie, Dich aufs herzlichste dazu einzuladen, Dich auf jeden Fall dazu herzuschaffen. Ich bringe Johanna[435] und Minchen[436] und Herbert Dir bis Kreppelhof, und da holst Du sie ab. Gerade die Kinder sind ausdrücklich mit dorthin eingeladen, und sie haben ein so geräumiges großes Schloß. Du weißt, Johanna wollte nicht gern allein reisen, und wenn Du bis Reinfeld[437] gingst, würdest Du

---

[428] Vermutlich den 9. Mai 1851. Vgl. Bismarcks Briefe an Braut und Gattin Nr. 174 u. 175. Der Kammerschluß fand am 9. Mai 1851 statt.

[429] Wegen des Verlobtenglückes, das Kleist damals in vollen Zügen genoß. "Er ist beleidigend glücklich," schrieb Bismarck über ihn am 7. Mai an seine Frau.

[430] Charlotte Gräfin Stolberg, Kleists Braut.

[431] Die Stolbergs gehörten ebenfalls dem Kreise der Pietisten an.

[432] Bei seinem Schwiegervater Graf Anton Stolberg-Wernigerode, dem Hausminister und engen Vertrauten König Friedrich Wilhelms IV. (+ 1854)

[433] Besitztum des Grafen Anton Stolberg in Schlesien.

[434] Ep. Jacobi 1, 5-10.

[435] Frau v. Bismarck.

[436] Die Tochter Bismarcks, Marie.

[437] Die Heimat der Frau v. Bismarck im Kreise Rummelsburg in Hinterpommern.

doch vierzehn Tage länger gebrauchen. Ich will sie so lieb und werth halten, so für sie und die Kinder sorgen, als wären es die meinigen; ich weiß ja jetzt, wie es dem Manne zu Muthe ist, und was dazu gehört. Lieber Otto, ich habe an Deinem Hochzeitstage[438] nicht gefehlt. Du hattest Deine Schwester dort.

Soll ich ganz allein, ohne ein Glied meiner Familie in Kreppelhof sein? Denke Dir das. Wenn Du kannst, dann kommst Du, das weiß ich. So lieb hast Du mich. Welche große Freude haben alle Stolbergs über Dein vorjähriges Geburtstagslied[439] gehabt. Nun noch eins, das merke wohl, ich möchte doch gar gern wissen, und weiß es noch nicht, wie Rochow[440] sich gegen Dich stellt, und wie Du Dich über das Verhältniß äußerst? Das Verhältniß zu Rochow ist jetzt doch für Dich das wichtigste. Schreib mir darüber recht eingehend und bedächtig, umgehend. Den Brief, worin Du mir antwortest, sende unter meiner Adresse an Bolko Stolberg [441] in Potsdam, ich werde ihn von dort gleich bekommen, weil mein Aufenthalt jetzt immer etwas unsicher ist. Mein Haus in Kieckow[442] ist ganz verrißen, ich lasse mancherlei darin ändern, ich konnte Charlotte, so wie es war, doch unmöglich da hineinführen. Meine Ernennung[443] ist ja auch immer noch nicht erfolgt; wer weiß, wie lange es noch dauert, wer weiß, was daraus wird. Den 28sten July denke ich von hier abzufahren. Den 26sten könnte daher Deine liebe Frau mit ihren Kinderchen und ihrem Vater[444], auf dessen Begleitung ich auch noch rechne, zu mir kommen.

In treuester Liebe Dein

Hans.

Du bist ja ein verständiger Mann und wirst kein Wort in meinem Briefe unbeachtet lassen.

2

Kleist-Retzow an Bismarck

Belgard, den 30sten Juny 1851.

Mein sehr lieber Bismark!

Dein Schreiben[445] habe ich von Potsdam erst heute hier erhalten, also nicht so früh wie ich glauben machte. Schadet aber auch nicht, in die rechten Hände ist es rechtzeitig gekommen, und den Beweis davon lege ich bei.[446] Es wird mir etwas schwer, das Document aus den Händen zu geben; ich kann es aber schwer ausziehen, soweit es Dich interessirt, darum lege ich es bei, und erbitte es dafür von Dir am 5ten August in Kreppelhof zurück. Bei dem Character des Herrn, um den es sich handelt,[447] wie er mir kürzlich zu meinem

---

[438] 28. Juli 1847. Vgl. über Kleists Rede an diesem Tage meine Biographie Kleists S. 94 (siehe vorn S. 45) und die Einleitung zu diesem Aufsatz.

[439] Das bekannte humoristische Geburtstagsgedicht Bismarcks, das in der Kleistschen Familiengeschichte Bd. III (Berlin 1885), Abteilung 3 bei S. 182 faksimiliert ist. Der Wortlaut in meiner Biographie Kleists S. 183 (siehe vorn S. 85). Eine andere Probe des launigen Verkehrs zwischen Bismarck und Kleist bietet das in meinem "Kleist-Retzow" S. 136 (siehe vorn S. 64) mitgeteilte Protokoll Bismarcks vom 17. September 1848

[440] Der damalige preußische Bundestagsgesandte.

[441] Einer der Schwäger Kleists.

[442] Geburts-, Wohn- und Todesstätte Kleists im Kreise Belgard in Pommern. Zu seinen Lebzeiten ein ungemein schlichtes hinterpommersches Herrenhaus.

[443] Kleist erwartete seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Köslin.

[444] Heinrich v. Puttkamer auf Reinfeld.

[445] Liegt nicht vor.

[446] Vgl. den Brief des Grafen Anton Stolberg in der Anlage

[447] Offenbar ist Rochow gemeint.

Schmerz geschildert ist, halte ich eine Beschleunigung der definitiven Absichten dringend nöthig, und habe mich deshalb auch gegen meinen Schwiegervater auf das Bestimmteste dahin ausgesprochen. Es ist schon um deshalb nöthig, wenn man Dich im Winter in der Kammer haben will. Einmal wird dadurch eine doppelte Neuwahl vermieden, was bekanntlich für die Wähler von größtem Gewicht ist, und sodann kannst Du nicht gleich nach Deiner Ernennung von Frankfurt fort, sondern müßtest Dich doch dort erst gründlich festgesetzt haben.

Daß meine Ernennung nunmehr bevorsteht, siehst Du aus der Beilage.[448] Es war mir sehr lieb, daß ich erst noch die Angelegenheiten meines Kreises und den Umbau meines Hauses in Gang bringen konnte. Daß mich Fritsche[449] für seinen Verdränger hält, thut mir sehr weh. Senden[450] hatte mir in dem von Stolberg bezogenen Schreiben einen Tausch angeboten, da Rabe[451] ihm gesagt, es solle der Posten für mich nur ein Durchgangsposten sein, mir also an Coeslin nicht viel liegen könne, Strahlsund aber eine viel schönere Natur darböte. Ich habe erwidert: ich würde bereitwillig hingehen, wohin das Ministerium mich auch schicke, aber selbst die Hand dazu zu bieten, nach Strahlsund zu kommen, könne er selbst nicht verlangen, oder auch nur erwarten. Es sollte mir rechte Freude machen, wenn ich noch hätte als Landrath getraut werden können. - Von Johanna und auch von Deiner lieben Schwiegermutter[452] habe ich kürzlich die allerschönsten Briefe gehabt. Beide schreiben, daß sie nicht nach Kreppelhof kommen könnten. Du würdest aber kommen und Dein Schwiegervater auch!!! Das hat mich so sehr herzlich erfreut. Heut bestätigt mir Eberhard[453] Deine Anwesenheit. Nimm im voraus dafür meinen brüderlichen Dank freundlich an. Ich denke, am 1. August in Kreppelhof anzukommen, am 2ten mit Charlotte zum heiligen Abendmahl zu gehen, am 5ten ist die Trauung, am 8ten oder 9ten wollen wir nach Pommern abreisen, in Berlin aber noch einige Tage bleiben, - und da es uns nicht so gut zu theil wird, wie Dir und Johanna, daß wir Wochen und Monate auf den schönsten Reisen zubringen können, von Stettin aus einen Abstecher von etwa fünf Tagen nach Rügen machen, da Charlotte noch die Ostsee nicht gesehen hat. Dann wollen wir etwa acht Tage ganz still und einsam in Kieckow leben, das in ein Feenschloß umgewandelt ist. Wie kommst Du nach Kreppelhof, - reist Du wieder nach Reinfeld?.... Nun lieber Otto, behüte Dich Gott, und geleite Selbst Dich[454] - zu uns nach Kreppelhof.[455]

Dein treuester Hans.

Anlage

Hausminister Graf Anton Stolberg an Kleist-Retzow

[Potsdam, 27. VI. 1851.]

Mein geliebter Sohn!

Indem ich Dir in der Anlage Bismarks Brieflein[456] sende, aus welchem ich den Inhalt herraus[457] gelesen

---

[448] Vgl. den nachstehend abgedruckten Brief des Grafen Anton Stolberg.

[449] Der bisherige Regierungspräsident in Köslin v. Fritsche, mit dem Kleist als Landrat verschiedene Mißhelligkeiten hatte. Vgl. dazu meine Kleist-Biographie S. 75, 86, 98. (Siehe vorn S. 36, 41, 47)

[450] Oberregierungsrat v. Senden in Köslin.

[451] Finanzminister v. Rabe.

[452] Luitgarde v. Puttkamer, geb. v. Glasenapp.

[453] Graf Eberhard Stolberg, Kleists Schwager.

[454] Kleist schrieb "Dich Selbst" und setzte dann pointierend über "Dich" eine "2" und über "Selbst" eine "1.

[455] D. h. zur Hochzeit Kleists.

[456] Liegt nicht vor. Vermutlich ist das Schreiben gemeint, das im Eingang des vorstehenden Briefes von Kleist erwähnt wird

[457] So!

habe, bemerke ich, daß Du Deinem prächtigen Neffen sagen sollst, wie er ganz ruhig sein möge; indem das eingeleitete Verhältniß fort bestehen werde. Kein Mensch, wenigstens weder der König noch Manteuffel[458] gedenke daran Rochow dort zu lassen und Bismark abzuberufen. Etwas Geduld und Ruhe müsse ihn[459] empfohlen werden. Auch müsse er sich die Ohren verstopfen gegen Nachrichten von Berlin. - Ich danke Gott, daß ich bei dieser Gelegenheit auf den Grund habe blicken und dadurch erkennen können, daß der König mit großer Achtung auf Bismark sieht und es redlich mit ihm meint und daß Manteuffel ein gleiches thut. Ich bin jezt ganz beruhigt, werde aber die Augen aufzuhalten haben, um Rochow nicht entwischen zu lassen, oder vielmehr um ihn nach Petersburg entwischen zu lassen.

Ferner schicke ich Dir Sendens Brief zurück. Ich erkenne im Schreiben desselben und in dessen Sendung eine providentielle Führung. Damit nicht eine dumme Confusion oder ein etwaiges Verdrehen oder Geklätsch durch H[errn] v. Rabe aus der Sache hervor gehen möge, habe ich die Angelegenheit zur Kenntnißnahme beim M[inister] Westphalen[460] gebracht, mit welchen[461] ich auf befreundeten[462] Fuß stehe.

Derselbe hatte eben an Dich geschrieben, sagte mir aber, daß er noch gestern den Bericht an Sr. Majestät, Deine Anstellung als Präsident in Cöslin betreffend, gezeichnet habe. - Du kennst mich noch zu wenig, mein lieber Hans, um die Überzeugung recht fest halten zu können, daß ich nichts gethan habe, um Deine Anstellung als Präsident zu beschleunigen. Ich habe mich aber gefreut, daß die Correspondenz zwischen Dir und Senden die weiteren Schritte beschleunigt zu haben scheint.

Ueberhaupt sehe ich in vielen Dingen den göttlichen Finger und preise im Stillen seine Erbarmung, während im großen allgemeinen noch viel Deprimirendes auftaucht und manchmal der Schmerz mir das Herz abdrücken möchte; wenn ich erkennen muß, wie leicht und mit wie wenigen[463] inneren Ernst die Dinge genommen und betrieben werden. Dennoch, o dennoch sizt der HErr im Regiment und leitet die Herze wie Wasserbäche.

Daß Du Dich mit Deiner Charlotte immer mehr findest in der heiligen, verklährten Liebe Gottes, das verjüngt mein altes Herz.

Potsdam, 27. 6. 51.

Dein Dich dankbar liebender Vater

Anton.

3

Bismarck an Kleist-Retzow[464]

Frankfurt, 4. Juli 1851.

Lieber Hans.

Eben erhalte ich Deinen Brief mit vieler Freude, und den des alten Ritters[465] lege ich wieder bei, nachdem er mir seine stattliche Erscheinung recht vergegenwärtigt hat. Wenn doch alle unsre vornehmen Leute

---

[458] Der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel.

[459] So!

[460] Minister des Innern, das reaktionärste Mitglied des damalige Ministeriums.

[461] So!

[462] So!

[463] So!

[464] Anm. 2014: Eine vom Herausgeber vorgenommene Kürzung des Briefes ist 1955 von Leonard von Muralt in "Bismarcks Verantwortlichkeit", Göttingen, veröffentlicht worden.

[465] Graf Anton Stolberg. Gemeint ist der vorstehende Brief des Grafen.

diesem im besten Sinne des Wortes adligen Blut der Stolbergs ähnlich wären, dann sollte der Kampf zwischen Ständen und Kopfzahlen[466] bald entschieden sein. Die auf mich bezüglichen Nachrichten beruhigen mich; ich mache mir garnichts daraus, ob ich in der jetzigen Stellung etwas länger oder kürzer verbleibe. Nur die vagabondirende Ungewißheit und Trennung von Weib und Kind habe ich satt; seit drei Jahren bin ich stets nur tageweis bis zu vier Wochen in eignem Hausstande mit Johanna zusammen gewesen, denn unser bivouac in der Dorotheenstraße[467] kann ich nicht Hausstand nennen. Ich mag und darf nichts für meine hiesige Einrichtung thun, ehe ich nicht die Ernennung in der Tasche habe, und es ist störend nicht zu wissen, ob man in vier Wochen etwa mit Kind und Kegel hier oder in Pommern etablirt sein wird. An die Nothwendigkeit der doppelten Wahl, wenn ich inzwischen zum Gesandten avancire, hatte ich garnicht gedacht in meiner Dummheit; ich werde schleunigst noch wegen Aufschub an den Wahl-Commissar schreiben, denn die Acten sind schon in dessen Händen, und der Termin vielleicht schon angesetzt.... [468] Ich erfahre übrigens an mir, daß Gerlach[469] mir Unrecht thut, wenn er mich für ehrgeizig in der gebräuchlichen Bedeutung des Wortes hält. Wenn ich mitunter Nachrichten erhalte, die meine Ernennung hier zweifelhaft erscheinen lassen, so habe ich das Gefühl, daß ich leicht und gern mit Johanna nach Schönhausen oder Reinfeld zurückgehn und da still und zufrieden weiter leben würde. Der Landrath in Schönhausen oder Rummelsburg ist noch immer mein Ideal.... Ich kann jetzt in der Schrift lesen, was ich lange Zeit nicht konnte, ohne Stoff für Zweifel und Skepsis, mit der mir sonst der Hohn des Teufels bei jedem Capitel in den Nacken schlug; aber mir ist dabei zu Muthe, wie es im 89. Psalm Vers 40 bis 50[470] zu lesen steht. - In unsrer Ständesache ist mir die Stellung der Regirung je länger je unklarer; sie stoßen ihren Kahn wieder ab, ohne zu wissen, wohin sie fahren wollen, und lassen den Strom sie treiben. Wenn ich nur abkommen könnte, so möchte ich mich zum sächsischen Provinziallandtag wählen lassen. Daß aus den Landtagen Schritte zur Behauptung ihrer Rechte geschehen werden, setze ich als gewiß voraus, aber man müßte sich vorher mit der Regirung vertraulich darüber benehmen; ist es der letztern Ernst, so läßt sich viel wieder gut machen. Die Idee die Entscheidung des Bundes anzurufen finde ich unwürdig.

Die Ostreicher sind und bleiben falsche Spieler, und ich glaube nicht, daß wir mit ihrem maßlosen Ehrgeiz und mit ihrer von jedem Rechtsbegriff baren innern und äußern Politik jemals zu einem aufrichtigen Bund

---

[466] Anspielung auf die verschiedenen Formen der Volksrepräsentation.

[467] Nach "Bismarcks Briefen u. s. w." S. 145, 149, 153 muß Behrenstraße 60 gemeint sein, wo Bismarck mit seiner Frau seit Anfang Oktober 1849 in Berlin in sehr engen Verhältnissen wohnte und wo Herbert Bismarck geboren wurde.

[468] Hier ist eine sehr ausführliche Charakterisierung des preußischen Bundestagsgesandten v. Rochow, die Beantwortung einer dringlichen Frage Kleists in seinem Briefe an Bismarck vom 17. Juni, auf Wunsch des Fürsten Herbert v. Bismarck, den dieser seinerzeit an den Herausgeber gelangen ließ, fortgelassen, obwohl unseres Erachtens sachliche Bedenken gegen eine Wiedergabe nicht vorgelegen hätten. In seinem Briefe an General Leopold v. Gerlach vom 22. Juni 1851 (Kohlsche Ausgabe S. 3) lehnt Bismarck die Aufforderung des Generaladjutanten, sich über Rochow, sei es lobend oder tadelnd, zu äußern, ab, weil er es in seiner Stellung zu ihm nicht passend findet. Zu Kleist äußert sich Bismarck über diesen Punkt: "Ich spreche nur gegen Dich, in der Voraussetzung, dass Du diesen mit sicherer Gelegenheit gehenden Brief verbrennst, mein Urtheil über ihn aus!" In seinen "Gedanken u. Erinnerungen" charakterisiert er Rochow verschiedentlich (I, 78, 79, 80).

[469] Der Appellationsgerichtspräsident Ludwig v. Gerlach in Magdeburg, der bekannte Rundschauer der "Kreuzzeitung".

[470] Du verstörest den Bund Deines Knechts, und trittst seine Krone zu Boden. Du zerreißest alle seine Mauern und lässest seine Vesten zerbrechen. Es rauben ihn alle, die vorüber gehen, er ist seinen Nachbarn ein Spott geworden. Du erhöhest die Rechte seiner Widerwärtigen, und erfreuest alle seine Feinde. Auch hast du die Kraft seines Schwerts weggenommen und lässest ihn nicht siegen im Streit. Du zerstörest seine Reinigkeit und wirfst seinen Stuhl zu Boden. Du verkürzest die Zeit seiner Jugend und bedeckest ihn mit Hohn. Sela. Herr, wie lange willst du dich so gar verbergen und deinen Grimm wie Feuer brennen lassen? Gedenke, wie kurz mein Leben ist. Warum willst du alle Menschen umsonst geschaffen haben? Wo ist jemand, der da lebet, und den Tod nicht sehe? der seine Seele errette aus der Höllen Hand? Sela. Herr, wo ist deine vorige Gnade, die du David geschworen hast in deiner Wahrheit?

mit ihnen gelangen; sie reserviren sich stets das Löwentheil und führen die Einigkeit nur dann im Munde, wenn es ihre Zwecke oder die Vereitlung der unsrigen gilt; wenigstens so lange Schwarzenberg[471] Minister ist, hoffe ich auf keine bessere Einsicht bei ihnen.[472] Ich habe hier mehrfach mit ultraconservativen Öslreichern verkehrt, die nach Johannisberg[473] gehen, um Metternich ihr Leid zu klagen; sie sehn in der bürokratischen Centralisation von Bach[474]- Schwarzenberg die Axt an Ostreichs Existenz gelegt. Der Kaiser,[475] den sie als gescheut, eigensinnig und herzlos schildern, soll durch einzelne der aufgefangnen Briefe Unzufriedner und allerhand andre Mittel von den Ministern so mit Verdacht gegen die ständisch- conservative Partei erfüllt sein, daß er unnahbar für sie ist, und in ihnen die Verschwörer gegen seinen Thron sieht. - Es macht mich sehr traurig, daß ich nicht gewiß bin, ob ich auf Deiner Hochzeit werde sein können; ich wünsche es dringend aus vielen Gründen, nicht bloß weil ich Dich lieb habe. Aber ich bin außer den bisherigen Geschäften nun noch mit der Vertretung bei Darmstadt, Frankfurt und Nassau beauftragt, für Otterstädt,[476] der drei Monate Urlaub hat. Abgesehn davon werde ich Johanna Anfangs August noch nicht holen können, weil ich dann noch nicht ernannt sein werde, mich also auch nicht für sie einrichten kann, und weil sie ihr Seebad dann noch nicht vollendet haben wird, von dem die Ärzte Linderung für ihre nervösen und Augenleiden hoffen. Sollte ich nach Schlesien fahren, ohne einen Tag Zeit für die Reinfelder zu haben? Dann sind aber vierzehn Tage zu der Reise nöthig, und wiederum ebensoviel, um Johanna später hier her zu geleiten, wobei ich über Schönhausen Geschäfte halber gehn muß. Aber ich sage nicht ab, man weiß ja nie, wie die Sachen sich in vier Wochen gestalten, und mein dringender Wunsch ist, zur Feier bei Euch zu sein. Die Meinigen sind durch Gottes Barmherzigkeit wohl, nach den letzten Nachrichten. Grüß Stolbergs herzlich, und danke Deinem würdigen Schwiegervater für seine Theilnahme an meinem Ergehn; ich warte in voller Geduld der Dinge, die kommen werden. Leb wohl, mein lieber guter Hans, und schreib mir bald einmal wieder. Man schrieb mir vor Kurzem aus Berlin, Du seist nach Coblentz bestimmt?[477]

4

Kleist-Retzow an Bismarck

Mein lieber Otto!

Einliegend übersende ich Dir zwei Briefe von Gerlach an mich, die Dich mit betreffen.[478] Auf die Bemerkung im ersten habe ich gefragt, ob ich denselben Dir nicht zusenden könne, darauf bezieht sich der zweite.

Was die Sache selbst betrifft, so weiß ich, daß Du betest. Gewiß gehet der Satan umher wie ein brüllender Löwe, und sucht, welche er verschlinge, allein der in uns ist, ist doch stärker wie er, und so wir Gott unseren Heiland ernstlich suchen Tag und Nacht, so läßt er uns nicht. Der wird auch Dich wie mich bewahren, stärken, vollbereiten.

---

[471] Fürst Felix Schwarzenberg, der damalige leitende österreichische Staatsmann + 1852.

[472] Wie man sieht, gelten diese Bemerkungen vornehmlich dem Österreich der Schwarzenbergschen Zeit. Später hat Bismarck bekanntlich seine Ansicht über die Bündnisfähigkeit Österreichs wesentlich geändert.

[473] Das Schloß am Rhein, Besitzung des Staatskanzlers Metternich.

[474] Der österreichische Minister des Innern Freiherr v. Bach.

[475] Franz Joseph.

[476] Friedrich v. Otterstedt, preußischer Geschäftsträger in Darmstadt usw.

[477] Diese Nachricht erhielt Bismarck am 2. Juli vom Kabinettsrat Niebuhr. Kleists Ernennung zum Regierungspräsidenten in Köslin war am 2. Juli vollzogen. Schon am 3. Juli traf der Minister v. Manteuffel indes eine andere Entscheidung, indem er Kleists Ernennung zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz bewirkte. Die Hochzeit Kleists fand infolgedessen nicht am 5. August sondern am 24. Juli statt. Vgl. darüber auch meine Kleist-Biographie S. 192 f., 195 (siehe vorn S. 89, 91) - Der obige Brief Bismarks trägt keine Unterschrift.

[478] Vgl. die folgenden Auszüge aus zwei Briefen des Präsidenten Ludwig v. Gerlach an Kleist.

Coblenz, 16. July 53. . . . Hans.

Auszüge aus den Anlagen

Ludwig v. Gerlach an Kleist-Retzow

Magdeburg, 8. Juli 1853.

Sehr gern käme ich in den Ferien zu Ihnen und zu Bismark. Halten Sie diesen warm - bei dem Herrn und bei der Fahne des Rechts und der Freiheit -, und dulden Sie nicht, daß er dem Manteuffelschen[479] geistlosen absolutismus und der Weltlichkeit verfällt. Er ist ein edler carrarischer Marmor. - Ich werde aber eine Rhein-Reise schwerlich zu Stande bringen.

Derselbe an denselben

Magdeburg, 13. Juli 1853.

Vor Bismark sind meine Briefe an Sie kein Geheimniß. Er liegt mir sehr am Herzen. Er ist ein fetter Bissen für die Welt und den Satan, die bekanntlich so leicht nicht loslassen. Leop [old][480] schreibt mir heut zu meiner Freude: "B[ismarck] hat sich, wovon ich mich jetzt überzeugt habe, in diesen ekelhaften Intrigen gegen mich und den K [önig] durchaus vorwurfsfrei benommen".[481] Von den factischen Details bin ich nicht unterrichtet. Aber B[ismarck] gehört zu Ihrem Sprengel.

5

Bismarck an Kleist-Retzow

Lieber Hans!

Für den mir empfohlenen Dr. B. konnte ich offiziell nichts thun, da wir für jetzt garkeinen diplomatischen Verkehr mit Darmstadt haben, oder wenn wir sie[482] hätten, so wäre nicht ich, sondern Perponcher[483] der Träger derselben. Durch die Gefälligkeit des Gr[oßherzoglichen] Bundestagsgesandten[484] habe ich indessen privatim über die Sachlage die anliegende Auskunft erhalten, aus der mir hervorzugehen scheint, daß Dein Schützling ein unverbesserlicher Quärulant ist, der mit der Beharrlichkeit einer matten Fliege ein Ziel erstrebt, welches nach den hessischen Gesetzen für ihn eben unerreichbar ist. Er hat in Gießen diejenige leichte Promotion gemacht, welche man dort den bezahlenden und nach dem Dr. -Titel begierigen Ausländern gestattet, welche aber durchaus kein Recht auf ärztliche Praxis im hessische[n] Inlande gewährt. Nach der Angabe meines hess. Collegen, der sonst ein wahrheitsliebender Mann ist, gehört V. zu den von Gott mit Geistesgaben minder bedachten Menschenkindern, und ersetzt keineswegs durch Naturanlagen die fehlende Bürgschaft der Staatsprüfung, sodaß man ihm in der That kranke Kinder der Hessen aus landesväterlicher Fürsorge nicht anvertrauen kann.

Uns geht es hier mit Gottes Hülfe wohl, bis auf kleine Leiden, die nicht der Rede werth sind, und bei

---

[479] Gemeint ist der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel.

[480] General Leopold v. Gerlach, der Bruder des Präsidenten, Vertrauter König Friedrich Wilhelms IV.

[481] Über die fraglichen Intrigen vgl. Denkwürdigkeiten des Generals Leopold v. Gerlach II, 51, 56. - Desgl. Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV.,Berlin 1901, II, S. 370 ff. - Desgl. Bismarck an Leopold Gerlach (Kohl) 82, 87. - Briefwechsel Leopold Gerlachs mit Bismarck 91.

[482] So statt "ihn", d h. den Verkehr.

[483] Graf Perponcher, preußischer Ministerresident in Darmstadt.

[484] Freiherr v. Münch-Bellinghausen.

Kindern nie fehlen. Von Herzen wünsche ich, daß Du von Deiner Häuslichkeit dasselbe sagen kannst. Herzliche Grüße an Charlotte.

Dein treuer Freund und Neffe

v. Bismarck.

Frankfurt, 22. 11. 53.

Während einer langweiligen Sitzung.

6

Bismarck an Kleist-Retzow[485]

[Frankfurt, 4. Februar 1854.]

Vertraulich.

Meinem heutigen offiziellen Schreiben in Betreff des p. B. füge ich die Bemerkung bei, daß das Attest des Polizeidirectors Geiger um so mehr zu Gunsten desselben spricht, als Letzterer gerade von dem katholischen Klerus hiesiger Gegend verfolgt wird, und der Director Geiger aus diesem Grunde jedenfalls als ein unpartheiischer Beurteiler des p. B. anzusehen sein dürfte.

Nach meinen Erfahrungen liegt durchaus kein Grund vor, Mißtrauen in die gegenwärtigen Gesinnungen des p. B. zu setzen. Ich will in keiner Weise dem Prinzip das Wort reden, bei uns im Inlande Personen von zweifelhafter Vergangenheit amtlichen Einfluß einzuräumen; für die uns nothwendigen politischen Beziehungen aber in den süddeutschen Staaten ist die Auswahl an Personen nicht so reich, daß bei derselben außer der Beurtheilung ihrer gegenwärtigen Gesinnungen für Preußen in eine Kritik etwaiger Verirrungen aus der Vergangenheit eingegangen werden könnte. Der p. V. hat sich für uns als ein thätiges und brauchbares Organ bewährt und der gleichfalls erwähnte Gutsbesitzer V., dessen Gesinnung schon einigermaßen durch sein großes Vermögen und seinen ausgedehnten Besitz bedingt sein dürfte, hat die diesseitigen Interessen namentlich in den Zollangelegenheiten mit einer dankenswerten Uneigennützigkeit gefördert.

Frankfurt, 4/2 54.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

v. Bismarck.

7

Bismarck an Kleist-Retzow

Frankfurt, 12. Dezember 1854

Lieber Hans

Deinen Brief mit dem unmöglichen Datum[486] vom 14. habe ich heut mit Freuden erhalten, und daraus ersehn, daß es Dir und den Deinen wohl geht, und daß Christoph[487] Aussicht gewährt, wenigstens die

---

[485] Kanzleiausfertigung.

[486] Kleist pflegte sich häufig bei Angabe des Datums zu verschreiben.

[487] Jürgen Christoph, der zweite Sohn Kleists, geb. 21. August 1854, gest. als Landrat des Kreises Belgard am 14. Dezember 1897.

richtige Mitte zwischen dem Präsidenten[488] und dem Oberpräsidenten Kleist halten zu wollen.

Unsre auswärtige Politik[489] ist übel, denn sie ist furchtsam. Ich habe seit dem September nichts mehr damit zu thun gehabt, und scheine etwas in Ungnade, wenigstens in Entbehrlichkeit gerathen zu sein. Wie Gott will-, nach 10 oder 20 Jahren wird man vielleicht sehn, was er gewollt hat, und es wird einerlei sein, ob man von Berlin nach Coblenz über Cöln oder über Frankfurt gereist ist, wenn man nur da ist. So ists auch mit dem Himmel wie mit Coblenz, und sollen wir hier auf Erden zu Grunde gehn, so wollen wir uns bemühn das wie Christen und wie wohlerzogene Edelleute durchzumachen. Einen Tod kann man nur sterben, und bis das geschieht, sich nur Einmal am Tage satt essen und nur Ein Hemd zur Zeit anziehen. Das alles wird keine Änderung leiden durch fehlgegriffene Entschlüsse in der Türkenfrage. Dieses ist mein Trost.

Beifolgend die gewünschten 400 Thaler. Wenn Du kannst, so gib sie mir bis spätestens im Monat Mai wieder; ich habe zu Ostern starke Zahlungen wegen Capitalskündigungen, und das Quartal vom 1. April bis 1. Juli werde ich Mangel an Baribus leiden. Kannst Du nicht, so helf ich mir auch. Herzliche Grüße an Charlotte, von Johanna und mir. Im Hause geht es mir nach Gottes Barmherzigkeit und nicht nach meinem Verdienst. Möge es immer so sein und nicht bloß leiblich.

Dein treuer Freund

v. Bismarck.

8

Kleist-Retzow an Bismarck

[Koblenz, 24. März 1856.]

Mein Herzens-Bismark!

Du weißt, daß am 29sten hier beim Prinzen[490] eine Art Nachfeier des Geburtstages statthat. Die Herrn, welche sich im Laufe des Tages melden, werden resp. zu Mittag, jedesfalls zu einer großen Soiree gebeten werden. Wir hoffen dich also Freitag Abend hier zu sehen und bis Montag früh bei uns zu haben, und wollten Dich hierdurch noch ausdrücklich aufs herzlichste einladen. Der Oberst v. Manteuffel[491] hat sich auch bereits angesagt und wird voraussichtlich - wie wir wenigstens dringend gebeten haben - dieselbe Zeit bei uns wohnen. Nun grüße Euch alle Gott zum heiligen Feste[492].

In treuester Liebe

Dein Hans Kleist.

Coblenz, den 24sten März 1856.

---

[488] Der Vetter Kleists, Obertribunalspräsident Adolf v. Kleist, gest. 1866.

[489] D. h. in der orientalischen Frage.

[490] Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I. Es handelt sich um seinen Geburtstag, den 22. März.

[491] Edwin Freiherr v. Manteuffel, der spätere Feldmarschall.

[492] D. h. Osterfest, dessen zweiter Feiertag im Jahre 1856 auf den 24. März fiel.

9

Kleist-Retzow an Bismarck

[Koblenz, 3. August 1858.]

Lieber Otto!

Vor einigen Tagen erhielt ich von Wagener[493] ein Schreiben: er wolle sein Mandat wieder annehmen. Es sei für einen Mann unerlaubt und unpassend, auf die Dauer von etwas Anderem als von seiner eigenen Arbeit zu leben und sodann die - wenn nicht Gewißheit - doch Wahrscheinlichkeit, daß dies für ihn in Preußen schwerlich noch erreichbar sein werde, zumal auch sein letztes litterarisches Unternehmen[494] in Preußen sowohl von der Regierung als von den Partheigenossen fast vollständig ignorirt worden. Er wolle sich nicht länger in Illusionen bewegen. Ein einseitiges Verhältniß sei unhaltbar, auch dürfe er länger nicht übersehen, daß seine nächste Pflicht auch seine größte sei.

Ich habe ihm geschrieben und abgemahnt. Jedesfalls müsse doch eine ganz eingehende vertrauliche Berathung mit Freunden vorauf gehen über seine ganze Lage und die etwaige Möglichkeit zu helfen. Verreiste nicht Schede[495] nächstens aus sechs Wochen, so würde ich sofort zu ihm eilen. Kannst Du es? so thue es, oder thue sonst was Du kannst. Nach meiner Überzeugung müßte Wagener wieder die obere Leitung der Kreuzzeitung etwa für 3000 Thaler jährlich erhalten.

Da wäre der Kreuzzeitung auch geholfen, welcher dies so dringend noth thut, gerade in jetziger Zeit. Und gleichzeitig Wagener, und er könnte dermalen unabhängiger Abgeordneter bleiben. Es brauchte das Verhältniß nicht einmal an die Öffentlichkeit zu treten. Treib das doch bei dem Präsidenten v. Gerlach, oder wo sonst.

Dann thue doch alles, was Du kannst, Manteuffel I[496] gegen die Regentschaft[497] fest zu machen. Er soll sich darüber ausschweigen. Es wäre ebenso unbegreiflich wie unsinnig. Wenn die erledigten Posten irgendwie besetzt würden - wie im Militär - würde man nicht sagen können um solcher Dinge willen sei es nöthig. Grüße meinen Schwager[498], wenn er kommt; wir harren sein mit Verlangen.

Dein treuester H. v. Kleist-Retzow.

Coblenz, 3. 8. 58.

Die 400 Thaler hast Du doch erhalten?

---

[493] Hermann Wagener, der sog. Kreuzzeitungs-Wagener, der mit Bismarck und Kleist eng befreundet war. Wagener vertrat im Abgeordnetenhause den Kreis Belgard-Schivelbein-Neustettin. Vgl. über Hermann Wagener meine Aufsatzsammlung: "Deutsche Männer und Frauen", Berlin 1913, S. 345-350. Desgl. Gerhard Ritter, Die preußischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik. Heidelberg 1913.

[494] Das "Staats- u. Gesellschaftslexikon", das Wagener damals herauszugeben anfing.

[495] Präsident Hermann Schede, der nächste Freund Kleists und sein Hauptgehilfe in den rheinischen Oberpräsidialgeschäften.

[496] Ministerpräsident Otto v. Manteuffel.

[497] Am 7. Oktober 1858 übernahm der Prinz von Preußen die Regentschaft für seinen erkrankten Bruder, nachdem er bereits am 23. Oktober 1857 dessen Stellvertretung übernommen hatte.

[498] Graf Eberhard Stolberg.

10

Kleist-Retzow an Bismarck

[Potsdam, den 24. September 1860.]

Mein alter lieber Bismark.

Durch Deine Schwiegermutter höre ich, daß Euer Bill[499] recht krank gewesen und davon noch angegriffen ist, daß Du aber durch Gottes Güte gesund und tüchtig beschäftigt bist.[500] Das ist nach Deinen früheren Mittheilungen über die jetzige Stellung eines Gesandten, soweit es nicht Entziffern von Depeschen und Rathertheilen an dortige Landsleute in Bagatellen betrifft, eigentlich etwas Ungewohntes; es wird Dir darum doppelt lieb sein, und ist jedesfalls ein gutes Zeichen unserer Beziehungen zu Rußland. Mit der bevorstehenden Zusammenkunft in Warschau[501] werden sich diese Deine Arbeiten mehren, und daß dies in der dadurch von selbst vorgezeichneten Richtung der Fall ist, darüber Dir meine herzliche Freude auszudrücken und Deiner energischen Thätigkeit dabei in dieser Richtung Gottes reichen Seegen zu wünschen, ist der Hauptgrund dieser Zeilen. Wir können uns der Wege, welche der Prinz im Laufe dieses Sommers in der auswärtigen Politik gegangen, wie der leidlichen Vollendung der Armee-Reorganisation ja nur von Herzen freuen. Du wirst am besten wissen, wie erstere sich von selbst dargeboten hat, durch Gottes Güte gegen uns, uns - daß ich so sage - frei geschenkt ist. Allein ich fürchte dem Wege fehlt noch die Festigkeit, dem Entschlusse das innere Feuer der Begeisterung für die dadurch zu fördernde Sache, entgegengesetzte Einflüsse werden den vorhandenen guten Willen zu lähmen suchen. Während der Zeit entfaltet das infernale Princip der Revolution in Italien seine volle Energie, und die Träger der göttlichen Ordnungen, ohne Bewußtsein der darin liegenden Kräfte, ohne volle Erkenntniß der ihnen dadurch gebotenen Pflichten, schauen mit stummer Verwunderung zu.[502] Wird dieses Feuer bei ihnen nicht erwärmt, wird der Entschluß nicht gereift zu einem festen, einigen Beschluß, so ist alles zu fürchten, daß, wenn jene entgegenstehenden Kräfte in immer neuen Gestaltungen an unsern eigenen Pforten pochen, sie doch allenthalben Rathlosigkeit, Schwanken, Zersplitterung finden und ein leichtes Spiel haben werden, die christlich-germanischen Reiche mit ihrer wahrhaften Freiheit eines nach dem anderen umzustoßen, um eine neue Zeit heidnischer Barbarei, französischer Libertinage und unerträglichen Despotismus an deren Stelle zu setzen. Daß es so weit kam, war doch in der That nur möglich durch Sprengung der heiligen Allianz. Welch ein großes Verdienst um das Vaterland, um das christliche - ja nur um das gesittete Europa hätte der Staatsmann, welchem es gelänge, nach der Erkenntniß der desfalsigen Nothwendigkeit - jenes Bündniß in verjüngter Form wieder herzustellen und der in Napoleon personificirten und durch ihn allenthalben provocirten Revolution dadurch Einhalt zu thun. Gott rüste Dich dazu aus, und verleihe Deinem desfalsigen Wirken den entsprechenden Erfolg.

Bei uns sieht es immer noch traurig aus. Hans Antons[503] Krankheit dauert noch - auf und abgehend - in rechter Bedenklichkeit fort... Seit einigen Monaten sind in Folge eines Schlaganfalls bei ihm sein linker Arm

---

[499] Der jüngere Sohn Bismarcks, Wilhelm (geb. 1. August 1852), dessen Name also schon früh in der Familie Bismarck anglisiert wurde.

[500] Bismarck befand sich seit dem Frühjahr 1859 als Vertreter Preußens am Petersburger Hofe.

[501] Zusammenkunft des Zaren Alexander II. mit dem Prinzregenten und Kaiser Franz Joseph in Warschau Ende Oktober 1860. Vgl. auch Bismarcks Briefwechsel mit Schleinitz, Stuttgart u. Berlin 1905, S. 103 f.

[502] Man vergleiche hierzu die Briefe Bismarcks an den Minister v. Schleinitz aus derselben Zeit, um zu ermessen, wie weit die Anschauungen Kleists und Bismarcks über die italienische Frage auseinandergingen. Am 10. Dezember 1860 äußert Bismarck es direkt (S. 128), daß er über diese Frage anders dächte als sein "Onkel" Kleist-Retzow und die Gelehrten der "Kreuzzeitung". Er hatte dabei offenbar den obigen Brief im Auge.

[503] Hans Anton, ältester Sohn Kleists, geb. 26. November 1852, gest. als Referendar a. D. 22. November 1908.

und sein linkes Bein gelähmt.[504] Er steht in Gottes Hand, wir erwarten still und ergeben, was der mit ihm vor hat; es sei zum Leben oder zum Tode, - so herzlich gern wir ihn auch behalten und durch sein Leben Gott dienen sehen möchten. Gott weist es ja. - Grüße Johanna und die Kinder alle - von Charlotte und mir und unsern Kindern herzlich. Dein treuer

H. v. Kleist-Retzow.

Potsdam, den 24sten September 1860.

11

Kleist-Retzow an Bismarck

[Berlin, 10. März 1861]

Mein lieber, alter Bismark!

Mitten aus den Kämpfen heraus, in welchen wir während dieses Winters wieder engagirt sind[505], und die durch den Einschub in das Herrenhaus[506] vom vorigen Herbste viel lebendiger geworden sind, komme ich aus ein halbes Stündchen zu Euch. Über Reinfeld und Hohendorf[507] habe ich hin und wieder von Euch gehört; im Ganzen waren ja alle Nachrichten gut, oder wurden es doch zuletzt immer wieder. Hie und da erfuhr ich wohl von Preußischen Officieren, die Dich sahen, kürzlich von unserem gemeinsamen Freunde Scheidt[508] aus Kettwig, wie treulich Du Dich seiner angenommen, als die Confiscation des Vermögens eines seiner Schuldner gedroht hatte. Wir haben unsererseits immer noch nicht recht aufathmen können. Die schwere Krankheit von Hans Anton,[509] in welcher er ja unausgesetzt mit dem Tode rang, hat den ganzen Sommer gedauert.... Du erinnerst Dich doch wohl noch, daß vor langer Zeit schon - bevor Du nach Rußland gingst - die arme Frau v.... durch Deinen damaligen Hauslehrer Dich bitten ließ, die Aufnahme ihres zweiten Sohnes in den Russischen Dienst zu vermitteln. Du machtest es von einer Äußerung meinerseits über ihn abhängig. Es zerschlug sich damals, sein Vormund, v. X. auf T., nahm ihn zunächst in sein Haus auf. Der versichert nun, daß er sich in der Zeit ganz ordentlich geführt und er wohl wieder das Vertrauen zu ihm habe, daß es gut mit ihm gehen könne. X. ist ein ganz zuverlässiger Mann. - Ich übersende Dir daher hiermit seine Papiere mit der dringendsten, herzlichsten Bitte, seinen und der Mutter Wünschen entsprechend seine Annahme dort zu vermitteln; er hat mir noch mündlich verheißen, alles aufzubieten, Deiner Vermittlung Ehre zu machen. Seine ganz besondere Bitte ist, in der Marine aufgenommen zu werden, in welcher er doch zunächst gedient und zu welcher er große Lust habe, eventuell aber würde er auch gern in die Armee eintreten. Kann er wieder als Seecadet aufgenommen werden, desto besser; er würde sich aber auch jedem anderen Anfange event. unterwerfen. Er würde etwa eine Zulage von gegen 200 Thaler haben... Thue, was Du kannst und antworte bald. Hast Du auch einen Bären geschossen und das Fell heimgebracht, so liegst Du doch auf keiner Bärenhaut. Wir hier aber auch nicht, wie Du aus den Zeitungen ersehen wirst, und ich gegenwärtig am wenigsten, weil uns gestern Abend ein Berg Acten in die Stube gebracht ist, um in der Grundsteuer zu referiren. Jetzt bei Charlottes Kranksein wird mir das doppelt schwer. Aber was macht Ihr

---

[504] Die Lähmung war eine Folge zu kalten Badens.

[505] Kleist denkt hier weniger an den Streit um die Heeresreform, als an den Kampf wegen der Grundsteuerreform.

[506] Durch diesen wurde die Opposition des Herrenhauses gegen die Grundsteuerreform gebrochen.

[507] Gut des gemeinsamen Freundes von Kleist und Bismarck, Alexander v. Below, in Ostpreußen.

[508] Ein rheinischer Industrieller.

[509] Vgl. den vorigen Brief.

in Warschau?[510] Wir verstehen den Hergang noch nicht und warten der Dinge, die da kommen sollen. Ja, lieber Bismark, unter aller Noth des Lebens wollen wir das Haupt fröhlich emporheben und der Dinge warten, die da kommen sollen, bis unsere Erlösung sich naht. Danach laß uns uns täglich sehnen. Gieb Johanna und den Kindern, besonders meinen beiden Pathchen[511], einen Kuß von mir. Haben schon beide ihre Becher? oder erst Marie? Bitte sage es mir.

In alter, treuer herzinniger Liebe Dein

H. v. Kleist-Retzow.

B[erlin], 16. März 61.

12

Kleist-Retzow an Bismarck

[Polzin, 4. August 1861.]

Lieber Otto!

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß Deine langgehegten Pläne in diesem Sommer auf längere Zeit hierher zu kommen, endlich in Erfüllung gegangen sind. Du warst während des Attentates[512] in Baden-Baden, und wurdest dann als nach Pommern reisend gemeldet. So sucht Dich mein Schreiben, wie meine Gedanken es thun, mit Johanna und den Kindern bei Deinen Schwiegereltern in Reinfeld[513]... Ich hoffe zuversichtlich Dich... wenn nicht anders, bei der Krönung selbst in Königsberg zu sehen. Bis dahin aber mag ich nicht ohne Nachricht bleiben über Euer Ergehen, und wir bitten Euch deshalb über Euch alle uns recht bald ausführliche Mittheilung zu machen. Aber auch eine zuverlässige Nachricht über die Annahme des jungen ... in der Russischen Marine liegt mir sehr an.[514] Die Mutter und der junge Mann selbst sind natürlich danach aufs äußerste begierig, alle ihre Pläne sind darauf berechnet oder danach verschoben. Du weißt, wie Du mir deshalb schon vor Jahren schriebst[515] und Deine Bereitwilligkeit zu einem derartigen Versuch aussprachst... Ich gehe immer nur mit Herzklopfen zu der Mutter.....

In alter Treue Dein

H. v. Kleist-Retzow.

Polzin, den 4ten August 1861.

---

[510] In Warschau entstanden damals Unruhen, die von der russischen Regierung nicht geschickt bekämpft wurden. Vgl. Briefwechsel Bismarcks mit Schleinitz S. 145, 147.

[511] Marie und Herbert.

[512] Gemeint ist das Attentat des Studenten Oskar Becker aus Odessa auf den Prinzregenten in Baden-Baden am 14. Juli 1861.

[513] Die Vermutung traf zu.

[514] Vgl. den vorigen Brief.

[515] Der Brief liegt nicht vor.

13

Bismarck an Kleist-Retzow

Reinfeld, 8. Aug. 1861.

Lieber Hans

Dein Brief[516] hat hier herzliche Freude verursacht durch die verhältnißmäßig günstigen Nachrichten, die er über das Befinden Charlottens und Eurer Kinder bringt. Wir waren seit Jahr und Tag in einiger Sorge, daß die anhaltenden Mühseligkeiten der Krankenpflege die Kräfte Deiner lieben Frau überspannt haben und üble Rückwirkungen nachfolgen könnten.

In Betreff des jungen... bietet sich so gut wie keine Aussicht, ihn in russischen Diensten unterzubringen. Zu dieser Überzeugung zu gelangen ist wohl nicht so leicht, wie Deine Ungeduld anzunehmen scheint. Ich habe, wenn ich nicht irre, die Sache im April von Dir erhalten,[517] und schneller als in drei Monaten antwortet eine russische Behörde nicht leicht, wenn sie in nächster Nähe wohnt. Aus den Regiments-Cantonnirungen im Kaukasus bekommen wir aber selten unter sechs Monaten eine Antwort auf unsere Zuschriften wegen dort wohnender oder dienender Preußen (Büchsenmacher).

In der Marine ist von Hauß aus Grundsatz, nur geborene Russen zu nehmen. Ausnahmen finden statt, aber neuerdings, wo sie seit Abstellung der Schwarzen-Meer-Flotte und der Station Reval, viele gediente Offiziere zur Disposition haben, schwerlich. Graf Griegh, der Adjudant des Marine Ober-Commandos, hat mir unbestimmte höfliche Aussichten gemacht, wenn sich bei Ausrüstung neuer im Bau begriffener Schiffe Bedürfniß ergäbe; aber das ist ganz ad calendas graecas verwiesen und außerdem an die Bedingung geknüpft, daß Aspirant der russischen Sprache vollkommen mächtig sei. Der dortige Edw[in] Manteuffel,[518] Gen[eral] Gerstenzweig, gab mir in Betreff der Landarmee nicht viel bessere Aussicht; in der Garde und den Friedensgarnisonen werde durchaus kein Fremder angenommen, da durch die großen Reductionen eine Menge von brauchbaren Offizieren pensions- und brodlos entlassen werden müßten, und nicht einmal für die eigenen Cadetten Platz sei. Die einzige Chance für Ausländer bieten einige im Kaukasus auf Kriegsfuß stehende Regimenter, deren Commandeurs freiere Bewegung in Annahme von Aspiranten hätten. Ich habe dorthin schreiben lassen, bisher aber nur von einem, mir persönlich bekannten Commandeur die Fragen zur Antwort erhalten: Kann der junge Mann Russisch? Hat er Zulage? Ist er gesund? Weshalb ist er aus der Preuß. Armee und Marine nach so kurzer Zeit ausgeschieden? "Werden diese Fragen befriedigend beantwortet, so werde ich mich nach persönlicher Bekanntschaft entscheiden, ob ich ihn annehmen kann."

Von diesen Fragen konnte ich nur die ad 2 beantworten. Die anderen dortigen Offiziere, deren Äußerung ich noch erwarte, werden mir vielleicht gar nicht antworten, weil ich sie nicht kenne, der Statthalter, F[ü]rst Bar[i]atinsky, ist abwesend und zu krank, um sich auf Schreiben einzulassen.

Abgesehn von den Unwahrscheinlichkeiten des Gelingens finde ich den ganzen Plan einen verfehlten und hatte die Absicht, Dir die Gründe mündlich auseinanderzusetzen, in dem ich hoffte, schon im Juni zu kommen und Dich gelegentlich zu sehen. Gewißheit, daß er nicht genommen wird, kann ich nicht vor Jahr und Tag schaffen, wenn alle Möglichkeiten versucht werden sollen. Meine Überzeugung, daß er nicht ankommt, spreche ich schon jetzt aus, auch wenn er selbst nach Rußland käme und sich den Commandeurs vorstellte, wie das verlangt wird, und wenn er bereits russisch verstünde, was conditio sine qua non ist.

Würde er schließlich angenommen, so kommt er wahrscheinlich allein oder mit irgend welchem versoffenen Lieutnant auf ein Dorf oder ein kleines Krepost[519] zu liegen, wo er ein sehr charakterfester Junge sein müßte, wenn er nicht ebenfalls in schmierigen Karten, Schnaps und Bauernmädchen untergehn soll. Nach dem

---

[516] Der vorhergehende vom 4. August 1861.

[517] Kleist hatte zuerst am 16. März 1861 in der Sache geschrieben. Vgl. den Brief oben.

[518] Edwin Manteuffel war damals Chef des Militärkabinetts.

[519] = Fort.

schnellen Rücktritt aus der Marine und dem... R[egiment] scheint ihm aber der Ernst des Lebens fern zu stehn, und mit einer mäßigen Dosis Leichtsinn kann er im Handumdrehn dahin kommen, zum Gemeinen degradirt oder schlimmer behandelt zu werden.

Ich hatte Auftrag gegeben, mir seine Papiere zurückzuschicken, sobald von einem zweiten Commandeur im Kaukasus, dem ich noch zutraue, daß er antworten wird, eine, wie ich voraussetze, ablehnende Äußerung bei der Gesandtschaft einginge. Da ich aber aus Deinem Briefe sehe, daß die Angehörigen auf eine viel frühere Entscheidung rechnen als möglich ist, so habe ich jetzt geschrieben, daß mir die Papiere, deren er vielleicht anderweit bedarf, hergeschickt werden, um sie Dir wieder zuzustellen. Daß er See-Cadet und Fähnrich gewesen ist, glaubt man mir ohne Papier, seine Schulzeugnisse haben dort gar keine Bedeutung; die entscheidenden Fragen, wenn man überhaupt jetzt Ausländer brauchen könnte, sind immer die oben angegebenen des Kauk[asus] Commandeurs, und dann die persönliche Bekanntschaft mit dem Candidaten; letztere würde immer vor der Entscheidung gefordert werden; zumal ich nicht in der Lage bin, auf Grund eigener Wissenschaft Auskunft zu geben und mich für seine Tauglichkeit zu verbürgen.

Ich denke in 8 bis 10 Tagen nach Stolpmünde zu gehen und dort etwa drei Wochen zu baden; ob ich überhaupt in Petersburg bleibe, ist nach Andeutungen, die ich in Baden und Berlin erhielt, unsicher. Es scheint, daß Pourtales[520] sich nach London sehnt, weil er den Pariser Posten nicht für dauerhaft hält, und daß an mich für letztern gedacht wird. Gern ziehe ich nicht um, aber ich thue auch nichts dagegen.

Nun habe ich heute mehr geschrieben, als ich bei Kissinger und Soolbädern soll, und schließe mit der Nachricht, daß wir alle wohl sind, und mit herzlichen Grüßen für Deine liebe Charlotte.

Dein treuergebener v. Bismarck.

14

Bismarcks Gattin an Kleist-Retzow

Reinfeld bei Alt-Colziglow, 28. August 1862.

Mein lieber Onkel Hans!

Du hast mich gewiß recht unhöflich gefunden, daß ich Deinen freundlichen Brief so lange unbeantwortet ließ, aber ich kann mein Gewissen schon weiß waschen und hoffe dadurch Dein gütiges Wohlwollen wieder zu erlangen. Ich war in völliger Unkenntniß über Bismarcks Luxenburger Orden und fragte also gleich brieflich an, indem ich meinem lieben Gemahl Deine Wünsche kund that. Dieser Brief ging nach Vagnères-de Luchon in die Pyrenäen,[521] wohin er mich damals dirigirt, später aber seinen Reiseplan geändert, eine Seebadkur in Biarrits begonnen und fortgesetzt hatte, weil sie ihm ausgezeichnet wohlthat. Er schrieb dann selbst nach Bagnieres, um seine "poste restante" Briefe einzufordern, was man dort verweigerte, bis er sich durch die Biarritser Polizei mit langen und breiten Erläuterungen legitimirt hatte und dann endlich seine Briefe erhielt - uralt natürlich - aber sämtlich unverloren, unzerrissen - wodurch dann seine Antwort zu mir wandert, sehr verspätet, durch diese vielen überflüssigen Quängeleien. Nun ist sie aber glücklich ein-getroffen und ich sende sie Dir sofort. Er hat nicht zwei Orden, sich seinen nur verändern lassen, meinte aber, er würde jetzt wahrscheinlich nie mehr Gelegenheit haben, sich damit zu dekoriren; er giebt ihn Dir also herzlich gern[522]; - doch mußt Du freundlichst warten, bis er selbst kommt und ihn mitbringt - oder wenn er ihn (wie ich glaube) nicht bei sich hat - muß man ihn von Paris durch sichere Gelegenheit, Kourrier oder dergl. Menschen senden, was jedenfalls noch vor dem Winter geschehen kann, wo Du ihn nöthig haben würdest. Somit wäre die Ordensangelegenheit erledigt und ich hoffe, zu Deiner Zufriedenheit.

---

[520] Graf Albert Pourtalès, preußischer Gesandter in Paris.

[521] Über Bismarcks Pyrenäenreise im Jahre 1862 vgl. die Briefe an seine Gattin Nr. 361-381.

[522] Kleist hatte das Großkreuz des Luxemburger Ordens der Eisernen Kronen erhalten.

Von Deinem Rettungshaus[523] hörte ich, es sei in solcher Blüthe und mit so reichen Mitteln ausgesteuert, daß ich mich schämte, mein armseliges Scherflein einzusenden - (aufrichtig gestanden) - weshalb ich's zurückzog und in unserem Genthiner untergehen ließ, welches immer Noth an allen Ecken hat. Wenn Deine Rettungskinder es aber bedürfen - so sollen sie es mit Freuden haben, und ich füge es diesem Briefe gleich bei.

Deine herrlichen Gesundheitsnachrichten von Dir und Deiner lieben Familie haben mich unendlich erfreut und Gott sei tausendmal dafür gepriesen, daß Ihr Theuren nach so traurigem Krankheitswinter diesen schönen sorgenfreien Sommer habt... Bismarck geht es Gott lob wohl sehr wohl in Biarrits - wenn er aber diese Pyrenäenfreuden hinter sich hat, wird er doch wohl darauf bestehen müßen, daß die allerhöchste Regierung endlich einmal einen sicheren Entschluß über uns faßt, damit wir wissen, wo wir uns zum Winter einrichten sollen.[524] Ehe London nicht besetzt ist, schweben wir in Paris ja immer noch in den Wolken, zu unserem Leidwesen, da wir 100 000 Mal lieber dorthin gingen, wie in den schauderhaften, langweiligen, ungesunden englischen Nebel.

... Mir ist's sehr weh, daß Ihr so spät kommen wollt, wenn ich schon über Busch und Berg bin! Ich hätte Euch so unaussprechlich gern wieder gesehen. Dich und Charlottchen und die geliebten Kinder... Gott befohlen! Deine ergebene

J. v. Bismarck.

15

Kleist-Retzow an Bismarck

[Kieckow, 29. November 1862.]

Geliebter Otto!

Beim Abschiede nach dem Schluß des Landtags[525] war keine Zeit zu eingehenderem Gespräche, ich behielt es einem Schreiben vor, hoffentlich hast Du jetzt eine Viertelstunde Zeit es zu lesen, und ich bin es vom Herzen los.

Gott hat es Dir verliehen Dein neues Werk mit einer neuen Heldenthat[526] zu beginnen, er bewahre Dich nun davor nachträglich das eroberte Terrain wieder einzubüßen, wie unsere Diplomatie 1815, wie wir 1848 nach Auflösung der Nationalversammlung. Du hast oft mit mir darüber geklagt, die Gefahr dazu in solcher Lage ist groß. Eure Schlußrede[527] war prächtig in der Rücksicht, stramm, kühl und doch nicht provocirend, keine Verheißung darin bindet Euch die Hände. Um Gottes Willen nun nicht nachträglich Concessionen, die nichts helfen, aber alles verderben, am wenigsten beim Militär. Keine zweijährige Dienstzeit. Der Landtag darf nicht sagen können, er habe gegen des Königs Willen ein wesentliches Stück der Armee-Organisation durchgesetzt. Die Cadres würden auch zur Ausbildung der vielen Leute furchtbar klein und der Präsenz-

---

[523] Das von Kleist im Jahre 1849 zu Kieckow, seinem Wohnsitze, gegründete Rettungshaus für verwahrloste Kinder, eine seiner Lieblingsschöpfungen, für das er überall Gaben zu sammeln verstand.

[524] Bismarck befand sich bekanntlich seit dem Frühjahr 1862 als preußischer Gesandter in Paris, wußte aber nicht, ob er dort dauernd bleiben sollte.

[525] 13. Oktober 1862.

[526] Zurückziehung des Etats, weil keine Verständigung mit dem Abgeordnetenhause wegen der Militärreform zu erzielen war. Am 22. September 1862 war Bismarck von Wilhelm I. zum Ministerpräsidenten berufen worden.

[527] 13. Oktober 1862.

zustand als ein normaler gegen andere Großmächte zu klein. Heydt[528] und Hasselbach[529] rühmen sich, Du habest die Absicht den König dazu zu nöthigen.

Keine formelle Indemnität vom Landtage zu erbitten, ihr vergebt der Regierung ihr gutes Recht, und erschwert ihr die Stellung für die Zukunft.

Wenn irgend möglich, gar keine Vorlage der Kreis-Ordnung. Mit solchem Abgeordnetenhaus, mit dem man über die Existenz zu streiten hat, ist ja eine organische Gesetzgebung ganz unmöglich. Man vinculirt sich daher ganz unnöthig, macht um seinetwillen doch Propositionen, welche später die Regierung selbst gereuen. Event. keine ganz neue Kreis-Ordnung, nur Modifikationen der alten, soweit absolut nötig. - Die Kreistage sind noch die zuverlässigsten und solidesten Organe, die existiren, sie zu vernichten, wäre ein schwerer Fehler.

Um bessere Wahlen zu erwirken, da ein neues Wahlgesetz nicht zu oktroyiren, noch weniger zu vereinbaren, - muß die Regierung die Diäten - wie sie es kann - abschaffen, und die Stellvertretungs-Kosten-Frage regeln. Unmittelbar vor Neu-Wahlen giebt das eine zu große Aufregung und erst recht schlechte Wahlen. Die Sache muß also zu der nächsten Sitzungsperiode nothwendig ausgefochten werden, die doch eine verlorne ist, dann hat die öffentliche Meinung sich darüber bei den Neuwahlen beruhigt.

Die Zwischenzeit mußt Du benutzen, um auf anständige Weise die Frage rücksichtlich des Reglements über das Herrenhaus zu erledigen. Es darf nicht in der jedesmaligen Willkhür der Reg[ierung] stehen. Könnte nicht der König, ohne sich zu compromittiren, erklären: da das Haus glaube, daß ihm Unrecht geschehen, was er nicht beabsichtigt, wolle er über die Rechtsfrage die Kronsyndici - oder wenn man die für befangen hält, das OberTrib[unal] fragen, - und welche Änderungen wünschenswerth erscheinen als Gesetzentwurf dem Landtage vorlegen.

Ebenso benutze ja die Zeit einige ganz zuverlässige Leute ins Herrenhaus zu berufen als Gegendemonstration gegen die wiederholten linken Schubs, namentlich auch gegen Gruner.[530] Wir bedürfen auch jur[istischer] Kräfte gegen die Masse linker Juristen, welche uns die neue Aera brachte. Ich schlug Dir schon v. Gerlach,[531] OberTrib[unals]Präs[identen] v. Schlickmann[532] und v. Hagen,[533] v. Westphalen[534] vor. ad 1 und 4 ist man es überdies schuldig, ad 1 muß man wieder politisch thätig machen, ad 2 und 3 sind die einzigen bis jetzt nicht in dasselbe berufenen ObertribunalsPräsidenten, vier Obertribunalspräsidenten und der Gen[eral]StaatsAnwald[535] sitzen darin, darunter drei links. - Beide sind entschieden rechts, Schlickmann auch des Wortes sehr mächtig, von Hagen freilich stumm.

Am allerwichtigsten ist das Justizpersonal. Das gründlich Helfende wäre freilich nur eine andere Organisation der Justiz, weniger Richter, besser bezahlt, hineingezogen in die Interessen der Verwaltung. Als Anfang dazu: Übertragung der Aburtheilung sämmtlicher sogenannter Vergehen, also auch des Recurses auf die Mandate der Polizei-Obrigkeiten, an sogenannte Polizeigerichte, bestehend aus Polizeiobrigkeiten, welche namentlich in der Stadt eine Sitzung haben und den Kreissyndicus als Rechtsverständigen zuziehen.

---

[528] Der Finanzminister von der Heydt, der am 23. September aus dem Amt geschieden war.

[529] Hasselbach, Oberbürgermeister von Magdeburg, Mitglied des Herrenhauses.

[530] Unterstaatssekretär v. Gruner, der von Bismarck bei Übernahme des Ministeriums zur Disposition gestellt wurde und sich in der Folge als einer seiner schärfsten Widersacher erweisen sollte. Gruner genoß das Vertrauen der Königin Augusta. Gleich nach seiner Verabschiedung wurde er vom König ins Herrenhaus berufen.

[531] Ludwig v. Gerlach. Wurde nicht ins Herrenhaus berufen.

[532] Vizepräsident am Obertribunal v. Schlieckmann wurde am 9. September 1864 ins Herrenhaus berufen.

[533] Vizepräsident am Obertribunal v. Hagen. Wurde nicht ins Herrenhaus berufen.

[534] Der frühere Minister des Innern v. Westphalen. Wurde nicht ins Herrenhaus berufen.

[535] So!

Kreisausschüsse, welche nicht, wie man jetzt will, dem Landrath oder dem Kreistage etwas entziehen, sondern die Dinge der administrativen Justiz verhandeln, welche jetzt die Regierungen haben, in Armensachen, Wege-, Kirchen-, Schul-, Bausachen pp., bestehend aus Landrath, 2 Gutsbesitzern, 1 Städter, 1 Bauern und dem Kreissyndicus als Rechtsbeistand. - Die Kreistage wählen den Syndicus und bezahlen ihn. Dadurch wird er Theilhaber ihrer Interessen, und alle andern Juristen im Kreise richten das Gesicht auf diese Zulage von einigen 100 Thalern.

Um der Disciplin der Justiz willen muß aber der Justizminister das Decernat in Personalien in eine Hand legen, statt in vier, er hat ja nicht vier ganz zuverlässige Räthe und ihre Wirksamkeit ermangelt der Einheit. Breithaupt-Wittstock[536] ist im Justizministerium und ist, wie Du weißt und er noch mehr, geworden in der That zuverläßig, wenn auch wohl nicht von gr[oßem] Geist. - Ebenso ist die von Simons[537] getroffene Anordnung, daß alle Kreisrichter im ganzen Departement ins höhere Gehalt einrücken, und alle Appellat[-ions]ger[ichts]Räthe in der Monarchie, sehr hemmend. Versetzungen können nun wieder pecuniären Vortheil oder Nachtheil bringen. Es beruht das auf keinem Gesetz, nur einer Cab[inets]Ordre, ist also leicht zu ändern. Ich erinnere Dich an den Justizassessor Geßner,[538] der als Hilfsarbeiter ins Auswärtige Min[isterium] wünscht, entschieden conservativ ist und bereits einige publicistische Schriftstücke hat erscheinen lassen. - Otto de la Croix,[539] ein sehr tüchtiger und zuverlässiger Mensch, früher Jurist, dann Reg[ierungs]-Rath, dann Justiziarius bei den Consistorien in Magdeburg und Coblenz, jetzt Reg[ierungs]-und Consist[orial]- Präs[ident] in Lippe-Detmold, würde gern wieder zu uns zurückkehren. - Hermann Simon v. Zastrow,[540] kirchlich und politisch zuverlässig, anständig und tüchtig, ist Staatsanwaltsgehilfe in Bütow. Der Oberstaatsanwalt in Stettin ist gestorben, Bonin[541] aus Stolp hat sich um die Stelle beworben, bringt Zastrow nun nach Stolp, seine Frau, eine Blücher, stammt daher. Simons[542] erklärte sich [18]58 dazu nach einigen Jahren geneigt. - Bringt Klützow[543] nicht von Berlin, er ist da sehr nützlich im Min[isterium] des Innern und allgemein politisch. - Nun grüße Dich Gott und gebe Dir Kraft und Seegen und rechte Adventsfreude ins Herz. Sorge dafür, daß der Justizminister nicht wieder das radicale Gesetz von Bernuth[544] über Aufhebung der Pommerschen Lehne[545] vorlegt, sondern wie es eingehend in der Com[mission] des Herrenhauses nach dem Berichte von Homeyer[546] modificirt ist. Charlotte grüßt Dich mit mir aufs herzlichste.

Dein treuer

Hans v. Kleist-Retzow.

Kieckow, 29sten November 62.

---

[536] Geheimer Justizrat Breithaupt, Mitglied des Disziplinarhofs für nicht richterliche Beamte.

[537] Früherer preußischer Justizminister.

[538] Nicht im Staatshandbuch von 1862.

[539] Otto de la Croix kam erst 1867 wieder nach Magdeburg als Oberregierungsrat.

[540] Simon v. Zastrow kam nicht nach Stolp. Er gehörte zu den besonderen Schützlingen Kleists.

[541] Bonin kam einige Zeit später als Oberstaatsanwalt nach Greifswald.

[542] Früherer preußischer Justizminister.

[543] Der Geheime Oberregierungsrat v. Klützow blieb in der Tat im Ministerium des Innern.

[544] v. Bernuth war 1860-1862 Justizminister (im Ministerium der neuen Aera).

[545] Das Gesetz kam doch (1867), und Kleist war einer der wenigen, die dagegen stimmten.

[546] Der hochkonservative Jurist Homeyer gehörte zu den Lehrern und engeren Gesinnungsgenossen Kleists.

16

Kleist-Retzow an Bismarck

[Kieckow, 18. Dezember 1862.]

Lieber Bismark!

Bei der Rückkehr Sr. Kl. Hoheit des Kronprinzen möchte ich, anknüpfend an eine gemeinsame Unterredung mit Roon, Dir eine Erwägung empfehlen. Roon sprach über den nothwendigen Ersatz von Duncker,[547] - und sprach über die Möglichkeit des Beschlusses der Umsturzpartei durch Entfernung Sr. Maj(estät) reine Bahn zu bekommen. Derzeit glaubte ich solch Gedanke liege ganz fern. In den letzten Tagen unserer Anwesenheit in Berlin wurden hie und da Photographien Sr. Ma[jestät] mit abgeschnittenem Kopf herumgeschickt. Eine öffentlich und bestimmt genommene Stellung Sr. Kgl. Hoheit zu Sr. Maj[estät] auch bei seinem gegenwärtigen Regimente mit Wort und That würde alle eiteln Hoffnungen auf seine baldige etwa anders gefärbte Regierung nehmen und auch derartige Pläne vereiteln. Ihre Möglichkeit müßte den Prinzen am ersten zu solcher Manifestation bewegen. - Es ist doch auch Zeit, daß er einen eigentlichen Geschäftsmann adlatus erhalte. Weißt Du keinen bessern: ein ebenso gescheiter wie fein gebildeter und zuverlässiger Mann ist der Landrath v. Quadt in Hamm, der früher bei mir in Coblenz arbeitete und den ich daher ganz genau kenne, der vorher Justitiarius im Handelsministerio war. Er ist der Sohn des Generals Quadt, der Schwiegersohn vom Finanzminister v. Bodelschwing, aber hat nichts von dessen Steifheit.

Ein großer Schade der Verwaltung ist, daß man 11 Jahre Assessor sein muß bis zum Rath, - daß ausgezeichnete Leute nicht früher es werden wie fausche.[548] Niemand beschwert sich beim Militair, daß Generalstab und Adjutantur schneller avanciren. Tüchtige junge Assessoren müßten zwei Jahre in ein Ministerium oder zu einem Ober-Präs[idium] kommandirt werden, dann früher Rat werden können.

Auch ich habe mich etwas gewundert, daß Du bei den neuen Minister-Ernennungen nicht eine andere Ressort-Vertheilung vorgenommen hast.

Bismarck am Rande: Wir sind froh, wenn wir 8 Männer finden und halten!!

Es müssen mir noch nicht ganz klare Motive vorhanden gewesen sein, das soll mich beruhigen, bis ich Dich wiedersehe, so Gott will im Januar. Inzwischen verleihe Gott der Herr in Frieden und etwas mehr Ruhe ein stilles, gesegnetes, fröhliches Weihnachtsfest. Uns geht es gut, wir grüßen Euch von Haus zu Haus herzlich. Dein treuer

H. v. Kleist-Retzow.

K[ieckow] 18. 12. 1862.

17

Kleist-Retzow an Bismarck

[Kieckow, 6. November 1863.]

Lieber Herzens Bismark!

Der Landtag wird in diesen Tagen eröffnet, und ich kann dazu nicht kommen, das thut mir in der Seele weh. Es mag sein, so wenig es will, was ich der Sache und dem Herrenhause leisten und Dir dienen konnte in dem

---

[547] Der Historiker Max Duncker war dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm als vortragender Rat beigegeben. Vgl. über ihn Rudolf Haym, Max Duncker, Berlin 1891, und meine Sammlung: "Deutsche Männer u. Frauen", S. 351-384.

[548] =angekränkelte, minderwertige.

schweren Kampfe,[549] ich thue es ja mit Freuden. Aber wenn auch Charlotte jetzt leidlich wohl ist, ich darf sie noch auf längere Zeit nicht verlassen, ich habe mit Hans Anton[550] hier am Orte wieder eine Electrisirperiode anfangen müssen, dazu bin ich ganz unentbehrlich. - Ich möchte nur die Bitte daran knüpfen, daß Du es, soweit nöthig, dazu benutz[s]t, die Unabweislichkeit der Aufhebung der Diätenzahlung an die Abgeordneten immer von neuem zu treiben. Sie sind wie der Ruin des Landes, so auch speciell der des Herrenhauses. Durch sie werden die Sitzungen so lang, daß es Leuten, die zu Hause etwas zu thun haben, unmöglich wird, dauernd anwesend zu sein, die Mitglieder des Herrenhauses können nicht Jahr für Jahr die ganze Zeit aushalten, und das macht dessen Sitzungen lückenhaft und unlebendiger wie gut ist. Fünf Jahre habe ich nun treulich jährlich ausgehalten die ganze Zeit, ich kann das nicht wieder, nach fünf Monaten im Frühjahr noch zwei im Spätherbst dort zubringen; das ist noch ein Grund meines Ausbleibens.

Ich las gerade gestern Off. II 26 "und wer da überwindet und hält meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden, und er soll sie weiden mit einer eisernen Ruthe, und wie eines Töpfers Gefäße soll er sie zerschmeißen".

> Die Worte "eiserne Rute" und "sie zerschmeißen" sind von Bismarck mit Bleistift unterstrichen, und am Rande steht von Bismarks Hand geschrieben: o Hans! immer zornig mit Gottes Donnerkeil!

Wenn alles verquer zu gehen scheint, alles vergeblich dünken könnte, wer doch den Glauben hält fröhlich und voll Zuversicht an Gottes Macht und Gnade und Hilfe bis an das Ende - auch in diesem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß, der soll jene Gottlosen und Untreuen zuletzt noch regieren wie mit eisernen Ruthen, und sie so leicht wie Töpfe in ihrem Widerstande zerschmeißen.

> Die Worte "Gnade" und "Hilfe" von Bismarck mit Bleistift unterstrichen und darüber von B. geschrieben "bloß für Hans"? "Eiserne Ruten" und "zerschmeißen" weiter unten abermals unterstrichen.

- Es ist dieselbe Verheißung wie Ps[alm] 149, V 6 bis 9, die ich Dir bei Deiner Ernennung nach Frankfurt[551] mitgab:

Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerdter in ihren Händen haben, daß sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern, ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln pp.

> Bismarck unterstreicht die Worte "scharfe Schwerter", "Rache", "Strafe", "binden mit Ketten", "eiserne Fesseln" mit Bleistift und bemerkt dazu: Mehr alt. als neutestamentlich! und Ring durch die Nase![552] - wir aber!! - ich aber"

Das verleihe Dir der Herr unser Gott und stärke Dir den Glauben, und mache Dich fröhlich und gewiß seiner Hilfe in dem Dienst, den Du ihm zu leisten bereit bist. Es stehet geschrieben: daß wer seine Zuversicht auf den Herrn setzt und ihn anruft, errettet wird vom Strick des Jägers und vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, denn er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf Deinen Wegen. Das erbittet Dir Dein treuer Hans

---

[549] Im Militärkonflikt.

[550] Vgl. oben S. 265 Anm.

[551] Der Bibelspruch, den Kleist in seinem Briefe vom 17. Juni 1851 als Wort anführt, das er Bismarck nach Frankfurt mitgegeben hält, war nicht Psalm 149, V. 6-9, sondern Epistel Jacobi 1, 5-10. Es ist nicht erkennbar, ob eine Gedächtnistäuschung vorliegt oder ob Kleist dem Freunde 1851 mehrere Sprüche mitgab. Vielleicht gab er den im obigen Briefe angeführten Spruch seinem Freunde bei dessen endgültiger Ernennung zum Bundestagsgesandten mit.

[552] Dem Stier wird zur Bändigung bekanntlich ein Ring durch die Nase gezogen.

18

Bismarck an Kleist-Retzow

Berlin, 16. Mai 64.

Lieber Hans.

In Beantwortung Deines Briefes[553] schicke ich Dir Abschrift dessen, was ich auf ähnliche Interpellation an Below[554] eben geschrieben habe. Die Eintracht mit Oestreich zu opfern wegen irgend einer Modalität des Erfolges in den Herzogthümern liegt mir gänzlich fern; wenn nur der Erfolg überhaupt einer ist, der sich sehen lassen kann. Das aber halte ich unerläßlich und bin darüber auch mit Wien einig.

Herzliche Grüße Dein v. B.

Daß die Anlage nur für Dich ist, wirst [Du] selbst ermessen. Wenn Du selbst die Adresse[555] nicht zeichnest, so ist mir das in soweit lieber, als jedermann unsre nahen persönlichen und politischen Beziehungen kennt und der ganze Vortheil der Sache verloren geht, wenn sie als Regierungsproduct auftritt.

Anlage[556]

Bismarck an Below-Hohendorf.

Berlin, 16. Mai 1864.

Verehrtester Freund

Ich begreife Ihre Bedenken gegen die Adresse, die aber dennoch, meiner Ansicht nach, gegenwärtig mit nützlichem Drucke in die diplomatische Lage eingreift. Ich kann mich darin allerdings täuschen, denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen, und wenn Sie ein inneres Widerstreben fühlen, so rede ich um so weniger zu, als ich gern mit gutem Gewissen möchte behaupten können, daß es keine von der Regierung gemachte Stimmung ist, die sich darin wiederspiegelt. Die augenblickliche Lage ist aber so geartet, daß es mir zweckdienlich scheint, gegen das Dänenthum auf der Conferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich); das gesamte Geläute der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint, und daß Letztere genöthigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die Preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. Ich rechne in der letzteren Beziehung zu diesen Ausländern auch die Holsteiner selbst nebst den Augustenburgern und allen ewig ungedeelten bis zur Königsau. Die Herzogthümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der Deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altare ihrer Particular-Interessen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse im Lande und am Hofe entgegenwirken; einen so starken Effekt, daß er uns Verlegenheiten bereitet, befürchte ich nicht. Wurde bei uns die Nation so stark vom preußischen

---

[553] Liegt nicht vor.

[554] Alexander v. Below-Hohendorf. Über diesen Freund Bismarcks und Kleists vgl. u. a. Gerhard Ritter, Die preußischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik S. 23 f. Dazu auch Bismarcks Gedanken u. Erinnerungen I, 146.

[555] Es handelt sich um die Adresse, in der der frühere konservative Minister Graf Arnim-Boitzenburg den König Wilhelm I. um Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark anging.

[556] Sie ist von Schreiberhand geschrieben und zum großen Teil bereits öfter gedruckt, zuerst in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 21. Dezember 1866 (Nr. 298). Schon dort fehlt der Schlußpassus: "falls es sich" usw., den ich zuerst in meiner Kleist-Biographie wiedergegeben habe. Er ist offensichtlich tendenziös fortgelassen. Irrigerweise wurde bis zum Erscheinen meiner Biographie Graf Arnim-Boitzenburg als Adressat angegeben.

Ehrgeiz erfaßt, daß die Regierung nicht mehr belebend, sondern mäßigend sich dazu zu stellen hätte, so würde ich diesen Zustand durchaus nicht beklagen.

Sie ersehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im Übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrthümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demüthigung.

Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die Preußische Annexion nicht der oberste und nothwendige Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat, falls es sich aus den Umständen ergäbe, ohne daß wir darüber mit Oestreich auseinander kommen.

19

Bismarcks Gattin an Kleist-Retzow

[9. Januar 1865.]

Mein liebes Oehmchen!

Vorgestern Abend besuchte uns Adolph Kleist[557] und erzählte zu unserem innigen Bedauern, daß Du noch immer bettlägerig krank wärest - was mich so sehr betrübt, daß ich Dir gleich meine herzliche Theilnahme versichern will - woran sich alle meine Lieben anschließen, und Bismarck noch ganz besonders mit vielem vielem Dank für das Loosungsbüchelchen,[558] welches ihn herzlich erfreut und dessen Sprüche und Verschen täglich seinen Abend beschließen.... Aber hast Du denn auch einen vernünftigen ordentlichen Doktor, mein lieber Onkel? - Du hast Dich wohl leider hier garnicht in Acht genommen mit dem gräßlichen alten Husten.... Der lieben Charlotte und der heiteren Kinderschaar geht es - mit Gottes Hülfe - doch recht wohl?.... In herzlicher Liebe Deine Nichte

9. Januar 1865. J. v. Bismarck.

20

Bismarck an Kleist-Retzow

Berlin, 21. März [1865].

Lieber Hans

was hat es mit der Anlage für Bewandniß, kann man dem Mann helfen und ist er, was der Brief besagt, d. h. geistlich und geistig?

Mit herzlichen Wünschen für Deine Herstellung Dein v. B. eilig.

Nachschrift der Frau v. Bismarck

28. März 1865.

Mein lieber Onkel!

Vor einigen Tagen mußte ich einen Brief an Dich adressiren, wußte natürlich keinen Inhalt und eben kommt

---

[557] Vizepräsident des Obertribunals, ein rechter Vetter Kleists, gest. 19. Oktober 1866, einer der leidenschaftlichsten Reaktionäre, auch wohl "der lange Kleist" genannt. Vgl. über ihn meine Biographie Kleist-Retzows.

[558] Es ist bekannt, daß Bismarck die Losungen der Brüdergemeinde zu lesen pflegte.

Bism. sehr wißbegierig fragend, ob ich ihm nicht die Bedeutung von diesem seinem Brief sagen könne, was mich (und Dich gewiß) sehr belustigt. Ich meine nun, er hat wahrscheinlich neulich "die Anlage" geschickt und dieses Blatt vergessen - schicke es deshalb nach - mit 1000 Grüßen für das ganze liebe Kieckower Haus, mit herzlicher freudiger Theilnahme an Deiner Wiederherstellung, von der wir durch Adolph Kleist[559] und Stolberg[560] gehört, mit großem Bedauern, daß wir Dich trotzdem gar nicht in Berlin sehen sollen und mit herzlichem Bitten, daß Du Freitag Vormittag im treuen Gebet Deiner Patchen: Marie und Herbert gedenken mögest, die dann eingesegnet werden

21

Kleist-Retzow an Bismarck

[Belgard, 21. Oktober 1865.]

Lieber Freund!

Es macht mir herzliche Freude, Dir anliegende Adresse im Namen der Unterzeichner[561] zugehen lassen zu sollen, ich brauche Dich dessen wohl nicht erst zu versichern, daß dieselbe nicht von mir angeregt ist. Wieviel sind meine Gedanken in diesem Sommer bei Dir gewesen und wie groß war meine Freude, als die vorangehenden Schwierigkeiten durch das Gasteiner Uebereinkommen gelöst waren. Du hast ja in allen Hauptsachen unsere Positionen erreicht, Oestreich wie der zu unserer Politik herübergezogen, und gerade daß es in Formen geschehen ist, welche Oestreich nicht brüskirten, welche ihm die Wandlung zugänglich machten, weil sie dieselbe in etwas verhüllten, - ist das ganz besonders Anerkennenswerthe daran. Vielleicht erinnerst Du Dich noch, daß Du im Frühjahr mir aussprachst, wie Dir daran liege, das Verhältniß zu bewahren,

Hier fängt im Original eine neue Seite an; über der ersten Zeile steht von Bismarcks Hand: O Hans!

wie es ein Gegenstand Deines inbrünstigen Gebetes sei, wie Du aber nach der Verstocktheit auf der anderen Seite daran verzweifeltest und einen Krieg mit Gewißheit voraussähest. Wie werth muß Dir ein solcher Erfolg, die Erkenntnis solcher reicher. Dir von Gott auf Dein Gebet zu Theil gewordenen Gnade sein, wie dankbar, wie demüthig, aber auch wie zuversichtlich muß Dich das machen, daß Dir voller Glauben und Siegesgewißheit Deinen Lauf fortsetz[s]t, und auch wo noch größere Schwierigkeiten zu überwinden sind, sie durch Gebet überwindest. Auch das ist ein ganz besonderer Vorzug jener Convention, daß die in Folge derselben getroffenen Einrichtungen der Art sind, daß sich ganz von selbst eine Umkehr der verblendeten Gemüther anbahnt, sodaß es irgend welcher Gewaltmaßregeln zur Durchsetzung unserer Forderungen nicht bedürfen wird, sie werden bald allgemein anerkannt Dir wie eine reife Frucht zufallen. - Das Ganze ist ein Practicum in der Politik, welches für die, welche lernen wollen, in einem auditorium gelesen ist, welches ganz Europa faßt, von ganz außerordentlichem Werthe, das auch recht Geduld lehrt und Warten auf seine, d. h. Gottes Zeit..... Ich hoffe, daß das Schreiben mit seiner Anlage Dich noch in Biarritz[562] trifft, wo Du Muße hast...

In aller Treue und herzinniger Liebe Dein

H. v. Kleist-Retzow. Belgard, den 21sten Oktober 1865.

---

[559] Vgl. Nr. 19 1. Anm.

[560] Graf Eberhard Stolberg.

[561] Liegt nicht vor.

[562] Bismarck weilte vom 3. -31. Oktober 1865 in Biarritz.

22

Bismarck an Kleist-Retzow[563]

Berlin, den 26. November 1865.

Ich will nicht unterlassen. Ihnen mit einigen, wenn auch flüchtigen Worten für die Mittheilung des Schreibens des Präsidenten von Möller[564] zu danken und Sie zu versichern, daß ich die für die Beziehungen zwischen dem Staat und der katholischen Kirche so wichtige Cölner Angelegenheit mit vollem Ernste auffasse und entschlossen bin, dem Rechte der Regierung nichts vergeben und ihr keine Form für die Art und Weise, wie sie die personas minus gratas oder gratas den Kapiteln zu bezeichnen habe, als ein feststehendes System aufdringen zu lassen; ebenso wenig wie Seine Majestät der König irgend eine Person aus den erzbischöflichen Stuhl zulassen wird, gegen welche die Regierung gegründete Bedenken haben muß. Zu letzteren rechne ich die von dem Präsidenten von Möller gegen den Bischof Melchers[565] erhobenen Anstände aber nicht; wie denn Melchers schon 1852 bei der Wahl für Paderborn als persona grata von der Königlichen Regierung bezeichnet worden, und in seiner langjährigen Amtsthätigkeit zu Osnabrück der Hannöverschen Regierung niemals Anlaß zur Beschwerde geboten hat. Ich kann Ihnen überhaupt nicht verhehlen, daß ich in dem gespannten Verhältnisse, welches seit langer Zeit zwischen dem Präsidenten von Möller und den Würdenträgern der katholischen Kirche in der Rheinprovinz herrscht, nicht alles Unrecht auf Seiten der letzteren finden kann, sondern überzeugt bin, daß das Auftreten der Königlichen Beamten sehr viel Schuld daran trägt. Das Verfahren der Regierung gegen die katholische Kirche kann und muß, bei aller Festigkeit und Entschiedenheit in Wahrung eigenen Rechtes, doch einen Charakter von Wohlwollen, Achtung und Freundlichkeit tragen, den ich in jenem Auftreten vermisse. Ich kann es beklagen, aber mich nicht darüber wundern, wenn andererseits die katholische Kirche den Regierungs- Organen nicht das volle Vertrauen entgegenträgt, welches sie in Seine Majestät den König und Seine Regierung setzen sollte.

Dies wird mich nicht hindern, den unberechtigten Prätensionen der Kirche mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten; aber ich wünsche diese Entschiedenheit mit dem Wohlwollen zu verbinden, welches die Gemüther eines so wichtigen Theiles der Bevölkerung für die conservative Regierung des Königs gewinnen kann.

v. Bismarck.

An den Königlichen Ober Präsidenten a. D.

Herrn von Kleist-Reetzow Hochwohlgeboren

zu Kieckow.

23

Kleist-Retzow an Bismarck

[Undatiertes Konzept, Dezember 1865.]

Ew. Exzellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für die hochgeehrte Mittheilung vom 26sten November betr. die Erzbischofswahl in Cöln, ich brauche wohl nicht erst hinzuzufügen, wie ich damit vollkommen

---

[563] Kanzleiausfertigung.

[564] Eduard v. Möller, der spätere Oberpräsident von Elsaß- Lothringen, damals schon seit langen Jahren Regierungspräsident in Köln, gest. 1880. Während seiner Tätigkeit als Oberpräsident der Rheinprovinz (1851-1858) hatte Kleist mit ihm in sehr schlechtem Verhältnis gestanden.

[565] Der spätere Kardinal Melchers, damals Bischof von Osnabrück, der 1866 Erzbischof von Köln wurde.

übereinstimme, aber es drängt mich hinzuzufügen, daß Erkundigungen über die Person des Bischofs Melchers, welche ich inzwischen einzuziehen Gelegenheit hatte, die in jenem Schreiben ausgesprochene Ansicht über ihn bestätigen und es verpflichtet daher zu besonderem Danke, daß Eure Exzellenz die frühere ungerechtfertigte Bezeichnung desselben als p[ersona] m[inus] g[rata] rückgängig zu machen gewusst haben.

H. K. R.

24

Kleist-Retzow an Bismarck

[Undatiertes Konzept. 1. April 1866].

Mein herzlich geliebter Bismark!

Diesmal kann ich unmöglich Deinen Geburtstag vorübergehen lassen, ohne Dir meine Seegenswünsche direct zugehen zu lassen. Die Kriegswolken ziehen sich ja so sichtbar zusammen, bei den Rüstungen und Aufstellungen Oestreichs wird es kaum möglich sein, mit Gegenmaßregeln länger zu zögern, und zwei Heere gegeneinander mobil - wie schwer ist es, sie friedlich mit Ehren auseinander gehen zu lassen! Und dann das ganze Elend solchen Krieges für Deutschland. Darum bitte ich für Dich und uns alle, daß es Gott dennoch in seiner Barmherzigkeit vorübergehen lassen wolle, daß er Dir gebe, kein ehrenvolles Mittel unversucht zu lassen, um mit rechtem fröhlichem Gewissen und sichern Herzen in den Krieg zu ziehen. Ist das Wort gesprochen, dann hört jedes Klagen auf und gilt es zu handeln, dann segne Gott unsere Waffen, gebe uns aber auch dann ein für die durch solchen Krieg geschlagenen Wunden empfängliches Herz. Er gebe dann dem Könige ein festes Herz, er verleihe Dir Gesundheit, viel einfältiges Gebet und hohe Weisheit. - Gestern kamen mich tief erschreckende Nachrichten über Potsdam[566] hierher, Du Selbst seist schwer leidend. Das verhüte Gott, laß Herbert mir ein Wort des Trostes darüber schreiben.

Mein Einkommen reicht für Berlin noch nicht aus. In ihm steckt ein gut Theil nur hier verwerthbarer Naturalien, Wohnung, Garten, Kühe, Acker. Von ihm gehen einige tausend Thaler Capital ab, welche das vergangene Jahr zugesetzt sind. Und wenn nun Krieg wird, - können die Pächte nicht eingehen, und giebt man selbst, was überschießt. Aber nach meiner in nächster Woche stattfindenden Uebergabe und Einrichtung in der nächsten Zeit darauf hoffe ich zu Gott mobil zu sein, auf Tage, Wochen, Monate, wo ich irgend nützlich sein kann, und wie gern möchte ich es Dir sein nach meinen Kräften. Johanna und die Kinder grüße ich von Herzen und bleibe allezeit in wahrhaftiger Treue und herzlicher Liebe Dein

H. v. Kleist-Retzow.

Charlotte und die Jungen grüßen mit mir und bringen auch ihrerseits Dir ihre innigsten Segenswünsche dar.

---

[566] Vermutlich durch Stolbergsche Verwandte.

25

Kleist-Retzow an Bismarck

[Berlin, 19. Sept. 1878.]

Lieber Bismarck![567]

Laß Dir kurz vor meiner Abreise von hier während der Reichstagsferien noch von ganzem Herzen dafür danken, daß Du mir nach so langer schmerzlicher Entbehrung neulich wieder Deine Hand reichtest.[568] Mit großer Freude erkenne ich darin den Ausdruck Deines Wunsches: das alte Freundschafts- und Verwandtschaftsband und den früheren häuslichen Verkehr zwischen uns wieder herzustellen, und werde nach Deiner und meiner Rückkehr davon gern Gebrauch machen. In alter Treue Dein

H. v. Kleist-Retzow.

Berlin, den 19ten September 1878.

26

Kleist-Retzow an Bismarck

[Berlin, 14. Juli 1879.]

Lieber Bismarck!

Als ich Dir neulich den dringenden Wunsch von Windhorst mittheilte, daß es möglich sein möchte, in Behandlung der katholischen Kirchenangelegenheiten während des Sommers einen Schritt vorwärts zu kommen, damit das Verhältniß des Centrums zur Regierung in dem jetzigen Geleise bleibe und nicht in der bevorstehenden Landtagssession das ganze alte Mißverhältniß wieder hervortrete, - äußertest Du freundlich: "Ja, wenn die katholische Kirche sich nur entschließen könnte, die Anzeige der Anstellung bei den Ober: Präsidenten zu machen." Ich wies darauf hin, daß Du ja wieder mit Marsella[569] zusammen kämest, hoffentlich finde sich dort ein Fortgang. Es war weder damals noch Sonntag Mittag Gelegenheit, näher auf die Sache einzugehen; ich möchte aber doch gerne Dir einen Gedanken unterbreiten. Die katholische Kirche verweigert nicht an und für sich eine solche Anzeige, sondern in diesem Falle wegen des ganzen Complexus von Maaßregeln, welche damit zusammenhängen und durch solche Anzeige von ihnen gutgeheißen wären. Ist denn da nicht das Einfachste zunächst im Wege der Besprechung festzustellen: in welcher Weise man demnächst einen

> Die Worte "der Besprechung" mit Bleistift von Bismarck unterstrichen und darüber mit seiner Hand bemerkt:
>
> gewiß, aber die Besprechung ist bisher zwar oft von uns beantragt, aber nie vom Papst gewährt.

modus vivendi finden würde, wenn jene Anzeigen erfolgten. Es ist das kein Concordat, sondern eine Verständigung, - was der Staat thut, geschieht auf dem Wege der Gesetzgebung oder Verfügung, und erst nachdem die Anzeigen erfolgt sind. Allein diese Anzeigen sind von Seiten der Kirche dann kein Sprung ins Blaue, sondern geschehen im Vertrauen auf die Staatsregierung, daß sie demnächst auch den modus vivendi inne halten werde, über den eine Verständigung herbeigeführt ist.

---

[567] Zum ersten Male richtig geschrieben.

[568] Am 17. September im Reichstage, nach der Rede Kleists für das Sozialistengesetz.

[569] Päpstlicher Nuntius.

Gott helfe Dir, einen Weg zu finden, welcher dem anscheinend sehr gutwilligen Papste[570] eine Verständigung möglich macht, helfe Dir zum Ausgleich noch beim Leben des Königs durch Dich Selbst, sonst erfolgt er gewaltsamer oder der Krieg verschärft sich erst recht, und wir bekommen ein kirchenfeindliches liberales Regiment. In herzlicher Liebe und Treue Dein

H. v. Kleist-Retzow.

Berlin, 14. Juli 1879.

27

Kleist-Retzow an Bismarck

[Kieckow, 30. Januar 1881.]

Lieber Bismarck!

Es hat mich tief bewegt, daß Du aus Liebe zum deutschen Vaterlande Dich der Arbeit und der Sorgen des Handelsministeriums[571] unterzogen hast. Und die beiden Fragen, welche Du Deiner Fürsorge vornehmlich unterzogen hast: Handwerks-Innungen und Versicherungen für die Arbeiter verdienen es in höchstem Grade. In ersterer Beziehung liegen Dir unsere Anträge und Reden aus dem Reichstage vor. Zum Beweise meiner herzlichen Theilnahme für die letztere übersende ich Dir eine desfallsige Privatarbeit,[572] für die ich also nur persönlich einstehen kann. Hast Du rücksichtlich des ersten Schrittes der Gesetzgebung noch nicht soweit gehen können, - so ist es Dir doch vielleicht nicht uninteressant, dem Gedanken der weiteren Durchbildung die erste - und darum freilich gewiß noch sehr ungeeignete Form gegeben zu sehen.

Ich schicke dasselbe an Stemmler, Direktor der Wilhelmsspende, zur Berechnung, ob die Beitragsache und dafür angenommene Renten harmoniren, - und wie viel höher die Beiträge bei Unfallsversicherungen sein müßten, um bei ihnen noch zu einer höheren Rente zu kommen, 375 bis 400 M. Mit herzlichem Gruß Dein getreuer

H. v. Kleist-Retzow.

Kieckow, 30. 1. 81.

28

Kleist-Retzow an Bismarck

[Berlin, 6. Mai 1882.]

Lieber Otto!

Dein mir heute zugegangenes Schreiben von gestern,[573] welches die Intention ausspricht, die Bedeutung des Herrnhauses möglichst wieder zu heben, findet bei mir die freudigste Aufnahme und stehe ich zu jeder desfallsigen Rücksprache gern zu Dienst. Nach Kieckow kehre ich vor Pfingsten schwerlich zurück, weil mich die wichtigen Verhandlungen des Reichstages über die Gewerbe-Ordnung, das Tabacksmonopol, die Kranken- und Unfallsversicherung hier fesseln, sodaß bei Deiner Absicht hierherzukommen, sobald es Dein Zustand zuläßt, Du mich jedesfalls noch hier findest. Das erste, was zu einer Belebung der Sitzungen des

---

[570] Leo XIII., der am 20. Februar 1878 zum Papst gewählt war.

[571] Bismarck hatte am 15. September 1880 zu seinen sonstigen Ämtern auch noch das Handelsministerium übernommen.

[572] Liegt nicht vor.

[573] Liegt nicht vor.

Herrnhauses nothwendig ist, ist die Gewährung der freien Eisenbahnfahrt; ich weiß nicht, weshalb dieselbe noch nicht erfolgt ist.

Am Rande der letzten zwei Zeilen Bleistiftstrich, ebenso sind die Worte "noch nicht erfolgt" mit Bleistift, offenbar von Bismarck, unterstrichen.[574]

Das zweite ist, daß die Regierung ihm selbst das Vertrauen schenkt, größere und wichtigere Vorlagen zuerst in ihm zur Berathung zu bringen, so namentlich also die neuen Organisationsgesetze. Dauernde Arbeit in Regierungsgesetzentwürfen kann durch die Meteor Erscheinungen vergleichbaren Interpellationen oder auch durch die schwierigen und immer nur vereinzelten Initiativ-Anträge nicht ersetzt werden. Nach meiner Wahl zum Reichstage[575] und bei der Einflußlosigkeit des Herrnhauses habe ich mich von dessen Berathungen mit Rücksicht auf mein Vermögen und sonstige massenhafte Arbeiten ganz fern gehalten, soweit nicht mir besonders interessante Fragen in die Zeit meiner Anwesenheit zum Reichstage fielen. Sind jene Intentionen Dir ernst, so will ich gern den Versuch machen, meine schwachen Kräfte dazu zu verwenden, in der Rücksicht wirksam zu sein. Es bedarf dann vor der nächsten Sitzung eines eigenen vorgearbeiteten Feldzugsplanes, der Gewinnung und dauernden Heranziehung der verhältnismäßig wenigen Kräfte, welche dazu mitwirken müßten; von Winterfeld,[576] v. Tettau,[577] von Mirbach[578] sind nicht hier, Graf zur Lippe,[579] so fleißig und kenntnißreich er ist, ist ein dickköpfiger Einspänner, schwer berechenbar. Vielleicht könnte man hie und da noch eine tüchtige Kraft zur Königlichen Berufung vorschlagen. Jetzt noch eine in etwas großartige Action im Sinne der leitenden Gedanken des heute im Abgeordnetenhause gefallenen Verwendungsgesetzes zusammenzubringen, erscheint mir nicht möglich. Wir sind der Mitte des Mai nahe, die Sehnsucht nach Beendigung der Sitzung, das Aufhören des Zusammentagens

Die Worte "das Aufhören des Zusammentagens" von Bismarck mit Bleistift unterstrichen; am Rande von Bismarcks Hand die Frage "warum?"

des Landtages mit dem Reichstage sind allgemein. Gewiß sind die Gedanken, durch Einführung indirecter Steuern drückende directe Lasten los zu werden, vortrefflich und echt conservativ. Wenn es sich darum handelte, dies durch einen Beschluß zu erreichen! Aber die indirecten Einnahmen sind noch nicht da, auch nur eventuell handelt es sich nach dem heutigen Votum des Abgeordnetenhauses nicht nur um irgend welche Feststellung, sondern nur etwa eine Demonstration. Dabei gerade bin ich zu meinem Schmerz wesentlich gelähmt. Mein Wahlkreis ist in Preußen von allen am meisten gegen das Monopol interessirt. Meine Wahlstimmen schmolzen um seinetwillen von etwa 2000

Das Wort "Monopol" von Bismarck mit Bleistift unterstrichen und dazu am Rande bemerkt: "gleichgültig".

bei der vorigen Wahl auf 78!![580] Als ich Dir im Winter die dringenden Bitten meiner bei der Tabaks

---

[574] Am 27. März 1882 war die Bewilligung freier Eisenbahnfahrt für die Mitglieder des Herrenhauses durch einen Antrag Brüning-Freiherr v. Mirbach angeregt worden. Der Antrag gelangte am 29. März zur Annahme. Am 31. Mai, also einige Wochen nach dem Briefe Kleists an Bismarck, erklärte die Staatsregierung ihr Einverständnis damit.

[575] Kleist vertrat vom 10. Januar 1877 bis zu seinem Tode den westfälischen Wahlkreis Halle-Herford im Reichstage.

[576] Das Herrenhausmitglied Landrat Ulrich v. Winterfeldt auf Menkin, gest. 16. Juni 1908, lange Zeit auch Alterspräsident des Reichstages.

[577] Das Mitglied des Herrenhauses Alfred Freiherr v. Tettau auf Tolks.

[578] Der spätere Graf Mirbach-Sorquitten.

[579] Staatsminister Graf Leopold zur Lippe, Mitglied des Herrenhauses. 1862-1867 Justizminister, gest. 8. Dezember 1889.

[580] Diese Zahlenangaben sind nicht recht verständlich. Bei der Reichstagswahl am 30. Juli 1878 erhielt Kleist 8095 Stimmen gegen 6596, die auf seine Gegner entfielen oder sich zersplitterten, bei der nächstfolgenden Wahl am 27. Oktober 1881, die durch die Frage des Tabakmonopols beeinflußt wurde, vereinigten sich auf ihn 6767 Stimmen gegen 6526. Vielleicht handelt es sich um ungenaue Angaben

fabrication nicht interessirten Wähler mittheilte, erklärtest Du Selbst "Du mußt gegen das Monopol stimmen". Es ist nicht wohl möglich, jetzt mich an die Spitze einer Agitation zu stellen, deren letztes Ziel die Förderung des Monopols ist.

Bismarck am Rande: Windhorst?[581]

Und für die Erreichung dieses Ziels selbst würde die Agitation nichts wirken; sie sollte nur die Bedeutung des Herrnhauses fördern. - Den Feldzug dafür wird man bis zur Eröffnung des nächsten Landtages verlegen müssen.

In Treue und Liebe, mit den innigsten Wünschen für Dein Befinden und herzlichen Grüßen an Johanna Dein

H. v. Kleist-Retzow.

Berlin, Thiergarten Hotel, den 6. 5. 82.

über die Mehrheitszahlen in den beiden Wahlgängen, vielleicht beziehen sich die Zahlen aber auch nur auf den am meisten der beiden beteiligten Landratsbezirke, d. h. den Kreis Herford.

[581] Anscheinend deutet diese Randbemerkung die Vermutung an, daß hier eine Beeinflussung Kleists durch Windthorst vorläge.

Ein Programm Bismarcks zur Gründung einer konservativen Zeitung.

Mitgeteilt von H. v. Petersdorff.

in Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Band XVII. 2. S. 240, Leipzig 1904

In seiner Geschichte Bismarcks sagt Lenz[582]: "Bismarck war seit dem Schluß des vereinigten Landtages vom öffentlichen Leben fern geblieben." Da bald daraus (am 28. Juli 1847) die Hochzeit des tapferen Anwalts der Krone stattfand, wäre seine Zurückhaltung nach dem Schlusse des Landtags, der Ende Juni erfolgte, auch nur zu begreiflich gewesen. Tatsächlich verhielt es sich aber anders. Bismarcks politische Neigungen waren bereits so stark, daß er auch in der unmittelbar seiner Verbindung mit Johanna v. Puttkamer vorausgehenden Zeit eine eifrige politische Tätigkeit entfaltete. Das erfahren wir aus den jüngst veröffentlichten Tagebüchern Ludwigs v. Gerlach. Dort wird unter dem 30. Juni 1847 berichtet[583]: "Bismarck [mit dem der Präsident v. Gerlach von Magdeburg nach Erxleben zu dem früheren Minister Graf Alvensleben fuhr] erzählte, mehrere Patrone des beabsichtigten konservativen Blattes hätten bei Leopold nicht einmal zusammenkommen wollen wegen Leopolds pietistischen Rufes. Auch Bismarck hielt das Vermeiden jeden Scheines und Rufs des Pietismus für nötig, so sehr ich ihm das Beispiel der Ev. Kirchenzeitung dagegen anführte." Hieraus geht hervor, daß noch während der Tagung des Landtages das Projekt einer konservativen Zeitung auftauchte und daß Bismarck, in die Altmark zurückgekehrt, sich weiter mit dem Gedanken daran beschäftigte. Wohl weil Ludwig Gerlach seinen pietistischen Standpunkt durchsehen wollte, zog er diesen einstweilen nicht mehr in die Sache hinein, so daß Gerlach ganz überrascht war, als er am 19. Juli das Programm der Zeitung zu Gesicht bekam. Der Präsident schreibt darüber: "Mit Göschel[584] nach Erxleben, wo bei Alvensleben ein gedrucktes Zirkular, in welchem Fürst Radziwil, O. Bismarck und Herr von Werdeck zur Zeichnung von Aktien zu einer ‘ständischen Zeitung’ auf der Basis religiöser Neutralität auffordern." Diese Tatsachen waren bisher unbekannt und werfen auf die damalige Selbständigkeit Bismarcks gegenüber den Gebrüdern Gerlach und den sonstigen pietistischen Kreisen ein bezeichnendes Licht.

Neuerdings habe ich in dem mir von der Familie v. Kleist erschlossenen Nachlasse Kleist-Retzows Abschriften jenes von Ludwig Gerlach erwähnten Zirkulars, sowie des dazu gehörigen Zeitungsprogramms und eines Begleitschreibens Bismarcks aufgefunden. Ich gebe nachstehend die Schriftstücke im Wortlaut wieder:

Schreiben Bismarcks an den Vizeobertribunalspräsidenten Adolf von Kleist zu Woldisch Tychow.[585]

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, anliegend ein Programm zu einer zu gründenden konservativen Zeitschrift zu übersenden, mit der gehorsamsten Bitte, unter Ihren Bekannten für die Betheiligung bei dem Unternehmen wirksam sein zu wollen.

Zur Erläuterung des Programmes bemerke ich noch ergebenst, daß die Zeitung bestimmt ist, unabhängig von der Regierung und deren Plänen der conservativen Parthei in ihrem weitesten Umfange als Organ zu dienen, die Erhaltung und besonnene gesetzmäßige Fortbildung des bestehenden Rechtszustandes zu vertreten, und die Angriffe, welche derselbe unausgesetzt erführt, abzuwehren, mögen sie von der Tagespreise, der Bürokratie, oder von ständischer Opposition ausgehen.

Die etwanigen Unterzeichnungen würde ich gehorsamst bitten, an den Geheimen Regierungsrath v. Werdeck, Berlin Leipziger Platz 18, geneigtest recht bald zu adressiren. Eine sofortige Einzahlung des gezeichneten Betrages wird nicht erforderlich sein, vielmehr das Bedürfniß der Geldmittel nur allmählich eintreten,

---

[582] Geschichte Bismarcks. 2. Auflage. Leipzig 1902. S. 40.

[583] Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. Herausg. von Jakob v. Gerlach. Band I. Schwerin 1903. S. 481.

[584] Konsistorialpräsident für die Provinz Sachsen.

[585] Der bekannte Vertraute König Friedrich Wilhelms IV., genannt der "lange Kleist", + 1866, Kleist-Retzows rechter Vetter. Vgl. über ihn Treitschke, Deutsche Geschichte V, 27 u. Holtze, Geschichte des Kammergerichts IV, 133 ff.

auch können Ansprüche über den einmaligen Betrag der Actie von 100 Thlr. hinaus aus keine Weise an die Herren Actionaire gemacht werden.

v. Bismarck.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

Schoenhausen, den 17. July 1847.

An

den Herrn Präsidenten v. Kleist

Hochwohlgeboren

auf

W. Tychow.

Einladung zur Unterzeichnung.

Ein Kreis politisch gleichgesinnter Landtagsmitglieder hat sich kurz vor dem Schlusse des denkwürdigen ersten Preußischen Landtags über die Nothwendigkeit verständigt

in der Tagespreise ein Organ des ständischen Lebens, wie es aus der Gesetzgebung vom 3. Februar 1847 und 5. Juni 1823 hervorgegangen ist, hervor zu rufen. Die Tendenzen dieses Organes sind in dem anliegenden Programm in den allgemeinsten Umrissen bezeichnet, und es sind nach den, von den Unterzeichneten im Auftrage der übrigen Theilnehmer der Berathung eingezogenen Erkundigungen und Verhandlungen mit geeigneten Persönlichkeiten begründete Aussichten für das Gelingen eines solchen Unternehmens vorhanden, vorausgesetzt, daß die nothwendigsten Geldmittel gesichert sind.

Als solche betrachten wir, nach näheren Erkundigungen und reiflicher Erwägung ein Kapital von 10000 Thlr.; - welches bei dem kundgegebenen Interesse in Actien á 100 Thlr. unschwer zu sammeln sein dürfte; - und wir beehren uns daher durch Mittheilung der beiliegenden Subscriptionsliste zur Unterzeichnung aufzufordern, wobei wir annehmen zu dürfen glauben, daß die Herren Unterzeichner uns damit bevollmächtigen, die Verhandlungen, welche mit Verfügung über die Geldmittel verbunden sind, fortzuführen und abzuschließen, indem wir uns vorbehalten, baldigst nähere Mittheilungen über den Gegenstand zu machen.

Wir bitten um die Erlaubniß, bis dahin, aus naheliegenden Gründen jede nähere Notiz über die Erfolge unserer zeitherigen Schritte zurück zu halten, glauben uns einer weiteren Erörterung der Wichtigkeit des Unternehmens entbrechen zu dürfen, und geben vertrauensvoll anheim, was unsern Herrn Mitständen der Wichtigkeit des Unternehmens zu widmen genügen möchte.

Berlin, den 5. July 1847.

Das Comitee zu Gründung einer ständischen Zeitung.

Fürst Radziwill, v. Bismarck. v. Werdeck.
General-Lieutenant.

A. **Programm.**

Im Interesse der Entwickelung

des ständisch-moralischen [so] Systems

ist eine freie Besprechung aller dahin einschlagenden staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse dringendes Bedürfniß.

Um [so] diese zu gewähren ist der Zweck eines neu zu schaffenden Organs der Tagespreise, - und zwar wird, da die eine Seite: der reine Konstitutionalismus, in der Gervinischen Zeitung seine Vertretung zu finden

bestimmt ist, die Gestaltung ständischer Zustände, wie sie durch das Patent vom 3. Febr. 1847 auf der Grundlage der Gesetze vom 5. Juni 1823 in Preußen ins Leben gerufen ist, die Entwickelung dieser Zustände eine Hauptaufgabe bleiben, wobei jedoch die Richtung auf eine Förderung der ständischen Interessen auf Grund der bestehenden Verfassungen in Deutschland überhaupt, und auf das gemeinsame Ziel der Ausbildung der ständischen Verhältnisse im deutschen Vaterlande, in der Hoffnung der Vereinigung der Sympathien aller Freunde desselben, als ein wesentliches Augenmerk zu verfolgen ist.

Zu vermeiden sind:

alle Einmischungen religiöser und konfessioneller dogmatischer Tendenzen, die nicht durch die rechtlich politischen Beziehungen der anerkannten Kirchen bedingt sind.

Anknüpfend in praktischer Richtung an das Bestehende ist, mit besonderer Beziehung auf Preußen, Aufgabe des Blattes:

1. Erhaltung der Unabhängigkeit des Königthums, sowohl in seinen Beziehungen nach Außen, als auf dem Gebiete der Gesetzgebung, und der Verfügung über die herkömmlichen Staats-Einnahmen.

2. In ständischer Beziehung Förderung der Entwickelung der ständischen Freiheit und Selbständigkeit in Beziehung auf die verfassungsmäßige Einwirkung der Stände auf alle innern Angelegenheiten, im Wege der Petition; - der Berathung aller Gesetzes-Vorschriften materiellen Inhalts und der Zustimmung zu Schulden und neuen Steuern in dm von Sr. Majestät anerkannten Grenzen.

Im Anschluß an die Verhandlungen des Ersten preußischen Landtages kommen Periodicität Ausschüsse [so], der Gebrauch des Steuer- und Darlehns-Bewilligungsrechts in Betracht. Die ständischen Gliederungen, die Verhältnisse der Provinziallandtage, Kommunallandlage, Kreistage, die Gemeindeverfassungen, die Organisation der ständisch nicht vertretenen Klassen, sind aus dem ständischen Gesichtspunkte in ihrer Wechselwirkung mit Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung, Staatswirthschaft und mit Rücksicht auf das sich in der Tagesgeschichte darbietende Material zu beleuchten.

In dieser bezeichneten Richtung bedürfen wir daher ein Organ für die Aufnahme:

1. Wissenschaftlich kritischer Aufsätze. 2. Politischer Neuigkeiten (Landtagssachen). 3. Allgemeiner statistischer Notizen. 4. Gewerblicher und Handelsnachrichten. 5. Börsennachrichten. 6. Agronomischer Nachrichten. 7. Litterarischer Anzeigen. 8. Privatneuigkeiten. 9. Verwaltungs-Angelegenheiten und Personal-Nachrichten. 10. Sogenannte Intelligenz-Nachrichten (Annoncen aller Art).

B. Ich der Endesunterschriebene verpflichte mich hiermit mich bei den Kosten einer nach dem mir mitgetheilten Programm zu gründenden ständischen Zeitschrift mit Actien zu 100 Thlr. in Summa Thlr. nach Maaßgabe der mir mitgetheilten Einladung zu betheiligen.

den ten

Der Präsident v. Kleist schickte am 18. August eine Abschrift von Bismarcks Schreiben sowie der Anlagen mit folgendem Rundschreiben an eine Reihe seiner Bekannten:

Euer Hochwohlgeboren übersende ich anbei einen mir von Herrn v. Bismarck Schoenhausen gewordenen Brief nebst Beilage in Abschrift, mit der ergebenen Anfrage, ob es Ihnen gefällig sei, zu dem Zustandekommen des angeregten Unternehmens mit beizutragen und Sich zu dem Ende bei der Aktienzeichnung mit zu betheiligen. Ich erlaube mir den ergebenen Vorschlag, daß 10 Interessenten eine Aktie zeichnen, sodaß jeder Interessent höchstens einen Kostenaufwand von 10 Thlr. haben würde. Ich würde, falls 10 Interessenten sich vereinigten, eine Aktie zeichnen und bemüht

sein, daß dafür auch 10 Abdrucke der ständischen Zeitschrift gewährt werden. Ich bitte daher ev. um Euer Hochwohlgeboren Zeichnung, jedenfalls um beschleunigten Umlauf dieser Corrende [so] und habe die Ehre die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung hinzuzufügen.

W. Tychow, den 18. August 1847.

von Kleist W. Tychow.

An	1.	den Herrn	v. Heidebreck Parnow	
	2.	"	"	Oberregierungsrath v. Senden in Coeslin
	3.	"	"	Oberst v. Podewils Coseger
	4.	"	"	Landrath v. Kleist-Retzow auf Kieckow
	5.	"	"	Oberlandesgerichtsassessor v. Hellermann-Carzin
	6.	"	"	Hauptmann v. Hellermann-Zeblin
	7.	"	"	v. Wenden-Gribnitz
	8.	"	"	v. Quitzow-Zerrehne
	9.	"	"	v. Treskow-Pobanz
	10.	"	"	Rittmeister v. Treskow-Jeseritz.

Herr v. Heidebreck-Parnow sandte das Rundschreiben am 22. August an den Oberregierungsrat v. Senden, dieser bemerkte dazu "accepi 24/8 und weiter befördert 25/8, nachdem ich bereits in Folge anderweitiger dritter Aufforderung eine Actie gezeichnet habe". Das Schreiben gelangte nun an den Obersten v. Podewils auf Coseger und dieser sandte es am 28. August an den damaligen Landrat v. Kleist-Retzow aus Kieckow. Kleist war gerade abwesend. Infolgedessen wurde, anscheinend auf dem Landratsamt, eine Abschrift des Rundschreibens und seiner Anlage genommen und diese dann weiter befördert. So ist der Wortlaut jener Schriftstücke auf uns gekommen. Die Originale sowohl des Bismarckschen Schreibens als des Programms usw. werden vermutlich verloren gegangen sein. Kleist-Retzow bemerkte nach seiner Rückkehr am 2. Dezember 1847 am Rande der Abschrift:

Zu erwiedern: E. pp. sehr gefällige Mittheilung wegen der Aktienzeichnung zu einer Zeitung in Aufforderung des Herrn v. Bismarck Schoenhausen ist während meiner Abwesenheit hier eingegangen und fällt mir die von dem Circulair derzeit genommene Abschrift leider erst jetzt in die Hände. E. pp. bitte ich ganz gehorsamst meine verspätete Antwort geneigtest zu entschuldigen. In der Sache selbst habe ich bereits früher eine gleiche Aufforderung von Herrn v. Bismarck erhalten, und daraufhin nicht nur selbst bereits eine Actie im Verein mit einem meiner Brüder gezeichnet, sondern auch mehrere andere Zeichnungen durch Bekannte erwirkt.

3. 12. 47.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. pp. gehorsamster Diener

v. K.

Es ist nicht klar, inwieweit Bismarck der Führende bei diesem Plan einer Zeitungsgründung gewesen ist. Vielleicht war er, vielleicht war aber auch der Geheime Regierungsrat v. Werdeck die Seele des Unternehmens. Der General Fürst Radziwill spielte wohl nur eine dekorative Rolle in dem Komitee, zumal da er mit dem königlichen Hause verwandt war und über große Geldmittel verfügte. In seiner Eigenschaft als Pole und ausgesprochener Katholik will er uns heute für ein dauerndes Handinhandgehen mit Bismarck kaum

berufen erscheinen. Ludwig Gerlach notierte über Radziwill am 3. Juni 1847:[586] "Aus dem Vereinigten Landtage bekennen die Katholiken Fürst Radziwill... viel treuer und runder als die Unsrigen, namentlich in der Judenfrage." und am 5. September 1852:[587] "Ich in Magdeburg in der katholischen Kirche, wo ein Christenvolk, Bettelgesindel inclusive, u. Fürst Radzivil (der kommandierende General) unter ihnen knieend u. sich bekreuzigend." Anderseits ist es interessant, daß dieser polnische Fürst ein Zeitungsprogramm unterschrieb, in dem das deutschnationale Element betont wurde. Daß Bismarck einen Hauptanteil an dem Unternehmen gehabt hat, beweist allein die Tatsache, daß er von den Gründern neben jener dekorativen Persönlichkeit und dem Geheimrat v. Werdeck in das Komitee gewählt wurde. Außerdem geht das aus seiner werbenden Tätigkeit hervor, die durch die Schreiben an den Präsidenten v. Kleist und an Kleist-Retzow dokumentiert wird. Inhaltlich ist das Programm außer durch die Ablehnung religiöser Tendenzen, die das Blatt von vornherein dem Präsidenten v. Gerlach verleidete, besonders bemerkenswert durch die kundgegebene Absicht, die Zeitung auf eine möglichst unabhängige und breite Basis zu stellen, durch die Berufung auf die damals von Gervinus begründete Deutsche Zeitung, mit der man sich durchaus nicht in Gegensatz zu stellen beabsichtigte, und die damit verbundene Beziehung auf das "deutsche Vaterland", ferner durch die Erstrebung einer "Organisation der ständisch nicht vertretenen Klassen". Wenn in Bismarcks Schreiben der Herr v. Werdeck als die Adresse bezeichnet wird, an die die Beiträge eingesandt werden sollten, so ist das hinlänglich durch den Wohnsitz Werdecks und die bevorstehende Behinderung Bismarcks durch seine Hochzeit und seine sich daran anschließende Reise begründet. Man kann sehr wohl annehmen, daß das ganze Projekt vornehmlich das Werk Bismarcks war, zumal da bei der im Jahre darauf erfolgenden Gründung der Kreuzzeitung im Gegensatz zu Bismarck weder Radziwill noch Werdeck irgendwie hervorgetreten sind. Dafür, daß Bismarck die Seele der Unternehmens war, spricht auch der Umstand, daß Kleist-Retzow am 19. Mai 1848 in einem gedruckten Rundschreiben, in dem er zur Unterstützung der neuzugründenden Kreuzzeitung auffordert, auch des im vorhergehenden Jahre eingeleiteten Unternehmens gedenkt und dabei nur Radziwill und Bismarck, nicht aber Werdeck nennt. Das Projekt vom 5. Juli 1847 scheiterte, wenn es auch mannigfachen Anklang gefunden haben mag, wie aus den Zeichnungen Sendens und Kleist-Retzows hervorging. Die Beteiligung des Präsidenten v. Kleist war allerdings sehr lau. Erst die Märzereignisse gaben dem altpreußischen Adel den nötigen Sporn, der zur Gründung einer konservativen Zeitung großen Stils führte. Bei der Gründung der Kreuzzeitung kamen dann die Pietistischen Kreise mehr zur Geltung. Eröffnete sie doch ein Artikel Ludwig Gerlachs.

---

[586] a. a. O. I, 476.

[587] a. a. O. II. 151.

Anmerkung 2014 zur Identität des "Präsidenten v. Kleist auf W. Tychow" in dem vorstehenden Aufsatz.

Der Autor Herman v. Petersdorff hält Adolf v. Kleist für diesen Präsidenten. Er unterstellt dabei ohne nähere Begründung, dass Adolf Besitzer eines Gutes "W. Tychow" war. Unter dieser Abkürzung können sich die hinterpommerschen Güter Woldisch Tychow und Wendisch Tychow verbergen. Das Gut Woldisch Tychow befand sich etwa 100 Jahre im Familienbesitz. Da es allodifiziert war, konnte es 1803 an eine Tochter des letzten Besitzer vererbt werden und ging damit aus dem Besitz der Familie v. Kleist. Damit ist W. Tychow im Jahr 1847 eindeutig Wendisch Tychow. Der Besitzer war Heinrich Eduard Erdmann v. Kleist aus dem Hause Wendisch Tychow. Auch in anderen Schreiben verwendete er die Bezeichnung W. Tychow. Seit 1846 war er Vizepräsident der pommerschen ökonomischen Gesellschaft. Er ist also Adressat der in den Unterlagen in Kieckow gefundenen Abschrift des Briefs von Bismarck und Absender des Rundschreibens.

Sigurd von Kleist

Briefwechsel

zwischen Ernst Constantin Ranke

und Hans Hugo von Kleist-Retzow

Auszüge aus dem Buch

D. Ernst Constantin Ranke
Professor der Theologie in Marburg

Ein Lebensbild
gezeichnet von seiner Tochter
Etta Hitzig

Leipzig 1906

Vorwort

Etwa zeitgleich zu der Biographie von Herman von Petersdorff über Hans Hugo von Kleist-Retzow erschien das Lebensbild seines Freundes Ernst Ranke. Im Anschluss an das Lebensbild hat seine älteste Tochter Etta Hitzig (1843-1939) eine Auswahl des Briefwechsels ihres Vaters veröffentlicht. Zu dem Briefwechsel mit seinem nächsten Freund Hans Hugo von Kleist-Retzow und seinen Angehörigen schrieb sie: "Ich bin wiederholt darum angegangen worden, sie, die man als einen Beitrag zur damaligen Zeitgeschichte betrachten zu sollen meinte, für sich allein zu veröffentlichen. Doch würde diese Absicht, selbst wenn ich darauf eingegangen wäre, insofern auf ein unerwartetes Hindernis gestoßen sein, als sich nur ein Teil von meines Vaters Briefen, für deren gütige Zusendung ich Kleists Schwiegertochter, Frau Landrat v. Kleist-Retzow, geb. Gräfin v. Zedlitz-Trütschler in Stettin, zu größtem Danke verpflichtet bin, in Kleists Nachlaß vorgefunden hat, während sämtliche Jugendbriefe verloren gegangen sind. Indessen glaubte ich mich dadurch nicht abhalten lassen zu sollen, im Rahmen dieser Lebensskizze aus den Kleistschen Briefen wenigstens diejenigen zu bringen, aus denen man auf meines Vaters Antworten und damit auf ihn selbst schließen kann. Hierzu gehören vor allem einige Briefe von Kleists ehrwürdiger Mutter, geb. v. Borcke, und deren Tochter erster Ehe, Frau Luitgarde v. Puttkamer, geb. v. Glasenapp, welche auch sonst von allgemeinem Interesse sein dürften. Denn diese beiden hervorragenden Frauen sind Großmutter und Mutter von Johanna v. Puttkamer, der späteren Fürstin Bismarck."

In diese Auswahl, die der Ergänzung der erwähnten Biographie von Herman von Petersdorff dient, ist nur der Briefwechsel mit Hans-Hugo von Kleist und seinen Angehörigen aufgenommen.

Familienverband derer v. Kleist e. V.

Inhaltsverzeichnis

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Pforte 8. /7. 1834. 296
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Pforte 2. /8. 1834. 296
Hans von Kleist an Ernst Ranke.Ende 1834. 297
Frau von Kleist-Retzow geb. v. Borke an Ernst Ranke. Kieckow 16. 11. 1835. 298
Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 11. 2. 1836. 298
Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 14. 3. 1836. 299
Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 23. 2. 1837. 300
Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 28. 6. 1838. 302
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 30. 10. 1838. 303
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 26. 8. 1839. 304
Frau Luitgarde von Puttkammer, geb. v. Glasenapp, an Ernst Ranke. Reinfeld 30. 12. 1839. 305
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 12. 1. 1841 306
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Frankfurt a. O. 6. 6. 1841. 308
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Buchau 13. 6. 1841. 309
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kiekow 7. 8. 1845. 310
Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kiekow 7. 8. 1845. 311
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 15. 12. 1845. 311
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 11. 7. 1847 313
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Belgard 12. 4. 1848. 314
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Belgard 15. 7. 1848. 315
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 11. 12. 1849 316
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kreppelhof 23. 7. 1851. 317
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 5. 1. 1852. 318
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Coblenz 5. 12. 1852. 319
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Schloß Braunfels 4. 4. 1854. 319
Vermerk von Ernst Ranke zu einem Gespräch mit Hans von Kleist-Retzow am 6. /7. 4. 1854 321
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Coblenz 20. 9. 1856. 322
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow, September 1859. 322
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 24. 11. 1862. 324
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 8. 12. 1862. 325
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marb. 5. 10. 1863. 326
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 25. 10. 1863. 327
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 18. 5. 1866. 328
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 18. 8. 1866. 329
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 3. 10. 1866. 330
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 17. 5. 1867 331
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marb. 22. 6. 1867. 332
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Weilburg, im Sommer 1867. 333

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 23. 3. 1868. 335
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. 14. 9. 1868. 335
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 23. 11. 1868. 336
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 21. 1. 1869. 337
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow den 1. 8. 1869. 338
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow den 20. 8. 1869. 339
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow den 16. 9. 1869. 340
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 24. 1. 1871. 341
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 22. 11. 1872. 344
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 24. 12. 1874. 345
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Berlin 10. 9. 1878. 345
Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow. Marburg 24. 11. 1878. 346
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 31. 1. 1879. 347
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 10. 9. 1880. 348
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 21. 7. 1885. 348
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 5. 6. 1886. 349
Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke. Kieckow 9. 9. 1887. 350

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Pforte 8. /7. 34.

Bester Ranke, Du bist traurig gestimmt, und fühlst Dich noch nicht heimisch, ja bist wohl unzufrieden mit Leipzig. Das thut mir weh, und ich würde versuchen, aus meiner immerwährenden Heiterkeit Dir Trost zuzusprechen, wenn ich nicht bekennen müßte, daß ich so viel von derselben nur Dir und Deinem Frohsinn verdanke, der unbemerkt auf alle die Dich näher umgaben wie ein lindernder Balsam herabträufelte, wenn mich selbst jetzt nicht häufig eine Traurigkeit beschliche, die ich durch den Briefwechsel und eine vertrauliche Unterhaltung mit Dir, mein Lieber, erst zu verscheuchen hoffte. Ich glaube nur, daß weniger Leipzig, als die Unannehmlichkeiten der Reise und auch eine stille Dir unbewußte Wehmuth über den Verlust der Heimath die Ursache gewesen ist; und hoffentlich wird schon Dein nächster Brief mir von neuem beweisen, wie leicht sich Dein lebendiger Geist in jede neue Lage zu finden weiß wenn er auch schwer sich losriß von den alten Banden, die er einmal lieb gewann und so beständig fest hielt.

Ich kann nicht leugnen, daß ich allerdings bisher mit wahrer Freude an die Collegia der Universität gedacht, meine Erwartungen aber darum auch noch nicht herabgestimmt habe. Es ist wahr, es mag bitter für Dich sein, in ganz Leipzig keinen zu finden, bei dem Du deutsche Literatur und Grammatik hören konntest, aber Du denkst ja auch noch andere Universitäten zu beziehn, und alles läßt sich nicht auf einmal abmachen. Hast Du doch in andern Fächern Männer, in deren Collegia Du mit wahrem Vergnügen gehst, und wenn dies noch 6 Professoren sind, so meine ich, bliebe Dir wahrlich nicht viel zu wünschen übrig. Aber ein Collegium hast Du uns doch noch zu schreiben vergessen, das Du doch sicher allen andern, nach Deinem Briefe an Professor Jakobi zu schließen, vorziehst; ich meine Französisch bei Professor Beck. Oder hörst Du ihn, und rechnest ihn nur zu denen die Dir nicht gefallen? Soviel ich aber von Herrn Professor Jakobi weiß, den der Prof. Beck noch neulich besuchte, sollen seine Vorlesungen wirklich sehr interessant sein, auch müßte Deine große Liebe zur Sache wohl alle Äußerlichkeiten überwinden. U. s. w.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Pforte 2. /8. 34.

Liebster Ranke, hätte ich doch nicht gedacht, daß ich bei unserem Briefwechsel, mein Alter, so früh Dein Schuldner werden würde. Mein Herz freilich ist es nun einmal in jeder Beziehung; und es war daher thöricht von mir Dich bei den Mittheilungen unserer Herzen zu meinem Schuldner machen zu wollen. Daß aber darum, weil diese Mittheilung von meiner Seite in längerer Zeit nicht erfolgte, sich mein Herz mit Dir nicht weniger beschäftigt hat, glaube ich bedarf wohl bei Dir keiner weiteren Versicherung. Du weißt ja, wie es bei mir geht, daß auch Dein Beispiel mich nicht auf einen besseren Weg geleitet hat: mit einer viertel oder halben Stunde wird gegeizt, während mehrere Stunden hintereinander sorglos verscherzt werden. Hoffentlich werde ich auf der Universität meine Zeit besser einzutheilen und zu benutzen anfangen.

Bei uns geht jetzt Alles drunter und drüber, da schon der nächste Dienstag mit den griechischen Skripturen, der Donnerstag mit der deutschen Arbeit unser schriftliches Examen beginnt. Es wird ein liebliches Examen werden, da der Herr Prof. Koberstein noch mit meiner letzten Arbeit, die wir erst vor einigen Tagen wiedererhielten, so unzufrieden war; — und zu diesem Examen wollen Funk und Mathias aus Magdeburg kommen, um sich über die Kenntnisse ihrer berühmten Pförtner zu freuen.

Deine beiden Briefe haben mich recht aufgeheitert, was ich wirklich umsomehr bedurfte, als mein Husten, der schon eine Zeitlang ganz verschwunden war, wieder gar nicht unbedeutend ist. Du wirst aber wohl selbst recht herzlich froh sein, daß ich nicht den Einfall bekommen. Dir in einigen zusammengestoppelten Versen zu antworten, da Du ja weißt, wie wenig ich zum Dichter geschaffen bin, und wie schlecht alle Versuche als ein solcher mich zu zeigen, ausfallen. Ich habe mich über Euern Dichter-Verein gefreut. Ist

es denn etwas Ordentliches, oder eine bloße Spielerei, wie ich fast vermuthen muß, da Du austreten willst. Lieber würde ich (an Deiner Stelle bitte ich wohl zu bemerken!) demselben eine bessere Richtung in dem letzteren Falle zu geben suchen, als austreten.

So gerne ich Deinem Wunsche entspräche, Dich mit den Meinigen in Leipzig zu besuchen, so unausführbar ist er doch, da ich leider sie nicht zu meiner Abreise hier sehn werde. Auf meine letzte, allerdings recht dringende, innige Bitte, erwiderte mir meine alte Mutter Folgendes: „Wie sehr wir Dich lieben, mein guter Hans! und wie wir bemüht sind, soviel in unsern Kräften steht, alle Deine Wünsche zu erfüllen, mußt Du längst empfunden haben, daher kannst Du auch wohl überzeugt sein, daß wir, wenn es irgend unser Gesundheitszustand und andere zu berücksichtigende Umstände erlaubten. Dich gewiß nicht vergeblich so sehnsüchtig auf unser persönliches Erscheinen in Pforte würden hoffen lassen. Sei daher auf Deinen Spaziergängen immer heiter und guter Dinge, und hat sich Deine Sehnsucht, daß ich Dich persönlich abholen möchte, am Schlusse Deiner dortigen Laufbahn nicht gestillt oder geändert, nun so schreib es mir noch kurz vorher, und erlaubt es dann nur irgend mein Befinden, so werde ich Dir zeigen, was Mutterliebe vermag: wenigstens ist dies jetzt mein fester Entschluß, und Gott möge mich dabei gnädig unterstützen, und meine Gesundheit danach einrichten." —

Dasselbe was Du darauf geantwortet haben würdest, erwiderte ich der Mutter; und so schrieb sie mir denn, noch in dem letzten Briefe: „ich danke Dir, mein lieber Hans, im Ernst noch recht sehr „dafür, daß Du mich freundlich und kindlich meines Versprechens „entbindest. Dich in Pforte abzuholen, denn ich war, offenherzig „gesagt, recht sehr in Verlegenheit deshalb, wie dies Alles auf eine „gute Weise enden würde. Täglich fühlte ich mehr und mehr, daß „ich einer so weiten Reise nicht mehr gewachsen sei."

Ich habe Dir darum die Worte der Mutter selbst angeführt, weil ich weiß, wie Du Dich mit mir freutest, meine Eltern hier zu sehen, weil ich darin, daß ich weiß Dich betrübt es ebenso, unsere Hoffnung getäuscht zu sehn, und daß ich jemand habe, dem ich meinen Schmerz so recht innig mittheilen kann, noch einigen Trost finde.

Morgen als am 3ten August[588] werde ich recht oft an Dich denken, und an den 3ten August des vorigen Jahres, wo wir beide als Könige einzogen. Diesmal wollte ich ihnen Schmauß und Vogelschießen schenken. Gubitz hält die Rede über den Zollverband. Unsre drei Herrn Adjuncten sind einer nach dem andern nach Halle beschieden, man meint, es bezöge sich noch auf ihr früheres Studenten- Leben daselbst, und hinge mit den mancherlei Untersuchungen zusammen, die jetzt statthaben. Doch lebewohl mein guter Ranke, und wünsche mir ein glückliches Examen.

Dein Hans v. Kleist.

Hans von Kleist an Ernst Ranke.

Ende 1834.

.... Denke Dir nur, wie ich zu Hause war und in den allen Papieren und Dokumenten des Vaters, die mir von jeher viel Spaß gemacht haben, herumkrame, finde ich noch eine Masse Briefe von Friedrich den Großen an meinen Großvater im Verlaufe des 7 jährigen Krieges. Wenn sie auch größtenteils nur militärische Anordnungen enthalten, so sieht man doch daraus, daß der große König ihm außerordentliches Wohlwollen geschenkt, ihn innerhalb etwa eines Jahres vom Capitaine zum Oberst befördert, und zu seinem Flügeladjutanten gemacht hat, bis der Großvater sich mit der Tochter des General von Retzow verheirathen will. Der König hat die Familie von Retzow nicht leiden können, verweigert erst den Consens, der Großvater bittet um den Abschied, die Briefe werden immer herber von Seiten des Königs, bis er zuletzt, wie der Großvater immer von Neuem drängt, antwortet: Scheer er sich zum Teufel....

---

[588] König Friedr. Wilhelm III. Geburtstag.

Lebewohl mein alter Ranke. Erhalte mir Deine treue Liebe; laß mich die reine, hellrieselnde Quelle Deines Gemüthes mit vollen wonnigen Zügen genießen.

Dein Hans.

Frau von Kleist-Retzow geb. v. Borke an Ernst Ranke.

Kieckow 16. Nov. 1835.

Sie irren sehr mein lieber Ranke, wenn Sie voraussetzen, Ihre Handschrift sei mir unbekannt, und bewies mir dies, daß Sie mich weniger kennen wie ich Sie, wenigstens von meinen Fehlern

scheinen Sie noch nichts zu wissen; einer der größten davon ist, daß ich neugierig bin wie eine Nachtigall, ohne sonst im Geringsten die guten Eigenschaften derselben zu besitzen, und kann ich denn auch kein beschriebenes Blatt Papier liegen sehen, ohne es genau zu durchstöbern. Ich habe daher schon vor einem Jahre Ihre mir so liebe Bekanntschaft gemacht, durch mehrere Ihrer Briefe an Hans, und mich stets über Ihren frohen Sinn, Ihren ungekünstelten und doch so gemüthlichen ansprechenden Briefstyl, herzlich gefreut. Selbst Ihre freundliche Einladung für uns, Sie von Pforte aus in Leipzig zu besuchen, ist mir auf diesem Wege bekannt geworden, und habe ich Ihre Güte hierin dankbar empfunden. Ich bilde mir nun ein: Sie mein junger Freund, mit all Ihren guten Eigenschaften und kleinen Mängeln schon recht genau zu kennen, und kann Ihnen die Versicherung geben: daß mir Ihr fortwährendes nahes Verhältniß und Ihr Zusammenwohnen mit Hans, recht sehr erfreuend und beruhigend ist. Mein guter Genius hat mir längst zugeflüstert, daß Ernst Ranke das mäßigste und ordentlichste Blatt des Kleeblattes[589] sei, und da kann es denn nicht fehlen, daß dies erste Blatt die beiden andern, wann und wo es Noth thut, neu erfrischen und beleben wird, damit das Ganze grüne und blühe, zu meiner und Aller Freude denen es angehört. Gott gebe seinen Segen dazu, und erhalte in Euch den guten Willen, Muth und Kraft das zu erfüllen was Euch obliegt, und wovon Euer wahres Heil, sowie das Glück und die Zufriedenheit Eurer Angehörigen abhängt! Daß wir in den Ferien Eure Gegenwart entbehren mußten, war recht fatal und ging uns sehr nahe. Doch weiß ich nicht ob Sie mein lieber Ranke deshalb zu bedauern sind. Rechenberg und Hans werden Ihnen erzählt haben, daß sie von ihrer Rügener Reise nicht ganz befriedigt waren, und sonst bietet das liebe Pommerland und diese Gegend auch nichts was einer Reise hierher den gehörigen Glanz geben könnte, weshalb wir auch Niemand in diese Sibirischen Gefilde einladen mögen. Doch wenn gute Freunde, unter die ich Sie nun einmal bestimmt zähle ohnedem kommen, sind sie uns lieb und angenehm, denn was Ihnen auch Rechenberg und Hans von unserer Gegend erzählt haben mögen, Treue und Redlichkeit werden sie den Pommern nicht abgesprochen haben. Mit diesen Gesinnungen nenne ich mich denn auch jetzt Ihre Sie liebende und hochschätzende Freundin

A. v. Kleist.

Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow d. 11ten Febr. 1836.

Zwar sehr spät, doch deshalb nicht minder herzlich, danke ich Ihnen, mein junger Freund, für Ihre freundliche Zuschrift vom 22ten Dez. v. J. und ich muß Ihnen nur gleich gestehn, daß Sie mich eigentlich damit beschämt haben, da das schöne Weihnachtsfest und seine Freuden so tief und innig von Ihnen empfunden sich in jenen Zeilen aussprach, aber in meinem damals gerade so abgestumpften oder etwas grämlichen Herzen eben nicht den besten Eingang fand, denn das herrliche Fest gewährte mir leider nicht die Freude

[589] Kleist, Rechenberg und Ernst wohnten in Berlin zusammen.

die es mir als Christin schon hätte machen sollen. Mehrere Unannehmlichkeiten und die trübe Aussicht auf neue langwierige Processe die ich für meinen Sohn erster Ehe durchzuführen haben werde, verstimmten und beschäftigten mich eine Zeitlang so ungebührlich und ausschließlich, daß ich alles Andere darüber vergaß. Mit Gottes gnädiger Hülfe bin ich jetzt wieder beruhigter, auch körperlich wohler, daher gereicht es mir in diesem Augenblick zum wahren Vergnügen, mich mit Ihnen unterhalten zu können. Trotz meiner Verstimmung war ich Ihnen dennoch gleich sehr dankbar für Ihr Briefchen, und bedurfte es nicht erst einer besseren Laune, um das Gefühl der Dankbarkeit in mir hervorzurufen, denn wenn mich der Mißmuth zu sehr heimsuchen wollte, rief ich mir rasch Ihre gemüthvolle Schilderung der Weihnachtsfeier zurück, die mich dann gleich wieder in den gehörigen Gleichmuth brachte. Sie werden hieraus sehn, mein lieber Ranke, daß Sie schon bei ihrer großen Jugend einer alten Frau zum gehörigen Nachdenken und dem daraus entsprungenen Guten verholfen haben, was Ihnen die Hoffnung gewähren muß, in der Zukunft um so vortheilhafter auf die Gemüther einzuwirken, wozu ich Ihnen denn von ganzem Herzen Glück und Heil wünsche.

Recht aufrichtig habe ich mich gefreut, daß Ihre lieben Eltern einer so großen Gefahr entgangen sind. Wenn Sie einmal wieder nach Hause schreiben, so grüßen Sie dieselben recht herzlich von mir und versichern Sie Ihnen meine lebhafteste Theilnahme und daß es mir noch sehr gut in Erinnerung sei, wie gütig sie meinen Hans mehrfach in Wiehe aufgenommen haben.

Können Sie mir beweisen, daß Hans und Johannes ein und derselbe Name ist, so bin ich es sehr zufrieden daß er von nun an nach dem Letzteren genannt werde. Bis Sie mir aber sprechende Beweise darüber geliefert haben, muß ich wenigstens schon dabei bleiben ihn Hans zu nennen, wie ich ihn nun einmal habe taufen lassen. Uebrigens ist der Name Hans, wenn auch nicht grade hübsch und poetisch, doch ehrenwerth, denn sein Vater und viele ehrliche Leute heißen und hießen so. Mein Vater hieß sogar Peter, Matz, Jürgen, und dennoch war derselbe vor 50 Jahren einer der geehrtesten und geliebtesten Männer von ganz Pommern, und dies einst auch zu werden, wird nur an Hänschens Denken und Handeln liegen, der Name kann dazu nichts beitragen, auch nichts hindern. Dies gibt mir Trost bei der öfteren Erfahrung daß mein Namens-Geschmack getadelt wird.

Meine Nichte Adelgunde fühlt sich dagegen sehr glücklich, daß Sie Ihrem Namen Beifall zollen, und dankt Ihnen recht sehr für Ihren freundlichen Gruß, den sie aufrichtig erwidert, sowie mein Mann ebenfalls. Wenn Ihr lieben Kinder zu Marien etwa wieder ein ander Quartier miethen solltet, so sorgen Sie nur dafür, daß die Öfen von außen geheizt werden können, wenigstens die Schlafstube. Hier in der Nachbarschaft erstickte vor Kurzem wieder an Ofendunst ein einziger Sohn seiner Eltern. Ich würde daher nie ganz ruhig sein können, wenn ich Euch in Zimmern wüßte, wo dergleichen Unglück vorfallen kann, und wende mich deshalb an Sie, weil ich Sie für den Solidesten halte. Mit aufrichtiger Liebe und Wertschätzung bin ich

Ihre wahre Freundin

A. v. Kleist.

Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow d. 14. März 1836.

Ihre lieben, für meine alten Augen auch sehr schön und deutlich geschriebenen Zeilen, haben mir in meiner gestrigen wieder recht grämlichen Laune eine recht herzliche Freude und Aufheiterung verursacht, wofür ich Ihnen mein lieber junger Freund, doch gleich meinen innigsten Dank sagen will, denn komme ich erst ins Aufschieben, so wird wohl am Ende gar nichts daraus, und das wäre doch abscheulich, da Undank in meinen Augen ein schweres Laster ist.

Wissen Sie, mein lieber Ranke, was wir: mein guter Mann und ich, schon oft gesagt haben, und was wir gestern beim Empfange Ihres Briefchens wohl 3, 4 mal wiederholt haben? (Denn bei solchen Gelegenheiten strömen hier von allen Ecken die Hausgenossen zu, und wollen hören und lesen was geschrieben steht.) Dabei rief ich denn mehrfach aus: daß wir Eltern unseres lieben Hans nicht genug Gott dafür danken

können, daß Er diesem unsern Liebling so liebe gute, und wie ich gewiß überzeugt bin, würdige Freunde zugeführt hat. Wobei ich denn nur sehnlichst wünschen kann: daß Eure Freundschaft fest halten möge unter allen Verhältnissen des Lebens.

Ihr seid nun alle drei meine lieben Söhne und sollt es bleiben, so lange ich lebe!

Aber sonderbar genug weiß ich nicht, wer der Aelteste von meinen Söhnen ist, vermuthe aber, Ernst wird es sein, doch bitte ich mir hierüber nächstens einmal Gewißheit aus.

Es trifft sich grade, daß wir einen geborenen Sachsen hier haben, der eben mit dem Stimmen des Fortepiano beschäftigt ist, dieser mischte sich vor einigen Augenblicken mit ins Gespräch, da wir Andern über Wiehe und Erfurt stritten, er hat uns belehrt, daß beide Orte nur einige Stunden voneinander entfernt liegen, und Sie also durch den Umzug Ihrer lieben Eltern doch nicht noch mehr an deren Nähe verloren haben. — Sehr lebhaft kann ich mir denken, wie herrlich es jetzt in Pfortas Gegenden sein muß und daß Sie von Professor Jakobi liebreich und herzlich aufgenommen worden sind, ist mir auch sehr einleuchtend, da ich von dem lieben Herrn Professor selbst weiß, wie sehr er Sie liebt und hochachtet. Ja ja mein lieber Ernst, sehen Sie diese Stelle immerhin mit einiger Verwunderung an, aber verdenken werden Sie es mir gewiß nicht, daß ich mich erst an der rechten Quelle nach meinen Adoptiv-Söhnen erkundigt habe, ehe ich dieselben mit mütterlicher Liebe in mein Herz aufnahm, mit der ich aber auch nun lebenslang verbleiben werde Ihre treuste Freundin

A. v. Kleist.

Ohne Nachschrift geht es bei mir nun einmal nicht an, und daher muß ich Ihnen auch jetzt noch nachträglich sagen, daß meine lieben Nichten, Adelgunde und Mathilde, mich eben fragten: ob ich Sie und Hans auch von ihnen gegrüßt hätte, und wie ich dies verneinen mußte, sehr entrüstet darüber schienen. Ich hole diesen Gruß für Euch Beide daher denn hier noch nach. Lebt wohl und heiter, das könnt Ihr bei aller Unschuld des Herzens, und wünsche ich dieses sehnlichst.

Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow d. 23sten Februar 1837.

Mein lieber Ranke!

Für mich die ich eine ächte Pommeranerin bin, nämlich etwas faul, langsam und träge, und daher auch selten mit etwas zur rechten Zeit zu stande kommen kann bleibt es doch ein gar liebes trostreiches Sprichwort:

besser spät, als gar nicht

was sich denn in diesem Augenblick auch wieder recht bei mir bewährte wo ich Ihr liebes, aber 6. —7. Monate altes Schreiben vor mir entfaltet liegen habe, woran ich mich noch einmal theilweise erfreute, theils aber auch darüber aufs Neue mit Ihnen trauerte. Daß ich Ihnen erst jetzt nach langer Zeit antworte, liegt nun freilich diesmal durchaus nicht an mir, und bin ich wohl noch nie so frei von allen Vorwürfen in derlei Angelegenheiten gewesen wie gerade hier, denn in jedem Briefe an Hans habe ich ihn gefragt: wo ich Sie denn eigentlich suchen solle und finden könne, aber der arme Mensch war ja selbst in heller Verzweiflung darüber daß er bisher nichts von Ihnen erfahren hatte. Da nun aber endlich vor kurzem Ihre freundliche Zeilen von Bonn an meinen Mann hier eingingen fiel mir doch gleich wieder zu meinem Trost jenes beliebte Sprichwort ein, und somit beginne ich denn mein Schreiben in der festen Hoffnung Sie selbst werden mir beistimmen und beym Lesen desselben auch denken: besser spät denn gar nicht. — Hierin wären wir also einig, und wünschte ich nur ich könnte dasselbe über die Vertheidigung Ihres Lieblings Namens Johannes sagen, doch fürchte ich wir gerathen über dies Thema noch einmal in einen harten

Kampf, denn trotz aller Mühe die Sie angewandt haben mir Ihre Überzeugung faßlich zu machen, trotz der Feinheit und Gewandtheit mit der Sie Ihr System vertheidigt haben, kann ich mich noch nicht entschließen das Meinige aufzugeben, doch bespahre ich meine Vertheidigung bis zu einer mündlichen Unterredung und dann mein lieber Ranke schlage ich Sie mit all Ihren glänzenden Gründen und Beweismitteln sicher aus dem Felde, machen Sie sich nur gefaßt darauf! — So lange aber bleibt der Streitpunkt ein lieber Hans für mich, und für Sie möge er immer ein lieber Johannes seyn und bleiben. Daß es Ihnen auch in weiter Ferne so wohl geht. Sie Ihre Gemüthlichkeit und Heiterkeit auch dort behalten freut mich recht innig, besonders da es mir als Beweis dient daß die Hauptsache im Leben, der Friede der Seele, nicht von Ihnen gewichen ist. Gott erhalte Sie dabei mein lieber junger Freund! Wir haben noch keines Weges die Hoffnung aufgegeben Sie bald einmal hier zu sehen, (wie dies auch schon aus meinem vorhin ausgesprochenen Vorbehalt hervorgeht) vielmehr hoffen wir Sie werden im künftigen Herbst Ihr Wort als ehrlicher Mann lösen und uns mit Ihrer Gegenwart Hierselbst erfreuen. Rechenberg hat uns auch erst vor kurzem das Versprechen erneuert uns bald einmal zu besuchen. Wenn Ihr 3. Freunde nun im Herbst, gesund an Leib und Seele hier zusammen trefft, so wird das eine wahre Lust und Freude für uns, die ganze Gegend um uns herum, und auch wohl für Euch selbst seyn. — Ihr wirklich so sehr hübsches Gedicht zu meines Mannes Geburtstag hat uns hier alle, besonders aber doch den Empfänger hoch erfreut, und wer sich hier jetzt nur blicken läßt bekömmt es gleich zu lesen und freut sich dann mit uns über den kindlich reinen, den kindlich liebenden, ungekünstelten, und doch so ansprechenden Sinn Ihrer Dichtung. Was mir aber noch am meisten dabei gefällt ist: daß Sie meinen lieben guten Mann so ähnlich und treffend darin schildern als hätte er Ihnen lange zu Ihrem Bilde gesessen, obgleich Sie ihn doch nur sehr flüchtig oder oberflächlich kennen. Sogar seine Hippe am Stock ohne die er wirklich nie ausgeht und die er jedesmal treu gebraucht um dies oder jenes damit zu lüften und zu verbessern, fehlte in Ihrer Beschreibung nicht. Gewiß Sie müssen einen guten Genius haben der Ihnen auch Hiebey treu zur Seite stand! er verlasse Sie denn nie und lohne Ihnen vielfach die Freude die Sie meinem guten Manne bereitet haben. Es war sein fester Vorsatz Ihnen auch gleich zu danken, aber ich weiß nicht ob er bey seinen gegenwärtigen vielen Geschäften noch dazu kommen wird. Ich lasse mich aber nun einmal nicht länger aufhalten, und wird mein Mann seinen Dank schon nachholen wenn er ihn jetzt nicht gleich mitsenden sollte.

Vor kurzen las ich in der Kinderzeitung des Grafen von der Recke-Volmerstein zu Düsselthal folgende Aufforderung:

An E: C: R:

ich bitte Sie, sich mir zu nennen, da Ihr Brief es mir wünschenswerth macht, Ihnen antworten zu können. G. v. d. Recke V.

Nun bilde ich mir steif und fest ein: der Aufgeforderte kann kein Anderer seyn als unser lieber Ernst Ranke, denn was hindert mich das C. in der Mitte, da mir Ihre etwaigen andern Namen unbekannt sind. Sollten Sie nun wirklich der vom Gr. R. Gesuchte seyn, so kann ich mich nur darüber freuen, und Sie bitten: sich ja nicht vergebens suchen zu lasten, ich kenne den v. R. zwar nicht persönlich aber durch seine Briefe und Schriften sehr genau, und kann dessen persönliche Bekanntschaft wohl nicht anders als vortheilhaft auf ein junges Gemüth wirken, weshalb ich auch schon vor mehreren Jahren den dringenden Wunsch hatte, mein in Coblenz stehender Sohn erster Ehe möchte die Bekanntschaft dieses v. d. R. machen, was ihm nicht schwer fallen könnte, da er öfter ganz in der Nähe von Düsselthal commandirt gewesen ist. Bis jetzt ist mir indeß die Erfüllung dieses Wunsches nicht geworden, denn der Gr. v. d. R. hat seine Feinde [wie alle Frommen], die meinen armen Sohn gegen ihn eingenommen haben. Sie mein lieber Ranke fürchten diesen Mann Gottes (wofür ich ihn wenigstens nach allen seinen Schriften halten muß) aber gewiß nicht, und können ihm hoffentlich dreist unter die Augen treten, wenn sich einst Gelegenheit dazu ereigenen sollte.

Hans, der wohl weiß womit er uns Freude machen kann, hat uns denn auch Ihr kleines Zettelchen an ihn mit der kaum sichtbaren Schrift zugesandt, so sehr ich mich auch über alles was Sie darin sagen, gefreut habe, so konnte ich doch dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß Sie sich lieber zum Weihnachten ein Federmesser bescheeret haben möchten, womit nicht so sehr feine und spitze Federn zu schneiden sind wie die Ihrigen gerathen zu seyn scheinen. Bey dieser Weihnachts-bescheerung fiel es mir aber wieder recht schwer aufs Herz, daß meine Spickgänse, die ich für Sie bestimmt hatte, nun in der Zeit wo ich Sie nicht zu

finden wußte, ganz verdorben und ungenießbar für Sie geworden sind. Das ist mir ein recht fataler Strich durch die Rechnung gewesen, daß ich Ihnen diese nicht zusenden konnte. Ihre leibliche Mutter hätte sich darüber nicht mehr ärgern können als ich. Wie viel Monate gehen nun erst wieder dahin, bis wir wieder Pommersche Spickgänse haben, und versenden können. Doch was liegt Ihnen an solcher Gabe! Der Wille, Ihnen zu dienen oder Freude zu machen, ersetzt Ihnen dies gewiß hinlänglich und kömmt es nur auf den an, nun mein lieber Ranke dann ist Ihnen für immer geholfen, denn an herzlicher Liebe und Theilnahme für Sie fehlt es mir so wenig wie meinem lieben Mann, und wenn Sie sich daran gewöhnen könnten, uns als Ihre lieben dahin geschiedenen Eltern vertrauend anzunehmen, würden Sie gewiß sehr dadurch erfreuen

Ihre Sie mütterlich liebende Frau v. Kleist.

Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 28. Juni 1838.

Sehr lieber Ranke, womit habe ich alte abgelebte, und an Seele und Leib so mangelhafte Frau es doch nur verdient, daß Sie ohne mich je gesehn zu haben, und vielleicht an hundert Meilen weit von mir entfernt, sich meiner dennoch stets so freundlich und theilnehmend erinnern, und mich schon mehrfach so angenehm überrascht haben? Auf mein Verdienst dabei muß ich freilich gänzlich Verzicht leisten, aber um so inniger fühle ich mich Ihnen mein lieber Ranke, verbunden, und mich zu dem aufrichtigen Geständniß hingezogen, — daß ich Sie für einen sehr guten Menschen halte, Ihnen mit wahrhaft mütterlicher Liebe ergeben bin, und daß es mir eine herzliche Freude gewähren würde, wenn ich Gelegenheit hätte. Ihnen diese meine Gefühle für Sie recht überzeugend an den Tag legen zu können. Ich bin es aber nicht allein, die Sie liebt und hochachtet, denn alle meine Angehörigen wetteifern darin mit mir, was sich bei Eingang Ihres mir so lieben Glückwunsches zu meinem Geburtstage aufs Neue erwies; denn Alles um und neben mir gerieth beim Lesen Ihres Schreibens in die größte Extase, und aus jedem Munde erscholl Ihr Lob. Meine Tochter[590], die gerade zum Besuch hier ist, und die Ihre Briefe stets in eine Art von Begeisterung versetzen, meinte, bei Ihnen und Ihrer Schreibart, wäre man doch gleich im Klaren, und könne mit Bestimmtheit daraus sehen, daß Ihr Heil und Bestreben nur allein nach dem Einen was uns Allen Noth thut, ginge, und daß Sie mit Maria das beste Theil erwählt hätten, etc. etc. — Es ist nur ein Glück, daß bei dieser meiner lieben Tochter die. ersten Blüthen jugendlicher Schönheit von der Hand der Zeit längst verwischt worden sind, und daß sie auch überdem höchst glücklich verheirathet ist, denn sonst würde ich am Ende fürchten müssen, daß eine zu überspannte Neigung für Sie und Ihren Brief-Styl deren Herz erfüllen könnte.

Es ist doch aber recht fatal, daß Sie uns noch immer nicht mit Ihrem Besuche, zu dem uns Hänschen öfter schon Hoffnung gemacht hat, erfreut haben. Nun ist Ihnen Alles aus der hiesigen Gegend fremd und unbekannt, und kann ich Ihnen nichts von hier erzählen, was Sie interessiren würde. Unseres Rechenbergs wunderliche Schicksale werden Ihnen dagegen wohl keine Neuigkeit mehr sein. Seine Ausflucht in die weite Welt sagt mir, offenherzig gesagt, mehr zu als das frühe Bündniß für die Lebenszeit[591]. Aber auch dies kann und möge der Herr zu seinem Heile lenken. Er der Allgütige segne denn auch Sie, mein lieber Ranke, und bleibe mit Ihnen in all Ihrem Thun und Treiben. Lebenslang bin ich Ihre Sie mütterlich liebende

A. v. Kleist.

---

[590] Frau Luitgarde v. Puttkammer, geb. v. Glasenapp, Tochter erster Ehe.

[591] Rechenberg hatte sich in Bonn verlobt und dann eine Stelle als Hauslehrer in Petersburg angenommen.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin 30. Oktober 1838.

Mein lieber Ernst, seit etwa 4 Wochen bin ich aus der lieben Heimath wieder nach Berlin zurückgekehrt, und auch sogleich als Auscultator in volle Thätigkeit getreten. So untergeordnet dieselbe im Ganzen ist, und so wenig erfreulich gerade die drei ersten Monate auf dem Criminalgericht unter den Verbrechern sind, so ist mir dennoch meine Arbeit lieb und werth, denn ich weiß ja wohl, daß man sich des Grabens unterziehn muß, um Schätze zu finden, und das Bewußtsein, Gottes Willen, insofern er sich in der Gerechtigkeit offenbart, soviel als nach unseren irdischen Verhältnissen möglich ist, vollbringen zu helfen, läßt auch das anscheinend Unbedeutende in seiner wahren Größe erkennen und mit herzlicher Liebe ergreifen....

Auch mein diesmaliger Aufenthalt bei den Eltern und meiner Schwester[592] und Schwager sind mir entschieden förderlich gewesen. Da ist wirklich alles irdische Thun von dem einen Gedanken der Noth thut getragen; und doch, welche Weltmenschen können ein so schönes wahrhaft frohes Leben führen wie sie. Nun mein lieber Ernst, Du wirst sie ja auch noch sehn, und bei ihnen leben. Sie wollen mich, recht in vollem Ernst gesagt, kaum mehr ohne Dich in jener Gegend haben, und jedesmal wenn ich hinkomme, sind die ersten Fragen: warum Du nicht bei mir seiest — und die am meisten wiederholten, liebsten Gespräche, wie es doch möglich wäre, Dich einmal in jenes Sibirien zu locken. Ganz besonders lieb hat Dich meine fromme Schwester gewonnen. Sehe ich nun wohl ein, daß Du einem freundlichen Ruf zu jetziger Zeit doch nicht folgen würdest, so schön ich es mir auch gedacht hatte, daß Du über Göttingen zu Weihnachten hier einträfest, und zum 16ten Januar mit nach Kieckow kämest, — so bitte ich desto bestimmter. Dein zweites Examen recht bald und glänzend, wie es sich versteht, zu machen, und dann leichten Fußes hierher zu kommen. Von hier gehen wir zusammen nach Pommern, und muß ich auch zurück hinter die Acten, Du bleibst so lange Du irgend kannst und magst, in rechtem Familienleben, bald bei den Eltern, bald bei der Schwester, gehst mit der letzteren an die schöne majestätische See in ein stilles freundliches Dorf ins Bad. Auch Dein Bruder Leopold billigt einen solchen Plan, und es gilt also nur, ihn recht bald ins Werk zu setzen. Wie viele liebe Seelen giebt es auch sonst noch hier in Berlin, die sich über Deine Ankunft und längeres Verweilen auch hier, so sehr freuen würden. — Komm nur mein Ernst, mit welcher Freude werden sie Dich alle aufnehmen, und mit welcher Liebe werden sie Dich hören. —

Lepsius und ich waren am 10ten September[593] gerade bei meiner Schwester, und mit der zusammen, mit Heinrich, meinem lieben Schwager, ihrer Tochter Johanna[594] und anderen Verwandten, gerade an dem Tage zu einer frommen alten Tante gebeten. Alt und jung haben an dem Tage Deiner gedacht, und Deine Gesundheit getrunken. Mein Mütterchen schickt Dir beifolgendes kleines Täschchen. Es ist unbedeutend, doch mit solch reiner Gesinnung gegeben, wird es Dir gewiß werth sein.

Aber Du wirst neugierig sein, wer sich denn hier in Berlin noch so auf Deine Wiederkehr freut? Oder Du wirst es nicht sein, denn Du weißt es zu gewiß von allen Deinen früheren Bekannten. Nur einige will ich Dir nennen, die es mir selbst ausgesprochen haben, ich muß aber ein wenig länger dazu ausholen. — Zu meiner rechten Freude bin ich bei dem guten Twesten bekannt geworden. Den Donnerstag Abend, am Nachmittage hatte ich durch Helfrich Dein Briefchen erhalten, war ich dort eingeladen. Welche herrliche Gesellschaft fand ich dort. U. A. Deinen Bruder, Lachmann, Eichhorns. Man wußte gar nicht, wo man sich hinwenden sollte, vor lauter Lust; zu den Alten — in deren Rath, wenn auch nur schweigsam zu sitzen, von politischen und gelehrten Dingen jeglicher Wissenschaft mit solcher Tiefe, solcher Klarheit und solchem Nutzen reden zu hören — oder zu den Jungen, der munteren, fröhlichen Schaar der Knaben und Mädchen? — Du weißt ja, wie schwach der Mensch ist, gern activ aufzutreten. Diese Schwäche trug auch hier den Sieg davon. — Als es zu Tische ging, wir junge Welt saßen an einem eigenen Tische, da brachte es der

---

[592] Frau A. v. Kleist-Retzows, geb. v. Borcke, Tochter erster Ehe, Frau Luitgarde v. Puttkammer, geb. v. Glasenapp.

[593] Meines Vaters Geburtstag.

[594] Johanna v. Puttkammer, spätere Fürstin Bismarck.

Zufall, oder der Wahrheit getreuer, meine List dahin, daß ich neben die älteste Eichhorn der jüngeren gegenüber zu sitzen kam, und da habe ich denn einen so wahrhaft vergnügten Abend verlebt, wie ich lange lange nicht zu erdenken vermag. Von Zeit zu Zeit wurden unsere leichten Gespräche durch die Gewichtigkeit der Discussion unterbrochen, die von dem anderen Tische herüberscholl, und Alles war still, horchte aufmerksam zu, zollte Beifall in seinem Kreise oder widersprach, und suchte nun jenen großen Kampf mit seinem Nachbar oder seiner Nachbarin auszukämpfen. Besonders interessant war eine allseitige Opposition gegen Lachmanns Äußerung: unsere Zeit sei faul. Eichhorn vertheidigte mit Feuer und Glück die gegenwärtige Zeit, bedauerte Lachmann wegen einer solchen Lebensansicht. Dein Bruder als Geschichtsprofessor stellte sich über alle Zeiten, wies überhaupt von jeglicher Zeit das Bezeichnungswort „faul" zurück, und gab auch der unsrigen zu den vorigen ihre richtige Stellung, wobei er freilich die gänzliche Unproductivität in der Poesie ihr vorwarf. — Welch ein Leben, welch eine deutsche Tiefe des Gemüths, und welche Gründlichkeit des Wissens! Siehe, ich bin jetzt auch bei Rochow bisweilen des Abends, da sollte im Kreise der Regierer des Staates die Weisheit sitzen, aber einen solchen Abend bei Twesten gegen 10 beim Minister, wenn überhaupt eine Vergleichung zulässig wäre! Man kann sich an einem Gesicht, wie das von Eichhorn, Deinem Bruder, etc. nicht satt sehn, immer wieder wird man angezogen durch die Augen hindurch ins tiefste Innere hineinzuschauen. — Die Herzen aller hiesigen Damen hat sich Dein Bruder besonders seit dem 18ten October d. J. gewonnen. Es hatten sich die angesehensten Familien zur Feier des Tages bei einem frohen Mahle versammelt. Unter vielen bedeutenden Toasten war der von Deinem Bruder „auf die deutschen Frauen" der gefeiertste. Und wenn ich mir nun zurückrufe die Beschreibung der ersten deutschen Frau, die uns in der Geschichte begegnet, der Thusnelda, wie wunderschön uns die von Deinem Bruder geschildert wurde, so finde ichs ganz in der Ordnung, daß Alle von dem Toast Deines Bruders ergriffen sein müssen. — Neben einer solchen deutschen Frau saß ich nun an jenem Abend, mir gegenüber saß eine zweite, doch habe ich mit letzterer eben wegen des Platzes, und auch zufällig vorher bei den Spielen nur wenig sprechen können. Um so lebendiger war meine Unterhaltung mit meiner schönen Nachbarin, und eben diese Nachbarin war es, die sich Deiner noch aufs Freundlichste erinnert, die sogar mit mir auf Dein Wohlergehn recht tüchtig angestoßen hat!

Gleich nach dem Essen ging man zwar nach Hause, allein ich will eben mich allein verfolgen, wie ich noch in der schönen Mondnacht, obschon Mitternacht lange vorüber war, vor meinem Hause auf und ab gegangen bin, will mich verfolgen durch die beiden seitdem verflogenen Tage. Ja ich freue mich jetzt unglaublich über jenen Abend, und in meiner Erinnerung wird er immer schön und freundlich vor mir schweben. Leugnen kann ich es nicht, ich wünschte wohl, bei Eichhorns in deren Haus und Familie sein und öfter sein zu können, aber ich habe mir doch fest vorgenommen, die Burg durchaus nicht mit Gewalt zu erstürmen, sondern den Dingen ihren freien Lauf zu lagen. — Uns erhalte Gott in seiner und dadurch in unserer Liebe.

Dein Hans,

Dein alter treuer lieber Hans.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin 26. August 1839.

.... wärst Du meiner Einladung gefolgt, dann hätten wir Deinen Geburtstag gemeinschaftlich im schönen Pommerlande gefeiert, so muß ich nun allein dahin abreisen. Wenn Du noch kämst! Ich bleibe lange zu Hause. Du bliebst dann noch länger! Doch wozu, — Du kommst und kommst ja doch nicht! — Meine Schwester Luitgarde, die Dir schon immer ein kleines Andenken auch von ihrer Seite zugedacht hat, überschickt Dir in der Kiste einen Lichtschirm, von ihr selbst, ungeachtet ihrer schlechten Augen, mühsam gestickt, wobei ihr dann ihre Tochter Johanna zuletzt geholfen hat. Für einen Studirenden paßt er nicht, denn man sitzt dabei im Dunkeln, folglich ist er für den Herrn Prediger bestimmt, für die Stunden, die er dem ruhigen stillen Nachdenken weihen will. Daß die ganze Einrichtung aber von einer Dame getroffen ist,

wird Dir klar sein. Ich hätte Dir die Stickerei geschickt, die doch allein den Werth hat, das Holz hätte man bei Euch ebensogut dran verfertigt. Jetzt ist es wahrhaft lächerlich, wegen des unbedeutenden Dinges doch eine so ungeheure Kiste abschicken zu müssen. Ich fürchte fast, Du findest ihn aus dem Heuhaufen gar nicht heraus. Gute Nacht mein Ernst.

Dein Hans.

Frau Luitgarde von Puttkammer, geb. v. Glasenapp,
an Ernst Ranke.

Reinfeld 30. Dez. 39.

Die gewisse Ueberzeugung, daß ich für Sie, den theuersten Freund meines geliebten Bruders, recht viel thun und wirken möchte, wenn sich nur freundlich mir eine Gelegenheit dazu eröffnete, verringerte die Blödigkeit, die ich, nachdem ich Ihr liebes Schreiben gelesen, etwas schmerzlich empfand. Sie sagen mir darin so freundliche herzliche Dankesworte für eine Kleinigkeit, deren Besorgung mir wirklich nur kleine Mühe gemacht hat, (vielmehr ist mir die Arbeit des für Sie bestimmten Lichtschirms sehr angenehm gewesen), daß ich nun bei dem Empfange des Dankes dafür, etwas bestürzt wurde, den man doch nach dem innewohnenden Stolze immer gern verdienen will. Diesem nicht edlen Gefühle möchte ich nun nicht gern folgen, und nehme Ihre innige Erkenntlichkeit, die ich durchaus nicht verdiene, mit demüthigem und warmen Danke an. Es liegt ja auch durchaus nichts daran, ob man es mit großen Opfern und Thaten beweiset, daß man von ganzem Herzen Achtung dem zollt, der sie mit Recht von uns fordern kann. Auch ohne persönliche Bekanntschaft empfindet sich das, nicht in gesuchten Beweisen, in ein paar herzlichen Worten. Sie mein lieber Ranke gehören nicht mehr zu den mir Unbekannten, ich glaube, Sie ganz durch die Schilderung meines geliebten Bruders zu kennen, und trauen Sie der Versicherung einer alternden aufrichtigen Frau, daß ich täglich Ihrer mit dem innigsten Gefühl einer wahren Dankbarkeit gedenke. Sie sind das Werkzeug in der Hand unseres Gottes gewesen, durch den unser lieber Hans auf dem Weg des allein Guten erhalten und befestigt ist. Gott erhalte Sie, ihn und mich darauf! — Es ist ein guter Weg, wiewohl schmal bedrängt und oft mit Dornen belegt; doch kann man an der Hand des sichern und unsichtbaren Geleitsmannes nie verzagen, sondern muß, wenn man die Dornen auch schmerzlich empfindet, in froher Zuversicht: Je länger, je lieber, ausrufen. Ihr beiden jungen Freunde habt gewiß schon die Wahrheit dieses Ausrufes erfahren, der sich in Denen, die Gottes Wege wandeln, zu einem harmonischen Lobe seiner Allmacht und Gnade bildet. Gelobet sei Gottes heiliger Name, der durch seine Friede bringende Gnadenwirkung in der menschlichen Seele, des Lebens Mühen und Angst erträglich und leicht macht.

Für das schöne Buch und Büchlein danken wir sehr. Nicht für Prediger allein ist es schön, wie die lieben Ihrigen meinten. Es soll auch die Laien erbauen und erfreuen! Wir lesen hier jetzt das interessante Werk Ihres Herrn Bruders: Das Leben der römischen Päbste. Es findet hier allgemeine Anerkennung, und wird mit Begierde gelesen. Mir sagt es ganz besonders zu. Der darin wohnende unparteiische still betrachtende Geist wirkt wohlthätig auf den Leser, da man denselben bei vielen Geschichtsforschern vermißt, die beinah immer einen zu bittern Stachel gegen die Päbste führen, und also der Wahrheit doch nicht so treu sind wie Ihr Bruder. Wie glücklich sind Sie, Brüder zu haben, die nur das Gute wollen! —

Mein Mann und Tochter wünschen mit mir Ihnen ein frohes Neujahr! Gott segne Sie in Ihrem Amte.

Littegarde Puttkammer.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin 12. Januar 1841.

Mein treuer, herzlich lieber Ernst!

Gott gebührt der Dank, und Du bringst ihn ihm gewiß mit mir freudig dar, daß ich Dir einmal wieder mit recht leichtem, frohem Herzen, mit dem alten, festen Vertrauen und zuversichtlichen Muth schreiben kann. Es sind wieder Monate verflossen, seit Du die letzte Nachricht von mir erhalten hast, in den mannigfachsten Verhältnissen des Lebens bin ich seitdem umhergeworfen, ich habe gekämpft halb zum Spiel als Landwehrofficier bei dem Manoeuvre in Pommern, dann mit allem Ernst in meinem zweiten Examen, — und während dieser Kämpfe den einen großen, nie endenden Kampf um wahres Leben oder ewigen Tod. Gott sei aus voller Seele Dank, der uns endlich den Sieg giebt durch den Glauben an Christum! Habe ich auch während der ganzen Zeit nicht an Dich geschrieben, meine Liebe ist noch immer die alte, sie kann ja nicht aufhören, sie muß vielmehr wachsen in jenem Kampf, — solange der Grund nicht aufhört, auf dem sie ruht, solange der grade durch Kampf und Streit immer fester und unzerstörbarer wird. Darum freue ich mich auch in recht aufrichtiger, herzlicher Freude, Dir gegenwärtig so froh schreiben zu können, ich glaube immer noch, daß nach meinen Eltern und Geschwistern keiner so redlichen, brüderlichen Antheil an meinem leiblichen, mehr aber noch geistigem Wohlergehen nimmt wie Du.

Während deß ist hier in Berlin die bewegte Zeit der Huldigung gewesen. Du wirst sie gewiß mit vollem Interesse verfolgt, des Königs Reden und Benehmen in den Zeitungen gelesen haben, — und doch ist das Lesen gar nichts gegen das gesprochene Wort, so unmittelbar aus dem Herzen ins tiefste Herz dringend. Ich war mitten unter den vielen Tausenden, unmittelbar unterhalb des Thrones des Königs, habe jedes Wort, jede Bewegung der Stimme vernommen — und ich wüßte kaum einen Moment meines Lebens, der mich so ergriffen, so erhoben hätte. So fühlten damals alle, und gegenwärtig nach so wenig Monaten sollte es so ganz anders sein? Wo man hinhört, unterhält man sich über Pasquille, die hier oder da gegen den König gemacht, über Aeußerungen des Mißfallens und Mißbehagens, die laut geworden sein sollen, — bewitzelt und bespöttelt man Anordnungen, die der König getroffen, Absichten ja Gedanken, die er haben soll!! — Schon am Tage der Huldigung fragte ich mich, ob denn ein solcher Enthusiasmus bleibend sein werde, — schon damals hielt ich es insofern für unmöglich, als man ja aus der Geschichte weiß, wie leicht namentlich eine durch eine Rede hervorgerufene Begeisterung in Rauch aufgeht, — schon da fürchtete ich, daß grade je größer sie war, desto eher eine Abspannung eintreten werde. Aber schon da hoffte ich auch, und ich bin es jetzt noch ebenso gewiß, daß sie dennoch bleibend, in Wahrheit bleibend sein wird, weil sie sich wieder erzeugen und falls sie wieder schwinden sollte, immer von neuem wieder erzeugen muß, so lange ihr eigentlicher Grund, — nicht die eine, verhallende Rede des Königs, sondern sein bestimmter auf alles Gute gerichteter Wille, die große ihm von Gott verliehene geistige Kraft, die begeisterte, aufopfernde Liebe für sein Volk — und vor Allem sein wahrhaft gottergebener, christlicher Sinn — so lange diese dauern. — Es ist auch mit allen jenen eben angeführten betrübenden Erscheinungen nicht so schlimm gemeint. Es gehört gegenwärtig einmal zu diesem abscheulichen „guten Ton", dergleichen zu wissen, zu erzählen, — da wird denn vergrößert, erfunden und dann umhergetragen nach Herzenslust, — das kann schon über Nacht grade umgekehrt sein, — und wird es jedesfalls bald werden, sobald man sieht, wie wahrhaft der König in jeder Beziehung ist, wie lieb, wie gut. — Was ist denn aber der Grund zu jenen Aeußerungen? hauptsächlich, ja wohl allein, die Religiosität des Königs. Es ist wahr, er ist ein frommer, ein christlicher König, wer aber nur im entferntsten glauben kann, er werde die Gewissen zwingen wollen, wer auch nur fürchtet, er erkenne nicht wie irgend einer die christliche Freiheit an, der kennt ihn gar nicht, und wenn er gar diese Befürchtungen als entschiedene, anerkannte Dinge behauptet, der ist unredlich und unwahr. Da fabelte man von Wöllnerschen Religionsedicten, von Kirchen- und Abendmahlszwang, wer weiß wovon, — vor einigen Tagen ist dem endlich in der Staatszeitung widersprochen, und es hat das schon darum einen so guten Eindruck hervorgerufen, da man daraus sieht, wie dem König daran liegt, die öffentliche Meinung, um das Ding so zu nennen, zu berichtigen — was sonst wohl nie geschah. — Nichts hat man als einige Ernennungen solcher Leute, die man einmal spottweise Pietisten nennt. Ach ich wollte man wäre der Klugheit wegen darin vorsichtiger gewesen, — aber noch niemand hat grade den Angestellten die Fähigkeit zu ihren

Ämtern abgesprochen, darauf kommts denen auch nicht an, die ihrerseits grade die sog. Pietisten immer anklagen, daß sie verdammten ohne zu prüfen. „Er ist Pietist," und damit ist alle Prüfung übrig. Ja es wird komisch, wie Leute, die vielleicht Jahre lang keine Kirche besucht haben, weil man sonst etwas gegen sie hat, als Pietisten verschrieen werden, und sich als solche geißeln lassen müssen, die sie selbst verachten und verspotten. — Auch sind wenigstens ebensoviel Ernennungen erfolgt, von denen man bestimmt weiß, sie gehören entschieden nicht zu dieser religiösen Richtung. Der Sturm brach bei der Ernennung von Hassenpflug los und machte sich zunächst durch eine Parodie auf das bekannte Rheinlied von Becker Bahn, die begann: „wir wollen ihn nicht haben, der Hessen Hassenpflug, obschon die Schaar der Raaben, zum Adlernest ihn trug" pp. Auch ich wünschte, man habe ihn nicht angestellt, weil man allerdings mit Anstellungen von Ausländern besonders vorsichtig sein muß, zumal seine religiöse einmal so leicht Anstoß erregende Richtung bekannt war. Dazu haben wir grade solchen ungeheuern Ueberfluß von Juristen, die sehnlichst auf Anstellung und Verbesserung ihrer Stellen hoffen. Wenigstens hätte ihm der König nicht mehr geben sollen als die andern jüngern Räthe beim Obertribunal haben (2000 R?, er bekommt aus des Königs Chatoulle 1000 R? Zulage). Das verletzt diese, die so viele Jahre sich gequält haben, bis sie dahin kamen, die so manches Jahr als Assessoren unentgeldlich arbeiten mußten. Wohl hat Hassenflug so lange Zeit viel höheres Gehalt bezogen, — aber das wäre recht christlich gewesen, sich nun grade einzuschränken, und fertig zu werden mit 2000 wie seine Collegen es müssen. — Sodann hätte der König dabei den Justizminister nach meiner Ansicht doch hören sollen. Er konnte dann thun was er wollte, dafür ist er König, er hätte ihn vielleicht aber nicht angestellt, wenn ihm Mühler ehrlich und treu die Schwierigkeiten auseinandergesetzt hätte, — es würde in die öffentliche Bekanntmachung sich nicht ein offenbarer Fehler eingeschlichen haben, wenn die Ernennung durchs Justizministerium und nicht unmittelbar aus dem Cabinet geschehen wäre. Es hieß: „zum vortragenden Rath b. Obertribunal", dergleichen giebt es dort speciell gar nicht, oder besser, sie tragen alle vor, es gehört so wesentlich zum Rath an einem Gerichtshofe, daß keiner ohne dies Prädicat zu denken ist. — Alle andern Gründe sind aber entweder unhaltbar, oder gar ganz lügenhaft. — „Ueberhaupt keine Ausländer" dann also auch nicht die Grimms, Savigny — die franz. oder Pfälzer Colonisten, denen wir die ersten Anfänge unserer Industrie verdanken, keinen Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Berndorf, ich glaube selbst Stein. — „Er kenne das Preuß. Recht gar nicht, habe wenigstens erst das dritte Examen machen müssen." Er war aber ursprünglich Rath am obersten Gerichtshofe in Kassel, ein Jurist, der einmal vollständig ein Recht kennt, findet sich sehr leicht in jedes andere. — „Er sei aus Kassel verjagt, weil er das dortige Staatsgrundgesetz mit Füßen getreten." Er wurde dessen angeklagt von den Ständen, aber vom Gericht völlig freigesprochen, er wurde nachher vom Kurprinzen verjagt, den er vorher so unerschrocken in den Kammern vertheidigt hatte, weil er — so hieß es damals schon allgemein, dessen Anträge wegen seiner Maitressen nicht willfahren, der Schaumburg nicht huldigen wollte, — vielmehr ein armes Mädchen heirathete. — Weswegen er aus Luxemburg fortgekommen, ist mir noch unklar, daß er von den Luxemburgern nicht grade geliebt worden, scheint allerdings richtig, vielfach behauptet man aber, und so ists also auch gewiß dem König dargestellt, „weil er eine ständische Kasse gegen des Königs Angriffe vertheidigt habe". — So erschien er dem König, dabei ohne alles Vermögen — ist es ein solches Verbrechen, ihm eine Zufluchtsstelle zu eröffnen? — Aber er ist Pietist! — Auch Stahl erregt bei jenen Anstoß. Von v. Savigny besonders empfohlen, soll doch auch grade der König selbst für ihn eine große Vorliebe gehabt haben. Gleich in der ersten Stunde, und wie man freilich ziemlich allgemein zugiebt, auf nicht ganz passende Weise erklärte er den Hegelianern den Krieg. Sofort hatte er die ganze Rotte derselben gegen sich, die durch Pochen und Scharren seine Collegia fortwährend unterbrachen. Jetzt hat er sich glücklich durchgekämpft, aber freilich seine Zuhörer sind von gegen 200 bis auf etwa 60 geschmolzen. —

Ein anderer, allerdings nicht ganz unrichtiger, aber grade viel weniger geltend gemachter Grund als der falsche des Pietismus, ist des Königs Liebe frühern Zuständen wieder Leben zu geben, nicht als ob er Todtengerippe als solche wieder erstehen lassen wollte, er hofft aber grade durch zeitgemäße Belebung und Weiterbildung derselben viel Heilsames zu stiften. Wie leicht ist da der Irrthum, — ich wenigstens habe nicht diesen Glauben — und ich bin auch der festen Ueberzeugung, der König wird die Unmöglichkeit bald erkennen. Wer irrt aber nicht, — und grade er wird, sobald er dem Irrthum erkennt, gewiß aufs willigste bereit sein, diese Idee aufzugeben. Es ist ja nicht eine so leichte Sache, zu regieren, — traurige Erfahrungen

giebts überall, wie sollte es zugehn, wenn sie nicht grade da am schmerzhaftesten wären. Welcher Mensch ist es im Stande, ohne sich Weisheit von dem obersten Herrn zu holen, der allein im Regiments sitzt, — und unser König thut es, der bittet täglich darum, wie könnte Gott sie ihm versagen, der jede Bitte, zumal eine solche so gern erhört. — Du wirst mir gewiß darüber nicht böse sein, daß ich so ausführlich hierüber war. Das ganze Berliner Dichten und Denken — von allen Seiten bewegt sich gegenwärtig in diesen Zuständen. Du bist ja ein Preuße. Es haben diese Zustände ja aber noch ein viel weitergehendes, ein allgemein christliches Interesse — wie sollte Dir eine so ausführliche Schilderung und Abwägung nicht lieb sein, — siehst Du dadurch doch zugleich auch in mein Inneres, denn Du siehst, mit welchem Auge ich sie betrachte.

Dein alter, treuer Hans.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Frankfurt a/O. 6. Juni 41.

Mein herzlich geliebter Ranke, wie Du aus der Ueberschrift ersiehst, bin ich endlich in Frkfrt. angelangt und fühle mich nach 4 Wochen schon hier ganz heimisch. Die Ruhe des heutigen schönen Sonntag Nachmittags will ich zum Gespräch mit Dir verwenden, ich denke mir, daß Du in der friedlichen Zurückgezogenheit nach vollendetem Gottesdienst auch meiner in der alten Liebe gedenkst, und da ich weiß, daß Du mich vor Gott auf dem Herzen trägst, so bin ich auch des Segens eines solchen Andenkens gewiß, und will Dir meine Dankbarkeit dafür auch dadurch beweisen, daß ich grade an einem Sonntage an Dich schreibe, ... Ich weiß wohl wie Du mir einst im Thiergarten bei einem unsrer Nachmittagsspaziergänge die Zweckmäßigkeit oder die Nothwendigkeit des Sonntags ganz hast absprechen wollen. — Du wirst aber in der Rücksicht, namentlich seitdem Du Pfarrer bist, und den Sonntagssegen an andern und auch an Dir selbst doppelt verspüren mußt, gewiß andrer Ansicht geworden sein. Mir erscheinen sie gegenwärtig wie die grünen wasserreichen Inseln mitten in der Wüste. Was bringt schon der Glaube für Früchte, so geringfügig er auch sein mag: daß Gott wohl an den andern Tagen soviel mehr Kraft geben könne und werde, um das bischen früherer Sonntagsarbeit zu übertragen. Das Leben von Wilberforce (von Uhden herausgegeben und von Neander bevorwortet) rief diese Sehnsucht nach dem Sonntagsglück, was jenem zutheil geworden war, zuerst in mir hervor, aber in Berlin war es nicht die Arbeit, die mich störte — viel schlimmer, gleich nach der Kirche eine Reihe von Morgen - Visiten, dann ein Mittagessen, so lang hinausgezogen, daß man vielleicht schon eine Droschke zu Hülfe nehmen mußte, um nur zur rechten Zeit in eine Abendgesellschaft zu kommen. Das ist hier glücklicherweise ganz anders, wo nur hin und wieder eine Gesellschaft an ihm gegeben wird, oder ein kurzer Besuch an ihm abzumachen ist .... Meine Schwester hat Dich ganz besonders in ihr Herz geschlossen und läßt Dich freundlich grüßen in Deinem Buchau. Sie wünscht sehnlich Dich einmal zu sehn, wozu nun freilich wohl jede Hoffnung geschwunden ist — und will immer Briefe von Dir zu lesen haben. Meinen Eltern aber könntest Du den größten Dienst dadurch leisten, wenn Du Deinen Bruder bewögst, seine Predigten, oder Hornung, seine Betstudien fortzusetzen. Es ist zum Vorlesen für die Leute des Sonnabends und Sonntags Abends gar nichts recht Passendes und zugleich Kurzes zu entdecken, — ich glaube, daß beide Bücher dort schon zum viertenmale durchgelesen sind. Von Deinem Bruder ist es zwar bei seiner neuen Stellung schwer zu erwarten, aber warum setzt Hornung die Betrachtungen nicht fort? Der Umgang Gerlachs wird, hoffe ich, von großem heilsamen Einfluß auf mich sein. Er ist auch als Präsident ganz ausgezeichnet und gegen mich gleich so theilnehmend und herzlich gewesen, als wären wir alte Bekannte, oder er mir gar aufs nächste verwandt . . . . Nächstens ein Mehreres. Für jetzt lebe recht herzlich wohl. Gott sei mit Dir. Schreibe recht bald Deinem Dir aufs Treuste ergebenen alten

Kleist.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Buchau 13. Juni 1841.

Mein lieber Kleist!

Heut früh also hast Du mir eine große Freude bereitet, durch Deinen Brief vom 6ten h., dem ersten aus Frankfurt a. O. Denn wie ich eben aus der Kirche kam und unten im Flur stand, da brachte meine Magd den Brief und ich erkannte ihn gleich und freute mich außerordentlich darüber.

So bist Du also in Frankf. a. d. O.; was ist das für ein berühmter Ort für mich! beinahe der allerberühmteste, von klein auf. Denn Du mußt wissen, wie ich ein Junge von 6, 7, 8 Jahren war, und eben anfing, ein menschliches Bewußtsein zu bekommen, da hieß es immer: Bruder Leopold ist in Frankfurt a. d. O.! Das war ein großes Wort für mich! Denn wenn nun Weihnachten kam oder ein Geburtstag der seligen Eltern, dann kamen immer Briefe aus Frankf. a. d. O., und für mich Geschenke dazu, davon eines, Kupfer zur deutschen Geschichte, immer noch mit mein liebstes Buch ist, was ich auch noch sehr häufig ansehe und daraus lerne und lehre. So erschien auch das erste Buch meines Bruders Leopold, Geschichte der german. und roman. Völker, und, Zur Kritik der ital. Geschichtsschreiber etc. noch während der Zeit, da er in Frankf. a. d. O. war, und Du kannst Dir kaum denken, welcher Jubel bei meinen seligen Eltern entstand, namentlich beim Vater, als das köstlich in rothen Saffian gebundene und goldige Buch, eigentlich zwei, ankam, gerade zum Weihnachtsheiligenabend, wo ohnehin viel Freude in jedem Hause ist. Auch ein Joujou habe ich aus Frkf. bekommen, braun polirt mit gelber[595] seidner Schnur, was noch in Erfurt liegen muß, auch noch gewiß sehr schön. Und noch vieler Dinge wegen ist mir Frkf. sehr werth: unter andern wohnt ein guter Freund meines Bruders Leopold dort, Heidler, Oberlehrer am dortigen Gymnasium, dessen Programm über die Anfänge des christl. Kirchenliedes ich Dir in Berlin gezeigt habe; er ist ein sehr wackerer Mann, nur kenne ich ihn nicht von Person, sondern nur durch meinen Bruder. Nun ists also recht schön, daß Du auch dahin gegangen bist! Thu nur dort rechte Thaten, die solcher Berühmtheit würdig sind.

Das ist mir freilich recht lieb, daß Du in Fr. nicht soviel Bekanntschaften anknüpfen willst, wie in B., wo Dir die Bekanntschaften nicht wenig geschadet haben. Von einer schreibst Du mir, und zwar einer sehr hohen und vortrefflichen; dazu wünsche ich Dir recht von Herzen Glück! aber zu gleicher Zeit erlaube mir, daß ich Dich freundlichst ermahne: laß Dir daran genügen! Suche keine neuen! Du wirst schon mehr bekommen, sie werden sich von selbst finden, Du wirst nicht alle, die sich Dir darbieten, abweisen können, aber ich bitte Dich, wie ich Dir schon damals nach Berlin geschrieben habe: suche keine neuen. Die Bekanntschaften in neuerer Zeit haben durchaus etwas Tödtendes! Du wirst das selbst in Berlin gefunden, an Dir erfahren haben. Soviel tausend gute Augenblicke werden dadurch für die Arbeit, welche doch das eigentliche Leben ist, (ich rechne unter Arbeit auch die Uebungen der Gottseligkeit), hinweggenommen, und nicht nur zum Fenster hinausgeworfen, sondern an ihre Stelle treten tausend und abertausend falsche Dinge, die wiederum zum Fenster hereingeworfen werden, zerstreuen, schwächen, vieles tobten. Sei brav, lieber Sohn, und folge mir hübsch! Ich bin ein guter Lehrer in den Dingen, weil ich bei meinen ungleich wenigeren Bekanntschaften Erfahrungen gesammelt und sie mir zu Herzen genommen habe. Der Mensch bleibt auch viel wahrhaftiger, wenn er mehr für sich ist, er wird viel tüchtiger in allen Stücken. Viele, viele andere Rücksichten, z. B. die Unterstützungen Deiner lieben Eltern, deren Du ja wohl noch bedarfst, ganz unberücksichtigt.

Was Du mir von Deinen Sonntagsbeschäftigungen sagst, ist recht löblich und schön. Von meiner Berliner Äußerung, daß man auch am Sonntag arbeiten müßte, sag, hast Du Dir da nicht eine Vorstellung gemacht, wie ich nicht wollte? Ich habe doch wohl damals gemeint, alle Tage sollten Sonntag sein bei einem Christenmenschen, dieweil das das rechte Fest eines Christen ist, zu sein und zu arbeiten als in des Herrn Gegenwart, allezeit. Danach kommt nun freilich heraus, daß ein Sonntag gerade nichts besonderes vor einem Werktage voraushat. Denn daß ich etwa am Sonntag vorzüglich in des Herrn Gegenwart sein und

[595] Ein grober Irrthum des Briefstellers; es ist eine grüne Schnur. Man sieht daraus, wie unglaubwürdig der ganze Bericht. (Scherzhafte Anmerkung des Briefschreibers E. R.)

arbeiten sollte, kann nicht gesagt werden, weil hier überhaupt kein Gradverhältniß Statt findet, sondern es hier heißt: entweder, oder; entweder mit ihm, oder ohne ihn. Ein ganz anderes ist es, welche Arbeiten für den Sonntag gehören, und welche nicht; dieß aber wird sich nach der Beschäftigung richten, welche für den Sonntag bestimmt ist: nämlich „wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen". Das ist die in der Christenheit nach apostolischem Vorgang bestimmte Beschäftigung: und damit sie wohl von Statten gehn, dazu müssen wir den ganzen Tag wohl einrichten. Also z. B. eine Tabelle zu fertigen über Impfscheine und dergleichen, oder über eingegangene Pachtgelder — nun und nimmermehr Solches! wenigstens nicht ohne dringende Noth. Aber was dem Worte dient, wenn ich's treibe, dann auch ordentlich getrieben! Das habe ich damit gemeint, mein Lieber, oder meine es wenigstens jetzt — denn ach wie viel Thörichtes hat man doch hie und da gemeint, wenn man zurückdenkt! Fi donc! — lieber Hans, Du bist auch mit inbegriffen, sammt mir. Ists nicht also?

Jetzt adieu, mein Lieber! Grüße mir Deine lieben Eltern und Verwandten alle aufs Herzlichste! Du meinst, wir könnten sie nicht zusammen einmal sehn? Wenns Gottes freundlicher Wille ist, warum nicht? In einigen wenigen Jahren kann ich (denn an Zeit und Geld liegts) auf der Eisenbahn von hier (vom nahen Culmbach aus) nach Leipzig, von da nach Berlin, von Berlin nach Stettin, dahin bist Du unterdeß von Frkf. aus gekommen, und von da ists ja nicht mehr weit. Nicht wahr? Darauf grüße sie doch herzlich!

In treuer Liebe Dein E.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kiekow 7. August 45.

Mein alter treuer herzlich geliebter Ernst, soeben habe ich Deinen letzten köstlichen Brief gelesen, und Du irrst Dich nicht, wenn Du voraussetzt, daß er noch dasselbe Herz, dieselbe unwandelbare treue Liebe zu Dir finden werde. Sie wurzelt im Glauben, und darum kann sie nicht abnehmen, so gewiß es ist, daß der Herr nach seiner Verheißung mich nicht aus seiner Hand lassen will. Wäre es möglich gewesen, daß sie hätte erkalten können, Deine treue innige Liebe hätte sie wieder erwärmen und stärken müssen. Alle, alle Deine lieben Briefe erhalten zu haben, muß ich bekennen, aber mir war auch das Herz schon so schwer, daß ich jetzt keinen Augenblick ruhen will, bis ich es Dir ganz ausgeschüttet, und dann Verzeihung erhalten habe.

Bald nachdem ich Dir von Berlin aus geschrieben hatte, bestätigte mich der König als Landrath, und voll der schönsten Hoffnungen kehrte ich in meine Heimath in die Arme meiner alten Mutter zurück .... Das mir von Gott anvertraute Amt ist gar köstlich und schön. Unabhängig nach oben, gegen die Regierung, wie gegen die Kreiseinsassen nach unten, bringt es mich allenthalben mit diesen in lebendige Berührung, und ruht allein auf meiner Verantwortung. Mehr durch meine Persönlichkeit wie durch die Handhabung der Gesetze kann und muß ich in ihm wirken. Es giebt darin vielfach freilich kleinliche Dinge, die ich zu ordnen oder zu schlichten habe, und schwerlich wird irgend ein Landrath als solcher in Deines Bruders Geschichtsbüchern einen Platz finden, — aber desto mehr Gelegenheit hat er zur Treue im Kleinen und desto gesegneter kann sein Andenken noch nach Generationen sein .... Noch hat der Landrath eine Autorität, die mich oft selbst erschreckt. Wenn man den Kindern erzählt: der Pabst dürfe nicht heirathen, dann fragen sie: ob es der Landrath ihm verboten habe? „Wenn Sie es wünschen, Herr Landrath, so thun es unsere Ortschaften gleich," antwortete mir neulich eine Anzahl Schulzen, als ich von ihnen zum Wohl des Kreises keine geringe Last forderte. Da wird es recht schwer, strenge sein zu müssen, und doch bin ich sehr strenge, ich weiß von der Schule und vom Militär, daß man diejenigen Lehrer und Rittmeister später am meisten lieb hat, die ernst, und wenn es nöthig ist, selbst streng waren. Ich habe das Gesetz und seinen Ernst aufrecht zu erhalten. Aber ich muß mich wahren, dass ich dabei nicht in ein kaltes despotisches Wesen gerathe, daß die Liebe und Barmherzigkeit im Herzen Platz behält, und auch allein das Schwert führt ....

Gott hat mir noch kein liebes Weib gegeben wie Dir, vielleicht gerade weil ich mir einbilde, daß ich dann

besonders glücklich sein, und dasselbe dann auch besonders glücklich machen werde, und doch habe ich eine ganze Familie. Mein altes liebes Mütterchen ist der Mittelpunkt und Kern des Hauses .... Kleist erzählt dann weiter von dem schönen christlichen Familienleben in seinem Hause, der Thätigkeit in seinem Amte, u. s. w. und fährt dann fort: So hast Du ein Bild meiner Beschäftigung. Ich wünschte meine Zeit verdreifacht, oder doch meine Sorgfalt, um die gegebene ganz auszukaufen. Zum Lesen, das mir hier im Lande an der Grenze der Civilisation doppelt nöthig wäre, komme ich fast gar nicht. Ich lebe sozusagen immer von der Hand in den Mund und beneide Dich, wenn Du von Arbeiten sprichst, die in etwa Jahresfrist fertig sein sollen. In der kurzen Frist von 8 Tagen werden von uns weisen Leuten Berichte darüber gefordert, wie man die Welt, oder doch ganz Preußen, beglücken soll. Alle Noth soll mit einem Federstrich geendet, alle Thränen mit Papier getrocknet werden u. s. w.

.. . Lieber Ranke, daß Du mich zum Taufzeugen Deines Töchterchens bestimmt hast, war mir eine herzliche Freude, und darum danke ich Dir es auch von ganzem Herzen .... Küsset sie recht herzhaft von mir, — bald thue ich es vielleicht selbst .... Laßt mich mein Schweigen nicht entgelten. Ich bleibe doch unverändert Euer, Euch bis in den Tod getreuer alter

Hans Kleist.

Frau von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kiekow 7. Aug. 1845.

Mein lieber Sohn Ernst, alt, abgelebt, und dem Grabe wohl nicht mehr fern, gebe ich Ihnen hiermit die aufrichtige Versicherung, daß ich Sie bis zum letzten Hauch mütterlich und dankbar lieben werde, als den größten Wohlthäter meines Hans, denn nur durch Sie hat er den Anfang zu seinem christlichen Glauben gemacht, in dem doch allein alles Wohl für uns beruht. Gott segne Sie und die theueren Ihrigen dafür tausendfältig und lasse es Ihnen wohlgehn in dieser und jener Welt, dort hoffe ich Sie einst zu finden, und Ihnen meinen Dank und Liebe besser auszudrücken.

A. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 15ten Decbr. 45.

Mein herzlich geliebter Ranke!

So lang mein neulicher Brief auch bereits ausfiel, so mancherlei behielt ich doch noch auf dem Herzen oder in der Feder, was ich Dir gern mitgetheilt oder anvertraut hätte. Es treibt mich nun. Dich zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste wenigstens durch meine herzlichsten Grüße zu erfreuen, und Dir dadurch zu zeigen, wie ich fortwährend eine recht innige Gemeinschaft im Geiste mit Dir erhalte, wie ich den besten Willen habe, meine großen Verschuldungen im brieflichen Verkehre wieder gut zu machen. Du wolltest von meiner Persönlichkeit wissen, um Dir mein Bild auch in der gegenwärtigen Zeit vorstellen zu können, — und gerade davon habe ich Dir gar nichts geschrieben. Es wird mir aber auch nicht leicht werden. Dir ein so faßliches Gemälde davon zu geben. Du gehörtest schon in Schul-Pforta zu Oldendorps vorzüglichern Talenten, in meinem Abgangszeugnisse steht: ich hätte mir wohl im Zeichnen und Malen Mühe gegeben — aber ohne Erfolg — und es hätte das vielleicht noch bei mancher andern Kunst oder Wissenschaft stehen sollen. Die ganze Staffage hier ist Dir unbekannt, wieviel leichter würdest Du Dir von meinem Leben und auch von meiner ganzen Persönlichkeit eine Vorstellung machen können, wenn Du die Oertlichkeit und die mithandelnden Personen wenigstens zum Theil kenntest. Du hast Dich bis in diese Gegenden nie gewagt, in denen nach den neuesten desfallsigen Untersuchungen die ganze Flora der höchsten Alpengegenden sich

wiederfindet, — und die zumal in dieser Zeit und bei dem heutigen greulichen Unwetter von umhergewirbeltem Schnee in der That nicht viel Unähnlichkeit mit Sibirien haben mag. Die sächsischen Geistlichen und Hauslehrer, die wir noch immer, und großenteils zu vielem Segen hier haben, wissen nicht genug über unsere rauhe Luft zu klagen. Die Verhältnisse, in denen ich lebe, sind auch von unglaublich mannigfacher Art. Von der Tafel des Königs, dem ich als Landrath und Landstand aufwarte, bis zu den Kartoffel-Schüsseln des Bauern, bei welchem ich irgend eine Pfändungsklage zu untersuchen habe und der sich sehr gekränkt fühlen würde, wenn ich nach deren Beendigung das mir mit vieler Liebe bereitete einfache Mahl nicht mit ihm genießen und auch wieder nach der Stadt zurückfahren wollte. Einmal muß ich einen Kreistag von einigen 50 Rittergutsbesitzern und Bürgermeistern leiten, bald darauf wate ich bis an die Kniee durch Wiesen und Brüche, um die Berieselung der ersteren, die Abgrabung und Cultivirung der letztem zu besehen.

Danach ist dann auch mein Kleid sehr verschieden, der einfachen schwarzen Farbe kann ich mich nur selten erfreuen, und dann ist es der ebenso unzweckmäßige wie unschöne sg. Leib- eigentlich Hintertheils-Rock, der sie trägt. Selten nur zieren mich, — und hoffentlich nie ziere ich mich darin, — die mit meinen Würden verbundenen, sehr geschmackvollen Uniformen: weiße Unterbeinkleider von Tuch, ein blauer Leibrock (die alte Preußische Farbe) mit goldener Stickerei und Epauletts, einmal mit weißen, einmal mit rothen Aufschlägen und Kragen. Ein dreieckiger Hut ohne Federbusch erinnert ein Preußisches Auge gar leicht an Polizei-Commissäre, — wie mein Kreis-Executor sich neulich von mir eine Beihilfe zu einem solchen erbat, damit die Jungen schon vor ihm liefen, wenn er in ein Dorf trete. — Sonst trage ich meist einen bräunlichen, dunkeln, kurzen Oberrock, gegenwärtig eine Mütze von schwarzem Tuch, die den Namen à la Rouge führt. Du wirst nicht meinen, daß es auf seine heimliche Verehrung abgesehen sei. Sie hat überdies mehr Annehmliches für die äußeren Sinne als reellen Werth, denn ich bemerke zu meinem Erschrecken, daß bei der jetzigen ungünstigen Witterung sich aller Regen und alle Schloßen daraus sammeln und mir dann mit einemal, wenn das Maaß voll ist und überzufließen anfängt, in mein Genicke fahren, um mich häßlich zu necken. Hier zu Hause sieht man mich viel mit hohen Wasserstiefeln. Meist bin ich — (jetzt im Winter in Pelze gehüllt) unterwegs, weil es allenthalben persönlich zu sehen und zu entscheiden gilt. Das ist wohl oft recht unangenehm und selbst ungeachtet jener warmen Umhüllungen frieren ich und mein Kutscher nicht selten recht tüchtig. Vielleicht wirken jene vielen Reisen dahin, daß ich immer mehr und mehr mich hier wie in der Fremde und auf der Reife in meine liebe, wahre Heimath fühle. Manchmal ja, aber mein Grundton ist diese ernste, heilige Sehnsucht nach dem Vaterlande im Himmel, nach der Stätte, die Christus auch mir bereitet hat, doch noch lange nicht. Liebt ihn auch meine Seele als den schönsten unter den Menschenkindern, dessen Lippen holdselig, dessen Herz voller aufopfernder Liebe ist gegen seine Brüder, — verehrt sie in ihm auch und betet sie ihn an als den Sohn des Vaters voller Gnade und Wahrheit, — so hat sie doch noch so manchen dunkeln Winkel, so manche finstere Stunde, wo die Lust der Welt die Herrschaft zu erhalten strebt, und wo es noch gar furchtbare Kämpfe giebt. Aergert Dich aber Dein rechtes Auge, so reiße es aus! Lieber Ernst, ich habe Dein klein, lieb Töchterchen Deiner Bitte gemäß Gott mehrfach, ja fast täglich im Gebete empfohlen. Der Apostel selbst auch sagt: betet für einander. Siehe, das laß Deine Weihnachtsgabe für mich sein, daß Du recht für mich und namentlich wegen meiner Hauptsünden mit Gott im Gebete ringst, auf daß sie mit diesem Feste dem Herrn ganz Platz machen. Mein Gesicht ist wohl im allgemeinen dasselbe geblieben. Ich muß natürlich älter geworden sein, doch durch die gesundere Lebensart und die viele Bewegung in der freien Luft haben mich die kleinen Pickelchen, die oft so häßlich ausarteten, ganz verlassen, man findet sogar, daß ich in gewisser Hinsicht jünger, lebhafter aussähe wie sonst. Sieht man mein Haar aber genau an, so bemerkt man schon mehrfache Silberstreifen darin, die denn freilich wieder auf ein höheres Alter schließen lassen. ES ist noch ebenso stark wie früher, so daß die Verkürzer desselben jedesmal die daran stumpfzuschneidenden Scheeren bedauern. Ich trage es jetzt kürzer wie ehedem. Um es bei seiner Stärke in Ordnung zu halten, habe ich immer noch einen Scheitel auf der rechten Seite, der Dir früher soviel Verdruß machte, daß Du ihn mit allerhand häßlichen Namen belegtest. Es hat mich ergötzt, daß Deine liebe Frau Dich gegenwärtig bewogen hat, dasselbe zu thun. Meine Nase ist noch ebenso stark, mein Mund noch gleich groß wie früher. Ich weiß, daß erstere schon vielfach ein Vorwurf zu Unterhaltungen von Damen- Thee-Gesellschaften gewesen ist. Damit sich beide bei ihrer zu befürchtenden immer größeren Ausdehnung nicht in Kriege verwickeln, habe ich ähnlich wie

die Russen an allen Grenzen beabsichtigen sollen, die sonst cultivirten Grenzländer einer vollkommenen, freien Wildniß überlassen. Der Boden ist hier im Norden aber zu schönen hochstämmigen Bäumen nicht geeignet, er trägt nur Gestrüpp. Der kleine Schnurbart, den ich auf Befehl der Mutter trage, ist nur ein Miniatur-Gemälde gegen die sonst üblichen. Ich glaube, die Mutter hat dabei allein den Zweck, meinen großen Mund in etwas zu verdecken. — Daß meine langen Ohren, das dritte Riesenglied, im schönen Bunde mit jenen beiden ersteren stehen, ist Dir bekannt. Sie werden mit den Jahren nicht kleiner. Ueberraschend gleich soll meine Stimme geblieben sein, so daß ich oft nach Jahren von Personen, die meinen Namen gar nicht kennen, und die mich nur wenig gesehen haben, daran wiedererkannt werde.

Da hast Du nun eine sehr ausführliche Schilderung meiner Persönlichkeit, der äußeren freilich vornemlich, doch auch der innern. —

Mit dem Winter sind auch dessen schöne heimliche Abende bei uns eingekehrt. Die Tage, wo ich hier bin, benutzen wir sie (ich, unser Hauslehrer, meine Cousine Adelgunde), um das neue Werk von Alex. v. Humbold: Kosmos, zu lesen. Nach dessen Beendigung wollen wir Deines Bruders Päpste und Reformation lesen, soweit wir kommen. Manche Abende sind auch Examinatoria der Knaben, oder wir spielen mit ihnen Blindekuh und dergleichen. Zu Weihnachten werde ich mir noch zwei befreundete und verwandte Knaben von einem nahen Gymnasio herholen lassen, und da alle meine Leute und auch aus jeder Familie im Dorfe, — wenn auch nur große Kleinigkeiten und einen gemeinschaftlichen, großen, schön ausgeputzten Baum mit vielen Lichtern erhalten, — so freue ich mich gar sehr zu dem Feste, obschon es alles nicht eigene, leibliche Kinder find. Es kommt mir manchmal so in den Sinn, als ob ich bestimmt wäre, mich mit ganzer Liebe meinem Kreise und meinen Leuten hinzugeben, meiner Mutter, meines Bruders Kinde, und keine eigene Familie erhalten sollte. Das wäre recht merkwürdig, aber wenn es Gott will, will ich es mit großen Freuden auch. — Der älteste Sohn meines Bruders, des Majors, Oscar, ist in diesem Sommer, in seinem 18ten Jahre, ganz plötzlich, während eines Spieles mit anderen Gymnasiasten im Freien vom Schlage getroffen verstorben. Das hat meine Mutter namentlich ganz unglaublich angegriffen. Sie ist fast fortwährend leidend, obschon sie jenen heftigen Schmerz jetzt durch viel Gebet und Gottes barmherzigen Trost überwunden hat. Wenn sie mir stürbe, dann wüßte ich freilich nichts hier anzufangen. Es ist menschlich kaum zu denken, wie köstlich, wie lieb und gut sie ist. Das Jüngere, welches ich hier von meinem Bruder habe, ist auch sehr schwächlich, und jetzt dessen einziges Kind.

Lieber, herzlich geliebter Ranke, ich empfehle Dich und alle lieben, theuern Deinigen Gottes gnädigem Schutze. Küsse mein kleines Patchen in meinem Namen recht tüchtig, und behalte lieb

Deinen Hans Kleist.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 11. July 1847, Sonntags Vormittag.

Mein herzlich geliebter Ranke!

Auch diesmal wieder bin ich in Deiner Schuld — und nicht bloß mit Briefen — welch ein schönes Buch und welch ein liebliches Büchelchen hat Deine Liebe mir verehrt. Von ersterem habe ich freilich zunächst nur den mir zugänglichen Schluß und die Thesen gelesen, um es desto schneller bei befreundeten tüchtigen Geistlichen der Umgegend circuliren zu lassen, Deinem eigenen Wunsche gemäß, — ich habe den Vorsatz darum aber noch nicht aufgegeben, bei rechter Muße einmal auch in den wissenschaftlich-historischen Apparat tiefer einzudringen. Von dem Tobias werde ich mir zum Verschenken an Freunde und Freundinnen eine größere Anzahl Exemplare kommen lassen.

Ich wünschte sehr, Dir einmal ein gleiches Gegengeschenk machen zu können, — und so fern wie Du denken magst, liegt es insoweit nicht, als ich wunderbarer Weise schon mancherlei habe drucken lassen, — aber freilich Bücher werden es nie werden, und die Sphäre, in welcher sich die wenigen Blätter jedesmal bewegen, liegt Dir so fern, — daß sie Dir unmöglich irgend ein Interesse abgewinnen würden: Vorschläge

zur Erbauung von Kreischausseen für meinen Kreistag (die jetzt auch wirklich in voller Arbeit sind) — ein polemisirender Artikel in einer hier viel gelesenen Zeitung in dem Streite wegen Umänderung unseres Landschafts-Reglements, — Vorschläge zur neuen Organisation unserer Polizeigerichtsbarkeit als Petition für den hiesigen Provinzial-Landtag, — und nächstens wieder Vorschläge zur Errichtung einer Kreis-spaarkasse und eines Kreisblattes für den hiesigen Kreistag, um ihn zur Einführung beider zu bewegen. Bei dem zu hoffenden Erfolge der letztgedachten Vorschläge aber rechne ich ganz besonders auf Dein Interesse, Deine liebende, unausgesetzte Thätigkeit. Ein solches Kreisblatt soll in einem Theile enthalten: meine amtlichen Anordnungen im Kreise, die bisher per Boten in Form von Circularen von Dorf zu Dorf getragen wurden — und jede Privatbekanntmachung gegen Insertions- gebühren; — in einem zweiten Theile als Beiblatt Aufsätze und Mittheilungen zur Belehrung und Unterhaltung. Dieser letztere Theil bietet nun ganz enorme Schwierigkeiten (folgt eine genaue Angabe des projectirten Inhaltes).

Um darin selbst zu schreiben, dazu bin ich nicht geeignet, ich kann es höchstens in Gang bringen und darin erhalten, einzelne Geistliche wollen die Hauptleitung übernehmen. Nun bitte ich Dich, lieber Ranke, recht von ganzem Herzen mir recht reichliche Mittheilungen dazu zu machen, und auch von Deinen dortigen Freunden und Verwandten zu verschaffen, — auch damit gleich den Anfang zu machen, damit bei dem etwa zu Michaelis zu erwartenden Anfange reichlicher und gewinnender Stoff vorhanden ist, denn der Anfang eines solchen Blattes ist vielfach über sein weiteres Leben entscheidend.

Meiner Schwester Littegarde einzige Tochter Johanna ist an einen Deichhauptmann v. Bismarck auf Schoenhausen bei Magdeburg verlobt, und nach dessen stattgehabter Rückkehr vom vereinigten Landtage in Berlin, soll noch in diesem Monate die Hochzeit stattfinden. Wir erwarteten meine Schwester täglich, da wollte ich ihr Dein Büchlein persönlich übergeben, sie ist aber sehr elend, zur Wassersucht so sehr geneigt, — zweijähriger Gebrauch von Carlsbad hat ihr jedes Jahr auf einige Zeit, aber nicht dauernd geholfen. Die Trennung von ihrem einzigen, lieben Kinde geht ihr an die Seele, — wir fürchten eigentlich sehr für sie. Das wäre auch für mich ein unersetzlicher Verlust, denn nach meiner Mutter steht sie auf Erden mir am nächsten und treuesten zur Seite.

Deinen Tobias denke ich auch bald an Rechenberg zu senden. Er hat in Puttbus, wo alles schon an sich überaus theuer ist, bei dieser Theuerung auch wohl manches gelitten, da seine Stelle nach jener Theuerung und namentlich nach den damit verknüpften ganz enormen Arbeiten nicht verhältnißmäßig dotirt ist. Doch hat er seit Neujahr Zulage erhalten.

Gott behüte Dich, mein lieber Ernst.

Dein treuer Hans v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Belgard den 12ten April 1848.

Mein herzlich geliebter Ranke!

Noch habe ich keine Antwort von Dir auf mein letztes Schreiben, ich weiß nicht, ob aus dem Grunde, weil Du zunächst weitere Mittheilungen von mir abwarten wolltest, die ich Dir bald verhieß, — oder ob Du vielleicht schon aus Buchau hast fliehen müssen und Dir sonst ein Leid passirt ist, — ich wünsche von ganzem Herzen das erstere.

Ach, lieber Ernst, es ist eine gräuliche Zeit, denn ein offenbarer Wahnsinn hat alle Völker ergriffen. Zum offenen Bauernkriege ist es Gott sei Dank hier noch nicht gekommen, dazu vielleicht auch weniger Veranlassung wie irgend wo. Die Frohnden der Bauern sind sämmtlich abgelöst, die Herrn sind nicht so unverhältnißmäßig reich, oft nur in ganz dürftiger Lage. Deshalb wohnen sie unter den Leuten und haben großentheils dadurch Mitgefühl mit ihnen. Dennoch kocht und gährt es in der Masse der Besitzlosen. Sie meinen, es handele sich jetzt darum, daß die Gutsbesitzer ihnen Eigenthum geben sollten. Unter Preß-freiheit verstehen sie die Freiheit von jedem — auch irgend welchem gesetzlichen oder contract- lichen

Zwange, zu thun und zu lassen, was jedem beliebt. Eben heute lief die Anzeige von zwei Gemeinden ein, sie würden und könnten die und die Abgaben (zu provinziellen Zwecken) nicht mehr leisten. Natürlich ist die Persönlichkeit, welche im Namen Gottes und des Staats die Ordnung erhalten soll, dabei am ersten gefährdet, darum wolle mich Gott mit rechtem fröhlichen Muth stärken. Einem benachbarten Landrathe soll ganz kürzlich bei einem Aufruhr der Chaussee-Arbeiter ein Loch in den Kopf geworfen sein, daß er jetzt bettlägerig ist. Neulich Abends, — es war des Sonntags, fährt noch um 1/2 10 Uhr ein Wagen gerade auf meine Rampe. Es war zu meinem Erstaunen der alte, kranke Dr. Simon, der vor einem zu jenem Abende angesagten Ausbruche des Aufruhrs floh und mehrere Tage bei mir zubrachte. In Polzin selbst war dann auch wirklich an jenem Abend ein erschrecklicher Tumult gewesen, indem alle Straßen von brüllenden und wogenden Menschen erfüllt gewesen waren und niemand gewußt hatte, wo das hinaus wollte. Zu Excessen war es aber glücklicher Weise nicht weiter gekommen als daß einem Juden und dem den Chaussee-Bau leitenden Wege-Baumeister die Fenster eingeworfen, und in der Apotheke und zwei Gasthöfen Branntwein erpreßt war. Da hatten denn aber doch alle besitzenden Klassen und ordentlichen Leute Furcht bekommen, sich zu einer Bürgerwehr zusammengethan, Tags darauf und bis jetzt jeden weiteren Ausbruch verhindert, und die Rädelsführer gefänglich eingezogen. Militair haben wir in der ganzen Gegend nicht mehr, es ist größtenteils nach Polen gegangen, wo mein armer Bruder gegenwärtig steht und fürchterlich klagt. — Du kannst Dir denken, wie gerade auch Simon unter diesen Verhältnissen besorgt ist, und wie er bei ihnen allerdings wünscht, daß Du auf die von ihm und dem anderen Patron erfolgte Wahl verzichten möchtest. Wie ich bei der Untersuchung dieses Tumults erfahren, soll auch in der That die Aufregung zur Zeit Deiner angekündigten Probepredigt ganz allgemein und unglaublich gewesen sein, so daß Bei Deinem Eintreffen schon jedeSfalls ein Ausbruch zu besorgen gewesen, in dem damals noch dazu die wohlhabendern, die sie gerade veranlaßt, sich von jeder Dämpfung zurückgezogen haben würden. Gott sei daher Dank, der Deinet- und unsertwegen ohne unser Zuthun dies abgewendet hat. Ich fürchte bald eine völlige Zerrüttung und Auflösung dessen, was man jetzt Kirche nennt, und es ist die Zeit der Vertheidigung, nicht mehr der Eroberung und Weitersteckung der Grenzen. — Bei alledem jetzt der Zustand Deiner lieben Oda! Lieber Ranke, ich bin jetzt oft Gott recht dankbar dafür, — wenigstens sollte ich es sein, daß er es mir versagt hat, ein liebes Weib zu besitzen. Ich verstehe jetzt, was der Apostel Paulus sagt: er wolle unserer gerne verschonen. — Ach wie Noth und lieb wäre mir gerade auch in dieser Zeit die Nähe eines so lieben treuen, innigen Freundes. Gott hat es anders beschlossen. Er wird mich ja zu trösten, zu halten wissen. Schreibe mir recht bald. —

Meine allerherzlichsten Grüße Euch beiden und den Kindern.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Belgard den 15ten July 1848.

Mein herzlich geliebter Ranke!

In welchen Abgrund sind wir alle, vor anderen aber wir Preußen hineingerathen, — und gerade wir vielleicht vor anderen, weil wir so besonders eingebildet waren auf unser Preußenthum — auf unsere Intelligenz. So straft uns Gott, daß wir ein Schauspiel sind von ganz Europa, und es wird unserer gründlichen Buße, Gottes ganzen Erbarmens bedürfen, daß wir in diesem Elende nicht untergehen. So ist es in den Angelegenheiten des Staats wie der Kirche. Unsere aus den Umahlen hervorgegangenen Vertreter sind durchaus unfähig zu ihrem Beruf, vielfach aus den niedrigsten Ständen, oder doch nur durch diesen gemachte Versprechungen gewählt, tragen sie ein unverkennbares Gelüste an sich, alles Eigenthumsrecht selbst anzutasten, wie sollen sie das allgemein geschwundene Vertrauen, wie die Ordnung, die Heiligkeit des Gesetzes herstellen. Die bisherigen Minister (unter Camphausen) redlichen Willens, aber mit beladenem Gewissen, und ohne alle Energie ließen sich vom Strome tragen, — und zuletzt ausspeien, statt ihn mit kräftiger Hand zu lenken, und haben viel verdorben. — Die Kirche völlig zerrissen und zertreten! Ihr wurde die Verheißung: sie solle vom Staate ganz gelöst, selbstständig werden. Aber die Verheißung war

eine Lüge wie fast alle die sg. Errungenschaften der Jetztzeit. Denn in demselben Augenblicke, von demselben Minister wurde das Oberconsistorium, welches sie selbstständiger regieren sollte, wieder abgesetzt und sie der Herrschaft des Ministers untergeordnet, der jetzt der National-Versammlung verantwortlich ist, die wichtigsten Angelegenheiten nicht von den amtlichen Räthen des Ministern, sondern einer willkührlich eingesetzten Ministerial- Immediatcommission berathen; — eine Wahlform zur neuen Bildung ihrer Verfassung ihr aufzudrängen versucht, die ohne Berathung mit den kirchlichen Organen, ohne Beispiel in der Geschichte, Wort Gottes und Bekenntniß den Majoritäten der unkirchlichen Menge unterwirft, — in Magdeburg das Provinzial-Consistorium wieder dem rationalistischen Ober-Präsidenten untergeordnet, die ausgeschiedenen rationalistischen Räthe wieder aufgenommen, ein gläubiges besonders entschiedenes Mitglied unfreiwillig auf 1 Jahr beurlaubt, — in Koenigsberg der bereits abgesetzte Prediger Detroit, der jedes Bekenntniß verworfen, wieder eingesetzt!

Niemand achtet mehr Ordnung und Gesetz, — Beamte, die gewissen Leuten mißliebig sind, — sucht man durch Bittschriften zu entfernen, ev. durch Scandal zum Rücktritt zu bewegen. Nachdem Polzin mich vergeblich bei der Regierung verklagt, sandte es eine eigene Deputation an das Ministerium in Berlin. Auch dort abgewiesen suchten sie neulich durch eine mir gebrachte Katzenmusik ihr Müthchen an mir zu kühlen. Aber sie irren sich, wenn sie meinen, mich dadurch bewegen zu können, mein Amt zu verlassen. Gerade jetzt würde ich es für die größte Feigheit halten, freiwillig zu gehen. Doch würde ich meines Amtes von oben enthoben, so wollte ich mich dessen herzlich freuen, und um desto stiller in meinem Kieckow wohnen und wirken. Wie Gott will.

In etwa 8 Wochen wird mein Kirchlein fertig sein und eingeweiht werden. Darauf freue ich mich sehr, doch weiß ich noch nicht, wie es möglich sein wird, einen regelmäßigen Gottesdienst darin zu erhalten.

In Polzin hatte Simon der Stadtgemeinde nun 4 Candidaten vorgeschlagen, um daraus zu wählen. Nur eine Minorität hat einen gewählt (etwa 1/4 der Anwesenden), haben gar nicht gewählt, weil unter den Vorgeschlagenen der nicht sei, den sie haben wollten. In Belgrin (der 2ten in der Synode eröffneten Parochie) haben 2/3 gegen den vom Patron Präsentirten protestirt, — was sonst nie vorkam. — In Teschendorf hat das Consistorium einen Pfarrer eingesetzt, — bei der Einführung war nur der Küster und die 2 Kirchenvorsteher anwesend gewesen und noch ist die Kirche stets ganz leer.

Die bedeutendsten Geistlichen der Provinz: der Superintendent Otto, und Textor an der Spitze verlangen bei der jetzigen Sachlage ein völliges Unverworrensein mit der Union und ein ganz lutherisches Regiment, — am 18ten ist in Coeslin eine große Gegenversammlung. Die Gemeinden wollen von allen kirchlichen Abgaben und Lasten frei sein. Gott helfe, er allein vermag es!

O mein lieber, lieber Ernst. Ich grüße Dich und alle die lieben Deinigen von ganzem treuesten Herzen.

Ewig Dein H. v. Kleist.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin 11. Decbr. 49.

Mein herzlich geliebter Ernst!

Es ist für mich durch die Arbeiten für und in der Kammer, durch die Stellung welche das Minist. vor allen Dingen in ihr einnimmt, und dadurch auch die Majorität dieser so gefügigen, ministeriellen Kammer, — eine sehr schwere Zeit. Mit sich selbst hat man auch mancherlei zu thun. Da sind Briefe, wie ich sie von Dir erhalten habe eine rechte Erquickung und Stärkung. Mein lieber, theurer Freund, vergieb Du mir Deinerseits wenn ich in dem Druck, welcher auf mir — wie auf uns allen lastete, und gereizt durch den Kampf, in dem ich stehe — auch vielleicht gegen Dich in einem Worte der rechten Milde entbehrte. Sie allein kann doch den wahren Ernst und die ganze sachliche Entschiedenheit verleihen die nöthig ist. Leider sind wir noch lange nicht am Ende der Revolution, wir stehen noch mitten in ihr, — und deshalb können auch bei allem äußeren Schein der Ruhe — noch sehr schwere Krisen nicht ausbleiben. Ich sehe ihnen mit

Bestimmtheit entgegen. Sie werden um so schwerer werden als es sich dann nicht bloß darum handeln wird die äußeren einen jeden anwidernden Schreckbilder der Revolution zu beseitigen, sondern ihren feineren Principien entgegenzutreten. Was kann es für Früchte tragen, wenn der Staat sich lossagt vom Christenthum, — wenn von oben her, von der Obrigkeit, die verordnet ist das Schwerdt der Gerechtigkeit zu führen, Ungerechtigkeiten ausgehen wie unsere neue Agrargesetzgebung. Wäre es von der revolutionären National - Versammlung, v. Waldeck, Jacoby pp. geschehen — nun man wußte wessen man sich von ihnen zu versehen hatte, — aber daß die eigenen Freunde, Leute mit sog. konservativen Principien, unter ihrem Namen und ihrer Autorität sie durchsetzen — das schmerzt tief. — Was dabei erfreut und stärkt sind — für mich, dem das häusliche Glück noch versagt ist — Briefe der Freunde, — Zustimmungserklärungen Gleichgesinnter von den verschiedensten Seiten des Landes. — Ich danke Dir von Herzen für Deine Liebe. — Die Zeitungen welche Du dort liest werden wohl nur ganz entstellende Berichte über mich bringen. Unter dem wunderlichen Geschlecht der Zeitungsschreiber haben Ansichten wie die meinigen wenig Freunde. Deshalb sende ich Dir zwei meiner Reden — bei wichtigen Fragen, — die eine in der Kirchenfrage haben Freunde für ihre Wahlmänner abdrucken lassen, — die andere wegen der Agrargesetzgebung enthält beiliegendes Zeitungsblatt. Ich weiß Du wirst Dich dessen freuen von mir auch einmal etwas gedruckt zu lesen, — Du wirst aber auch — dessen bin ich gewiß Dich des Inhalts — oder selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, der Art seiner Behandlung freuen. Ich freue mich recht auf das bevorstehende Weihnachtsfest, indem ich unsere Ferien benutzen und nach Hause reisen will, — bei meinen Hausgenossen und Dorfseinsassen zu sein, und mit ihnen das Fest zu feiern, — ich möchte den Schulkindern des Dorfs — und mir selbst diese Freude nicht entziehen, es ist eine der größten die ich jedes Jahr habe. Der Candidat Pannwitz, welcher früher Lehrer in meinem Hause war, ist dieser Tage als Hilfsprediger des Pastor Meyer dahin abgegangen, damit wir nun auch in der neuen Kirche sonntäglich Gottesdienst haben. Das ist eine besonders schöne Weihnachtsgabe in diesem Jahre. — In Polzin geht alles seinen ruhigen gewöhnlichen Gang. Kledehn ist dort Prediger, weil sich nicht 2/3 Widersprechende fanden. Es wird jetzt wegen der Theilung der Pfarre verhandelt.

Grüße Deine Frau und Deine lieben Kinder herzlich. Gott schenke Euch und mir von neuem seinen lieben Sohn Jesum zum bevorstehenden Feste, Wohnung zu machen in unseren Herzen.

Dein treuester H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kreppelhof den 23ten July 1851.

Mein Herzens-Ernst!

Gestern Abend, als wir alle mit schon vielen vielen lieben Verwandten um den Theetisch saßen, ich neben meiner Charlotte,[596] kam Dein Brieflein an, und da haben wir beide, denen er ja gemeinschaftlich gehörte und die ihn daher auch gleich zusammen lasen, sofort beschlossen, daß ich Dir heute Morgen noch unseren herzlichsten Gruß und unseren innigsten Dank senden soll. Du thust mir sehr unrecht, mein herzlich geliebter Ernst, wenn Du denkst, ich sei Dir in den letzten Jahren ferner getreten. Fast möchte ich sagen, sei das Gegentheil der Fall. Freilich geschrieben habe ich wenig, ach, wenn Du wüßtest, welche Anzahl unnützer Briefe ich täglich habe schreiben müssen, da würdest Du mich nicht anklagen, sondern bedauern, daß ich die Briefe, in welchen ich mein Herz erleichtern, und durch die Antworten darauf erquicken konnte, so sehr habe einschränken müssen. Von allen meinen Geschwistern habe ich damals über meine Verlobung nur meiner Schwester mehr geschrieben wie die gedruckte Anzeige, und von meinen Freunden nur einem Manne hoch in die sechziger. Ich bin mit meinen derartigen Freunden mehr auf den Verkehr durch das Herz

[596] Kleist war zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt worden und hatte sich kurz vorher mit Charlotte, Gräfin zu Stollberg-Wernigerode, verheiratet.

unseres Gottes angewiesen. Zu dem steigen die Bitten empor, von dem kommt gute Botschaft herab. Es gehen nicht viel Tage hin, lieber Ernst, wo ich Deiner nicht in Dankbarkeit und Treue, wenigstens durch Nennung des Namens, vor ihm gedenke. Und habe ich Dir auch nicht geschrieben, an Deiner Uebersiedelung nach Marburg habe ich den allerinnigsten Antheil genommen, ich wußte ja, wie es Deinen Wünschen und Deiner Eigenthümlichkeit entsprach und hatte es doch eigentlich schon aufgegeben. In diesen Tagen, wo ich meine Sachen schied, welche nach Coblenz mitgehen, welche zurückbleiben sollten, habe ich Deiner zu gedenken noch besondere Veranlassung gehabt. Ich fand den Strafbrief, welchen Du mir einmal, als ich noch Auscultator war, nach Berlin schriebst. Er hat immer an einem besonderen Ort gelogen, weil ich ihn vor allen werth gehalten habe, denn ich weiß, welch Liebesdienst es ist, den Freund zu strafen, wenn er es verdient. Lieber Ernst, ich hätte in meinem ganzen Leben wohl nichts als Strafe und Zorn verdient, denn es ist voller Schuld, und doch überschüttet mich Gott so recht mit der reichsten Fülle seiner Güte. Es kann keiner auch nur ahnen, auch Du nicht, mein ältester und treuester Freund, welch einen Segen er mir mit meiner lieben Charlotte geschenkt hat. Er hat mir alle meine Sünden vergeben und mein Herz fröhlich gemacht, daß ich wieder jung werde und auffahre wie ein Adler. Das ist sein Inhalt. Deshalb gehe ich auch getrost und glaubensvoll nach dem Rhein. Ich weiß es, daß mir alle Eigenschaften, alle Kenntnisse fehlen, welche eigentlich ein dortiger Ober-Präsident haben müßte, um so mehr bin ich allein auf Gott geworfen, auf den Herrn Herrn, der da hilft. Schickt er mich ohne meinen Willen, gegen meine Wünsche, so ist es auch seine Sache, mir die Weisheit und Kraft zu geben, welche dort nöthig, seinen Willen auszurichten. Lieber Emst, es geschieht mit viel Schwachheit, aber ich habe kein anderes Bestreben, und will kein anderes haben, als dem Könige der Könige zu dienen, wann, wo und wie ich meinem Könige diene.

Wohl habe ich schon daran gedacht, daß wir uns räumlich nun so viel näher sind, und daß ich Dich vielleicht einmal in Marburg, Du mich noch eher, da Deine Verwandten in Bonn sind, in Coblenz aufsuchen kannst. Es soll uns die herzlichste Freude sein, Dich bei uns zu beherbergen. Meine Charlotte herbergt so gerne, sie weiß, daß man dabei nicht selten Engel Gottes unter seinem Dache hat. Sie wäscht den Heiligen gern die Füße. Du weißt, daß sie schon 8 Monate als Probe-Schwester in Bethanien sich mit der größten Liebe und Treue auch den niedrigsten Diensten an des Herrn Kranken unterzogen hatte, und im Begriff stand, sich ganz als Diakonissin einsegnen zu lassen. — Grüße Deine liebe Oda und die Kinderchen von Herzen, und bleibe gewiß

Deines treuesten, so glücklichen und
dankbaren Hans.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin den 5ten Januar 1852.

Mein herzlich geliebter Ernst!

Die Zeit der Weihnachtsferien hatte ich zu einer Reise nach Kieckow benutzt, und meine liebe Charlotte hatte mich dahin begleitet. Es wäre, seit des Vaters Tode, das erstemal gewesen, daß ich die Geburt unseres Herrn und Heilandes nicht mit meinen Ortseinwohnern zusammen gefeiert hätte, so war es umgekehrt das erstemal — wenigstens seit der Mutter Tod, daß sie an jenen schönen Tagen wieder eine Herrin bei sich sahen. Ich habe im ganzen Jahre, ich kenne überhaupt keine schöneren Tage als diese Weihnachtsfeier, diesen heiligen Abend, wo wir uns — ganz Kieckow — aber die sämmtlichen Kinder voran — um den Weihnachtsbaum, das Sinnbild des wieder auf die Erde herabgebrachten Lebensbaumes, des wieder ausgeschlossenen Paradieses versammeln, und das Brod des Lebens, das Wort unseres Gottes, von seiner heiligen Geburt, genießen. Diesmal stand ich nicht mehr allein vor der Thür des Paradieses. Evas Nachfolgerin, mit mir hinausgestoßen, durch den zweiten Adam mit mir zusammen erlöst, schaute an meinem Herzen mit mir hinein in die großen, unnennbaren Herrlichkeiten, die Gott der Vater von Ewigkeit her denen bereitet hat, die ihn lieben! — Dein lieber Brief traf mich in Kieckow und war mir eine rechte Bescheerung. Du mußt aber, lieber Ernst, recht lange keine Nachricht von Bonn haben, denn vor etwa jetzt

8 Wochen habe ich Deine liebe Schwiegermutter und Deinen Schwager dort besucht, und mich ihrer so ganz von Herzen gefreut. Nächstens werde ich wahrscheinlich mit Bonn noch in nähere Berührung treten, man will mich hier zum Curator der dortigen Universität machen, — und ich freue mich darauf, trotzdem, daß es mir große Schwierigkeiten insofern machen wird, als man von einem Universitäts-Curator eigentlich verlangen kann, daß er die verschiedenen Wissenschaften genau verfolgt hat, — ja in ihnen ganz zu Hause ist. Du weißt, wie wenig das bei mir der Fall ist. Allerdings kann der schwerere Theil meiner Aufgabe am Rhein leicht beginnen, wenn wir mit Frankreich in Conflict kommen, es kann überhaupt für uns eine recht schwere Zeit kommen, namentlich wenn wirklich die Röm. Kirche allenthalben, und so auch Oestreich sich mit ihr verbünden sollte. Da können Deine Gebete — mit welchen Du mich schon am Rhein empfangen hast und für welche ich Dir als die einzige reelle Gabe, die ein Mensch dem anderen geben kann, aufs innigste danke — ganz besonders noth werden. Doch wohl auf, — wenn nur die Evangelische Kirche sich in sich recht kräftigen und tief auf ihren ewigen Grund gründen, und der Preußische Staat darauf sich erbauen wollte. Gott sei gelobt, daß in diesen Tagen ein unglaublich wichtiger Schritt geschehen ist, um wenigstens aus dem inneren Hader der Confessionen zu kommen, in den uns die gewiß gut gemeinte aber doch unreif ausgeführte Union gebracht hatte. Du wirst es nächstens hören, etwa in 14 Tagen bis 4 Wochen wird es öffentlich werden. — Vielleicht folgen andere wichtige Schritte nach.

Dein Plan der Herausgabe eines Werkes über die Irvingianer, gründlich, wie von Dir zu erwarten, vom Boden der Kirche ausgehend, aber ihre Mängel, ihre Bedürfnisse, ihre Sehnsucht laut aussprechend, erfreut mich sehr, schon um meiner selbst willen, — ist auch ein wirkliches kirchliches Bedürfniß.

Gott segne Dich dabei, wie in Deinem ganzen Amte, in Deiner lieben Familie. Habe ich auch nicht geschrieben. Deines Geburtstages haben wir getreulich gedacht, er steht in unserem kleinen des Morgens gebrauchten Bogatzky.

In treuester Liebe, mit den herzlichsten Grüßen meiner Frau — und an Deine liebe Oda

Dein treuester Hans.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Cob. 5. Dec. 52.

Mein herzlich geliebter, treuer Ernst!

Es ist mir recht schwer geworden. Dir neulich eine bloße Anzeige von der glücklichen Entbindung meiner lieben Frau, von der Geburt meines ersten Söhnleins senden zu müssen, ohne Dir gleich eingehender mittheilen zu können, wie es uns ergienge, ich wollte Dich aber um dieses damals nicht möglichen Briefes willen auf die Nachricht selbst nicht länger warten lassen. Du weißt ja aus eigener mehrmaliger Erfahrung, wie einer armen Christenseele dabei zu Muthe ist, wenn ein Mensch geboren wird. Meine Charlotte hat etwa 48 Stunden lang zum Theil furchtbar leiden müssen, bis Gott ihr durchhalf. Das Leben des Kindleins war gleich bei seiner Geburt ein Kampf um Leben und Tod der Mutter, und ist dieser wahrhaft abgerungen worden, der Herr gebe, daß es diesen Kampf durchkämpfe, bis ihm beigelegt werden kann die Krone der Gerechtigkeit, ja bis sie ihm aufgesetzt wird an jenem Tage, an welchen uns ja die jetzige Adventszeit wieder erinnert. Wie müssen wir doch zittern und zagen, wenn der Herr daherfährt mit seinem Zorn. Von dem ersten Sündenfall an bis heute macht er in furchtbarer Weise, — wie ich es nie geahnet habe, sein Wort wahr: „mit Schmerzen sollst Du Kinder gebären", daß uns nichts übrig bleibt als uns zu demüthigen unter seine gewaltige Hand, und in seinen eigenen Schoß zu fliehen, bis der Zorn vorübergehe. Aber Gott sei Dank in aller Welt, daß er sein Wort so beständig hält, so sind ja auch seine Verheißungen von Ewigkeit her alle Ja und Amen, so hat der Sohn Gottes selbst alle unsere Sünden getragen und uns bewahrt vor dem zukünftigen Zorne, so können wir nach der Geburt so schnell aller Schmerzen vergessen und uns so recht kindlich dankbar freuen, daß in unserem Kindlein ein Kind Gottes geboren werden soll, daß wir seinen Namen auf die Nachkommen bringen können. An dem Morgen nach der Geburt, da war es in unserem Hause und in unserem Herzen wie das sanfte stille Säuseln, in welchem der Herr nach dem Wetter dem

Propheten erschien, es war wie lauter selige Vergebung auf der befreiten Erde.

Wir haben das Kindlein schon am 1ten December in der hiesigen evangelischen Kirche durch das Sacrament der heiligen Taufe in den Gnadenbund Gottes wieder aufnehmen lassen, um ihm diese Segnungen so bald wie möglich zu Theil werden zu lassen. Diese alte gute Sitte hatte sich zu meiner Freude noch in der Stolbergschen Familie lebendig erhalten. Es war für uns freilich eine große Ehre, daß Sr. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen das Kindlein über der Taufe hielt, aber was ist es gegen die Allerhöchste Ehre und Gnade, daß der König der Könige gerade da, wo er die Taufe einsetzt, die Verheißung hinzufügt: „siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." Der war also zugegen, der taufte selbst. Ach, daß wir doch bei ihm, in ihm blieben, ebenso alle Tage und Stunden unseres Lebens.

Meine liebe Frau und das Kindlein sind wohl, doch bettübt es uns in etwas, daß das Kind die ihm doch von Gott in seiner Mutterbrust bestimmte Nahrung nicht nehmen will, und wir daher, so Gottes Barmherzigkeit nicht auch dies überfließende Maß noch in unseren Schoß schüttet, wie wir hoffen und bitten, bald auf diese Freude ganz würden verzichten müssen. Das Kind heißet Friedrich Wilhelm Hans Anton. Erstere beide Namen hat es nach dem Prinzen, letztere beide nach seinen beiden Großvätern, es wird Hans-Anton zugleich gerufen.

Ich habe mich wieder zu den Kammern wählen lassen müssen, und werde daher vielleicht bald dahin aufbrechen müssen, doch habe ich noch die stille Hoffnung um meines hiesigen Amtes, und meines eigenen Hauses willen, daß bis zum Schluß dieses Jahres keine so wichtigen Dinge vorkommen werden, welche mich dazu nöthigten. — Schreibe mir doch in Deinem nächsten Briefe den Geburtstag, den Tauftag, die Namen und Pathen Deines Kindleins auf, bei dem ich die letzteren Pflichten mit zu erfüllen habe. Sie sind mir bei dieser Veranlassung recht vor die Seele getreten und ich möchte sie von jetzt an wenigstens gern treuer erfüllen.

Nun, mein Herzens-Ernst, hast Du doch auch genaue Mittheilung über ein Stück unseres Lebens. Das ganze Dir zu schildern von den unangenehmen Zänkereien etwa mit einem Regierungs- Präsidenten über die Competenz - Grenzen, von den Protesten über verkehrte Einwirkungen in der Presse, von dem Centralbüreau für dieselbe in Berlin selbst, bis zu dem tief eingreifenden ernsten Conflicte mit den Bischöfen, — von der Beschwerde der Wittwe um die Freilassung ihres Sohnes vom Militair, zu der Fürsorge für alle Gefangenanstalten der Provinz, namentlich die jugendlichen Verbrecher und liederlichen Frauen, von den Plänen ganze Landstriche und Flußgebiete zu cultiviren, weite Flächen mit Chausseen und Eisenbahnen zu durchziehen, oder von der Sorge für gute Schulen, von den Angelegenheiten einer kleinen Dorfgemeinde an der Mosel, bis zur Gestaltung und Verhandlung mit der Vertretung der Provinz, oder in den Kammern in Berlin, — das alles läßt sich schwer in einen Rahmen fassen. — Wenn ich nur das immer fest halte: Gott sitzt im Regiments, und verlangt von einem Haushalter nichts als daß er treu erfunden werde; und das Wort des Apostels: wer regieret, der regiere sorgfältig. Ich sehe und spreche freilich viel Menschen, nur zu viel und zu kurz, zu oberflächlich, meine liebsten Gäste sind mir aber doch Leute wie neulich Wichern, oder der kath. Pfarrer Kolping, der Stifter zahlreicher Gesellen- Vereine fast in allen größeren Städten Deutschlands. — Weißt Du noch, wie Du mir einmal schriebst: ich solle recht das Verhältniß von Kirche und Staat studiren? jetzt soll ich es hier practisch üben. Gott gebe mir dazu seine Weisheit. Grüße Deine liebe Frau und behalte Du lieb — von ganzem Herzen Deinen treuesten

Hans v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Schloß Braunfels 4. April 54.

Mein sehr lieber, alter treuer Ernst!

Uebermorgen Abend, etwa um 8 ober 9 Uhr, hoffe ich bei Dir und Deiner lieben Frau und Deinen Kindern in Marburg zu sein, um Dir mündlich die lange, lange schuldige Antwort auf Deine treuen mich so herzlich

erfreuenden Briefe zu bringen, und Dir zu sagen und zu zeigen, wie lieb ich Dich habe. Eine Inspectionsreise hat mich in den Kreis Wetzlar geführt, von da aus hoffe ich den kl. Abstecher machen zu können, und sende Dir deshalb nur diese Notiz.

In Liebe und Verehrung unverändert

Dein Hans Kleist.

Über dieses Zusammensein mit Kleist schreibt mein Vater Folgendes:

Am 6ten Apr. Abends 9 Uhr, als ich um Kopfschmerzen willen schon im Bette lag, kam der liebe Freund, und blieb bis folgenden Tags um 4 Uhr hier. Wir haben große innige Freude an ihm gehabt. Er ist an Liebe und Freundlichkeit noch gewachsen, und diese thut um so wohler, als sie mit einem so männlich entschiedenen Wesen verbunden ist. Die Herzen der Kinder hat er so gewonnen, daß sie ihn mit Onkel Ferdinand vergleichen und nichts lieber hätten, als daß er bald wieder käme und lange bei uns bliebe. Besonders hat er Selma hoch beglückt und ihr selbst angetragen, daß sie ihn Du nennen solle.

Von seinen Mittheilungen hat mir besonders die eine, die seinen verstorbenen Schwiegervater, Grafen Stolberg anging, als Erweis seiner Frömmigkeit und seines ganz unveränderten brüderlichen Vertrauens, das Herz bewegt. Er ist der festen Ueberzeugung, daß die Heiligen Gottes, welche im Glauben gestorben, an der Entwickelung der Kirche, an ihrem Streit und Sieg Theil nehmen, er bezieht darauf den Umstand, daß der reiche Mann in der Qual sich um seiner Brüder Heil bekümmerte, daß die Heiligen in der Apocalypse bei jedem errungenen Sieg der Kirche jauchzen über den Erretter, ich bemerkte ihm dazu, daß der Spruch des Herrn an den Schächer am Kreuz keinen Sinn haben würde, wenn man nicht ein Bewußtsein der Entschlafenen annehmen wollte. [So wünscht Paulus aufgelöst, und bei Christo zu sein.] Daher glaubt er auch, daß sein im lebendigsten Glauben, und unter dem Bekenntniß des Glaubens an Christum entschlafener Schwiegervater an dieser Freude oder an diesem Schmerz über die verschiedenen Erfahrungen des Reiches Gottes Theil habe, und folglich auch an dem Einzelnen, der in demselben stehe, an den Seinigen noch fortwährend den innigsten Antheil nehme. Er bekannte, daß der Gedanke: was wird der Vater, wenn er dich so auf deinem Wege begleitet, zu diesem oder jenem, was du thust, sagen? für ihn große Bedeutung habe; daß er nicht immer im Stande sei, so an den allwissenden Gott sich zu erheben, daß er den gleichen Eindruck davon bekomme; daß die kathol. Heiligenverehrung, wenn sie nicht in Anbetung ausarte, einen gewissen Halt hierin habe. — Unter Anerkennung jenes Ausgangspunktes, wonach die triumphirende und streitende Kirche Ein Ganzes bilden, verschwieg ich nicht das Bedenken, daß ein solches Gefühl des nahen Verkehrs mit den Geistern der Entschlafenen wohl mit einer gewissen Schwäche des Gottesbewußtseins, in dem zu stehen doch unser höchster Beruf und unsre höchste Lebensfreude sei, zusammenhänge, daß ja kein Vater- oder Mutterherz auf Erden so voll Liebe gegen uns sei, als das Herz des himml. Vaters, und daß wenn wir mit dem Vater in Gemeinschaft stehen, wir auch mit den Heiligen in Gemeinschaft stehen, die mit ihm in seinem Reiche vereinigt sind. — Wir kamen zuletzt dahin überein, daß solche, uns von dauernder Liebe zu den Entschlafenen eingegebenen Gedanken, uns dazu dienen können, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen.

Unter dieser Voraussetzung kann man diesen Gegenstand noch weiter verfolgen. Er erinnert an das Verhältniß, in dem unser Verkehr zu den Mitunslebenden, ja mit den Menschen überhaupt, zu dem Verkehr mit Gott steht. Wie viel empfangen wir nicht durch die Menschen eben für unser Leben in Gott! Alle unsre Kunde vom Heil ist uns ja durch Menschen zugekommen. Was wir an Geschichte der Welt, was wir an Kenntniß der Natur besitzen (und beides ist doch so wichtig für unser Gottesbewußtsein) ist zum größten Theil durch Menschen uns vermittelt. Was wir so im Allg. anerkennen müssen, stellt sich im Besondern noch bestimmter dar. Trägt nicht die ernste Ermahnung eines lieben Freundes, den wir achten, oft unendlich viel zur Förderung unsres innern Lebens bei? Wenn wir eine solche uns nun bloß denken, wenn wir uns sagen: „was würde dieser Freund uns über mein Thun und Treiben in der letzten Zeit sagen, wenn er davon Kunde hätte," so liegt darin kaum weniger, als in einer persönlichen Ermahnung von seiner Seite, eine Frucht des Verkehrs mit ihm. Dieser Gedanke also kann von wesentlicher Einwirkung auf mich sein, kann mich zum Leben in Gott hinführen. Warum soll nun ein entschlafener Freund von solcher Einwirkung auf mich ausgeschlossen sein? zumal da ich berechtigt bin, mir ihn so vorzustellen, daß er durch die Kraft

der Erlösung Christi von allen irdischen Schwächen und Fehlern frei ist. Sicher also ist der Gedanke an die Urtheile der Entschlafenen über unser Verhalten, unter die Antriebe zum gottwohlgefälligen Leben zu zählen.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Coblenz 20. Sept. 56.

Mein herzinnig geliebter Freund!

Es hat mir so sehr weh gethan, daß ich Dir nicht zu Deinem Geburtstage schreiben konnte. Mehr wie sonst bin ich diesen Sommer auf Reisen gewesen, die Zeit, wo ich daheim war, reiste dann Schede und ich hatte somit ihn, wie er während meiner Reisen mich zu vertreten. Dazu hatten wir in dieser Zeit noch wiederholt wenn auch den liebsten, doch immer abziehenden Besuch, Brüder und Schwestern meiner Frau, einen Neffen von mir, köstliche Pastoren, Direktor Georgi aus Düsselthal. Noch lag der Druck jener Versäunmiß auf mir, da beschämst Du mich mit Deinem Schreiben und dem gar prächtigen Geschenke für Dein Patchen. Es ist auch ein gar liebes Kindchen, wenn auch lange nicht so begabt wie Hans Anton. Beide sind gesund und fröhlich, sie gedeihen und entwickeln sich unter dem sichtbaren Seegen unseres Gottes. Täglich und stündlich sind die Freuden neu, welche uns in ihnen geschenkt werden. Er hatte doch schon ein Gefühl davon, daß ihm diese schöne Bibel mit den prächtigen Bildern geschenkt sei, aber dennoch hielt er bei den Bildern nicht so lange aus wie Hans Anton, bei welchem fast ein kleiner Anflug von Neid zu spüren war. Er sieht Bilder so sehr gern und mit so treuem Gedächtniß. Wir kamen an das Bild, wo der Herr mit der Samariterin am Brunnen spricht, und er wußte bereits einen Hauptheil der Geschichte zu erzählen, welche ihm früher das Kindermädchen mitgetheilt hatte.

Daß wir neulich Abend in dieser einen Frage so auseinandergiengen, that mir freilich recht weh, weil ich die Art ihrer Beantwortung so wichtig halte für den Weg, welchen die Entwickelung der Kirche nehmen wird. Anerkennung des vollen kirchenrechtlichen Bestandes, wie er von der Reformation her den Gemeinden gebührt, Pflegen und Aufbauen desselben, wahrhafte brüderliche Liebe und Gerechtigkeit gegen alle Theile der einen allgemeinen christlichen Kirche, des heiligen Leibes unseres Herrn und Heilandes, — und dann in Gebet und Flehen, in Hoffnung und Geduld: stillehalten und Gott wirken lassen. Anderwärts mag nach anderer Seite die Gerechtigkeit verletzt sein, es mögen allenthalben Ausschreitungen und Uebertreibungen vorkommen, — bei uns leider wird nicht volle Gerechtigkeit, volle Entfaltungsfreiheit der lutherischen Kirche gelassen. — Nach früheren Gesprächen scheinst Du mir in etwas anders zu der Frage zu stehen, es muß also Deine Stellung in Hessen auf Dich eingewirkt haben, ich habe leider keine Zeit gehabt, die dortige Angelegenheit gründlich zu verfolgen, und das mir so freundlich übersendete Gutachten Eurer Facultät zu lesen, ich hatte nur Interesse, zu welchem Resultat es kam. Danach würde bei Euch nach der anderen Seite die Gerechtigkeit verletzt sein, und der Fall nur erst recht beweisen, wie man dagegen allenthalben sich mannhaft zu wehren hat. — Daß wir auf demselben Glaubensgrunde und in derselben Gnaden-gemeinschaft stehen, nach wie vor, das weiß ich ja zu meiner herzinnigen Freude, und ich danke Gott für alle die Seegen, welche für mich daraus schon geflossen sind. Auch für das mir wieder übersendete Schriftchen danke ich Dir herzlich, mehr freilich wird mich die Abhandlung interessiren, welche ich zu erhalten und lesen suchen werde. Leider kann ich Dir gleiche Freuden und Genüsse nicht bereiten!

Dein treuester Dir dankbar ergebener Hans Kleist.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow, September 59.

Mein lieber Herzens-Ranke!

Du bist ein gar lieber treuer Freund, das danke ich Dir von ganzem Herzen und das lohne — und wird Dir Gott lohnen. Du hast es an mir schon wiederholt, auch in diesem letzten Jahre durch Deine Schreiben gleich nach meiner Dispositionsstellung und jetzt wieder bewiesen. Verzeih mir, wenn ich Dir auf ersteres Bis dahin nicht antwortete, es thut mir sehr leid, um so mehr, als es mir in der Zeit eine rechte Erquickung war. Ich will mich deshalb auch nicht entschuldigen. Ein solches Amt, wie ich es hatte, hat ja des Schweren sehr Vieles, es giebt oft unter seiner Last zu seufzen, zu weinen, sich niederzubeugen. Aber gerade das allein zeigt schon, wie es auch köstlich ist, ja gerade darum so sehr köstlich, abgesehen von sonstigem Seegen und Freuden, welche es bringt. Preise ich auch Gott, daß ich unverworren bin mit der Durchführung von Principien, wie sie unsere Regierung jetzt leiten, würde das zum größten Theil eine unerträgliche Last ohne jene Freuden gewesen sein, dennoch ist die Enthebung von demselben zunächst für mich eine wohlverdiente Züchtigung meines Gottes. Er verleihe mir nur, daß es durch wahrhaftige Buße eine gnadenreiche werde.

Die Reise geschah im Winter und wurde Frau und Kindern darum nicht leicht, doch hatte mein treues Weib in 4 Tagen den Hausstand aufgelöst und war am 5ten mit dem Häuflein Kinder auf der Eisenbahn. Ich mußte noch bis zur Ankunft meines Nachfolgers aushalten und machte dann noch einen Abstecher nach Süd- Deutschland, namentlich auch meine Verwandten in Frankfurt zu sehen. Es war mir nicht möglich, in Marburg anzuhalten, und Gott weiß, wann wir uns wieder sehen werden, im October schwerlich, da ich dann nicht nach Berlin kommen kann. Aber wie würden wir uns freuen, wenn Ihr von dort mit der Eisenbahn bis Belgard weiter gehen und einige Tage — oder wie lange irgend möglich — bei uns zubringen könntet, wir holen Euch von Belgard und bringen Euch dahin zurück. Du kennst Kieckow ja schon, sein damaliger köstlicher Mittelpunkt und Kern fehlt, meine alte Mutter, aber sie hat in meiner Frau eine treue Tochter und ihr gleichende Stellvertreterin gefunden.

Gleich nach Weihnachten kehrten wir wieder um nach Berlin, ich zum Landtage als Mitglied des Herrnhauses, meine Frau und Kinder zu ihrer Mutter nach Potsdam. Das war ja nach den Umständen recht schön, und die reichliche Arbeit, welche es im Landtage gab, ja auch ein Seegen, — aber unsere staatlichen und kirchlichen Verhältnisse lasten schwer auf unser einem. Es ist nicht leicht, in der Opposition sein zu müssen, es schmerzt so tief, so tief bei so wichtigen Dingen, um die es sich handelt, doch durch eigene Schuld zu ihrer entsprechenden, Gott wohlgefälligen Behandlung nur eine so kleine Kraft zu haben, und sich immer von neuem auf Untreuen, — und statt gründlicher wahrhaftiger Demuth dann doch noch auf dem Pferde des Hochmuthes zu finden.

Unsere preuß. Zustände würden mich weniger drücken, wenn ich bloß auf Preußen sehe. Gott hat uns schon öfter aus gleichem Schmutze gnädig emporgezogen. Sehe ich aber auf die allgemeine Weltlage, so scheint es freilich als ob wir den Strafgerichten der letzten Zeit nicht fern sind. O daß wir darin bewahret und treu erfunden werden. So können wir ja fröhlich und dankbar unsere Häupter erheben. Wohl ist es ein Zeichen, wie sehr wir selbst noch im irdischen Sinn versunken sind, daß uns bei dem Gedanken mehr eine Furcht wie eine Sehnsucht befällt.

Es ist ja eine ganz unaussprechliche Gnade, daß Gott mir solch Weib, solche liebe 3 Kindlein schenkte, daß wir hier jetzt in Stille und Frieden leben können. Wir hatten 3 Wochen lang unsere liebste Mutter hier bei uns, heute erwarten wir noch einige 30 Pastoren, morgen zum Jahresfest unseres Rettungshauses einige 80 Festgäste. Du und Deine liebste Frau sollten die Betten und Streuen, die Tische im Garten sehen und die schönen Lieder hören, welche die Mädchen und Frauen auf dem Hofe unter den Bäumen beim Winden der Kränze singen. Das ist eine gar große Freude. Gott der Herr verleihe Dir in Deinem ganzen Hause, und in Deinem Amte zu dem bevorstehenden neuen Jahre allerwege rechte Freude im heiligen Geiste, er weiß, warum er Dich noch dort hält. Nicht bloß Dein Buch kann wegen der neuen Aera nicht zu Stande kommen, Du warst vom Min. v. Raumer schon dem Oberkirchenrathe nach Bonn genannt, und der hatte sich einverstanden erklärt, so erklärte mir Nitzsch noch selbst im Winter im Saale von unserem jetzigen Cultus-Minister, wo, wie es hieß, eine Jüdin Meyer die Hauptparthieen in religiösen Gesängen vortrug. — Für Dein Schriftchen danke ich herzlich, den darin erwähnten Dieffenbach brauche ich jetzt viel. Noch mehr aber danke ich meinem liebsten Pathchen für ihren Brief und ihr liebes kostbares Geschenk, und erflehe von ganzem Herzen Gottes Gnadengaben auf sie zu ihrer Einsegnung. Ich schreibe ihr noch zu ihrem Geburtstage, bis dahin halte das kleine Büchlein zurück, was Dir in etwa 8 Tagen Herz aus Berlin in

meinem Auftrage — für sie senden wird: Loe's Buß- und Communionbüchlein. — Meiner Frau und meine eigenen innigsten Grüße an Deine Frau und Seegenswünsche an Dich zum 10ten, — und für alle Kinder.

Dein treuester dankbarster

H. v. Kleist-Retzow.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marburg 24. Nov. 62.

Mein theurer Hans!

Du weißt, Dein Geburtstag ist mir wie den nächsten Deinigen ein Feiertag und auch diesmal laß mich kommen, um Dir meine Glück- und Segenswünsche darzubringen. Möge Gott Dich in Deinem Hause und in Deinem Berufe segnen!

An Deinen Beruf als Mitglied des Herrenhauses, der ja wohl alles Uebrige, was Du als Deinen öffentlichen Beruf ansehn kannst, umschließt oder doch die Spitze davon bildet, denke ich zunächst und habe lange schon daran gedacht. Mir liegt das gegenwärtige Stadium der Zwietracht in Preußen schwer auf. Von meinem Bruder Leopold, mit dem ich Anfang October einige liebliche Tage in München zugebracht habe, ist mir zum ersten Male so recht entschieden gesagt worden, wie sehr der König als Sachkenner bei der Militairfrage betheiligt ist, wie so viele Mitstimmenden im Abgeordn.-Hause von der Sache eigentlich keinen Begriff haben und trotzdem von ihrem Votiren nicht lassen. Auf der andern Seite sind die armen Burschen durch ihre Stellung als Abgeordnete eigentlich gezwungen, ihre Ansicht gellend zu machen, oder lieber: es wird ihnen äußerst schwer gemacht zu sagen: „davon versteh ich Nichts und will daher dem, der es bester versteht, nicht vorgreifen." Jedenfalls haben sie ein formales Recht und alle Welt, gleichfalls von der Sache wenig oder Nichts verstehend, ruft ihnen zu, dieses formale Recht festzuhalten um jeden Preis.

Die Lage ist äußerst schwierig und wird durch die Ergebenheitsadressen, soviel ich beurtheilen kann, nicht erleichtert.

Mir scheint: ist eine Verfassung gegeben, so ist Fürst wie Volk unverbrüchlich daran gebunden. Anderseits liegt die Möglichkeit vor und diese ist bei Euch zur Wirklichkeit geworden, daß in der Verfassung ein starker Fehler ist, der zur entscheidenden Zeit nicht bemerkt oder doch übersehen wurde: der Fehler einer Einmischung der Volksvertreter in die Gewalt des Kriegsherrn.

Wie ist nun ein solcher Fehler wieder wegzubringen? Es ist eine ungeheure Gefahr für Verfassung und Königthum vorhanden. Wie leicht könnte es zum Zusammenstoß der leitenden Mächte kommen!

Bei uns Deutschen, die wir unter dem Einfluß protestantischer Ideen stehen, müßte meiner Ansicht nach doch auch eine so große Gefahr beseitigt werden können. Ueberall bei uns hat die Obrigkeit, hat das Fürstenthum einen Boden unter den Füßen, und das Volk hat, wenn man nur ernstlich und bedachtsam mit ihm redet, Verständniß. Wie, wenn nun unumwunden gesagt würde: die Verfassung soll und wird bestehen! aber laßt uns zusammenarbeiten, in Frieden ihre Fehler auszumerzen!

Gott gebe Dir und Allen, die mitzureden haben, vor Allem dem König, die rechte Weisheit!

Lieber Hans, wie steht es mit der Gesundheit Deiner theuren Charlotte und Deiner Kinder, besonders des so geprüften Hans Anton? Möge es ihr und ihm recht wohl gehen, und so auch den andern! Küsse mir mein Pathchen.

Dein treuer Freund E.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 8. Dez. 62.

Mein herzlich geliebter Freund!

Habe Dank für Deine treue, feste Liebe zu mir, die Geduld und Nachsicht mit mir hat und meine Versäumniß mich nicht entgelten läßt. Wie lange bin ich brieflich in Deiner Schuld, ich bin es ja aber auch in anderer Beziehung von jeher gewesen und Du wirst damit nicht aufrechnen wollen. Obschon in keinem bestimmten Amte, habe ich doch eine große Anzahl von Thätigkeiten, welche meine Zeit in Anspruch nehmen, und weil sie nicht alle auf einen einheitlichen Mittelpunkt sich beziehen wie bei einem bestimmten Amte, mich nicht zu einer ganz geordneten Thätigkeit kommen lassen. Freilich ist meine Stellung im Herrnhause mein Hauptberuf, und die diesjährige, lange, unerquickliche Sommersitzung hat wie mannigfache andere Verhältnisse, so auch die meinigen, mehrfach in Verwirrung gebracht. — Es ist mir eine große Freude, durch jene Stellung noch einen gewissen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten unseres Landes zu haben, z. B. zur Abwendung der uns drohenden Einführung einer Civil-Ehe haben mit beitragen zu können, oder wenigstens durch freie Aussprache meiner Ansicht mein Gewissen erleichtern zu können, — und es ist eine besondere Barmherzigkeit Gottes, wenn dann noch hie und da andere im Lande — oder selbst außerhalb desselben an dem Zeugniß sich erfreut haben und mir unbekannte Freunde gewonnen wurden. Es ist eine wunderbare Sache mit dem „Zeugniß ablegen", welcher eigener Trost, welche Macht in dem bloßen derartig gestalteten Worte liegt. Wohl ist Zeugniß und Zeugniß verschieden, aber so geringfügig wie immer, so schwach auch das Werkzeug, das Organ, der Mund, durch welchen es erfolgt, der Herr ist ja so herablassend und barmherzig, daß er den geringsten Dienst, welchen man ihm leisten möchte, reichlich segnet, und so allmächtig und gewaltig, daß durch das niedrigste und kleinste Organ, oder Glied, oder Gefäß — z. B. seines Kleides Saum — oder des Petrus Koller — noch wunderbare Kräfte ausströmen. Als Beispiel solchen Zeugnisses habe ich wohl anführen hören, wie eine schwache Bonne in einem vornehmen Hause in glänzendster Gesellschaft, in welcher über die momiers gespottet wurde, aufstand und nichts sagte als „je suis momière". Gott der Herr mache uns nur zu ganz willenlosen Organen seines Geistes, und gebe uns allezeit in Wort und That die Kraft seines Salzes. Daran fehlt es so sehr in einer großen beginnenden Fäulniß, daran fehlt es den Obrigkeiten, die das heilige Schwerdt ihres Amtes nicht brauchen, weil es nur jemand gebrauchen kann, der sich selbst richtet, oder sie brauchen es etwa zum Dienst ihrer Lüste statt zu Gottes Ehre. — Bei der rechten Stellung der Obrigkeit wird es schwerlich je zu einem Rechtsbruch kommen, evangelische Deutsche haben für sie ein ganz besonders empfängliches Herz, und die Hoffnung, daß wahrhaft evangelisches Christenthum unser Volk belebt, möchte ich auch noch nicht aufgeben. Allein wer will verkennen, wie weit der Unglaube die Massen angefressen hat und wie mit dem Unglauben an die Stelle der von Gott gesetzten Obrigkeit die Volkssouverainität tritt. Deinen Wunsch, daß bestimmt ausgesprochen werde: die Verfassung solle nicht verletzt werden, hat unser König bei jedem seiner Worte erfüllt, ja seine früheren bedenklichen Aeußerungen von 1858 hält er nur noch zu fest, aber von den Elementen, welche das jetzige Abgeordnetenhaus bilden, ist mit dem selbstständigen deutschen Fürstenthum kein Friede möglich, sie wollen es vielmehr erniedrigen und zu ihrem Werkzeuge machen, sie wollen die ihm verliehene Weltmacht ihren gottfeindlichen Tendenzen dienstbar machen. Es ist naiv, wenn Du meinst: sie würden auf einen Ausbau der Verfassung im Sinne der Stärkung der Gewalt des Kriegsherrn eingehen, sie läßt ihm auch diese Gewalt noch, die Verfassungs-Urkunde hat darin nicht den wohl hervorgehobenen Fehler, wenn man sie nur nicht mit Augen liest, welche schon in unpreußischer Doctrin befangen sind. — Ich lege Dir meine Rede bei, welche ich über diese Frage im Herrnhause gehalten habe, und es freut mich. Dir doch auch einmal etwas Gedrucktes von mir senden zu können, der Du mich so lieb und reich mit Schätzen Deines Geistes in Poesie und Prosa beschenkst. Habe dafür herzlichen Dank und laß mich weiter daran Theil nehmen, wenn ich auch nicht gleich meine Empfänglichkeit äußere. Ich habe das schöne Gesangbuch zunächst meinem Freunde Schede geliehen. Nachweise zu Deinen desfallsigen Studien würde Dir gewiß reichlich Director Wackernagel in Dresden geben können, der darin eine Specialität ist. Wir haben seinen lieben, frischen 2ten Sohn jetzt in unserem Hause als Hauslehrer und Hilfsprediger und Dein Pathchen Jürgen Christoph braucht in dem Unterricht fleißig und zu seiner großen Freude Deine kostbare Bibel ....

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marb. 5. Oct. 1863.

Mein lieber theurer Kleist!

Von einer fast fünfwöchigen Reise, die wir am 31sten Aug. angetreten, zurückgekehrt finden wir Deinen lieben Brief an Selma und eilen, Dir die innige Freude auszusprechen, welche er uns gemacht hat. Das Band treuer christlicher Liebe, welches durch Gottes Güte zwischen uns seit unsern Jugendjahren besteht, hat eine neue Frucht getragen. Du und Deine theure Charlotte habt, nachdem Euch das Geschenk eines Töchterchens zu Theil geworden, an das nun erwachsene Pathchen gedacht, das Du einst in Dein besonderes Gebet eingeschlossen, und habt gewollt, daß es Eurem lieben Kinde eine liebevolle treue Pathin sein möge.

Es waren schöne Augenblicke, als ich den Brief meiner Selma mittheilte und nun jedes einzelne Wort erst mit überwallender Ahnung, dann mit Gewißheit von uns aufgenommen und willkommen geheißen wurde.

Dank Euch, Ihr Lieben! Wie sich Selma Euch ganz besonders Verbunden fühlt, so ist auch mein Gefühl neu erwacht und es ist mir, als wäre ich selbst der zur Pathenschaft, zu diesem Amte des Fürbittens und der geistlichen Mitsorge, von Euch Erkorne auch für dieses liebe Kind!

Unsre Seelen sind sich denn in dieser Zeit mehrmals recht nahe gewesen. Ihr habt liebevoll an uns gedacht und ich habe in Berlin, wo ich am 13ten Sept. anlangte und bis zum 28sten blieb, freilich vergebens, nach Dir gefragt und gesucht. Du warst unlängst von Berlin abgereist. Welche schöne Reise hätte sich nun an diesen Aufenthalt geschlossen, wenn wir von Eurem Beschluß Kenntniß gehabt hätten. Selma hätte in Kieckow erscheinen und das ihr zugedachte Pathchen bei der Taufe selbst in den Armen halten können. Dagegen haben wir am 25sten, dem Tauftage, wie auch am Tage vorher, unser altes liebes Pforta gesehen, und namentlich in Kösen bei der lieben Professor Jacobi, unserer gemeinsamen einstigen Pflegemutter, Deiner gedacht. Sie wohnt da als stille Wittwe in der Erinnerung an ihren seligen Mann und hat mich und meine Tochter während des kurzen Aufenthaltes, den wir in Kösen machten, aufs Herzlichste, ganz in ihrer alten treuen Art, aufgenommen.

Und schon vorher hatte ein Paar liebender Freunde ihres einstigen geliebten Stubenburschen gedacht: Rechenberg und ich, in Halberstadt. Ich war Sonntag den 13ten Sept. dort und hörte Vormittags ihn und Nachmittags Lange predigen. Aus Beiden sprach lebendiger Glaube an Christum, aus unserm Rechenberg aber mehr die tiefsinnige Betrachtung, aus Lange mehr die dichterisch sinnende Anschauung, hie und da mit barocken Gedanken versetzt. Zu Mittag war ich mit meinen Töchtern bei Rechenberg zu Tisch und durfte mich an seiner zahlreichen, kräftigen Söhneschaar und ihrer lieben tüchtigen Mutter freuen.

Deinen Aufsatz über Patronat und Pastorat habe ich zur rechten Zeit erhalten und danke Dir bestens für die Uebersendung dieser Arbeit Deines Herzens. In dem theoretischen Theile kann ich nicht mit Dir stimmen: der Versuch einer biblischen Begründung des Patronats scheint mir mißlich , ich betrachte dasselbe als eine rein historische Erscheinung. Desto mehr aber habe ich mich über die Liebe gefreut, mit der Du die Gelegenheit, für die Kirche Christi zu wirken, welche in dem Besitz eines Patronats gegeben ist, ergreifst und zum Vorbild für Viele ausnutzest. Gott segne Dich, mein lieber Freund, und Deine Charlotte in diesem Bestreben und lasse Dich auch als Patron viel Gutes und Bleibendes wirken!

Darf ich Dich vielleicht daran erinnern, daß einem Patron die schönste Gelegenheit gegeben ist, Etwas hinauszuführen, was einem Pastor oft aus äußern Gründen unmöglich, oder doch sehr schwer wird? Ich meine die Errichtung und Ausstattung eines guten Kirchenchors. Mittelmäßige trifft man hie und da. Aber nur ein guter, d. i. musikalisch ausgebildeter, unter der Leitung eines künstlerisch gebildeten Mannes stehender, kann seine Aufgabe der Erhebung und dadurch der Erbauung erfüllen. Vielleicht schreibst Du mir einmal darüber und giebst mir Anlaß, Dir Näheres anzugeben.

An dem Tode Deiner seligen Schwester nehme ich herzlichen Antheil. Ich werde durch den Gedanken an sie in jene Zeit versetzt, wo noch Deine selige Mutter lebte und wir mit ihr im erfreulichsten Verkehr standen. War ihr Ende ein leichtes? Mögest Du in dem Empfang eines lieben Kindes Etwas erhalten haben, was Dich in der Trauer um eine dahingegangene Schwester wahrhaft tröstet! — Deiner theuren Charlotte küsse ich im Geiste die Hand, und bitte Dich, Deine lieben Kinder, besonders mein Pathchen, schön von mir zu grüßen. Da Du von ihrem Wohlsein Nichts schreibst, so darf ich voraussetzen, daß sich Alle, auch Hans Anton wohl befinden. In treuer Liebe

Dein alter Freund Ernst Ranke.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 25. Oct. 63.

Lieber theurer Freund!

Das wäre freilich besonders schön gewesen, wenn wir uns bei Deiner diesmaligen Reise nach Berlin dort getroffen hätten, oder Du gar einmal wieder hierher hättest kommen können und diesmal nicht allein und noch dazu zu der Taufe des lieben Kindleins, dann hättest Du es auch taufen sollen und Du würdest an dem lieben freundlichen Gotteshause, welches wir ja hier jetzt, d. h. seit 1848 besitzen. Deine herzliche Freude gehabt haben. Wir giengen alle zu Fuß nach der Kirche, ich mit dem ältesten Knaben voran, dicht hinter mir die Kinderfrau mit dem Pathchen, und die beiden anderen Jungchen, dann die Pathen, und wurden in der schön geschmückten Kirche von dem ganz lieblichen Gesange des hiesigen Chores „Allein Gott in der Höhe" empfangen. Du siehst daraus, daß wir einen solchen Chor haben, der nach den Verhältnissen ganz Erfreuliches leistet. Der Schulmeister ist im Seminar gebildet und war dort Lehrer der Probeschule, ein gar lieber und auch leidlich musikalischer junger Mann. Er giebt meinen Knaben den eigentlichen Elementar-Unterricht, damit ihr Hauslehrer Freiheit behält, alle 14 Tage zu predigen. Dies ist der zweite Sohn des bekannten Philipp Wackernagel, ein ganz vorzüglicher, frischer, tüchtiger und auch musikalischer junger Mann. Der Chor besteht aus einigen der älteren Mädchen der Schule und solchen, welche sie schon verlassen, hie und da vorzügliche Stimmen, jetzt gerade etwas mangelhaft. Ganz ähnlich ist es mit den Alt-Stimmen. Tenor und Baß bestehen aus dem Lehrer, dem Gehilfen des Rettungshauses und Tagelöhnern der hiesigen Gemeinde. Letztere ist ja im Ganzen nur (mit den Kindern des Rettungshauses) 233 Seelen groß, die Auswahl in allen Beziehungen also nicht sehr umfassend. Darum ist der Gesang immer noch mangelhaft, namentlich wenn sie sich auf zu künstliche Gebiete versteigen, und findet überhaupt, wie in unseren Elementarschulen, aus denen sie hervorgegangen, nach Zahlen statt, nicht nach Noten. Doch sind sie nicht unthätig. Wir haben jetzt des Sonntag Nachmittags regelmäßige Vespergottesdienste nach den Dir gewiß bekannten Zusammenstellungen vom verstorbenen Pastor Hengstenberg, wo die Psalmen von Chor und Gemeinde im Wechselgesang psalmodierend gesungen werden. Kannst Du uns dabei nun was rathen und helfen, oder wo sonst wegen unseres Gesanges, so thue es, es muß aber auf diese einfachen Verhältnisse basirt sein, sonst können wir es nicht gebrauchen. Gerade in jetziger Zeit bildet sich hier meist aus Chorsängern ein kleiner Posaunenchor mit 5 Instrumenten, einer Trompete, 2 Hörnern und 2 Posaunen — aus, um bei festlichen Gelegenheiten die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, alle hatten vorher noch kein Blasinstrument in Händen gehabt, einer spielte die Geige, einer Klavier, dreie kannten noch keine Noten, da kannst Du Dir die Schwierigkeit denken. Doch bliesen sie neulich schon nach der kleinen Feier der Leipziger Schlacht Abends im Schulhause aus dessen Fenstern in das Dorf hinein „Nun danket alle Gott". Gewiß kann der Lehrer das nicht allein, ein guter Pastor, der der geistige Mittelpunkt seiner Gemeinde ist, kann es wohl, Pastor Gorke in Zarben hat einen solchen Chor und sie spielen schon 80 Choräle und Lieder und konnten alle keine Noten und hatten — wie er selbst, kein Horn in Händen, — aber nicht jedem ist es möglich und der Gutsherr kann dabei wesentlich nachhelfen, — und er muß es sehr treulich durch materielle Hilfe und Freundlichkeiten und Feste, wenn nicht alle von der religiösen Begeisterung getragen und getrieben werden. — Wehe aber doch dem Patron, wenn seine Thätigkeit sich darauf beschränkt, dann wird

auch diese sehr unlebendig bleiben, doch das meinst Du auch nicht. Du hältst nur die biblische Begründung, für mißlich und den Patronat als eine rein historische Erscheinung. Aber Du Lieber, für eine Einrichtung des Herrn selbst oder der Apostel, also für eine biblische Einrichtung halte ich den Patronat ja auch nicht, ausdrücklich für nicht nothwendig, voraussichtlich im vollen Umfange nicht für bleibend in der Kirche. Der Episcopat ist auch im jetzigen Sinne nicht biblisch, und Presbyterien im jetzigen Sinne sind es erst recht gar nicht. Es scheint fast, oder könnte scheinen, daß Du meintest, eine kirchliche Einrichtung sei darum ohne inneren Zusammenhang mit der Kirche, ihrem Wesen zuwider, weil sie im Laufe der Geschichte in die Erscheinung getreten ist. Auch die Feier des Sonntags ist erst im Laufe der Geschichte — wenn auch sehr früh freilich, — zur Erscheinung gekommen. Die Geschichte wird ja doch von Gott dem Herrn gewirkt, und der Einschlag, welchen wir hinzuthun, muß ihm so gut dienen wie sein unmittelbarer Aufzug. Es ist eine geschichtliche Einrichtung, deren tiefste Gründe vollkommen biblisch sind, deren Erscheinung der Art und Weise wie Gott selbst, wie seine Kirche, überhaupt in die Erscheinung tritt, ganz entspricht. — Ich danke Dir für Deine Feier der Leipziger Schlacht. Ich danke Selma sehr für ihr liebes Schreiben. Zu ihren Mitpathen gehörte die liebe Königin-Wittwe. Danach heißt das Kind Elisabeth. In alter treuer Liebe, mit den herzlichsten Grüßen von Charlotte und den Kindern, namentlich Deinem Pathchen,

Dein Hans

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 18. Mai 66.

Lieber theurer Freund!

Deine Liebe im Bunde mit Deiner Gelehrsamkeit beschenkt mich so oft mit Werken Deines Geistes, — noch kürzlich wieder mit der schönen Ode an Steinhardt —, daß es mir eine rechte Freude ist, wenn ich unseren in der Rücksicht so ungleichen Freund- schaftsbund, weil ich immer nur der empfangende Theil bin, — einmal dahin erweitern kann, daß auch ich Dir eine geistige Gabe biete. Ungewohnt solcher Beschäftigung, jedesmal nur dazu genöthigt, wollst Du die Schwächen freundlichst übersehen. Diesmal ist es ein Separat-Abdruck eines von mir in Berlin im evangel. Verein gehaltenen Vortrages „Der Adel und die Kirche", welcher in Kreuzband nebenbei erfolgt. Dein lieber Bruder Leopold hat ihn zu lesen, und Deine liebe Etta gar ihn zu hören gewürdigt, und ersterer hat mich später durch eine eingehende Besprechung und Kritik einzelner Stellen desselben erfreut. — Wie hat es Gott so wunderbar gefügt, daß Etta in Berlin sich verlobt hat. Es war mein fester Vorsatz, sie zu besuchen und ihr meine Seegenswünsche persönlich zu bringen. Wir wurden plötzlich im Landtage geschlossen und da war neben möglichst schleuniger Abwickelung meiner Geschäfte, meines Aufenthalts nicht mehr lange dort. Hoffentlich sehe ich sie dort später einmal.

Es freut mich, daß Dir die höchste akademische Ehre durch das Vertrauen des Senates in dem Protektorate der Universität zu Theil geworden ist. Da hast Du nebenbei einen Eindruck davon, wie einem Beamten zu Muthe ist. Auf der einen Seite die Freude Antheil zu haben — laß es mich so ausdrücken: an dem Weltregimente Gottes, — auf der anderen, gerade eben deswegen damit verbunden, mannigfache Fürsorge für Dinge, welche uns klein erscheinen und uns darum beschweren. Der Apostel sagt aber ausdrücklich, und gewiß geschieht das vornemlich um dieser kleinen Dinge willen, „regieret jemand, so sei er sorgfältig". Darin sollen wir die Treue im Kleinen lernen. Es ist uns Alten gut, wenn wir noch recht fleißig in die Schule gehen müssen.

Nun, es sieht so aus, als ob wir bald, ganz Deutschland, in eine furchtbare Schule genommen werden sollten, und zwar wie kleine ungezogene Kinder in eine Schule schwerer Zucht durch einen Deutschland verwüstenden Krieg. Kriege sind Gerichte Gottes, — und ist ein Theil auch vorwiegend Schuld an seinem Ausbruche, — verdient haben solche Züchtigung dann beide Theile. Und so wird es auch hier wohl sein. Wieviel Züchtigungen hat seit 48 Gott über uns ergehen lassen, und wenn sie auch eine gewisse Frucht geschafft haben, so ist doch keine allgemeine Umkehr der Herzen zu Gott, im Gegentheil, es scheint je

länger desto ärger zu werden. Will uns Gott nicht vernichten, sondern nur züchtigen, es ist eine große Barmherzigkeit, neues Leben in Zucht und Glauben des ganzen Volkes kann kaum anders als aus großen Trübsalen hervorgehen. Ist es anders möglich, so wolle sein Erbarmen diese noch wenden, sonst aber uns daraus erretten und geläutert daraus hervorgehen lassen. — Schon jetzt wirkt das Kriegsgeschrei mit eiserner Hand auf alle Verhältnisse. Doch wer trägt das nicht gern und bringt freudig dem Könige und Vaterlande die Opfer, die ihm gebühren, und leidet mit den Uebrigen seines Volkes, soweit es diese müssen. —

Eine Erleichterung für mich ist, daß ich gerade, seit Marien auf Kieckow verpachtet habe, — aber freilich habe ich der Pächter Trübsale mitzutragen.

Wochen lang war ich in Folge einer Erkältung schwer krank, seit dem 5ten April kam ich nicht aus dem Hause, doch geht es jetzt wesentlich besser und sobald die hier noch herrschende Kälte — es hat die beiden letzten Nächte stark gefroren — vorüber ist, will ich den warmen Sonnenstrahl nicht bloß hinter dem Fenster, sondern im Freien aufsuchen. Auch Charlotte leidet an Gicht, sie sollte in ein Bad, Hans Anton in ein anderes, bricht der Krieg aus, wird wohl beides unterbleiben, Gott helfe so. — Meinem herzliebsten Pathchen, Deiner lieben Selma, danke ich inniglich für ihren Brief. Ihr Pathchen, unsere Ella — so nennt sie sich, ist bis dahin an Leib und Seele blühend, sie würde ihre herzlichste Freude daran haben, wenn Gott es so fügte, daß Ella ihr persönlich für ihre Liebe und Treue als Pathe danken könnte. Meine Frau, Dein Pathchen und ich grüßen Dich aufs treueste, Gott gebe Dir und Euch allen seinen reichsten Pfingstseegen, und auch Deinem treuen Freunde

H. v. Kleist-Retzow.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marburg 18. August 66.

Mein lieber theurer Freund!

Du schriebst mir zuletzt am 15ten Mai; heute haben wir den 18ten August. Welch ungeheure Ereignisse sind innerhalb dieses Vierteljahres an uns vorübergegangen!

Die deutsche Geschichte hat in dieser Zeit eine unberechenbare Wendung genommen.

Noch sind wir in dem Werden der Dinge, die da kommen sollen, begriffen.

Erst, wenn ein Ergebniß vorliegt, wird sich zeigen, ob und welchen Fortschritt unser Volk gemacht hat.

Es kann ein Schritt gemacht sein, der uns Deutschen dazu verhilft, unsern Beruf in der Welt, den wir als das Volk der Reformation haben, zu erfüllen. Dann wollen wir uns ob des furchtbaren Blutvergießens trösten. Erreichten wir das Ziel nicht, dann würde es als schwere Last auf uns liegen.

Du sandtest mir damals Deinen schönen und tiefgefühlten Vortrag über den Adel und die Kirche. Ich sage Dir meinen aufrichtigen Dank dafür. Du giebst darin ein Zeugniß, wie Du die Dir gewordene Gabe, ein Adliger zu sein, verwerthest. Mein inniger Wunsch ist: möchten sich viele finden, die Dir in diesem Streben nachfolgen! Das Ideal, das Du aufstellst, ist durchaus das Ideal eines Christen als solchen. Ist dies richtig, so möchte gegen Dich eingewendet werden können, daß Du den Adel nicht nach seiner thatsächlichen Stellung in der Geschichte, namentlich nicht nach den Schattenseiten, die seine Geschichte bietet, aufgefaßt habest. Vielleicht ergreifst Du ein ander Mal die Gelegenheit, Dich hierüber zu äußern. Die Adelsgeschlechter kommen mir unter den übrigen Menschen vor wie die Eichen unter den andern Bäumen. Nicht aber dadurch ist die Eiche etwas werth, daß sie überhaupt Eiche, sondern dadurch, daß sie eine gutgewachsene Eiche ist; verkrüppelte haben keinen, oder nur den Werth, daß bessere aus ihnen hervorgehen können. Und nun gehe die Eichenwälder des Mittelalters und der Gegenwart einmal ernstlich durch!

Ἀληθείη δὲ παρέστω

σοὶ καὶ ἐμοὶ, πάντων χρῆμα δικαιότατον.

Gerade das Bekenntniß, daß es so viele krüppelige Gebilde darunter gegeben hat und noch giebt, und zwar aus Deinem Munde, und in historischer Weise dargelegt, würde nicht bloß wohl thun und versöhnend wirken, sondern reformatorischen Erfolg haben. Luthers Schrift „an den Adel deutscher Nation" wird Dir längst bekannt sein.

Inzwischen nimm eine kleine lateinische Gabe freundlich an. Die beiliegende kleine deutsche hast Du wohl die Güte, in meinem Namen Deiner verehrten Frau Gemahlin zu überreichen. Ich grüße sie und Deine l. Kinder, besonders meinen l. Pathen, von dem ich gar gern einmal ein Briefchen hätte, und Selmas Pathchen von mir und ihr aufs Beste.

Dein treuergebener Ranke.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 3. Oct. 66.

Du lieber Herzens-Freund!

Bist nun auf andere Weise als ich es lange gewünscht und vielfach erstrebt habe, wieder ein Preuße geworden. Welche Verpflichtungen legt dies uns auf. Gewiß hast Du recht, daß Deutschland den Beruf hat, Träger der Reformation der Kirche zu sein, das ist auch die nicht genug beachtete Ursache seiner Zerrissenheit. Das muß unsere Stellung der Katholischen Kirche gegenüber bedingen, denn sie ist in Deutschland stehen geblieben, um von hieraus eine wechselseitige Einwirkung beider Konfessionen auf einander zu ermöglichen. Das soll unsere Stellung den neu erworbenen entschieden evangelischen Landestheilen gegenüber bedingen, um von ihnen eine belebende Rückwirkung auf das evangelische Kirchenwesen in Preußen zu gestatten, welches in seinem Regiments in Unionismus und Synodalwesen aufgeht. Dazu gehört vor allem ein offener Sinn, eine Anerkennung für die überkommenen Kirchenwesen in ihrer Selbstständigkeit und Pflege. — Die Aufgabe ist so groß und hoffnungsreich, daß, auf Menschen gesehen, man an ihrer Realisirung verzweifeln müßte, doch Gott sitzt im Regiments. Es werden noch viel Fehler geschehen und unsere jetzt dort leitenden Herrn haben für die Kirche überhaupt kein Organ, auch wohl wenig Sinn dafür, daß diejenigen, welchen aus Treue der eingetretene Wechsel am schwersten wird, nachher wieder die treuesten preußischen Unterthanen werden. Deine gestern erhaltene Mittheilung ist mir recht sehr schmerzlich gewesen, ich versuche sie gleichzeitig mit diesem Schreiben nutzbar zu machen, ob aber mit Erfolg? Bismarck ist nicht in Berlin und den Geschäften aus Gesundheitsrücksichten fern gehalten. Für Deine Warnung rücksichtlich einer Persönlichkeit, meinen Dank, er wünschte zunächst nur einen recht tüchtigen, wohlwollenden, nicht aus dortigen Beamtenkreisen genommenen Curator für Eure Universität, gewiß ein richtiger Wunsch.

Für Deine theilnehmende, eingehende Beurtheilung meines neulichen Vortrages sage ich Dir meinen herzlichsten Dank, Dein lieber ältester Bruder hat ihn in einem Gespräche mit mir einer mannigfaltigen Kritik gewürdigt. Du machst ihm einen oft wiederholten Vorwurf, den ich ihm als Vater gern ins Credit schreiben mochte. Es ist ein großer Fehler des Adels, speciell der Fürsten, daß sie meinen, sie seien anderen Geschlechts, sie seien aus anderem Holze wie andere Menschen, das ist die Wurzel ihres Hochmuthes, das ist die Beschönigung ihrer Sünden. Wo der Adel nicht aus einem fremden herrschenden Volksstamme über Unterjochte besteht, ist er hervorgewachsen aus demselben Stamme, nur schlanker, seine Krone höher tragend. „Ich bin ein Mann wie andre Mann, nur daß mir Gott die Ehre gann", oder Graf Pfeils schönes Lied von dem Orden der Christen. — Dadurch erhält man erst recht Freiheit, auch von ihm alle Tugenden der Christen in seinem Berufe zu fordern. Daß sie die wenigsten üben, wird damit also nicht geleugnet. Dem Stifter der Familie ließ Gott die Gaben zufallen, die nun noch fortgehen trotz ihres Mißbrauches. So groß ist Gottes Treue und Gottes Geduld. Solche besonderen Gaben, die keineswegs alle Christen haben, sind aber seine Antheilnahme am Grundbesitz des Landes, am Schutz des Staates durch Officierdienste, am Regiments desselben. — Es war nicht meine Aufgabe, in jenen 60 Minuten eine ganze Geschichte des

Adels zu geben, vielmehr ihm das gesteckte Ziel vorzuhalten, doch glaubte ich mich bemüht zu haben, soweit es die Zeit zuließ, sogar geschichtlich nachzuweisen, wie weit und schwer er hinter demselben zurückgeblieben ist, — und es ist die Entschiedenheit, mit welcher dies geschehen, von sonst tadelnden Recensionen anerkannt. Es fängt an mit seinem Verfall im Mittelalter, seiner Stellung zu Bürgern und Bauern, dem Unglauben der Tempelherrn, seinen Verirrungen selbst zur Zeit der Reformation in der Benutzung religiöser Motive zu eigennützigen Zwecken. Es ist auf das schärfste hervorgehoben in seiner französisirenden Libertinage im vorigen Jahrhundert, es ist geklagt über seine Schwäche 1848, über den Verlust der wesentlichen inneren Eigenschaften, gleichzeitig mit dem Verlust des Grundbesitzes! Mehr war wohl nicht nöthig, ja kaum möglich! So daß ich der Wahrheit nicht zu nahe getreten sein möchte.

Zu Eurer Hochzeitsfeier wünsche ich Euch Gottes reichsten Segen, es ist mir leider ganz unmöglich, Deiner freundlichen Einladung zu folgen. 3 Monate hintereinander war ich von Haus entfernt und nach 6 Wochen sollen wir wieder in Berlin sein. Es ist so kaum auszuhalten, die Kinder kommen zurück, das Haus leidet. Gott helfe Deinem treuen Freunde

H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 17. Mai 67.

Mein Herzens-Freund!

Ihr lieben Ranke's habt in dem verflossenen Jahre ein Ereigniß nach dem anderen, welches die ganze Familie und auch weite Kreise mit Euch bewegte, gefeiert .... Es war doch eine große Freude, Dich und Deine liebe Selma diesen Winter einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Da nun der Friede erhalten bleibt, hoffe ich noch im Laufe des Sommers eine Badecour in Weilbach durchmachen zu können, und wäre das der Fall, dann spreche ich bei Dir in Marburg vor und mache mir noch gründlicher jene Freude. Aber noch steht es nicht fest. Zunächst gehen wir in nächster Woche nach Schlesien zur Feier der silbernen Hochzeit meines Schwagers Eberhard Stolberg, des Herrnhaus-Präsidenten, meine Frau soll dann gleich in Warmbrunn baden, ich werde während der Zeit auch dort und in Berlin zum Landtage sein.

Unsere theologisch-christlichen Kreise werden mit einmal durch das Für und Wider Hengstenberg bis in die Grundfesten bewegt. Ein großer Theil alter Gegner freut sich vielleicht, durch seine Ausführungen über Jacobus und Luc. 7 eine, wie sie meinen, günstige Gelegenheit zu haben, ihm nun gründlich eins auszuwischen und mit Fingern auf ihn zu weisen. Aber auch seine alten Freunde und Gesinnungsgenossen sind zum Theil mit tiefer Betrübniß wider ihn, er habe die Grundlehre der. Reformation verfälscht und katholisire. Das letztere wirft man einem Manne vor, der ein Menschenalter hindurch gegen die Abirrungen vom Bekenntniß vor den Riß getreten, aus innerer Ueberzeugung von der ursprünglich reformirten Confession zur lutherischen übergetreten ist, der allen Versuchen zum Katholisiren von seinen Freunden öffentlich energisch entgegengetreten ist, der daraufhin wesentlich mit seine Anschauung über die politischen Ereignisse des vergangenen Jahres gebildet hat, — der bestimmt erklärt, mit seiner Ausführung nicht einen Fingerbreit von den Bekenntnissen der Kirche abzuweichen, nur von weit späteren dogmatischen Ausführungen, sich allein auf dem Boden einer freien, aber wie er es ansieht, unzweifelhaften Exegese zu bewegen. — Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit.

Ich stehe zur Sache so, daß ich anerkenne, daß, wie es Stufen des Glaubens giebt, es auch Stufen der Aneignung der Vergebung der Sünden, der Rechtfertigung giebt. Gottes Drohungen und Verheißungen sind abhängig und bedingt von unserem Verhalten ihnen gegenüber, Gott vergiebt ganz und voll in Erwartung der immer vollständigern Aneignung, in Folge dessen immer treuern und innigeren Liebe, er entzieht die Vergebung zuletzt, wenn das nicht geschieht. Allein das ist zu verhüten, daß man annimmt, Gottes Vergebung trete nur stückweise ein. Sie geht nie auf die einzelne That, sondern die Stellung des ganzen Herzens. Wer einmal gewaschen ist, bedarf nur, daß ihm immer von neuem die Füße gewaschen werden. Ich nehme zuversichtlich an, und Hengstenberg selbst erklärt es so, daß er nur die Aneignung der Vergebung darunter verstanden, nicht ihre objective Ertheilung von Gott. Es könnte sein, daß der Ausdruck zu

Mißverständnissen Anlaß gäbe, in der Hauptsache glaube ich, hat er recht und hebt eine wichtige Seite der Heilswahrheit hervor. Im wirklichen Leben sind Recht- fertigung und Heiligung nicht geschieden wie in der Dogmatik und bedingen sich gegenseitig. — Zweifelhafter ist mir die Interpretation von Luc. 7, daß, nachdem der HErr im Eingang die Vergebung als der Liebe vorausgehend hinstellt, am Schluß ebenso alles auf den Glauben weist, er zwischenein, den ersteren Satz umgekehrt haben solle! Doch gerade in dieser Interpretation erklärt H., am unzweifelhaftesten zu sein. Schreib mir doch Deine Meinung. Grüße mein Pathchen. Dessen Pathchen gedeiht prächtig. In herzlicher Liebe

Dein treuer H. v. Kleist-Retzow.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marb. 22. Juni 67.

Mein lieber theurer Hans!

Du wirst fast ungeduldig geworden sein über mein bisheriges Schweigen auf Deinen so werthen und durch Deine Anfrage an mich für uns beide so inhaltsreichen Brief vom 17ten v. Monats. Glaube mir, ich hätte gleich geantwortet, aber es ist mir bis heute eine totale Unmöglichkeit gewesen, und auch für diese Zeilen muß ich um Deine Nachsicht bitten, da mir nur wenig Zeit zugemessen ist, und anderseits der in Rede stehende Gegenstand eine ganze Abhandlung erforderte.

Zuerst will ich hieher setzen, daß mir die ganze Angelegenheit eine überaus traurige ist. Hengstenberg ladet damit einen Schatten auf sich, der seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit Schaden thut. Ich will nicht sagen, daß diese in allem Einzelnen allezeit eine gute gewesen; aber seine Liebe zur Schrift, sein praktisches Christenthum, dem er in weite und hohe Regionen Wege gebahnt hat, seine Freimüthigkeit in allen Stücken hat sein Wirken im Großen und Ganzen zu einem segensreichen gemacht. Und dem schadet er durch das Aufbringen der neuen Lehre von den Stufen in der Rechtfertigung auf doppelte Weise: er nimmt sich den Ruhm, der Kirche gemäß zu lehren; und thut nun den Mund einer Unzahl von Gegnern auf, die triumphirend sagen: nicht einmal dieser ist orthodox, wie elend sieht es mit der evang. Kirchenlehre aus, die doch eigentlich keinen einzigen consequenten Vertreter zählt! pp.

Meiner Ansicht nach liegt der erste Irrthum H.'s in seiner Beurtheilung des Jacobusbriefs. Diesen den canonischen Büchern des N. Test, gleichzusetzen hat er durch seine reformirte Bildung gelernt. Nach lutherischer Kirchenlehre, wie sie bei ihren Hauptvertretern des 16ten und 17ten Jahrh., bei Luther, Chemnitz, Gerhard vorliegt, hat der Jacobusbrief diese Würde nicht, er ist nur deutero-kanonisch und dogmatische Dinge können daraus, so werth es uns ist, nicht entschieden werden.

In der Lehre von Glauben und Werken aber steht der Jacobus für jeden theol. gebildeten Geist unter Paulus. Zwar ist zwischen den beiden kein solcher Grundunterschied, wie man vielfach hat finden wollen, aber des Unterschiedes ist doch genug; nimmermehr würde Paulus das Anerkennen Gottes an sich schon Glauben nennen, wie Jacobus es thut in dem Wort: die Teufel glauben und zittern. Jacobus dringt nicht in die Tiefe, welche Paulus durchschaut und wie Röm. 7 zeigt, durchlebt hat.

Der fernere Irrthum H.'s ist, daß er die Zeiten nicht unterscheidet. Wie kann er in aller Welt Stellen und Geschichten, die der Zeit vor Christi Tod angehören, zum Ausgangspunct über Lehren machen, welche der Lage der Sache nach erst nach dem Versöhnungstode in voller Klarheit hervortreten konnten! Vor dem Tode Christi sind Symbole und Vorstufen der Versöhnung dagewesen: je nach der Höhe, die diese einnehmen, richtet sich der innere Gehalt der Sündenvergebung, der Rechtfertigung, die sie brachten. Also unter diesen mag er verschiedene Stufen der Rechtfertigung unterscheiden. Aber für die Zeit der Erfüllung darf er das nicht mehr. Für die Zeit nach Christi Tod und Verklärung kann er kein apostolisches Zeugniß von Rechtfertigungsstufen beibringen. Daß ers nicht vermag, liegt in der Natur der Dinge. Er könnte den Versuch dazu etwa machen, wenn es sich beim Eintritt in das Reich Christi durch die Taufe um Regelung einer oder der andern Sünde handelte: aber das verpönen ja alle Apostel! Sie wollen, daß das ^uxavotivein

volles sei, sie verkünden eine Wiedergeburt des ganzen Menschen! Hiermit stimmt auch Jacobus. Ist so der Mensch neugeboren, was soll da noch eine Stufe der Rechtfertigung? Es kommt nur darauf an, daß der neugeborne Mensch seine Glieder brauchen lerne — aber daß es darauf ankäme, das neue Leben nochmals zu gründen, davon ist nichts zu lesen. — Und wie geschieht die Neugeburt im Geist? ein ferneres Moment der Widerlegung: sie geschieht so, daß der seiner Sünden und seiner Sündhaftigkeit sich bewußte Mensch in Christi Erlösungswerk das völlig aufgethane Antlitz der unaussprechlichen Gnade Gottes sieht; giebt es in dieser Freundlichkeit Gottes Stufen? — Also mußte H. von der rechten Zeit in der göttlichen Haushaltung ausgehn. Hier mußte er helle Erkenntniß zu erlangen suchen und danach sehen, wie die vorhergehende Zeit auf das dort gegebene Kleinod mehr oder weniger deutlich hinwies, wie Christus namentlich auch in der Geschichte von der Sünderin, Lc. 7, darauf hingewiesen hat. In der Betrachtung dieser befriedigt mich es nicht, daß H. sie mit der in der Leidensgeschichte Matth. 26 pp. als identisch setzt; sie ist von dieser wesentlich verschieden. Ebenso wenig wird es mich und Dich befriedigen können, was er zur Scenerie — Simon und seine fünf Brüder — beibringt. Und warum ist er nicht einfach bei Luthers und Melanchthons Deutung, die er ausdrücklich anführt, stehen geblieben?

Dies die Hauptsache, mein geliebter Freund.

Mit großem Interesse lese ich, daß zum Kirchentage in Kiel die ganze Frage — unter dem Referat des ebenso tiefen als klaren Dorner — zur Verhandlung kommen wird. — Sei mir mit den Deinen aufs Herzlichste gegrüßt!

In alter Liebe Dein Ernst R.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Ohne Datum, aber unzweifelhaft aus Weilburg,
im Sommer 67.

Du lieber Herzens-Freund!

Gern hätte ich mit Dir eingehender über die die evangelische Kirche jetzt bewegenden Fragen gesprochen, die etwaige Organisation derselben in Preußen, die bekannte Denkschrift des Ober-Kirchenrathes, die Ausführungen von Hengstenberg über die Rechtfertigung. Ich danke Dir sehr für Deine desfalsige frühere Mittheilung, kann aber über die Sache nicht so leicht ins Reine kommen. — Ich kann zunächst nicht gelten lassen, daß Jacobus kein kanonisches Buch sei, er steht im Canon! Wer wagt — schließlich nach seinen Antipathien pp. den Unterschied von deutero - kanonisch ? Da können bald d. Feinde alles, was ihnen nicht gefällt, für deutero-kanonisch, heißt gleichgiltig, heißt unwahr erklären. — Unsere Bekenntnisse, soviel ich weiß, stellen das nicht fest. Luther hatte seine Special- Meinung darüber, er läßt jedem eine andere. Kann die Uebereinstimmung von Paulus und Jacobus nicht anders gerettet werden, so hat Hengstenberg recht und ist für ein folgenreicheres Princip den Feinden gegenüber getreten, als sie sich etwa die Hände reiben, er stimme mit früheren evangel. Dogmatikern nun auch nicht mehr ganz. Uebrigens warf ihm Dein verehrter Bruder Leopold schon im vorigen Winter vor einem Jahre einmal vor, als er (Leopold) den Schaden von dessen Professur entwickelte und die Gewissenslast, welche er damit den Theologie-Studierenden auflege, H. sei auch nicht einmal überall orthodox. Bei diesem Begriff kann es uns aber doch nur darauf ankommen, ist es in der Heil. Schrift begründet. Glaubt er das, nimmt er an die entgegenstehende jetzt gäng und gäbe Meinung, sei das nicht, und bringe überdies den Einzelnen wie der Kirche Schaden, so konnten derartige Rücksichten ihn durchaus nicht abhalten, mit seiner Meinung hervorzutreten. Er ist nach dem Inhalte seiner Vorträge ja schon seit Jahren damit umgegangen, hat sich aus derartigen Rücksichten bisher zurückhalten lassen, fand nun in dem wiederholten Rufe, die Einheit von Paulus und Jacobus zu begründen, einen Gewissensruf! Jacobus will Paulus nicht entgegentreten, er meint nur, Pauli Lehre werde von vielen mißverstanden. Auch Petrus meint das, auch Johannes in der Apocalypse redet ähnlich! Man muß dann alle 3 Bücher beseitigen und thut es. — Reuß' Versuch, Paulus und Jacobus zu vereinen, scheint mir ganz mißlungen. — Jacobus Wort „auch die Teufel glauben und zittern" will wohl nur kraß hinstellen, wohin

man kommen kann, wenn man den Glauben seiner Fülle entleert. —

Auf das Verhältniß unter dem Alt. Test, hat sich H. wohl nur berufen, um zu zeigen, daß überhaupt Stufen in der Rechtfertigung möglich sind. Sind sie das, so entstünde die Frage, weshalb nicht nachher.

Gewiß giebt die Taufe die Fülle der Gnade, auch der Rechtfertigung, sie erfordert aber Glauben, und ist der Glauben vorhanden, so giebt es unzweifelhaft Stufen im Glauben — warum also nicht in der Aneignung jener Gnaden, der Taufe. Es ist doch ein Herausfallen aus der Taufgnade möglich. Gewiß selten geschieht das plötzlich, mit einmal, sondern nach und nach, sind das nicht Stufen. Ganz richtig schilderst Du die Wiedergeburt als das Schauen Gottes, während vorher die Decke Mosis vor den Augen das verhindert, — aber ist die Nähe bei allen und zu allen Zeiten gleich, in welcher wir Gott schauen, können wir ihm nicht immer ferner kommen, können nicht erst Nebel zwischen ihn und uns treten, die Dünste unseres Sündensumpfes, bis diese sich zu einer festen undurchdringlichen Wolke verdichten? — Die Klarheit des Schauens Gottes, immer heller — oder immer wieder weniger hängt wohl gewiß mit unserem Leben in Reinheit oder in Sünden zusammen, Math. V, 8. Der Herr sagt zum Petrus: wer gewaschen ist (durch das Bad der Taufe — des heiligen Geistes), ist ganz rein. Aber sobald der Mensch aus dem Wasser heraus und ans Land steigt und sein Fuß die Erde berührt, wird er wieder schmutzig. Und werden wir uns diese Füße nicht immer gleich wieder waschen lassen, so haben wir keinen Theil an ihm. Uebrigens unzweifelhaft Stufen der Seligkeit, worauf beruhen die? Der hohe Werth, welcher nach H.'s Ausführungen auf die Aeußerung des Glaubens durch Werke gelegt wird, die ihnen zu Grunde liegende Voraussetzung, daß die Scheidung von Rechtfertigung und Heiligung mehr der Schule als dem Leben angehört, halte ich für richtig — und Gott verleihe mir, sie zu beachten und zu bethätigen. Worüber ich noch allein Bedenken habe sind Aeußerungen von ihm, die dahin anklingen, ist die Besorgniß, ob etwa die nothwendige Konsequenz dahin führen möchte: daß man eine Rechtfertigung, eine Vergebung wegen einer oder der andern Sünde allein anerkennen müßte, — während die Schrift und die Reformation eben in jeder Sünde nur eine Bedeutung findet, sofern das ganze Herz, der ganze Mensch davon affiziert wird. Wird dies nicht geschädigt, so würde ich keine Bedenken weiter haben und in den Ausführungen viele tiefe Wahrheiten und in der Rettung der völligen Harmonie von Jacobus und Paulus einen ungeheuren Fortschritt erkennen, selbst in der Annäherung an die röm.-kath. Kirche eine Wohlthat! Ob Luc. 7 mit Matth. 26 dieselbe Geschichte ist, ist Nebensache. Dafür spricht der Name Simon, die Gleichheit der eigentlichen Hauptsache, der Salbung durch das Weib, daß Joh. ganz offenbar (wie er anderwärts erzählt: Maria in Bethanien, der Martha Schwester, sei die Salbende gewesen,) nur von einer Salbung weiß. (Cap. 11, 2 Maria war die den Herrn gesalbt hatte mit Salben und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar.) Unsere Bibeln führen beide auch als Parallelstellen an, z. Mark. 14, 3. Gegen die Identität der Marien kann ich auch nichts haben. Daß H. aber die Parabel von Reichen und Armen (Lazarus) hier mit hineinzieht, befremdet mich noch und ist mir noch schwer. Ich habe den Beweis dafür in seinem Commentar des Johannes nicht gelesen. Sollte es uns hochmüthigen feinen Herrn vielleicht noch schwer fallen, dass der Herr zu einem so niedrigen armseligen Bettler wie Lazarus nach der Parabel war, eine so innige Freundschaft haben konnte, daß er über seinen Tod weinte? O, daß wir einst mit ihm an des Herrn Tische sitzen, und nicht vielmehr von ihm gerichtet und verstoßen mit Goldenen Säuen zusammen sein müssen. Der Herr erbarme sich meiner.

So Gott Gnade giebt, haben wir am 15. und 16. Oct. in Kieckow unser Kirchweih- und Rettungshausfest, und soll dort auch in dem Kreise der Pastoren eine brüderliche Besprechung über die Rechtfertigung stattfinden.

Es war so sehr lieb von Dir und Selma, daß letztere mich bis Gießen begleitete, wie ist es ihr denn dort ergangen? — Sonst geht es mir gut hier, ich lese hier mehr wie zu Hause. Gott geleite Euch auf der Reise und erfreue Euch Geliebten, das erbittet Dein Dir herzlich dankbar ergebener

v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 23. März 68.

.... Ihr habt dort jetzt einen sehr lieben Consistorialrath Roedenbeck von hier. Möchte er der Größe seiner dortigen Aufgabe gewachsen sein und den vielen entschiedenen treuen Geistlichen das Bewußtsein geben können, mit ganzer Zuversicht, nach den an entscheidender Stelle in Berlin maßgebenden Ideen, und wirklich geben nach seiner eigenen Gesinnung und Zuverlässigkeit, daß die Entfaltung und der Ausbau der evangelischen Kirche deutscher Reformation, d. h. der lutherischen, durch die Verbindung von Cassel mit Preußen nicht gehemmt, sondern vielmehr gefördert und gesichert ist. Dann hoffe ich, werden gerade diese festesten und besten dortigen Elemente nicht mehr zuwartend am Wege oder uns feindlich gegenüberstehen, sondern gewonnen werden zu sicheren und einflußreichen Freunden.

Es ist höchst schmerzlich, daß der General-Superintendent Martin dort einen neuen, so eingreifenden Kampf hervorgerufen hat. Wie stehst Du in demselben. Grüße Selma. Ihr Pathchen gedeiht prächtig.

In herzlicher Liebe und Treue Dein H. v. Kl.-R.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

ohne Datum, Couvert: 14. Sept. 68.

Lieber Herzens-Freund!

Verzeih, daß ich mit meinen Seegenswünschen zu Deinem lieben Geburtstage wiederum so nachkomme. In jenen Tagen hatte ich eine Reise vor und war am 8ten und 9ten in Cammin zu der alljährlich dort stattfindenden gesegneten Pastoral-Conferenz, wo besonders solche Geistliche der Provinz sich zusammenfinden, welche dem lutherischen Bekenntnisse treu anhängen und dessen Rechtsschutz erstreben. Es ist dort die schön wiederhergestellte Kathedrale der früheren Pommerschen Bischofs und in ihr findet jedesmal ein besonders lieblicher Gottesdienst und ein gemeinsames Abendmahl statt mit dem schönsten Gesange des Domchors. Unter den Verhandlungen war der Vortrag eines älteren, milden, gründlich gelehrten Pastors über die Inspiration der Schrift gleich erbaulich wie lehrreich, für mich wenigstens, und es war ein Gegenstand, der von allen Seiten lebendige Theilnahme erregte. Es waren für mich gesegnete Tage. Der Leiter derselben ist der Superintendent Meinhold mit besonderen Pastoralen und Predigt-Gaben und anderen wie zur Autorität gemacht. — Es ist ein böses Zeichen der Zeit, daß, während die Mitglieder des Protestanten-Vereins unangefochten ihre grundstürzenden Irrlehren verbreiten, der Ober-Kirchenrath gegen ihn die Untersuchung auf Amtsentfernung aus dem Ephorat eingeleitet hat, weil er eine Darstellung der vorjährigen Kamminer-Conferenz an den Minister einreichte, um sie bei S. M. dem Könige wegen der in der bekannten Denkschrift des Oberkirchenrathes ihnen öffentlich gemachten Vorwürfe zu vertheidigen. Wo gegen die Grundvesten der Kirche sturmgelaufen wird, da werden von der kirchlichen Obrigkeit die Männer, welche schließlich doch Säulen der Kirche sind, zurückgesetzt, disciplinirt! Doch so schmerzlich es ist, es ist schon oft so in der Kirche gewesen, sie sollten es kaum anders erwarten, es gehört zu dem echten fruchtbringenden Saamen der Kirche. — Bei Euch ist ja auch eine weitgehende Bewegung, es ist schwer über die thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse sich mit aller Zuverlässigkeit zu orientiren. Doch bei der jetzt nach meiner Ueberzeugung vorliegenden Frage müßtest Du nach Deiner Gerechtigkeit und nach Deinem dem Grunde nach lutherischen Herzen unzweifelhaft auf Seite der Confessionellen stehen. Eure bisherigen 3 Consistorien sind zu einem zusammengerückt. Nur durch einen solchen Gedanken hat man diese Veränderung des rechtlich bestehenden Zustandes zu rechtfertigen vermocht. Schon daraus folgt, daß die weitere Einrichtung so stattfinden sollte, daß die 3 Consistorien als 3 Abtheilungen des gemeinsamen Consistorii bestehen bleiben, jede in sich die Vorfrage nach der confess. Natur der vorliegenden Sache und ob sie demnach in der Abtheilung behandelt oder ans Plenum abgegeben werden soll, entscheidet. Die Verordnung läßt dazu Spielraum, von einer itio in partes ist darin nicht die Rede, eine solche ist schon ein Unrecht gegen die Confession, weil sie die Vorverhandlung mit Mitgliedern voraussetzt und deren Einfluß auf die Entscheidung, welche der Confession nicht angehören. Es ist aber ein offenbares Unrecht, Mitgliedern einer anderen Confession einen Einfluß auf die eigenen kirchlichen

Angelegenheiten gestatten zu müssen, es ist ein — von S. M. dem Könige entschieden zurückgewiesener zwangsweiser erster Schritt zu einer bis dahin nicht vorhandenen Union, — es ist wieder eine Verletzung unseres guten, tiefen, lutherischen Bekenntnisses , des eigentlichen Bekenntnisses der deutschen Reformation. Darum hilf zu der anderen, vorher angedeuteten Einrichtung, — hilf und rathe der Kirche dort in ihrem Regiments, entschiedene, ganze, treu confess. Männer zu verschaffen, keine Schwächlinge. — Gott der Herr gebe Dir zu Deinem Geburtstage und dem neuen Lebensjahre eine neue reiche Fülle seines heiligen Geistes, tapfern, entschiedenen Muth in dem der Kirche so nöthigen Kampfe, — er segne Dich in Deinem schönen Amte, er verleihe Dir, daß Du manchem, der durch Vilmar's Tod wie verwaist ist, ein treuer Rathgeber und Helfer werdest, er schenke Dir viel Freude und Gnade an Deinen Kindern und durch dieselben, speciell durch mein liebes Pathchen, Deine treue Selma.

Meine Frau grüßt mit mir Dich und Selma von ganzem Herzen und ich bleibe Euch Geliebten in unserem Gott und Heilande treu und dankbar verbunden als

Dein H. v. Kleist-Retzow.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marb. 23. Nov. 68.

Mein theurer Freund!

Dein Geburtstag ist wieder vor der Thür. Kommt mein Briefchen zu Dir, so ist er zu Dir eingetreten und hat die lieben Deinen um Dich versammelt und ihnen herzliche Worte der Freude, der Wünsche, des Dankes in den Mund gelegt. In ihrer Mitte laß denn auch mich erscheinen! Wie gern möchte ich wenigstens auf einige Minuten bei Dir sein und Dir sagen, was Du weißt, daß ich der Alte bin, Dir wie immer zugethan, und voll inniger Wünsche für Dein Wohlsein und das Gedeihen Deines mir so lieben und werthen Hauses!

Aufrichtigen Dank sage ich Dir für Deinen so herzlichen Brief vom September. Außer der Bezeugung Deiner treuen Freundschaft enthielt er eine Anmahnung an mich, in den konfessionellen Dingen Hessens mein im Grunde durchaus lutherisches Herz an den Tag zu legen und wirksam werden zu lassen. Ich danke Dir für diese Ansprache, die mich recht bewegt hat. Was aber die confess. Dinge anlangt, wie sie sich in der niederhessischen Kirche gestaltet haben, so sind sie der Art, daß da ein Lutheraner in der That nicht eingreifen kann. Es handelt sich da um die von Vilmar angeregte Streitfrage, ob die hessisch-reformirte Kirche wirklich reformirt oder lutherisch sei. Vilmar behauptete trotz dem Einspruch der Facultät Letzteres bis zu seinem Ende, und eine gute Anzahl niederhessischer Geistlichen folgen ihm in dieser Ueberzeugung nach; sie behaupten es namentlich im Widerspruch zu ihrem Generalsuperintendenten Martin, welcher, erst gleichfalls von Vilmar eingenommen, schließlich der historischen und rechtlichen Ueberzeugung, daß sie, wenngleich von Wittenberg ausgegangen, doch nicht lutherisch sei, Raum gegeben hat. Es ist dies ein Internum der niederhessischen reformirten Kirche; wir in Oberhessen, wo lutherische und hessisch-reformirte Kirche in ihren bestimmten Grenzen neben einander stehen, werden davon nicht berührt.

Außerdem gehst Du auf die innere Einrichtung des hier — soviel wir wissen, mit dem Anfang des neuen Jahres — zu constituirenden Gesammtconsistoriums ein und sprichst die Ansicht aus, daß in demselben die drei bisherigen Consistorien als drei Abtheilungen desselben ihr Bestehen behalten sollten. Erlaube, theurer Freund, Dir die Sachlage kurz anzudeuten und dadurch Deine Bedenken zu heben. Ein solches Fortbestehen würde nicht nur räthlich, sondern geradezu nothwendig sein in confess. Hinsicht, wenn die bisherigen Consistorien Confessionsconsistorien wären, etwa Cassel reformiert, Marburg lutherisch und Hanau unirt. Dies ist nicht der Fall. Sie sind im Jahr 1831 ohne alle Rücksicht auf die Confessionen, lediglich im Hinblick auf die bestehenden Regierungsbezirke, an den Sitzen der Regierungen, bestellt worden. Eigentlich sollten 4 Consistorien errichtet werden: Cassel, Marburg, Hanau, Fulda, entsprechend den 4 Reg.-Bezirken des Landes; da aber in Fulda nur wenig Protestanten wohnten, so schlug man die Kirchen des Reg.-Bezirks Fulda mit zum Konsistorium Hanau. Gemäß der Verschiedenheit der Confessionen in den

bezüglichen Bevölkerungen bekamen diese drei Consistorien denn einen durchaus gemischten Charakter. Das Kasseler Konsistorium umfaßt cc. 350 000 Reformirte und 69 000 Luth., das Marburger 40 000 Ref. und 68000 Luth., das Hanauer etwa 110000 Unirte und eine geringe Zahl von eigentlich Reformirten und eigentlich Lutheranern, welch letztere seit 1866 einen Zuwachs an den ehemals bayerischen luther. Gemeinden bekommen haben. — Es läßt sich aus diesem Grunde weder thun, noch ist es wünschenswerth, daß die 3 Konsistorien im Gesammtconsist. bestehen bleiben. Vielmehr muß gesorgt werden — und ist auch schon dafür gesorgt worden, daß die drei bestehenden Konfessionen bei der Auswahl und Zahl der Räthe die ihnen zukommende Berücksichtigung finden: daß also der größeren Zahl der Reformirten im Lande eine größere Zahl der ref. Konsistorialräthe pp. entspricht; ferner, daß in Bekenntnißangelegenheiten der einen oder der andern Kirche diejenigen Räthe, welche das bezügliche Bekenntniß vertreten, allein stimmen, während in allen übrigen Angelegenheiten sämmtliche Räthe zu stimmen haben; der Vorsitzende selbst hat mir gesagt, und ich glaube nicht Unrecht zu thun, wenn ich Dirs einstweilen im Vertrauen mittheile, daß er sich bei confess. Angelegenheiten des Mitstimmens enthalten werde, ja, soviel ich urtheilen darf, wird dies einen Theil seiner Instruction ausmachen.

Ich glaube, theurer Freund, Du wirst hierdurch von Deinen Bedenken frei werden, wie es mir denn beim Ueberblick dessen auch ganz klar vor den Blick und froh zu Muthe wird.

Bereits einmal habe ich Dir geschrieben, daß ich die Sendung Rödenbecks hierher als etwas äußerst gut Getroffenes oder Beschlossenes ansehe. Er ist bei aller Milde seiner Gesinnung durchaus gerecht und in kirchenrechtlichen Dingen so wohl zu Haus, daß ich schon Manches von ihm gelernt habe.

Da er mein Hausgenosse ist, sehen wir uns öfters und ich kann ihm meinerseits hie und da von gutem Rathe sein.

Wenn Du einmal hieherkommst, so bringe ich Dich sofort zu ihm und Du wirst an ihm einen tüchtigen, frommen und einsichtsvollen Mann kennen lernen.

Nun reiche ich Dir und Deiner lieben Charlotte und Deinen lieben Kindern die Hand, küsse Dich in alter Treue, bringe Dir und Euch Allen, besonders dem l. Pathchen, herzliche Grüße von meiner Selma und bleibe Dein Dir für immer verbundener

Ernst.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 21. Januar 69.

Lieber treuer Freund!

Jetzt, wo Du eigentlich ein Doppel-Preuße bist, nach Deiner Geburt und neu von uns erobert und gewonnen, und obendrein zum dritten und tiefsten auch noch nach Deinem Herzen, so wirst Du die Verhandlungen des Preuß. Landtages mit um so größerem Interesse verfolgen und mit um so tieferem Schmerz die über den Etat des Cultus-Ministeriums im Abgeordnetenhause verfolgt haben. Es ist ja eine große Freude, wie Mühler daselbst sein Ministerium vertheidigt und wie ausgezeichnet auch sonst die leichtfertigen Angriffe zurückgeschlagen sind, — hie und da hätte ich ihm nur etwas mehr noch eine eiserne Stirn als eine milde und weiche Seite gewünscht. Aber es lassen diese Verhandlungen doch in einen tiefen, bodenlosen Abgrund sehen, und dem Herzen könnte bange werden, wenn man daran denkt, welchen Fortschritt und Erfolg solche Gesinnungen etwa in einer Reihe von Jahren haben könnten. Wohl sitzt schließlich Gott im Regimente, und was er thut, ist löbliche allein er verlangt auch von uns die Erkenntniß, die Beachtung der Zeit und die treue Mitwirkung darin. Gott verleihe uns allen mit dafür einzutreten, daß die Kirche hält, was sie hat. Und dazu gehört ganz wesentlich bei der drohenden Verschwommenheit und Auflösung unser kostbares, echt deutsches, wahrhaftiges lutherisches Bekenntniß. Dazu gehört dessen Sicherung auch in den neuen, nicht abzuwendenden Synodal-Einrichtungen. — Du weißt ja, wie dasselbe bei uns theoretisch, officiell gewahrt ist, aber thatsächlich vernachlässigt, verfolgt wird. Wir haben es nicht bloß von der

Reformation, von den früheren landesherrlichen Garantien her, es ist als selbstverständlich neu anerkannt durch d. C. O. v. 34 und seine Pflege im Kirchenregimente verheißen durch die von 52. Aber trotz ihres Bestehens wird letztere nicht ausgeführt, und unser ganzer Kampf geht dahin, dies zu erreichen. Das soll jetzt bei Euch in Hessen geschehen; die freie Hand, welche der Min. dort hat, die Mitwirkung bei der Ordnung jener Verhältnisse, welche Bismarck hat, lassen es als möglich erscheinen und garantiren den guten Willen. Geschieht das, so wird die dortige Einrichtung vorbildlich werden für die fernere Gestaltung unserer gesammten kirchlichen Verhältnisse. Es ist daher in der That alle Aufmerksamkeit und Treue darauf zu richten, daß sie in aller Bestimmtheit und Reinheit hervortrete, die Bande, in welchen wir liegen, die lange Gewohnheit derselben legen die Gefahr sehr nahe, daß trotz des besten Willens dabei leicht etwas versäumt werden kann. Rödenbeck hat auch hier den besten Ruf eines gläubigen Mannes und der treuen kirchlichen Gesinnung, es freut mich, was Du wiederholt von seiner dortigen Wirksamkeit bezeugst und was mit anderen Mittheilungen übereinstimmt, um so bereitwilliger wird er sein an seinem Theile zu der von mir gewünschten Einrichtung beizutragen, und darauf gerichteten Ideen eine Erwägung und einen Einfluß zu gestatten. — Deine thatsächlichen eingehenden Auseinandersetzungen thun allerdings dar, daß nicht, wie ich annahm, die Gebiete der 3 Consistorien verschiedene Bekenntnißstände repräsentiren, daß diese verschiedenen Bekenntnisse vielmehr in jedem Gebiete vorkommen. Insofern kann also, was ich wünsche und für gerecht und nothwendig halte, nicht für diese früheren Consistorialgebiete eingerichtet werden, es paßt aber und ist ebenso nothwendig für die verschiedenen Confessionen, welche nunmehr zu dem Gesammt-Consistorio vereinigt werden. Der Grundgedanke ist ganz richtig gefaßt: in wirklich konfessionellen Angelegenheiten sollen nur die der betreffenden Confession angehörenden Mitglieder entscheiden, aber ob das ein todtgebornes Kind ist, wie bei uns, ob es Leben und Geist erhält, sich fortentwickelt, Frucht schafft, oder schließlich dahin führt, die Confession — zu vernachlässigen, abzuschwächen, dann zu verfolgen, hängt von der Art ab, wie dieser Gedanke ins Leben gerufen wird. Die Mitglieder der verschiedenen Confessionen müssen in dem Consistorio wirkliche Abtheilungen bilden, nicht bloß einzelne, mehr oder weniger so oder so konfessionell gefärbte Mitglieder des Gesammt-Consistorii sein. Das erfordert schon das Wort „partes", eine pars ist ein Glied des Ganzen, hat einen Zusammenhang in sich. — Nach diesem verschiedenen Gedanken entscheidet sich sofort die Wahl der Mitglieder. Im ersteren Fall wird man sich im Gewissen gedrungen sehen, die begabtesten, treuesten, entschiedensten Mitglieder der Confession, deren Vertreter, Vorkämpfer in die Abtheilung zu wählen, — im anderen ist die Collegialität, das freundliche Zusammenwirken, das Entscheidende. Darum kommen unbedeutendere Leute in die kirchlichen Behörden. — Schon diese eine Erscheinung bringt uns den Katholiken gegenüber in den Genitiv, sollte uns beschämt machen und alles zur Hilfe aufbieten lassen. Dort führen die Bischöfe, wie sichs gehört, hier führen die Geistlichen, und werden von den Behörden reprimirt, eins so schlimm wie das andere. Will man es meiden, muß man in einer nach Confessionen zusammengesetzten Behörde Abtheilungen machen und sich nicht scheuen, in die betreffende Abtheilung die entschiedensten Leute zu rufen. — Weiter muß aber auch der konfessionelle Theil nicht erst im pleno berechtigt sein, die Sache als eine rein konfessionelle zu seiner Separat-Entscheidung zu verlangen. Das bringt ihn in eine schiefe Stellung, läßt ihn als uncollegialisch erscheinen, macht ihn abhängig von dem Einfluß der dagegen kämpfenden Gegner. Die Einrichtung muß so getroffen werden, daß die Sachen nach Kategorien eo ipso in die conf. Abtheilung gehen, oder vom Präs. dahin nach ihrer Natur gewiesen werden, — oder schließlich ausnahmsweise auch von der Abtheilung dahin verlangt werden können. — Allerdings hat das Abg.-Haus ja Roedenbeck's Gehalt und die Einrichtungs-Kosten des Consistorii gestrichen, ich nehme aber an, daß das dennoch die beabsichtigte Einrichtung nicht hindern wird.

Gottes reiche Gnade sei über Euch in dem neu begonnenen Jahre und über Deinem treuen, dankbaren

H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 1. Aug. 69.

Mein herzlich geliebter Freund!

Laß Dir recht innig danken für Deine Jürgen Christoph durch Brief und Buch erwiesene Liebe und ebenso für Uebersendung des Abdrucks der die dortige Synode betreffenden Verordnungen. — Was ich daran auszusetzen habe ist die Annahme, daß die Kirche als berechtigte Corporation noch nicht existirt, aus welcher etwaige Veränderungen unter Anlehnen an das Bestehende herauswachsen müssen von unten auf. Das ist die Annahme: als ob zur Berechtigung der Vertretung in der Kirche Urwahlen gehören. Die sind das Gegentheil kirchenberechtigter Vertretung. Wer erwählte den Herrn, wer das Collegium der Apostel, wer die Mitglieder des Nic. Concils, — wer Luther und die Reformatoren. Das alles ist danach unberechtigt, und berechtigt ist nur, was Leute beschließen, welche von Wählern ohne alle kirchliche Qualifikation gewählt sind. — Wer kann leugnen, daß der Union durch die Zusammensetzung und gemeinsame Beschlußfassung der außerordentlichen Synode wesentlich vorgebaut wird. Des Ministers Einwand, daß doch gemeinsame Besprechungen von Mitgliedern verschiedener Confessionen gewiß unverfänglich wären, trifft doch nicht entfernt zu, weil diese Leute nicht sich besprechen, sondern Beschlüsse fassen sollen und weil doch die Voraussetzung ist, daß das Kirchenregiment sie achtet. Die desfallsige Bestimmung für die Zukunft ist auch durchaus ungenügend und ebenso dunkel gefaßt wie unsere Cab. O. v. 52 für die itio in partes der Behörden, welche doch hier klarer zu legen, fester auszubilden gewesen wäre. Gehen auch Eure 33 zu weit, — die ganze Angelegenheit ist dort ohne Noth gründlich verfahren und thut es mir im Grunde des Herzens weh, daß, wie es doch scheint, alle Schattirungen der Gläubigen sich aufs Entschiedenste dagegen aussprechen und unsere Regierung sie sich entfremdet, dagegen die Liberalen zu ihren Bundesgenossen macht. Der von den entschieden Confessionellen oft angefochtene Martin nimmt soweit entschieden ihre Partei, daß er sogar die Mitwirkung verweigert. — Und warum wurde nicht bei uns in den 6 östlichen Provinzen sofort die definitive Provinzialsynode berufen, wie es die bisherigen 8 jährigen Arbeiten voraussetzen und bedingen, vielmehr statt dessen wieder eine alles Vorhergehende in Frage stellende, das Recht freier Octroyrung in Angelegenheiten der Kirche vindicirende außerordentliche Provinzialsynode mit der Aussicht, daß auch hier Urwahlen eingeführt werden und die ganzen Bildungen wieder von vorn anfangen sollen.

Trotzdem würde ich Euren Kirchlichen gerathen haben, unter schärfster Hervorhebung dessen und unter entschiedenen Verwahrungen und Protesten, dennoch zu wählen, an der Synode sich zu betheiligen und dort möglichst das durchzusetzen, was sie erstreben. Ich bin hier auch gewählt, sehe aber den Verhandlungen wegen ihrer schweren Verantwortung mit Sorge entgegen.

Kannst Du mir nicht den Titel eines Buches angeben, worin ich Eure Kirchen-Ordnung, Superintendentur- und Presbyterial-Ordnung gedruckt finde und das ich durch den Buchhandel kaufen kann, ich nähme gar zu gern bald davon Einsicht. Dein H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 20. Aug. 69.

Du lieber Herzens-Freund!

Die neuen Provinzial-Synodal-Verordnungen bewegen wie bei Euch, so bei uns die Gemüther und Herzen, und auch hier findet deshalb viel Trauer statt, indem statt des bisherigen Vorschlages der Wahl von Seiten des Gemeinde-Kirchenraths eine freie Wahl vorgeschlagen ist, — und als statt die Provinzialsynode definitiv zusammen zu rufen zunächst eine außerordentliche Convocation beliebt ist. — Soviel ich an dem allen auszusetzen habe und so recht ich es finde, daß man bei Euch tief betrübt ist, so glaube ich doch nicht, daß es der rechte Weg wäre, steh der Wahl zu enthalten und von Seiten der Bekenntnißtreuen, z. B. der Superintendenten, sich von der Synode fern zu halten. Für Euch, die Ihr noch keine Kreissynoden hattet, ist es ja gut, daß es nur eine außerordentliche, berathende Synode — keine definitive, bleibende Ordnung ist. Bei einer solchen könnte man an der Theilnahme eher Bedenken haben. Jetzt müssen die Treuen und Entschiedenen alles thun, ihre Gesinnungsgenossen in die Synode zu bringen, um den Entwurf für das

Definitivum so umzugestalten, wie er der Kirche Sicherheit bietet, daß keine kirchenfeindlichen oder erstorbenen Elemente fortan in der Kirche zur Herrschaft kommen und daß das Bekenntniß gewahrt wird. Also nicht freie Wahl der Gemeinde-Kirchenräthe von den ungläubigen Majoritäten und dann Sonderung der Bekenntnisse in für sich geordnete Glieder, Conföderation statt Union. — Meinen Schmerz über die Verordnung von unserem Standpunkte aus bespricht ein in der nächsten Nummer der ev. Kirchenzeitung stehender Artikel. Für Euch wäre der Standpunkt mehrfach anders zu nehmen. Grüße mir Deine liebe Selma von ganzem Herzen. Gott segne sie in dem neuen Verhältnisse. Charlotte grüßt Dich und sie. In alter Treue und Dankbarkeit

Dein H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 16./9. 69.

Mein Herzens-Freund!

.... Ein Jahr nach dem anderen rollt dahin, unsere Kinder gehen aus dem Hause — die Deinigen schon, um eigene Häuser zu begründen, — von uns auch schon zwei, um in diesem Herbste in die Gemeinde der Gläubigen durch ihre Confirmation aufgenommen zu werden. Wie lange wird es dauern, so stehen wir vor den Thoren der Ewigkeit. Herr erbarme dich unser und bereite uns täglich mehr, dann vor dir als unserem lieben und gnädigen Vater stehen zu können. Jürgen ist Dein Pathe. Sein desfallsiges Examen findet am 25sten, seine Confirmation und sein erstes heiliges Abendmahl am 26sten in der Marienkirche zu Treptow an der Rega statt. Gedenke seiner fürbittend an den Tagen. Er ist sehr lieb und recht brav, und auch mit seinen Fortschritten geht es gut. Wir hoffen, die Tage mit ihnen zusammen zu sein und mit ihnen zu feiern.

Erst jetzt durch die nach und nach auftauchenden Publicationen sehe ich in Eurer jetzigen Kirchenfrage klarer. Es betrübt mich auf das allertiefste, wie der Minister darin dem Könige gerathen hat und verfahren ist. Warum ist nicht wie in Holstein und Nassau zunächst eine Gemeinde-Ordnung erlassen, — wie verkehrt, die Sache zu octroyiren statt durch die Konsistorien nach und nach aus dem Bestehenden zu entwickeln, wie betrübend die allgemeinen Wahlen. — Wie kann endlich der Min. in dem Schreiben an Martin behaupten, daß die gemeinsame Berathung und Beschlußfassung der verschiedenen Confessionen nicht der Union präjudicire! — Auch wir klagen über die ergriffenen Maßregeln einer außerordentlichen statt einer ordentlichen, aus den Kreissynoden erwachsenden Synode und der Zu- muthung, allgemeine Wahlen zu beschließen, auch bei uns berathen die Konfessionen schon gemeinsam. Aber wir haben den Vortheil, daß man diese Wahl wenigstens regelrecht durch die bestehenden, nicht aus Urwahlen hervorgegangenen Kreissynoden hat vornehmen lassen, — und hier in Pommern fallen sie durchgehends auf die entschiedensten Leute. Ich selbst bin auch gewählt. Gott gebe uns seinen Segen, — Demuth, Glauben, Weisheit, Entschiedenheit, — und dann seine Gnade überall. — Kannst Du mir nicht Eure Superintendentur - Ordnung und Presbyterial - Ordnung (die schon bestehenden) verschaffen, — und nicht auch sobald als irgend möglich eine Abschrift oder einen Abdruck des Entwurfes, welchen demnächst Eure jetzige außerordentliche Synode zur definitiven Gestaltung der dortigen kirchlichen Verhältnisse berathen wird, das würde mir besonders werthvoll sein. — Einen Vortrag, welchen ich in einer Versammlung für unsere Verhältnisse hielt, hat die evangelische Kirchenzeitung abgedruckt und andere haben ihn als Brochure drucken lassen, ich sende Dir — als Freund — einen Abdruck per Kreuzcouvert. In herzinniger Liebe und Dankbarkeit Dein H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 9. Sept. 70.

Mein geliebter Ranke!

Welche schweren kirchlichen Zustände habt Ihr dort durchzumachen, und was mich besonders schmerzt, nicht ohne schwere Mitverschuldung unseres geistlichen Ministers. Es schmerzt mich darum besonders, weil ich mich früher herzlich freute, daß die kirchlichen Angelegenheiten der neuen Provinzen unmittelbar von ihm geleitet wurden und ich hoffen zu können glaubte, daß grade die Organisation in Hessen, wo entschiedene Lutheraner, Reformirte und Unirte zusammen lebten, mustergiltig für unsere heimathlichen Zustände durchgeführt werden würde. Es war dies eine Hoffnung, welche derselbe mir einst wörtlich so persönlich bestärkte. Und wie sind die Sachen dort nun verfahren, und seit vorigem Jahre auch bei uns auf einen gefährlichen Weg geleitet. — Du weißt, daß ich zur vorjährigen außerordentlichen Provinzialsynode von Pommern gewählt war. Es war eine köstliche und, wie ich zu Gott hoffe, gesegnete Zeit. Deine Liebe bedenkt mich allezeit neu mit den reichen Werken Deines Geistes und Fleißes. Darf ich Dir in einem Abdruck der Verhandlungen, an welchen ich freilich nur als ein Zweiundsiebenzigstel theilnahm, — - und weiter in einem Abdruck eines mir neulich aufgetragenen Vortrages über den Verlauf und Erfolg jener Synode eine kleine Gegengabe machen. Es bereitet mir immer eine große Freude, wenn ich Dir auch einmal Derartiges senden kann, es ist selten und — dürftig genug. — Das ist das Schwere und der Grundirrthum, daß man ihrer Natur zuwider und obenein gegen die ausdrückliche Garantie unserer Verfassungs- Urkunde die evangelische Kirche abhängig macht in ihrer inneren Entwickelung von dem Landtage der Monarchie. Solche Knechtschaft kann sie nicht ertragen. Die Gefahr ihrer Zerbröckelung liegt bei solchem Verfahren sehr nahe. Gott verleihe unserem theuren Könige, welchen er ja so unbeschreiblich — und vornehmlich auch an dem Wachsthum des Herzens in einfältiger und aufrichtiger Gottesfurcht segnet, daß er ihm auch in diesen kirchlichen Dingen mehr und mehr Rath und Weisheit giebt, der Kirche Recht zu schützen, um nicht eine äußerliche Einheit durch irgendwelche offene oder heimliche Beugung dieses Rechts fördern zu wollen, — sie vor Democratisirung zu hüten. — Die Geschicke der Völker entscheiden sich in den Herzen ihrer Fürsten — wegen des mystischen Zusammenhanges beider, das sehen wir in den Wundern der Gnade Gottes in diesem Kriege, die wir der sich in allen Aeußerungen manifestirenden demüthigen Gottesfurcht unseres Königes wesentlich verdanken. Es ist gewaltig dabei die sich so schnell und so furchtbar vollziehenden Gerichte Gottes zu sehen gegen Napoleon. Möchte dies uns recht demüthig machen und die Herzen Gott öffnen, möchte der Krieg wie 1813—15 zu einer Regeneration des ganzen Volkes werden. Dazu sollen uns wohl die in alle Familien näher oder ferner eindringenden schweren Verluste führen ....

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marburg 24. Jan. 1871.

Mein lieber theurer Freund!

Vor dem Beginn der öffentlichen Verhandlungen im Abgeordneten-, später auch im Herrnhause über Gegenstände, die unser Hessen, weiterhin meine persönliche Stellung als Consistorialrath angehen, halte ich es für meine Pflicht, Dir in Kurzem meine Ansichten und meine Wünsche vorzulegen.

Das den Häusern zur Berathung und Gutheißung vorgelegte Gesetz besteht vornehmlich aus zwei Theilen: einem das Gesammt- consistorium, und einem die Synodal- und Presbyterialangelegenheit betreffenden. Ueber den letztern hast Du Dich bereits auch mir gegenüber ausgesprochen. Du billigst ihn nicht, weil Du darin ein Hereindringen demokratischer Elemente in die Kirche gewährleistet siehst. Auffallend genug ist der Unterschied im Vergleich mit dem bisherigen Stand der Dinge, und ich begreife die Befürchtung, die Du hegst. Es ist dieselbe, welche einen Theil unsrer Geistlichen vermochte, sich aller Mitwirkung für die Synode zu entschlagen. Dieses Verfahren hast Du mit Recht gemißbilligt. Durch ihr Zurücktreten haben sie Männern Platz in der Synode verschafft, die, wenn sie sich selbst prüften, sich wundern mußten, Mitglieder einer Synode zu sein. Aber ich kann auch jene Befürchtung an sich nicht theilen. Es sind ja doch immer Glieder der Gemeinde, welche zu Wahlmännern und Presbyteren gewählt werden und es stünde schlimm um die Kirche Christi, wenn man fürchten wollte, die Ergebnisse dieser Wahlen würden zum Ruin der

Kirche führen. Man fürchtete Ähnliches, als es sich um das Hereinziehn des „Laienelementes" (schlechtes Wort von vorn herein) in die Bayerische Generalsynode handelte, und was war der Erfolg? von dem Moment der Hereinziehung an wurde die Generalsynode lebendiger und segensvoller. Und sie ist es geblieben, nachdem man eine ähnliche Wahlordnung eingeführt hat (ich glaube 1853), als die ist, welche unsrer Synodalordnung zu Grunde liegt. Warum will man Männer, die nicht zum Stand der Geistlichen gehören, nur unter streng formulirten Clauseln mit in eine Gemeinschaft aufnehmen, die thatsächlich die größten Verheißungen hat? warum will man sie dem heilsamen Einfluß der Gaben des Geistes entziehen, die da in Uebung treten? Auch unsre Synode hat, wenn man billig sein will. Erfreuliches geleistet, trotzdem daß sich bedeutende Kräfte der Mitwirkung an ihr entzogen hatten. Freiere Synodal- und Presbyterialinstitute sind Mittel, die Kirche zur Volkskirche zu machen; und darauf hinzuwirken muß unser Streben sein.

Aber kaum darf ich hoffen, daß Du einen Widerhall dieser Worte in Dir zulassen werdest, und ich bitte Dich nur, daß, wenn wir hierüber verschiedene Ansichten haben. Du nicht ablassen wollest, Deinem alten Freunde Deine alte, ihm so theure Liebe zu bewahren.

Viel größere Gewißheit, Deine Beistimmung zu erhalten, habe ich bezüglich der Consistorialfrage. Vermagst Du es nicht, durch Deine Abstimmung mit für das Zustandekommen des Gesetzes über die Synodal- und Presb.-Angelegenheit zu wirken, so unterlaß es doch ja nicht, für das Zustandekommen des Gesammtconsistoriums thätig zu sein. Die Verschmelzung der drei bestehenden Consistorien in Hanau, Cassel und Marburg in ein großes von gemischtem Character ist nicht bloß durchaus zulässig, da ja ein jedes derselben bereits ein gemischtes Consistorium ist und zwar nicht bloß in Bezug auf die Mitglieder, aus denen es besteht, sondern vornehmlich in Bezug auf die ihm untergebenen Pfarreien (das Cons. zu Cassel hat neben einigen Hunderttausend ref. Seelen gegen 70 000 lutherische, Marburg neben 70 000 lutherischen 40 000 reformirte, und Hanau neben dem Grundstock seiner unirten Pfarreien die seit 1866 dazugekommenen ehemals bayerischen lutherischen), sondern etwas durchaus Nothwendiges, für Neubelebung des bei uns im Ganzen leider nicht sehr regsamen kirchlichen Lebens Unentbehrliches. Die Bezirke dieser Behörden sind zu klein. Was ist die Zahl von etwa 45 ref. und etwa 65 luth. Pfarreien für ein Consistorium? In genauster Verbindung sieht damit, daß sämmtliche Beamtungen an diesen Consistorien lediglich Nebenstellen sind: bei uns zwei Superintendenten, in früherer Zeit ein Regierungsrath als Dirigent, und ein Professor. Keiner also, der von Amtswegen durch seine consistoriale Thätigkeit ganz erfüllt wäre. Dazu kommt etwas schlechthin Äußerliches, aber sehr Wichtiges: diese Nebenstellen sind so erbärmlich salarirt, daß man es kaum sagen darf. Als ich vor Jahren von einer Dame nach meinem Consistorialgehalt befragt wurde, mußte ich hartnäckig schweigen, weil ich wußte, daß in der dortigen Gegend 100 Thlr. der Lohn eines Großknechtes seien und ich doch nicht in dieser Blöße vor ihr stehen wollte. Trotzdem giebt es für jedes Mitglied genug Arbeit, indem allein der Sitzungstag — jede Woche der Mittwoch — mit sehr geringen Ausnahmen die gesammte Arbeit eines Tages und oft mehr in Anspruch nimmt, außerdem aber durch die circulirenden Acten Störungen von einschneidendster Art verursacht werden. Es giebt in ganz Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, kein schlechter honorirtes amtliches Wirken. Wer kann da die oft an ihn herantretende Frage abweisen: könntest du deine Zeit nicht für dich und die deinigen ersprießlicher anwenden? Was aber das Allerschlimmste ist: unter diesen Umständen genießt das Consistorium nicht des Ansehns, dessen es um seiner Stellung in Kirche und Staat willen unumgänglich bedarf, und zwar weder nach oben, noch nach unten hin. In einer der wichtigsten liturgischen Fragen hat uns, indem wir den einzig richtigen Weg eingeschlagen hatten, das ehemalige Ministerium in Cassel nicht nur im Stich gelassen, sondern uns geradezu entgegengewirkt — ein Verfahren, welches einer richtig gestellten kirchlichen Oberbehörde gegenüber unmöglich gewesen wäre. Wie es aber nach unten hin steht, ist wahrhaft traurig. Nichts hat mich, als ich vor 20 Jahren ins Land kam, mehr in Erstaunen gesetzt, als die Stellung der Pfarrer ihrer Oberbehörde gegenüber. Wie es noch jetzt steht, was für Fälle von directem Ungehorsam vorkommen, wollest Du aus dem beiliegenden Aufsatze in den ev. Blättern, der in völliger Objektivität gehalten ist, ersehen. Der Zustand muß geändert werden; und zwar so bald als irgend möglich. Seit Jahren liegen Arbeiten kirchlicher Art an der Thür und können nicht zur Berathung und Beschlußnahme kommen, weil es an einem Landesorgane fehlt, welches darüber entscheiden könnte. Ich nenne nur das Eine, daß wir eine Revision der Gesangbuchssache so nöthig haben, wie das tägliche Brot — das ref.

GB. stammt vom J. 1771 und das lutherische von 1781 — und nicht eher kann an diese Arbeit gegangen werden, als wir nicht ein Gesammtconsistorium besitzen, das sie in die Hand nähme.

Also, mein theurer Freund, thue was Du kannst, uns zu helfen. Die Frage, ob Marburg oder Cassel der Ort der neuen großen Behörde sein solle, tritt vor der Hauptfrage, ob sie überhaupt ins Leben zu treten habe, völlig zurück; obwohl — um auch darüber mich kurz auszusprechen — ich keinen Augenblick in Zweifel darüber bin, daß Cassel der tauglichere oder vielmehr der einzig mögliche Ort ist, indem Marburg ein viel zu kleiner und kleinstädtischer Ort ist, um eine solche Behörde zu beherbergen. Ists doch bei unsern engen Verhältnissen hier vorgekommen, daß man in der Stadt auf Grund der schriftlichen Vota einen Beschluß bereits wußte und besprach — zum Schaden natürlich der mündlichen Berathung —, ehe derselbe einer mündlichen Schlußberathung unterzogen war.

Mein theurer Freund, nimm, was ich Dir hier geschrieben habe — und bei dem innigen Vertrauen, das ich zu Dir hege, ohne Verletzung der meinem Amte schuldigen Diskretion, habe schreiben dürfen — in Deine ruhige Erwägung und sieh, was Du danach thun kannst .... E. Ranke.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marb. 22. Nov. 1871.

Mein lieber theurer Hans!

.... Ich selbst bin persönlich recht frisch und munter gewesen und habe, nachdem ich die Ferien durch fast fortwährend gearbeitet hatte, die Freude gehabt, über Eisenach, wo ich mich einen herrlichen Nachmittag aufgehalten habe, und Kösen, wo ich die Frau Prof. Jacobi nach langer Zeit wiedergesehn, nach Berlin zu reisen, um da gemeinschaftlich mit meinem theuren Ferdinand die October- versammlung mitzumachen. Wie sehr würde ich mich gefreut haben, wenn unter den trefflichen Männern, die ich da theils wiedergesehn, theils kennen gelernt habe, auch Du hättest sein können! Wir hätten da die Gegensätze, in denen wir uns bezüglich der hessischen kirchl. Angelegenheiten befinden, durch erneuerte Erzeigung der unveränderlichen Liebe, die in uns ist, überbrücken können.

Es ist unmöglich, brieflich alles Einzelne zu besprechen, aber da Du es berührst, muß ich auf das Verbot des Missionsfestes kommen. Die Luthardtsche Zeitung, die das Organ unsrer Opponenten ist, hat wie andre Dinge, so auch dieses ganz unrichtig dargestellt. Wahrlich nicht, weil das vorhergehende in christlichem und kirchlichen Sinne gehalten worden, haben wir ein später begehrtes verweigert, sondern weil damals nachgewiesener Maßen von Geistlichen und Andern an den Kirchthüren Flugblätter, die eigens für diese Gelegenheit abgefaßt worden waren, vertheilt wurden, des Inhalts, daß, wer an der — damals bevorstehenden — Wahl zur Synode sich betheiligen würde, sich damit zum Verräther an der lutherischen Kirche machte! Das war ein so furchtbarer Mißbrauch der gegebenen Erlaubniß, ein Fest zur Beförderung der Mission zu halten, daß wir in diesem Jahr die wieder erbetene Erlaubniß nicht geben zu dürfen geglaubt haben.

Die dem Kirchenregiment hier entgegenstehende Opposition ist leider vielfach eine politische — oder was ist es Anderes, wenn ein Pfarrer 4 Jahre hindurch nicht für seinen Landesherrn, den König von Preußen, sondern nur „für alle Könige und Fürsten" (im Kirchengebet des Hauptgottesdienstes) gebetet, und sonntäglich im Nachm.-Gottesdienste es gewagt hat, um die Zurückführung des Kurfürsten zu beten? — Hier die Augen zuzudrücken wäre Verrath an Staat und Kirche zugleich. Hier kann kein andrer Grundsatz Statt haben, als der meinige, der auch der Grundsatz des Consistoriums ist: bei aller Milde das zu thun, was die Pflicht erheischt.

Darum, mein inniggeliebter Freund, bitte ich Dich dringend: wirke für Alles, was die Stärkung des Kirchenregimentes befördert, namentlich für das Zustandekommen des Gesammtconststoriums. Es wird dies gerade den Opponirenden zum Heile sein, und der ganzen Hess. Kirche Segen bringen. Confessionell tritt durch dasselbe keine Änderung ein, da ein jedes der drei bestehenden Consistorien, gemäß der Stiftung

aller durch das Organ.-Edict vom J. 1821, bereits gemischten Characters ist.

Treulichst Dein E. R.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marburg 22. Nov. 1872.

Mein geliebter theurer Freund!

Als Du zum 10ten September an mich schriebst, wofür ich Dir herzlich danke, war ich von Marburg ziemlich weit entfernt. Ich war, zum ersten Mal seit einer Reihe von Jahren, wieder in dem schönen Italien, und zwar im Venetianischen, behufs kritischer Studien, die es erforderlich machten, alte Texturkunden mit eigenen Augen zu beschauen. Am 9ten October erst kehrte ich von da hieher zurück und bin nun wieder in den Arbeiten und Geschäften, die hier meinen Beruf ausmachen.

Du, mein lieber theurer Freund, bist in dieser Zeit, ja bis auf die letzten Wochen, überaus thätig gewesen, auf einem Gebiete, davon die Zeitungen täglich zu erzählen wissen, und Du kannst glauben, daß ich Dein Thun mit großer Theilnahme verfolgt habe.

Aber welche Verschiedenheit Deines Wirkens und des meinigen! Du hast den Beruf, an der Gesetzgebung für weite Landestheile, für Millionen von Menschen, mitzuwirken, und wenn diese Thätigkeit auch zunächst eine solche ist, wo Du mit Dir allein zu Rathe zu gehen hast, so hast Du alsbald mit vielen Andern zu Rathe zu sitzen und das ganze Getreide des Parteiwesens tritt an Dich heran und fordert Deine Kraft heraus. Bei mir ist die Arbeit ständig eine in der Stille des Studirzimmers sich vollziehende, je weniger Menschen ich sehe, desto bessere Aussichten auf den Erfolg meiner Thätigkeit habe ich, und die doppelte Art ihres Hervortretens an das Tageslicht: die Herausgabe von Schriften und der Vortrag im Auditorium ist mit gleich großer Freude für mich verbunden. Eine gefundene Wahrheit in durchdachter literarischer Form den Fachgenossen vorzulegen und einen theologischen Gegenstand nach reiflicher Ueberlegung in mündlicher Rede empfänglichen Geistern vorzutragen, ach, was ist das für eine herrliche Sache!

Run, so weit wir auseinandergehen, darin sind wir einander ganz nahe, daß wir Alles, was uns geschieht, als aus der Hand des barmherzigen Gottes hinnehmen, daß wir von ihm uns stets neue Kraft erbitten, daß wir streben, die uns gewordenen Kräfte immer gewissenhafter zu verwenden, und zu Werkzeugen seines Geistes heranzuwachsen; genug, daß wir mit dem, was wir find und haben, ein zeitlicher und ewiger Segen für die werden, die in näheren und ferneren Kreisen um uns sind.

Möge das neue Lebensjahr, in das Du eintrittst, dadurch bezeichnet werden, daß Du gesund an Leib und Seele, den lieben Deinigen, Deinen Freunden, mir, und dem Vaterlande vieles, vieles Gutes wirkest! Nimm die beikommende Arbeit, die mir ihrem Gegenstande nach große Freude bereitet hat, liebevoll auf. Deiner theuren Charlotte und Deinen lieben Kindern herzliche Grüße, jener der Verehrung, diesen der Liebe, von Deinem treuergebenen

Ranke.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 24. December 74.

Mein herzlich geliebter Ranke!

Es ist ein rechtes Schuldbewußtsein, welches ich gegen Dich habe, um so dankbarer bin ich Deiner Liebe, welche unangesehen meiner Schuld und Lässigkeit, meines Geburtstages wieder in solcher Liebe gedacht hat. Die Antwort erhältst Du am heiligen Weihnachtsabend, dessen Strahlen rückwärts auf den ganzen Tag fallen, — unter den Tönen von Weihnachtsliedern, welche unsere in Gemeinschaft mit der Mutter den Baum schmückenden Kinder hören lassen. In welche Nacht leuchtet diesmal der Glanz der Weihnachtssonne! Welche finsteren Schatten schlagen aus der Tiefe unseres — des deutschen Volkes socialen und religiösen Lebens empor, und lassen in einen erschreckenden Abgrund sehen. Die eigene staatliche Obrigkeit, welcher Gottes Erbarmen für jenes deutsche Volk im politischen Leben so Großes erreichen ließ, bringt dem gnädigen Gott ihren Dank dar durch Maaßregeln, welche, zunächst das Staatsleben, aber gleichzeitig auch das Volk entchristlichen. Sie beraubt, beengt aufs schwerste die Kirche, welche ihr vertraute, sie stärkte, ihr diente. — Und gleichzeitig die eigene kirchliche Obrigkeit ohne Erkenntniß der Objektivität göttlicher Wahrheit, darum ohne eigene Sicherheit darin, worauf es in solcher schwierigen Lage ankommt, den Blick auf die Menge, auf die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, statt auf den Herrn und sein Wort gerichtet, — schützt die Gottesleugner des Protestantenvereins in der Kirche, disciplinirt die treuen, gläubigen Superintendenten, — octroyirt kirchliche, tief ins kirchliche Leben eingreifende Verordnungen mit Geringachtung der eben erst verliehenen Synodalverfassung! — Der Herr ist nahe! wo er naht, zeigt er sich zunächst richtend, und das Gericht fängt an am Hause Gottes. O daß unsere lieben evangelischen Pastoren nunmehr treu erfunden würden als wackere Zeugen, und daß die damit unzweifelhaft verbundenen Leiden die Morgenröthe des neuen Tages ankündigten! — Was sind die Differenzen, welche etwa zwischen uns rücksichtlich Union und Verfassung der Kirche bestehen möchten, gegen die Güter und Wahrheiten, für welche wir nunmehr gemeinsam einzustehen haben werden. Solch Läuterungsfeuer wird in der Kirche alles Holz und Stroh verzehren, und das lautere Metall aus allen Ländern, Himmelsgegenden, Kirchenabtheilungen zusammenschmelzen. Dessen freue ich mich, und denke an den durch das Ausschlagen des Feigenbaums bezeichneten herannahenden Frühling.

Dein Dir innig dankbarer H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Berlin (W) Thiergarten-Hotel den 10ten Sept. 78.

Geliebter Freund!

Es soll am heutigen lieben Morgen mein erstes Thun sein. Dir meinen Gruß zu senden, und wie ich Gott danke, welcher Deine Freundschaft mir schenkte und als die älteste von allen durch mehr denn ein halbes Jahrhundert erhielt, — so will ich auch Dir diesen Dank von Herzen aussprechen und mich dessen freuen. Daß ich Dich in diesem Jahre hier wiederholt noch einmal sah und sprach, war eine besondere Gnade Gottes. Seitdem haben wir hier — und Du gewiß mit mancherlei großen Sorgen — in den über alles Erwarten entschiedenen Provinzialsynoden, — aber freilich ja auch die tiefe Schmach der wiederholten Mordanfälle auf den Kaiser erlebt. Und doch sind auch diese eitel Segen und Gnade. Es ist ein Zeichen, daß uns Gott trotz unserer Undankbarkeit noch nicht verwarfen will, daß er so gewaltig ernste Mahnungen an unser Volk ergehen ließ, es ist eine besondere Freundlichkeit gegen den Kronprinzen, daß er ihn unter solchen Verhältnissen zunächst zur Führung der Regierung berufen hat. Nun bewahre uns der treue Gott vor Verstockung, daß das alles nicht unbeachtet an uns vorübergeht. — Zur Mitwirkung an der Ordnung der desfallsigen Verhältnisse bin ich ja wieder mitberufen, und das ist ja eine große Gnade, aber ebenso auch eine schwere Verantwortung, und meine Bitte ist, daß mir Gott recht das Herz aufthue, sein Wort und

seinen Willen, seinen heiligen und heiligenden Geist aufzunehmen. — Für mich sind die Provinzial-Synodal-Arbeiten eine besondere Freude. Unsere pommerschen Synoden sind in ganz überwiegender Zahl von treuen, gläubigen und auch zum Theil recht begabten Geistlichen und Laien besucht. Schon der nebenbei laufende geistige Verkehr ist eine wahre Erquickung. Es ist uns eine besondere Freude, auch unter den veränderten Verhältnissen geeigneten Geistlichen den Vorsitz anvertrauen zu können. Sehr lieb sind die nach den Synoden stattfindenden Zusammenkünfte des Synodalvorstandes, um die Beschlüsse zur Ausführung zu bringen. Die sog. konfessionellen und positiv Unirten arbeiteten in voller Gemeinschaft, eine gemeinsame vor- berathende Fraction bildend. In dem Professor Cremer in Greifswald haben wir ein ebenso entschiedenes, wie reich begabtes, arbeitskräftiges und arbeitslustiges Mitglied. Sein Referat in der Eheordnungscommission über die Bedeutung des Zusammensprechens war wahrhaft erbaulich. Er und der Professor Zöckler arbeiten in Greifswald in treuer Gemeinschaft und haben die theologische Facultät während ihres Dortseins von einigen 20 auf einige 60 Studenten gehoben. — Die Verhältnisse der Provinzialsynode haben auch ein besseres Verhältniß des Synodalvorstandes mit dem Consistorio herbeigeführt, unsere neulichen Verhandlungen zur Berufung dreier Superintendenten und die Besprechungen zur Neubesetzung der durch L.. .'s Tod vacanten Treptower Pfarrei, mit welcher die Mitcuratel für das dortige Gymnasium verbunden ist, waren zwar sehr ernst, schließlich aber doch sehr fruchtbar.

Hast Du das Buch von Bauer über das ev. Pfarrhaus gelesen? Es ist überaus vortrefflich, viel mehr als der Titel verheißt, wir haben es in Kieckow mit der größten Freude zusammen gelesen. Kennst Du es noch nicht, so lies es. Auch über Nitzsch enthält es höchst Anerkennenswertes.

Nun aber sei Du und seien alle die lieben Deinigen der Gnade unseres treuen Gottes befohlen, er bewahre ferner Deine Liebe Deinem dankbaren

H. v. Kleist-Retzow.

Ernst Ranke an Hans von Kleist-Retzow.

Marburg 24. Nov. 1878.

Mein lieber theurer Freund!

Laß mich zu Deinem Geburtstage bei Dir erscheinen, um Dir von Herzen Glück und Segen zu wünschen, für die lieben Deinigen und für den Staat, dem Du zu dienen nicht aufhörst. Ich denke, daß Du wieder im Thiergarten-Hotel wohnst und richte meinen Brief dahin.

Das Gesetz gegen die Socialisten ist glücklich durchgegangen und hat bereits vielfach zu wirken begonnen. Wir können und sollen uns darüber freuen. Aber daß damit dem furchtbaren Uebel abgeholfen wäre, bin ich weit entfernt zu glauben. Was der Staat begonnen hat, das müssen wir, die wir das Verderben kennen gelernt haben, fortsetzen. Wir müssen den Kamps wider den Geist des Socialismus aufnehmen, ein Jeder an seiner Stelle und nach seinem besten Vermögen.

Ich habe Dir wohl schon in der Osterzeit gesagt, (oder habe ich dies nach den Attentaten geschrieben?), daß mir besonders die wandernde Bevölkerung Deutschland» am Herzen liegt, und daß ich gern Etwas dazu beitrüge, daß diese von den Verführungen des Socialismus und alles Argen, für sie Verderblichen, bewahrt würde. Nichts liegt mir näher, als der Versuch, in Marburg eine Herberge zur Heimath zu gründen, in der die durchwandernden, hier übernachtenden Handwerksburschen eine Stätte der Sicherung vor jenem Geiste erhielten. Ich habe schon mit einer schönen Zahl von Collegen an der Univ., mit den evangelischen Geistlichen und auch Bürgern der Stadt Rücksprache genommen und habe im Ganzen mit dem Gedanken, der in einigen Geistlichen auch vor meinem Gespräch mit ihnen sich selbständig entwickelt hatte, gute, zum Theil sehr gute Aufnahme gefunden. Aber dabei bin ich auch mit den Schwierigkeiten einer Ausführung desselben vertraut geworden. Diese sind überaus groß. Ohne ein Capital von 8000 bis 9000 Thaler läßt sich das Werk, wie es mir vorsteht, nicht ausführen! Woher in Marburg, dessen Bürgerschaft zum Geben auch in anderer Hinsicht höchst ungeneigt, zum Teil auch zu arm ist, diese Summe zusammenbringen? Die

Professoren und einige Beamte sind zwar im Ganzen freigebig — sie bestreiten im Wesentlichen alle öffentlichen Sammlungen — aber sie sind schon vielfach belastet.

Da es eine ganz Deutschland angehende, keine besondere städtische Angelegenheit ist, so würde es mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden können, wenn ich auch auswärts um Hilfe bäte.

Aber ehe ich etwas thue, möchte ich Deinen Rath haben, theurer Freund! Was würdest Du an meiner Stelle für Wege einschlagen?

In treuer Liebe, mit schönsten Grüßen an Deine Frau Gemahlin, Dein ergebener E. R.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 31. Januar 79.

Geliebter Ranke!

Erst heute komme ich dazu. Dir — und noch einem anderen lieben Freunde — für Deine treuen Segenswünsche zu meinem Geburtstage zu danken, wo ich bei der Vorbereitung einer neuen langen Abwesenheit zum Reichstage noch vorher gern meine alten Schulden decken möchte. Könnte ich es, Dir gegenüber gern mit wucherischen Zinsen des Kapitales an Liebe und Treue, welches Du mir zugewendet hast. Grade der Entwurf eines Gesetzes gegen den Wucher hat mich die letzten Wochen ganz beschäftigt, welchen ich für den Reichstag vorbereite. Gott wolle es gelingen lassen. Daneben haben mich Dinge beschäftigt, wie die, von welchen Du schreibst, dem Socialismus an der Wurzel beizukommen. Zwar habe ich gestern es abgelehnt, einen mir darüber in Berlin von dem Vereine der Steuer- und Wirthschaftsreformer aufgetragenen Vortrag zu halten, so schön der Gedanke grade von ihnen ist, — wenn sie auch mehr die allgemeine wirtschaftliche Lage im Auge haben, — und sosehr es mich interessirt. Du kennst meine wirklich beschränkten (geistigen Mittel — meine ich hier, obschon die irdischen auch ihr bestimmtes Maaß haben,) — ich weiß nicht, wie ich für die Verhältnisse, welche mir schon aufgelegt sind, auskommen soll und bin darum schon nicht den Winter über im Herrnhause gewesen, so muß. ich solche Extraordinaria abweisen. — Dagegen hat mich der Berliner Verein für die Stadtmission, — welche den Mangel an geistlichen Kräften in Berlin ersetzen und die Kirche den von ihr getrennten Arbeiterklaffen wieder nahe bringen will — veranlaßt, hier einen Hilfsverein zu gründen zur Unterhaltung eines Missionars. Zu den Mitteln, welche wir anwenden, gehört ein wahrhaft künstlerisches Concert von Dilettanten, das am 6ten Februar in Belgard stattfinden wird. — Auch diese Dinge machen mir viel Schreiberei und Mühe. Gott wolle es segnen. Lange schon denke ich, wie Du jetzt für Marburg, an eine Herberge zur Heimath in Belgard. Sie sind ein dringendes Bedürfniß, und die darauf gewendete Liebe trägt gewiß reichen Lohn — wie z. B. in Berlin. Aber es ist nicht leicht. Das erste sind die rechten Personen, welche es an dem Orte in die Hand nehmen, und dann der rechte Hausvater. — In Belgard sind beide Geistliche, jeder in seiner Art, willig, aber beide feindlich gegeneinander, und auch keiner allein ganz geeignet. So geht es nicht. Dann erst kommt das Geld. Sind die rechten Leute da, liegt ihnen die Noth voll und ganz auf dem Herzen, so findet sich das, Gott hat es und giebt es. Die Sache als Institution ist eine Sache der ganzen Christenheit, aber die Einrichtung an einem bestimmten Ort ist doch eine Aufgabe des Landes, der Provinz, der Gegend, in welcher jener Ort liegt. Die sind vorerst zu durchforschen mit den Augen des Geistes, wo etwa der Groschen verborgen liegt, welchen man sucht. In Hessen muß die Adels - Corporation für solche Dinge Mittel haben — und zu ihrer Verwendung willig sein. Ich gedenke der Stiftung einer theologischen Professur in Gießen, welche sie ja wohl von Zeschwitz übertrugen. Ist das bloß für Darmstadt? oder auch für das frühere Churfürstenthum? Graf Görz-Schlitz war dafür sehr thätig und hat ein Herz überhaupt für christliche Dinge. Sondire doch einmal bei seinem Pastor Diefenbach. Oder auch, wenn derartige Stiftungen nicht da sind, schreibe zwei offene Briefe, 1 an den alten Adel von Hessen — und den 2ten an den neuen Adel, die durch Geld und Fabriken in der Neuzeit Mächtigen, welche zahlreichere Hintersassen in ihren Arbeitern haben als jene, für welche sie zu sorgen haben, und für welche das Haus dienen soll — und rufe beide zum Wetteifer auf. Nun Gott segne es, und segne Dich und alle die Deinigen in dem neu begonnenen Jahre, er erbarme sich segnend über

Deinen Freund und sein ganzes Haus und über seinen Beruf, — über Deinen Dir für Deine Liebe herzlich dankbaren

H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 10./9. 80.

Mein geliebter Freund!

.... Mitte October werden wir als General-Synodal-Vorstand wieder mit dem Ober-Kirchenrathe eine gemeinsame Sitzung haben, in welcher nunmehr die bekannte Wernersche Sache definitiv entschieden werden soll. Noch habe ich dessen Vertheidigungsschrift nicht gelesen, aber vorsichtig, in einer Sprache abgefaßt, welche unter kirchlichen Ausdrücken unkirchliche Begriffe verbirgt, fürchte ich fast diesmal mehr wie vorigesmal eine Entscheidung, nach welcher das letzte ärger würde als das erste. Doch sitzt Gott im Regiments, den Herrn unmittelbar sehen wir an als unser Haupt, so wird er auch seine Ehre nicht preisgeben und eines so bedeutenden Theiles seiner Kirche sich erbarmen.

Gern gewönne ich Zeit, mich eingehend mit einem Reichsgesetzentwurf über Aufhebung der obligatorischen Civilehe zu beschäftigen, um ihn in die nächste Session des Reichstags einzubringen, ich kann aber noch nicht dazu kommen, und so einfach die Frage der Aufhebung ist, so schwierig ist doch die Frage, was an die Stelle zu setzen ist, und soviel Bedenken erheben sich auch über die Frage, ob schon jetzt. Das Centrum hat selbst Bedenken, so lange ihnen soviel Geistliche fehlen, ich sorge, auch der Minister wird zuvor einen Abschluß de- Kulturkampfes verlangen, — die sog. Reichspartei, d. H. die Frei-Conservativen des Reichstags, die frei sind von ernsten conservat. Anwandlungen, haben kein Herz und Verständniß für kirchliche Fragen. Gott schenke Licht und Weisheit, Glauben und Stärke Deinem für Deine alte und ausdauernde treue Liebe von Herzen dankbaren

Hans v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow 21./7. 85.

Mein herzgeliebter Ernst!

Deine beiden lieben Briefe habe ich erhalten und danke Dir für die werthvolle Beilage, noch mehr für Deine tröstende Liebe. Vor meiner Antwort wollte ich Dein Schriftchen erst studiren, aber ich sehe meinem Schrecken und Schmerz, daß ich doch nicht dazu komme und — daß mir die lateinische Sprache doch schon solche Schwierigkeiten beim Lesen verursacht, daß ich darüber den Genuß des Inhalts verliere.

Mein Leben ist durch den Tod von Charlotte sehr einsam geworden. Freilich ist unser Töchterchen bei mir, führt das Hauswesen und sucht mir die Einsamkeit und meinen Schmerz liebreich zu versüßen. Auch unser 2ter Sohn Jürgen, Dein Pathe, ist als Regierungs-Assessor in Coeslin und häufig über Sonntag bei uns, er ist ein gar lieber Sohn und ein vortrefflicher junger Mann in jeder Beziehung, so daß ich und meine Tochter daran rechte Freude haben. Aber die Einsamkeit, in welcher ich lebe, wird dadurch nicht beseitigt und wird auch, solange ich lebe, nicht von mir genommen werden. Ein Freund tröstete mich damit, daß diese Wunde nicht aufhören werde zu bluten. Dazu kommt dann aber andererseits der Trost „über ein Kleines" und die Hoffnung auf, der Blick in die Ewigkeit. Es war doch eine unbeschreibliche Gnade, daß ich Charlotte hatte und daß Gott sie uns so lange erhalten hat, so will ich gern, was Gott mir noch als Lebensweg auflegt, in Geduld, im Glauben hinnehmen.

Sie hatten mich zu einem Mitgliede der General-Kirchenvisitation bestimmt, welche in diesem Sommer 14 Tage lang die Synode Pasewalk bereiste, und ich habe daran rechte Freude, und wie ich hoffe davon auch Segen gehabt. Es war eine Anzahl gottbegnadigter, geisterfüllter Geistlichen in der Commission, und in dem Generallieutenant Grafen Kanitz noch ein Laienmitglied, der mit ganzer Seele und großer Treue daran theilnahm. Wir Laien hatten regelmäßig auch Ansprachen an die Gemeinden zu halten, über die Sonntagsfeier, die Trunksucht, das Gebet, namentlich Tischgebet, das Versäumen von Taufe, Trauung, Sacrament. Möchte es auch den Gemeinden von Segen gewesen sein. Auf der nächsten Kreis- synode im September habe ich meinen Standesgenossen, den Gutsbesitzern, auch noch einzelne Puncte rücksichtlich der Sonntagsruhe ans Herz zu legen.

Morgen feiern wir unser Jahresfest in dem Johanniter-Krankenhause in Polzin, welches von Schwestern aus dem Berliner Bethanien bedient wird. Die Predigt findet bei gutem Wetter im Freien statt, und soll eine Anregung sein für junge Mädchen, demselben Dienste sich zu ergeben.

Gottes Gnade sei über Dir und allen den Deinigen, die Du schon bis zu Kindes-Kindern zählst, und Deinem Dir in herzlicher und dankbarer Liebe ergebenen

H. v. Kleist-Retzow.

Grüße die geliebte Selma. — Gern sähe ich auch in Belgard noch eine Herberge zur Heimath. Kennst Du den Hebräerbrief von Pastor und Licent. Holzheuer? Bitte vergleiche ihn und schreibe mir Dein Urtheil darüber.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 5ten Juny 86.

Mein geliebter Ernst!

Ihr erwartetet den Heimgang Deines theuren ältesten Bruders ja wohl schon seit einiger Zeit, und er wurde Euch weit hinaus über die Zeit, welche die heilige Schrift schon als eine hohe bezeichnet, erhalten. Und doch welch ein Schmerz wird es Dir sein, der ihm so besonders nahe stand und von ihm, nächst den eigenen Kindern, wohl mehr empfieng, wie sonst irgend jemand, — ihn entbehren zu müssen. Du bist ja nun von den fünf Brüdern der einzig überlebende. Noch sehe ich Dich vor mir auf dem Katheder des Betsaales in Schul-Pforta bei der Valediction, wie Du daran erinnertest, daß Eurer fünf während 25 Jahren, und Du als der jüngste und letzte, Leopold als der erste, durch die Schule dort gegangen wäret. Er war derzeit schon ein berühmter Mann. Was habe ich selbst von ihm in seinen Collegien und aus seinen Schriften gehabt, was ist von ihm als geistiges Gemeingut auf unser ganzes Volk ausgegangen. Er bezeichnete und betrachtete die Völker als Personifikationen bestimmter Gedanken Gottes. — Ich wüßte niemand, dem es von Gott gegeben war, bis in ein so hohes Alter mit solcher geistigen Frische die Fülle seiner tiefen, weisheitsvollen Gedanken über die Führungen der Völker in ihrem Verhältnisse zum Reiche Gottes zu verkündigen. — Was haben wir alle, was hast Du verloren. Und doch treten solche wehmüthigen Gedanken weit zurück gegen den Jubelgesang darüber, was Gott an ihm und durch ihn an anderen, an unserem Volke gethan hat. — Es that mir so wohl, als Gott im vorigen Jahre in den Ostertagen meine geliebte Charlotte heimrief. Wie ist es schön, daß sein Heimgang am Sonntage Cantate, nicht lange vor Himmelfahrt, stattfand. Es giebt für mich kein schöneres Fest als Himmelfahrt, das zieht so sichtlich unsere Augen, unsere Sinne und Herzen hinauf vor den Thron Gottes, läßt uns alles irdische Weh, alle Noth, alle Schwachheit vergessen und mit ihm, unserem Könige, voll Lob- und Jubelgesang sein, mit der einzigen Sehnsucht: „Du Tag, wann wirst Du sein, daß wir den Heiland grüßen, daß wir den Heiland küssen, komm, stelle Dich doch ein!"

Ich bin seit Wochen hier in Kieckow, muß aber die Woche vor Pfingsten noch nach Berlin zurück.

Anfang dieses Jahres hat sich unser lieber Jürgen, Dein Pathe, verheirathet. Seine Frau ist ganz prächtig, die Tochter des Reg.- Präsidenten Grafen Zedlitz-Trützschler in Oppeln. Jetzt arbeitet er an der Regierung

zu Coeslin. Inzwischen hat unser hiesiger Landrath um seinen Abschied gebeten, und es ist zu hoffen, daß er von dem Kreistage an seiner Stelle zum Landrathe gewählt wird. Wie köstlich wird das auch für mich und Elisabeth sein. Er ist in gerader Linie der 3te des Geschlechtes dann in dieser Stelle, mein Vater während der Kriege 6 und 13—15, ich während des Jahres 1848, welche Ereignisse wird er durchzumachen haben — nachdem wir heimgegangen sind! Gott schenke ihm die Treue im Kleinen und Großen, dann mögen sie sein, wie sie wollen. — Elisabeth besorgt mein Haus treulich und pflegt mich mit kindlicher Liebe, ich hatte sie den Winter über zu unserer beiderseitigen Freude mit in Berlin, sie war erfüllt von den geistigen Genüssen, welche ihr der Gen.- Sup. Braun und der Pastor Kuhlo boten.

Gottes Gnade sei über Dir und allen den Deinigen und über Deinem dankbaren

H. v. Kleist-Retzow.

Hans von Kleist-Retzow an Ernst Ranke.

Kieckow den 9ten 9. 87.

Mein geliebter Ernst!

Kommt dies Brieflein auch an Deinem lieben Geburtstage nicht mehr in Deine Hände, so ist es mir doch eine Freude, es unmittelbar vor seinem Beginne zu schreiben und mit lauten Tönen des Dankes und des Lobes unseres Gottes den Feiertag vor seinem Beginne zu verkünden und einzuläuten. Stehen mir dazu auch nicht wie Dir eigene Glocken zu Gebote, ich freue mich des Dienstes eines Glöckners und lasse gern die lieben, altbekannten Töne in Liedern zum Preise des Herrn erschallen, in herzlicher Freude darüber, was Du ihm in Deinem Berufe, was Du mir für mein Leben und während desselben sein konntest.

In Berlin las ich in stillen Stunden Steinmeyers köstliche Erklärung über das sog. hohepriesterliche Gebet des Herrn, aber immer wieder klagend, daß der Genuß der tiefsinnigen Ausführungen für mich dadurch abgeschwächt wurde, daß er allenthalben nur nach dem griechischen Text citirt. Ich bin dessen nicht mehr wie der Muttersprache mächtig. Gilt nach ihm auch der Schluß des Gebets zunächst nur den Jüngern, so dürfen wir doch wohl daraus ableiten, daß auch wir zum Schauen seiner Herrlichkeit gelangen, das erbittet mit Dir Dein dankbarer

H. v. Kleist-Retzow.

Briefe

von Hans-Hugo von Kleist-Retzow

an Alexander Andrae-Roman

1851 - 1892

Inhalt

			Seite
Vorwort			355
Briefe			
1851	9. Mai	nach seiner Verlobung	356
1857	17. Jan.	nach seiner schweren Krankheit / n. d. Tode von A. Andraes Mutter (diktiert)	356
	13. Nov.	Nach Schwager W. Flügges Austritt Erinnerung an Henkenhagen	357
1861	3. Dez.	Krankheit/ Wahlen/ Gottvertrauen	358
1863	30. Apr.	Gründung der cons. Zeitung/ Geld von Eulenburg viel Krankheit	358
1865	26. Apr.	(Fragment) Herzlichkeit zw. den Ehefrauen	359
1866	18. Mai	Vor dem Krieg m. Österreich / v. Gerlach etc.	359
	18. Juni	über den Krieg	360
1867	1. Apr.	Kirchliches /Persönliches	361
	21. Apr.	zu der Wahl von A. Andrae	362
	22. Mai	Kirchliches / Luth. Konferenz	362
	14. Sept.	Krisis	
	3. Dez.	Meinhold und Oberkirchenrat	363
1868	22. Jan.	Kirchliches	364
	7. Dez.	zur Charakterisierung von Kleist's Demut	364
1869	27. Juni	A. Andrae's Wahl zur Prov. Synode	365
	18. Dez.	nach der Synode	366
1871	28. Nov.	Bruch mit Bismarck / Pairschub	366
1872	23. Mai	(Nachtrag) Von Gerlach an A. Andrae	368
	16. Juli	Rechtsanw. Grimm an H. v. Kleist-Retzow (Kirchliches)	368
	13. Dez.	Luth. Konferenzen mit Nicht-Preußen	367
1873	22. Sept.	Augustkonferenz	369
1874	17. Juli	Wahl zur Synode / Attentat auf Bismarck	370
1876	12. Juli	Trostbrief / Silberhochzeit v.Kleist's	370
	16. Juli	Silberhochzeit v.Kleist's	372
	15. Dez.	zum Geburtstag von A. Andrae	372
1877	21. Jan.	Freundeshilfe f. d. Reichstagsabgeordneten Sammlung für Meinhold	373
1879	20. Aug.	nach Wilh. Flügges Tod / Augustkonferenz d. Synode	373
	26. Dez.	Trostbrief / Marie zur Hilfe / Konzert	374
1880	12. Nov.	Verhandl. mit Oberki. Rat gegen P. Werner	377

	31. Dez.	Kleist's Notstand und Herzlichkeit	376
1881	2. Okt.	Kleist's Arbeitslast/ Konservativen-Verein Stett.	378
	12. Dez.	Bismarck contra Windthorst	378
1882	18. Febr.	K's Bescheidenheit/ Kreuzzeitungsartikel	28
1883	22. Apr.	Kleists Gespräch mit Rantzau A.s Verh. zu Bismarck	379
1885	6. Apr.	Charlotte v. Kleist's Tod	380
	20. Mai	Bismarck gegen Sonntagsruhe	380
	17. Dez.	Geburtstagsgruß	381
1887	22. Aug.	Actions-Komitee	381
1888	11. Sept.	Konfessionelle u. Unierte in der Synode, Meinhold - Stift.	381
1890	15. Dez.	Geburtstagsgruß / Stöcker-Saal / Kaiser W. II	382
1891	17. März	Barkhausen OKR, Graf Zedlitz Ernennung (Innenmin.)	383
1892	21. März	Graf Zedlitz' Abgang	384
	21. April	Hedwig soll nach Kieckow	384

Vorwort

Der Empfänger der Briefe, Ferdinand Ludwig Alexander Andrae (genannt Andrae-Roman), geb. 17.12.1821 in Hannover, † 13.3.1903 in Stettin, kaufte sich 1845 in Pommern an (zuletzt Gut Roman, Kreis Kolberg); seit 1881 lebte er in Stettin. 1846 trat er der pommerschen Erweckungsbewegung bei und engagierte sich in der inneren Mission. Aus dieser Zeit rührt seine Freundschaft zu Hans-Hugo von Kleist-Retzow her. In den folgenden Jahren engagierte er sich als konservativer Politiker. Nach dem Vorwort der Biographie von Petersdorff lagen ihm diese Briefe bei dieser Arbeit vor.

Die Originale der Briefe wurden in den 60er Jahren des 20sten Jahrhunderts fotokopiert.

Der folgende Text beruht auf einer Schreibmaschinenabschrift. Diese wurde durch Pastor Reinhard Sattler, den Ehemann der Urenkelin des Empfängers, Margarete Sattler, geb. Andrae, angefertigt. Diese Schreibmaschinenabschrift wurde durch Johannes Sattler, den Sohn Reinhard Sattlers, gescannt auf Canon Pixma MX 725. Die Digitalisierung erfolgte durch Sigurd von Kleist, der diese jetzt vorliegende Version erstellt hat. Der Text wurde stichprobenweise anhand der Fotokopien der Originale überprüft.

Die Originale der Briefe befinden sich seit 2005 in der Otto-von-Bismarck-Stiftung in Friedrichsruh.

9. Mai 1851

(Gedruckte Anzeige)

Meine am 4. d. Mts. vollzogene Verlobung mit Charlotte Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, beehre ich mich hierdurch ganz ergebenst anzuzeigen.

Berlin, 9. Mai 1851

H. v. Kleist-Retzow.

Mein herzlich geliebter Freund!

Aus voller Seele danke ich Dir für Deinen lieben, lieben Brief. Aber Du wirst von mir in diesem Augenblick keine Antwort erwarten. Mein Herz ist voller Dank und Preis gegen Gottes unseres Heilandes unergründliche Barmherzigkeit. Meine liebe Braut ist ein rechtes Kind Gottes die ein Leben verborgen mit Christo in Gott führt. Das ist denke ich genug. Und Du hast zuverlässig durch Deine treue Fürbitte sie mir mit zugeführt, dafür lohne Dich Gott! Ich bin gleich nach dem Schluß der Kammern mit meinen künftigen Schwiegereltern auf einige Tage nach Wernigerode gegangen, am Donnerstag will ich mit ihnen auf 4 bis 6 Tage auf ihre Besitzung nach Schlesien gehen, Ende nächster Woche hoffe ich in Belgard einzutreffen, aber schwerlich, so gern ich es möchte habe ich Zeit bei Euch etwas anzukehren.

In treuester herzlichster Liebe

Dein dankbarster

Hans v. Kleist-Retzow

Daß ich alle lieben Bewohner des Oben- und Untergutes v. Herzen grüße, versteht sich ja von selbst.

17. Jan. 1857

Mein herzlich geliebter Andrae!

Gestern Abend lasen wir in der Kreuzzeitung die Todes-Anzeige Deiner lieben Mutter. Ich habe ja die Freude, sie selbst noch zu kennen und ihr freundliches klares Angesicht, ihre stille tiefe Gottesfurcht stehen noch heute lebendig vor mir. Von vier Eltern haben wir nur noch eine Mutter, welche so eben erst weither von Schlesien zu uns eilte, ihre treue mütterliche Liebe uns durch meine Pflege in meiner gefahrvollen Krankheit und durch die gleichzeitige Pflege meiner lieben Frau bei ihrer Entbindung zu bethätigen. Wir können Euren ganzen Schmerz recht innig mitfühlen, und möchten Dir hierdurch unsere herzlichste und treueste Theilnahme ausdrücken.

Du weißt, daß ich selbst durch Gottes Gnade eben erst fast vom Tode erstanden bin, dennoch habe ich meinerseits von einem eigentlichen Leiden kein Bewußtsein, weil mir Gott überhaupt das Bewußtsein während jener Woche so gut wie ganz genommen hat: ich weiß nur von seinen Segnungen und von Freude und Dank über dieselben. Soweit ich auch hergestellt bin, soll ich dennoch vielleicht Monate lang mich der eigentlichen Amtsgeschäfte ganz enthalten und auch diesen Brief muß ich noch diktieren.

Unser liebes jüngstes Kind heißt Friedrich Wilhelm Martin, wir wünschen daß es einst ein treuer Diener unseres lieben Königs, aber was damit auch zusammenhängt, ein gleich treuer Diener seines himmlischen Königs und darum ein rechter Nachfolger Martin Luthers wie des Bischofs Martin von Tours werde. Was macht denn mein liebes Patchen bei Dir, der liebe kleine Hugo, dessen Geburtstag so nahe vor der Thüre ist. Grüße und segne ihn in meinem Namen. Meine größere Mußezeit während der Wiederherstellung hat dazu gedient mich auch seiner Eltern(?) wie sonst zu erinnern.

Laß mich den Brief benutzen, gleich eine Anfrage an Dich zu richten. Das Mädchen von den beiden Schlesischen Typhus- Kindern ist im Herbst eingesegnet. Wir wünschen, daß sie die Führung einer

Wirtschaft erlernt und tüchtig in weiblichen Handarbeiten geübt wird. Sie ist groß und kräftig gebaut, sieht gut aus und ist soviel ich weiß auch ein ordentliches Mädchen. Doch leidet sie im innern und soll deswegen noch nicht zu sehr angestrengt werden, wir wollen daher lieber damit beginnen, sie in eine Wirtschaft einführen zu lassen, wo sie gut behandelt und gut angelernt wird, vor allem wenn irgend möglich auch im Christenthum. Wäret Ihr nun wohl bereit, sie in Euer Haus aufzunehmen, kann das ohne Bedenken geschehen nach Deiner gewissenhaften Überzeugung, trotz der jungen Leute, die bei Euch ausgebildet werden, endlich wieviel beträgt die jährliche Vergütigung dafür. Oder welches andere Haus kannst Du mit Sicherheit empfehlen. Meine Frau empfiehlt sich mit mir der Deinigen aufs Herzlichste.

In treuester innigster Liebe

Dein

Coblenz H. v. Kleist-Retzow

den 17 Januar 1857

Coblenz 13. Nov. 1857

Mein lieber teurer Freund!

Du hast uns durch Dein Schreiben herzlich erquickt und ich möchte Dir das gern durch eine recht schnelle Antwort darauf ausdrücken. Es kam in meiner Frau Festwoche, wie sie sich ausdrückt, weil mein und zwei meiner Kinder Geburtstage dahinein fallen und Tag für Tag einander folgen, und es hat recht sehr dazu beigetragen unsre Festfreude zu erhöhen. Wir können Dir und Deiner lieben Frau wohl nachfühlen, wie schwer Euch das jetzige Verhältnis zu Flügges sein muß, welch einen Riß es in Euer Leben, in Euer Herz macht, wie isolirt Ihr dadurch werdet, die Ihr solch ein Bedürfnis habt Euch auszusprechen, gemeinsam zu rathen und wirken für Kirche und Staat. Wenn einmal die Flügge in die jetzigen kirchlichen Bewegungen hineinkam, so nimmt mich das Ganze nicht Wunder, sie hat einmal einen treibenden, sich selbst etwas unruhig treibenden Geist. Laß Dich dadurch aber nicht - und Du wirst es nicht tun - oder Gott der Herr wird es nicht zulassen - Dich selbst dadurch aus Deinem ruhigen Mittelpunkt in dem Du stehst und lebst und leidest - mit heraus treiben. Du hast es nicht direkt gethan, noch weniger recht würde es sein, es indirekt, gewissermaßen willenlos zu thun. Gewiß ist manches recht schwer zu tragen und Gott allein weiß es wohin die vielfache Halbheit und das gegen das Bekenntniß ungerechte Verfahren des Oberkirchenrathes noch führen wird. Das gibt aber doch noch niemanden ein Recht auszuscheiden aus der Kirche in welche Gott uns einmal berufen und gestellt hat, bis wir etwa ausgeschieden werden. Wir sind auch unter Camphausen und Hansemann nicht ausgewandert oder haben unser Amt daran gegeben. Damals wollte mich letzterer entfernen, in den Akten des Finanzministerii über meine Person enthält ein Blatt seinen desfalsigen Antrag, - das folgende seines spätern Nachfolgers Antrag, mich hierher zum Oberpräsidenten zu ernennen. So nahe am Auswurf ändert der gnädige Gott so oft die Situation zu großer Freude, Ehren und Herrlichkeit. Dem laß uns in allen Dingen nachleben und nachtrachten in Geduld und im Glauben, - darauf laß uns hoffen, das erbitten vor allem in dieser Adventszeit. Es geht uns jetzt Gott sei gelobt sehr gut, bis auf einen freilich recht heftigen Husten meiner lieben Frau. Du schreibst uns ja nichts von Francisca, wie es mit der geht, ob sie sich leidlich anläßt, - es ist doch kein schlechtes Zeichen gewesen? - Von Deinem Berichte habe ich eine ganze Anzahl in der Provinz umhergeschickt was der Erfolg sein wird weiß ich freilich nicht. Der Rechenschaftsbericht enthält aber den Beitrag und das noch nicht den ich Dir in Henkenhagen einhändigte.

Graf Schönburg-Glauchau auf Gusow hat mich vor einigen Tagen nach Michaelis gefragt. Es freute mich von Dir noch in Henkenhagen über ihn ein so gutes Zeugniß erhalten zu haben und dies ihm daher mittheilen zu können. Mit welcher herzlichen dankbaren Freude gedenken wir noch oft der Tage in Henkenhagen. Das war ein rechter Segen unseres gnädigen Gottes. Wir grüßen beide Dich und Deine innig verehrte liebe Frau aufs herzlichste, in ihm

Dein H. v. Kleist-Retzow

Coblenz 13/ 11 57.

(Zusatz am Rand auf diesem Briefes)

Die Gotze ist glücklich in Kieckow. Sie mag es recht schwer haben. Die Verhältnisse sind ihr neu, mancher Schmutz mag dort eingerostet sein, - manches muß sie noch lernen. Aber was ich so bemerke behält sie den Kopf oben und das Herz auf der rechten Stelle, und so wird es mit Gottes Hilfe schon gehen. Wir freuen uns ihrer bis jetzt recht sehr. - Grüße Deine lieben Kinder, namentlich mein Patchen.

Kieckow 3. Dez.1861

Lieber treuer Freund!

Deine treue Liebe gehört zu dem Wohlthuendsten was der Herr unser Gott uns schenkt. Ginge es nach unserem Herzen wir wollten in ihrem warmen Lichte gar fröhlich leben und ihrer recht viel gebrauchen. Es geht hier auf Erden aber einmal per contrarium. Meine Frau sehnte sich einst danach mich loszuhaben vom Amte und hier recht still und selig mit mir leben zu können. Los vom Amte bin ich, aber ein stilles und geruhiges Leben hat uns der Herr unser Gott hier in Pommern noch nicht geschenkt, es heißt eben stille halten und auf seinen Willen merken und seinem Leiten folgen. Sie liegt seit Wochen wieder schwer krank erst an einer Hals- dann an einer Rippenfell- Entzündung, mehrere Tage handelte es sich, besonders wegen ihrer Schwäche um Leben und Sterben. Neben ihr lag Friedrich Wilhelm an einer Unterleibsentzündung, deren Folgen recht schwer und langwierig zu werden droheten. Noch liegen beide, doch seit einigen Tagen mit dem lieben Advent ist bei beiden eine Besserung eingetreten und wir loben und danken nun zwiefach und freuen uns ganz besonders des kommenden Weihnachtsfestes. - Ich konnte Dich deshalb nicht aufsuchen, ich durfte nicht von hier fort. Aber ich habe mich Eurer und vor allem Deiner Tapferkeit in Colberg gefreut, mag sie auch zunächst ohne sichtbaren Erfolg gewesen sein. Du weißt wie ich mit dem dort von Kaphengst ausgesprochenen Worte harmonire: es käme gegenwärtig vor allem - und bald noch mehr - auf Zeugenmuth an, - darauf daß wir den Vorwurf der Heuchelei gründlich zu Schanden machen. - Einer liberalen Versammlung in Belgard beizuwohnen, hinderte mich schon meiner Frau Krankheit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir bei der Wahl unterliegen. In 3 Fällen wo in der Abtheilung zwischen einem Conservativen und einem Liberalen zu loosen war, entschied das Loos - wie neulich in Nordhausen bei dem Freigemeindler - für den Liberalen. Auch das ist Gottes Wille, thun wir nur unsere Schuldigkeit. Das verleihe er uns, verleihe er ihr Leben hindurch unseren Kindern. - Werden meine Kranken bis dahin hergestellt, so werden wir der Einladung meiner Mutter folgend, Anfang Januar zu ihr nach Potsdam gehen. Empfiehl uns Deiner lieben Frau, grüße Deine Kinder, besonders mein Pathchen, - hilf uns wenn Du vermagst aus der noch immer andauernden Wirtinnen:Noth, und bleibe treu und hold

Deinem Dir von Herzen ergebenen

H. v. Kleist-Retzow

Kieckow den 3ten Decbr. 61

Berlin, 30.April 1863

Lieber Freund!

Deine beiden Briefe habe ich erhalten, danke Dir dafür von Herzen und habe nach dem Inhalt soweit möglich, verfahren. Zunächst sind die Einlagen besorgt, und Bodelschwingh ist von mir unter Übersendung des Originals Deiner Bitte angegangen worden, ob er nicht dem entsprechend verfahren könne.

Was Euer Blatt betrifft, so habe ich nach 3 mal vergeblichen Versuche - und das hat mich besonders lange aufgehalten, bevor ich antworten konnte, den Minister Eulenburg gesprochen und ihm Euer Anliegen vorgetragen. Er fragte: ob es dasselbe Blatt sei für welches sich neulich Graf Blumenthal verwendet, mit dem Bemerken: es werde keine Unterstützung in Geld brauchen wenn es die Behörden nur namentlich durch Insertionen unterstützten. Ich vermute, daß es das Blatt ist, er hat aber von der Zukunft und von Hoffnungen gesprochen. Zunächst brauchtet Ihr nötig Geld. Er werde sehen was sich thun lasse, und ich habe es ihm schriftlich vortragen müssen. Ich wünsche von Herzen guten Erfolg.

Bis zum Sonnabend bin ich in Berlin, gehe an Montag Abend - so Gott will mit Frau und Kindern nach Oynhausen, und kehre allein voraussichtlich Sonnabend den 16ten hierher zurück, um - wahrscheinlich wenigstens - bis zum 4ten Juny hier zu bleiben und dann meine Frau aus dem Bade wieder abzuholen und auf einem Umwege mit ihr - wenn wir dann hier fertig sind nach Mitte Juny nach Kieckow zurückzukehren. Zu einer Arbeit in dieser Zeit besäße ich gern bald Deine kl. Schrift über die Gem. Kirch. Ord. und Patrone. Ich habe sie in Kieckow, kann sie v. dort aber nicht erhalten. Darf ich Dich bitten mir recht bald ein Exemplar unter Kreuzband nach Potsdam zu senden. Daraus siehst Du daß ich nicht nach Hause kommen kann, damit Du in unserem Kreise Mehwe(?) eine Versammlung für Euer Blatt hieltest. Aber schreibe doch Reck daß er Dir eine Anzahl Leute zu dem Zweck nach Belgard zusammen ruft. Wir freuen uns Deiner lieben Mittheilungen über Deine Familie und verstehen wohl wie Euch und Elisabeth die Trennung schwer wird. Hans Anton lag diese Tage an Erkältung, ihn ficht immer noch leicht etwas an und wir hoffen noch immer auf die Kräftigung seiner lahmen Glieder. - Auch Jürgen Christoph macht das jetzt Noth. Er hört bei Erkältungen leicht lange Zeit recht schwer, gerade jetzt wieder. Auch er soll deshalb Sohle baden. - Du siehst, was es da alles zu bitten und glauben gilt, - ach und - weit weit darüber hinaus. Gott sei gelobt daß er den Glauben und mit ihm Leben und Seeligkeit, Friede und Freude schenkt, - nach immer erneutem heißen Kampfe.- Den Frieden und die Freude schenke er Euch allewege.

Dein treuer Dir dankbar

ergebener

B. 30. 4. 63 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 26. April 1865 (Fragment eines Briefes)

..... Welch süße Freude müßt Ihr Lieben am Osterfeste im Kreise der ganzen lieben Kinderschar gehabt haben, von denen schon 2 mit Euch zum heiligen Abendmahl gehen konnten. Er (Gott) erhalte und mehre diesen Segen. Das erbittet mit meiner lieben Frau

Dein treuer dankbarer Freund

H. v. Kleist-Retzow

Kieckow 26 April 1865

Wie ich meiner Frau über jenen Gruß an Euch spreche, sagt sie, sie habe diese Nacht aufs Lebendigste von Deiner Frau geträumt, die ihr das jüngste Kindlein gezeigt habe. Dabei habe meine Frau die Deinige so herzlich umarmt, daß sie noch jetzt den Druck davon fühle.

Kieckow, 18. Mai 1866

Lieber Andrae!

Deine Mitteilungen über den dortigen Knaben unseres Hauses betrüben uns tief, wir haben gerade in letzterer Zeit noch einige uns schwer ans Herz gehende demüthigende Erfahrungen gehabt, die wir dem treuen Gott in sein Herz schütten müssen - und uns dessen getrösten, daß bei solchen Rückfälligen oft nach Jahren, wenn sie haben Treber essen müssen die Umkehr zu uns und ins himmlische Vaterhaus stattfindet. Übrigens scheint freilich gerade der dortige Meister für solchen Jungen doch wenig geeignet, Du selbst deutest es an, er hat es von Anfang an durch Mangel an Zucht versehen.- Mir senden gleich heute Fuhrmann nach Gr. Tychow ob der Junge bei seinen Eltern angekommen ist und ihn event. von dort holen zu lassen. Bleibst auch Du dann bei Deiner Meinung daß der dortige Meister nicht fromm genug ist, so werden wir ihn bei einem anderen möglichst derartig gerichteten Mann unterzubringen suchen, vielleicht bei dem neuen hies. Tischler um ihn unter Fuhrmanns Augen zu behalten.

Noch war ich nicht draußen, vor Wochen kann ich nicht nach Berlin reisen.

Ich habe mich Gerlachs Artikels gefreut, und siehst Du nicht schon in der Kreuzzeitung den Erfolg? Wieviel ernster behandelt sie seitdem die Sache. - Daß der Krieg zwischen Preußen und Oestreich ein

National - Unglück für ganz Deutschland, ein Gottesgericht über ganz Deutschland, dessen nachtheilige und demüthigende Folgen im günstigsten Falle für uns, - wegen Napoleons Stellung - gar nicht abzusehen, - davon war keine Rede, oder sehr nebenbei. - Daß es eine furchtbare Demüthigung, Italien, Garibaldi zu Bundesgenossen zu haben, wurde kaum erwähnt, - noch in diesen Tagen schrieb mir Reck: "wir müssen die Hegemonie in Deutschland erkämpfen, die gönnt uns Oestreich nicht, also und sofort alle Kräfte angesetzt." - Daß man solche Dinge nicht erzwingen darf und kann, sondern sie wie eine reife Frucht in den Schoß fallen müssen, davon keine Rede! Konnte v. G. nach Twesten's Provocation schweigen!? Wir müssen doch eine Anerkennung seiner Stellung als öffentlicher Character haben, Schweigen wäre Schädigung seines Gewissens, Mitschuld gewesen, - soweit sie etwa vorhanden. - Schon manche haben wir ihm Freude über den Art. geschrieben. Darum bin ich nicht mit allen seinen Behauptungen einverstanden. Er läßt Oestreich zu leicht los. Ich kann nicht weitläufig darauf eingehen. Aber die Hauptsache ist daß er selbst und mit Recht anerkennt Preußen darf m. Sch. Holst. keinen kl. deut. democrat. Musterstaat entstehen lassen. Trotz aller Beschwerden geg. Oestreich drängte nicht Preußen durch Krieg zur Veränderung der dort. Lage, - sondern Oestreich will schließlich durch die Maj. des Bundes - und wenn Preußen nicht sich fügt - mit Gewalt es zwingen sein Recht darauf an den Augustenburger zur Herstellung solchen Staates herauszugeben. Nicht zum unmittelbaren Angriff, wie der Kaiser sich allerdings verbürgt, aber zu solcher Execution machte es mobil, - und dann konnte Preußen nicht demobilisieren während Oestreich seine Armee nur 2 Tagereisen entfernt beisammen behalten wollte. Dies habe ich v. G. sofort geschrieben, aber auch meine sonstige Übereinstimmung und Freude an dem Artikel.. -

Nun vielleicht gibt Gott doch noch daß es ohne Krieg abgeht, und wer dazu beiträgt tut ein Gotteswerk und wer wie v. G. ... machet, den kann und soll man erst recht wählen. Das würde uns nicht hindern, wenn nicht Rücksichten auf v. Arnim wären. - Übrigens ist der Democraten Parole: Bismarck ist die Schuld an dem Kriege, Feinde von ihm ins H. Haus, und dadurch ein anderes Ministerium. - B. hat wenig so treue Freunde wie v. G.

In herzlicher Treue mit innigen Grüßen meiner Frau an die Deinige

Dein

Kieckow 18. 5. 66 Hans

Kieckow, 18. Juni 1866

Lieber Andrä!

Du fragst mich wegen Deines Hans. Ist er kräftig genug, soll er doch einmal Soldat werden, hat jetzt selbst Freudigkeit zum Eintritt, so laß ihn gehen. Die beste Schule für den Soldaten ist doch stets der Krieg, wissenschaftliche Lücken kann er, so er überhaupt strebsam ist allezeit ausfüllen, die ihm gewordene Kriegserfahrung kann er auf andere Weise nie erlangen.

Der Krieg ist ja nun wirklich ausgebrochen, und was mir schmerzlich ist, zunächst gegen Hannover und Cassel wirksam geworden, so tüchtigen, militärischen uns homogenen Volksstämmen und - Bennigsen und die liberale II hessische Kammer nimmt sich unserer an! Was Matz über die Alliance mit Italien gesagt beruht auf Selbsttäuschung und ist schon ein Zeichen wie unser Gewissen abgestumpft wird. Nicht der Friedensschluß - ein äußeres, formelles Recht schaffendes Factum. War es Jerome und das Königreich Westphalen nach dem Tilsiter Frieden? Oder war unser Krieg v. 1813 legitim? Auch ein auf revolutionärem oder gewaltsamen Anfange ruhendes Reich kann durch den Verlauf der Geschichte, d. h. nach Gottes Rath und Willen legitim werden, und wird es erst werden sobald es selbst diesen Anfang verleugnet! Italien aber baut darauf fort! In unserem Krieg mit Oestreich f. Leben und Tod können wir solchen Bundesgenossen nicht verschmähen, aber es ist ein schlimmes Zeichen für uns daß wir in solcher Lage sind, daß wir ihn annehmen müssen.

Unser Junge wurde uns von seinem Vater gleich gebracht und arbeitet hier jetzt bei unserem Tischler. Gott wolle geben, daß es hier besser geht und er noch zur Umkehr kommt. Wir danken Dir für Deine viele Mühe um seinetwillen.

Wenn Hans noch eintritt, sehe ich ihn vielleicht später im Kriege, ich habe die Weisung mich bereit zu halten sofort einberufen zu werden, um in den Feldlazarethen Fürsorge für die Diaconissen als Johanniter-Ritter zu tragen, und da der Krieg ausgebrochen ist, kann ich sehr bald abreisen müssen. Es ist mir ja in mancher Beziehung auch recht schwer und doch freue ich mich von Herzen dazu. An eine Reise ist inzwischen durchaus nicht zu denken.

Deine liebe Frau grüßen wir von Herzen und alle die lieben Eurigen. Gott der Herr schenke ein baldiges Wiedersehen im Frieden, das erbittet

Dein treuer und dankbarer

Kieckow 18. 6. 66. H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 1. April 1867

Herzlich lieber Freund!

Es tut uns sehr leid, daß Ihr im Hause so viel Noth hattet und Du selbst immer noch leidend bist. Gebe Gott bald eine völlige Freiheit davon. Wir haben auch alle in Folge einer Erkältung gelitten, die Jungen und Ella selbst gelegen, es scheint jetzt aber mit dem Rest, dem Husten von uns Alten und der beiden Jüngsten, durch Gottes Güte mehr und mehr besser zu werden.

Wie köstlich ist es mit Hans fortgesetzt so sehr gut geht, daß Hugo, wenn auch mit Schwierigkeiten doch regelmäßig vorwärts kommt. Ist er seit Michaelis in Ober Tertia so ist das seinem Alter wohl entsprechend, und wenn er treu bleibt wird er es weiter bringen wie mancher jugendliche Hochflieger. Wir haben noch immer einen Hauslehrer, jetzt den Sohn von Pastor Schmidt in Arnhausen und werden die Knaben wohl noch bis Michaelis 68 im Hause behalten, trotz der Bedenken die das hat, wir wollen sehr dankbar sein wenn Hans dann nach Untersecunda käme und Jürgen Christoph nach Tertia. Hans Anton wächst jetzt ganz enorm, er ist eine Hand breit höher als Jürgen und sieht frisch aus, aber seine Hand ist noch ganz lahm und in der Entwickelung sehr zurück.

Gleich nach Deinem ersten Briefe schrieb ich ernstlich an Mellenthin: er habe mir das Darlehen für Dallmann doch fast gewiß zugesagt, und hat es zu geben. Weil ich keine Antwort erhielt, nahm ich an es sei geschehen. Ich habe ihn nun noch einmal und auch um baldige Antwort gebeten. - Dallmann versprach ich nur: ich wolle versuchen ihm das Darlehen bei Mellenthin zu verschaffen. Ich hatte das Geld damals - und habe es jetzt nicht. Bauten in beiden Gütern, Zahlungen zu Johannis 66 noch auch rückwärts zu leisten, haben bewirkt daß ich mit den Pächten lange nicht ausgekommen bin, - und es wird auch dies Jahr nicht geschehen, wo ich hier noch für circa 700 Thlr bauen muß, und der Pächter statt 50 etwa 120 M(orgen) drainiren will, was mich wieder 700 Thl. kostet.

Bei den jetzt in Schles. Holstein stattgehabten Eidesweigerungen wäre Gewinnung einer Stelle für Kaehler wie Du ihn schilderst, am Ende möglich. Da Du ihn genau kennst so schreib doch deshalb vertrauensvoll an den Minister Mühler. Ich habe mich gleichzeitig bei einem Freunde nach ihm erkundigt der ihn in seiner jetzigen Wirksamkeit genau kennen muß und ist die Antwort so, daß ich sie in seinem Interesse dem Min. vorlegen kann, werde ich es thun und ihm jenen Wunsch vortragen.

Im Ministerio und b. S. M. dem Könige haben die kirchl. Angelegenheiten der Neuen Landestheile soweit einen günstigen Verlauf genommen als alle Anträge des Ober-Kirchenrathes, sie unter seine Flügel zu nehmen, abgeschlagen sind. Weiter ist es aber auch noch nicht. Du weißt, welchen Sturm Hengstenbergs weitergehenden gründlichen Vorschläge beim Ober-Kirchenrath erzeugt haben. Gott gebe, daß das höher hinauf nicht zündet und daß es - menschlich angesehen - noch bei des Königs Lebzeiten gelingt - den entscheidenden Schritt für uns zu thun.

Meine Frau grüßt mit mir Euch Geliebten Beide und alle Eure lieben Kinder mit, aufs herzlichste.

Dein treuer

K. 1. 4. 67 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 21. April 1867

Liebster Freund!

Es wäre ja überaus köstlich wenn Du gewählt werden solltest. Mit Freuden habe ich sofort an Hellermann geschrieben und ihn dringend gebeten, wenn Deine Wahl irgend möglich, seinerseits alles dazu zu tun. Ob es aber auch nur bei ihm viel helfen wird?

Er steht - wegen des Christentums - doch auf einem anderen Boden wie wir. - Auch hier habe ich mich schon in Belgard in einer öffentlichen Versammlung mit den Demokraten herumgezankt, - und denke es morgen wieder zu tun, - so schwer es mir wird. Gott der Herr helfe hindurch! Mir ist es darum doppelt schwer und die Freudigkeit getrübt, weil - selbst wenn wir siegen - doch voraussichtlich nicht Wagener gewählt wird. - Und welche Störung und Unruhe wirft es in das selige Osterfest! O daß doch dadurch der Osterfriede und Segen uns nicht fehlte! Frau und Kinder sind noch in Potsdam, ich muß zum 7ten hin wegen der Grundsteuercentralcommission, es geht ihnen gut bis auf Hans Antons Lähmung.

Deiner Frau empfehle ich mich bestens und grüße die Kinder, besonders mein Patchen.

K. 21. 4. 67

Dein treuer H. v. Kleist-Retzow

Kieckow 22. Mai 1867

Lieber Andrae!

Aus Berlin bin ich schon lange fort, Dein lieber Brief kommt daher heute von dort hierher zurück. Mau's Brief werde ich meiner Schwägerin einhändigen, eine andere Frage wird sein, ob sie darauf eingehen kann.

Daß Ihr im Dorfe solche Not habt, tut uns sehr weh, wir haben ja das Gleiche vor 2 Jahren durchgemacht, es starben glaube ich 7 am Typhus.

Wegen Einrichtung des Ober-Consistoriums weiß ich noch nichts Gewisses, ich vermute es sind zunächst nur Wünsche und Anträge aus den annectierten Provinzen. Ein frischer junger Pastor Reich aus dem Fürstentum Reuß trieb die Berufung eines lutherischen Kirchentages in Berlin. Der Gedanke ist ja gewiß sehr vortrefflich. Es wurde dort geltend gemacht, bevor man zur Ausführung schritte, das Haus baue, müsse man die Kosten überschlagen, bloß sich sehen und lieben genüge nicht, der Kirchentag - wenn er nicht schaden solle, müsse etwas leisten, - darum müsse man sicher sein daß Leute dazu sich bereit finden von denen dies zu erwarten, welche die Angelegenheit innerlich förderten und die Kirchen hinter sich hätten. Es wurde bemerkt, daß Henstenberg um jener wissenschaftlich begründeten im Fluß der weiteren Entwicklung begriffenen, in wesentlichen Punkten auch gewiß förderlichen Ausführungen nicht in den Bann getan und von solchen Beratungen ausgeschlossen werden könne; daß solchem Kirchentag besser kleinere Beratungen vorauf gingen wie die jetzige Spaltung innerlich zu heilen, den landeskirchlichen Lutheranern in Preußen erst die Abendmahlsgemeinschaft zu gewähren sei. - Diese Ansichten wurden v. Schade, Tauscher, v. Berg, mir vertreten. - Steffen, Knack, der Pastor Reich ,Dir. Breuß waren anderer Meinung und conferierten dann weiter mit anderen. Nun scheint also solche kleinere Zusammenkunft daraus geworden zu sein, gewiß richtig.

Ich gehe mit der ganzen Familie übermorgen früh nach Kreppelhof zur Silbernen Hochzeit meines dortigen Schwagers, von da zum 1 nach Berlin z. Herrenhaus. Meine Frau nach Warmbrunn ins Bad, ich zu ihr nach Zwischenreisen wieder zurück nach Warmbrunn, den 20sten zu unserem Fam. Tage und der 2ten Herrenhausabstimmung n. Berlin auf mehrere Tage zurück, am 25 nach Sauenburg, und hoffe mit der Familie Anfang July wieder hier zu sein. Nach Leipzig kann ich also nicht, bin auch nicht eingeladen.

Die Denkschrift soll Meinhof doch in der ev. Kirchenzeitung abdrucken lassen, da übernimmt Hengstenberg die Verantwortung, und sie wird am meisten gelesen.

Gottes Geist Dir und Deinem ganzen lieben Hause, seine heiligen Engel wollen Euch Geliebten alle

unverletzt erhalten.

Das erbittet

Dein treuer H. v. Kleist-Retzow

Kieckow 22.5.67

Berlin, 14. September 1867

Du geliebter teurer Freund!

Deine Briefe sind mir allezeit eine große Freude über Politik oder Photographie oder ein bloßer Erguß Deines treuen Herzens, von dem sie doch immer zeugen. Dir zu beweisen wie sehr ich mich Deines Bildes freue, sende ich gleich ein solches von meiner Frau und den Kindern zurück, von mir besitze ich zur Zeit keins, bin aber im Begriffe wieder welche anfertigen zu lassen, dann sollst Du auch davon haben, - Deine großen blauen Augen sind aber auf Deinem Bilde ganz winzig geworden und als wären sie schief, wenn Herr Fricke es nur nicht ähnlich macht.

Zunächst wünsche ich doch ein gutes Bild, wo möglich ein gut Teil schöner als die Wirklichkeit. Nach Pommern kann ich ihn nicht einladen, das kannst Du am 24sten Sept. tun, wo hier eine Generalversammlung der Hypotheken:Creditanstalt anberaumt ist. Der Landtag hat mich hierher gerufen und wird mich wohl bis gegen Mitte Oktober festhalten. Darum haben wir über unser Fest noch nicht bestimmen können, hoffentlich wird es also in der 2ten Hälfte des Oktober stattfinden können und ich freue mich in Voraus auf Deinen und Jahns Besuchs. Nach. Reselkow konnte ich nicht kommen weil der Kronprinz in Stettin war, - nach Cammin nicht, weil ich gleich darauf wieder hierher einberufen war und meine Schwiegermutter und Schwägerin noch bei mir weilten. Es wurde mir alles sehr schwer, Euer Coerliner Blatt werde ich v. 1. Okt. halten, wie ist denn der Titel? Wir sind in einer sehr ernsten Krisis, der König ist fest, Gott gebe es auch den Ministern. Noch ist manches zu wünschen. Schon vor langer Zeit schrieb ich Dir auf Deine Mitteilungen wegen der sächs. Predigerwahl und sandte Dir einen sehr lieben Brief des Grafen Cujus Stolberg mit, den ich aber wiederhaben wollte um ihm zu antworten. Daraufhin habe ich von Dir noch gar kein Lebenszeichen erhalten. Bitte laß ihn mir recht bald zugehen. Meine Frau ist Gott Lob recht frisch und wohl, auch die Kinder, doch Hans Anton noch gelähmt. Aber der Herr kann ja jederzeit noch helfen. - Deiner lieben Frau meine herzlichsten Empfehlungen. In alter Treue

B. 14 Septbr. Dein H. v. Kleist-Retzow

Berlin, 3. Dezember 1867

Du lieber treuer Andrä!

wollest Dir meinen herzlichen Dank für Deine treuen Glückwunsch gefallen lassen. Während der Geburtstage und zu einem gleich darauf anstehenden Kreistage war ich zu Hause und bin erst seit Ende der nächsten Woche wieder hier. Unterwegs hatte ich in Stettin eine Zusammenkunft mit Meinhold. Der Oberkirchenrat ist ganz außer sich über die Denkschrift von Cammin und daß sie an den Kultusminister gerichtet war und hat mitsamt dem Konsistorium nicht übel Lust Meinhold als Superintendent abzusetzen. Mein Rat an Meinhold ging dahin daß er nun jene Schrift mit einem kurzen erklärenden Schreiben direkt an S. M. den König sendet, das aber wieder Bismarck zugehen läßt um es dem Könige einzuhändigen und zu vertreten. Es ist die größte Hoffnung daß Bismarck das tun wird. - Wenn nun das Konsistorium sein Verfahren mit Meinhold damit beginnt, daß es ihn fragt, ob er sein Amt nicht freiwillig aufgeben will, - so wird er, denke ich, antworten: er habe sich jetzt direkt an S. M. gewendet, inzwischen könne gewiß von keinem desfalsigen Verfahren die Rede sein. - Der Justitiarius des Oberkirchenrates erkannte dies an, und hoffte selbst daß dadurch der letztere vielleicht zu größerer Nüchternheit käme, um welche ich ihn gebeten. - Gott wolle die Sache selbst in seine Hand nehmen und recht zum Segen gereichen allen Schaden aber

abgewendet sein lassen.

Der anliegende Brief ist gleich besorgt. Daß Ihr Lieben mancherlei Not und Leid habt, betrübt mich sehr, möchte Gott sie Euch mit der lieben Adventszeit abnehmen die ja all unsre Not zuende bringt, und darum verlangt daß wir darüber uns freuen und jauchzen. Auch meine Frau war erst recht leidend und meine liebe Schwiegermutter - 87 Jahre alt, hat starken Husten und Grippe. Verzeih daß ich Deine Frage an Hengstenberg noch vergessen habe. Seid Ihr Geliebten alle herzlich gegrüßt von

Deinem dankbaren und treu Dir ergebenen

Berlin 3 Decbr. 67 H. v. Kleist-Retzow

Berlin, 22. Januar 1868

Lieber Andrae!

Dein versiegeltes Schreiben will ich durch die Frau Bismarck zuzustellen suchen, vielleicht findet es so noch am ersten eine gute Stätte.

Jener Deputation gehöre ich nach meiner Überzeugung besser nicht an. Mehrig wird wohl für Pommern annehmen und wie ich meine eine ganz geeignete Person sein. Könntet Ihr Präs. Dr. Gotze und Nathusius - namentlich letzteren dazu vermögen so wären die gewiß sehr gut. Für Pommern bieten sich aber event. auch Graf Kressow und Präs. von Senden dar.

Mehrig von ihnen in der Sache wohl am meisten instruiert. Worauf bezieht sich Deine - früher schon an Hengstenberg gerichtete Mitteilung - daß eine Abschrift von dem bewußten Meinholdschen Cirkulair an den Oberkirchenrat gelangt sei? Das ist hoffe ich ein Mißverständnis. Weder Meinhold noch Wetzel noch Lenz haben in ihren Schreiben davon etwas erwähnt. Es würde für Meinholds Sache - und noch für viele andere ein schwerer Schlag sein. Gott wolle es verhüten.

Auch von Deinem Hans habe ich so Gutes gehört, das ist ja große Freude.

Nun helfe Gott durch alle Ängste und Schwierigkeiten in Gnaden hindurch, das erbittet Dir auch recht herzlich

Dein treuer

Berlin 22st. Januar 68 H. v. Kleist-Retzow

Treptow, 7. Dezember 1868

Mein lieber Andrae!

Als wir gestern Abend von Deiner Elisabeth Eure so herzliche lieben Briefe erhielten, war der meinige schon geschrieben und geschlossen, sonst würde ich auch für sie noch ganz besonders Eurer Liebe gedankt haben. Elisabeth hat versprochen auch diesen Dank Euch noch mündlich zu überbringen. Nun erhalte ich am Abend noch ein neues Brieflein, ich weiß nicht woher, das mich Dir ja zu antworten veranlaßt, und da wollest Du es uns verzeihen wenn wir Euch Geliebten es noch ausdrücklich aussprechen wie uns Eure Teilnahme an der glücklichen Genesung von Charlotte so sehr wohltut. Unser eigener Dank war wohl noch nicht ernstlich und freudig genug, daß Gott der Herr von neuem für notwendig erachtete uns seine züchtigende Hand fühlen zu lassen, indem Ella den wiederholten und zwar weit heftigeren Anfall von Diphteritis erhielt. Wir sind nun einmal den Einwirkungen des Stabes Wehe viel zugänglicher als denen des Stabes Sanft, und diese letzteren wiederholten und verschärften Schläge auf der alten Stelle gingen viel tiefer. Gott der Herr wolle geben, daß sie bis auf das Inwendige gedrungen sind. Bis heute Mittag waren wir sehr besorgt, seitdem hat sich die Krankheit etwas zum Besseren gewendet, wenn sie auch nicht überwunden oder auch wohl nur entschieden ist.

Euen hielt uns gestern eine kostbare Predigt über das Evangelium des 2ten Advents. Aller Tod, alles Leid

sei ein Gericht Gottes der Anfang dessen von welchen der Herr im Evangelio spricht, es käme nur darauf an daß uns dabei auch das Wort gelte: So hebet eure Häupter auf weil sich eure Erlösung naht.

Wegen des Zöller hatte Gf. v. Zastrow-Wusterhanse an mich nach Berlin geschrieben und der Brief kam über Kieckow hierher. Umgehend habe ich brieflich die Oberin von Bethanien um ein Freibett gebeten und werde nun das Resultat abwarten müssen. Herrn v. Zastrows Brief war freilich sehr unvollständig, er enthielt nichts über die Art der Krankheit, nichts über die Wohnung desselben. Ein Neffe von ihm, Sohn der verwitweten Justizrätin Just Gehilfe in einer Buchhandlung sollte mir mündlich den nötigen Aufschluß geben, aber der Name der Buchhandlung war nicht zu lesen. Ich konnte also nur an den Buchhändlergehilfen Just in Berlin Buchhandlung von ... (die Schriftzüge möglichst nachmalend) schreiben und ihm aufgeben sich bei der Frau Oberin vorzustellen, und sie für den Onkel unter Angabe der näheren Data um ein Freibett zu bitten. Willst Du was tun so hilf darin nach, ermittele, ob letzteres Schreiben an seine Adresse gekommen ist und erwirke erneut, daß die Frau Oberin nun wirklich mit solcher Bitte - die von mir im voraus unterstützt ist - angegangen wird. Erst wenn sie es ablehnen zu müssen glaubt, müßte man weiter sehen, wohin man ihn unterbrächte!

Wie ist denn Eure liebe Elisabeth bei dem freilich furchtbaren Wetter heute angekommen?

Wir grüßen Euch Geliebten aufs herzlichste, ich als

Dein dankbarer

Treptow a/R 7 Decbr 68 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 27. Juni 1869

Mein geliebter Freund!

Deiner lieben Tochter Elisabeth Verlobungs-Anzeige traf ich hier nach meiner Rückkehr von Wiesbaden, aber schon vorher, auf der Hinreise, wußte ich davon. Der glückliche Bräutigam hatte es nicht übers Herz gebracht als er meine Geschwister um Urlaub angegangen war zu erzählen daß er zu dem Zweck reise sich förmlich zu verloben nachdem er schriftlich das Ja-Wort schon habe. Wir haben uns, als wir es von meinem Schwager Eberhard erfuhren, dessen so recht von Herzen gefreut. Der liebe Knak ist meinen Geschwistern überaus wert, in seinen Predigten wie in seinem häuslichen Umgänge, ja in seinem Einflusse auf die dortigen Pastoren. Sein schöner Humor erleichtern ihm das Leben und die Einwirkung auf andere. So wird er ja auch Eurer treuen Elisabeth das Leben leicht und lieb machen. Aber siehst Du wie Gott selbst das zuvor versehen hatten daß wir diese ihre und Eure Freude nicht dadurch störten daß wir Euch baten sie uns mit nach Wiesbaden zu geben. - Noch am Montage wurde ein kurzes Aufstehen meiner Frau sehr schwer. Das prachtvolle Wetter am Dienstage früh brachte uns zu dem Entschlusse dennoch in Gottes Namen die Reise zu wagen. Schon unterwegs nach Belgard fand sich ein rauher Wind, die Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag in welcher wir von Berlin nach Wiesbaden fuhren war bitter kalt. Es gab manche Nöte, Charlotte kam wie zerschlagen an - aber wir waren da, es war viel besser gegangen als wir zu hoffen wagten, und wären wir an dem Tage nicht gefahren säßen wir vielleicht noch hier bei dem ununterbrochen naßkalten Wetter.- Nun habe ich schon von der Hand meiner Frau einen ausführlichen Brief, von dessen Zügen sie freilich meint, sie wären nicht schön. Daß sie aber überhaupt schon schreiben konnte ist gar schön und Gottes reiche Gnade, er wolle die Fortschritte so sorglich wachsen und sichtbar werden lassen. - In der Nacht v. 25sten z. 26sten durfte ich hier zu großer Freude Meinhold beherbergen. Er will Nachricht aus Berlin haben daß der Ober-Kirchenrat die Versetzung jedesfalls fallen lassen wolle! Was wäre das für eine Gottes Gnade! Er teilte mir mit daß die Berliner Zusammenkunft am 27sten Juli stattfinden, Quandt sie einleiten und dann wo möglich an Wetzel abgeben werde. Es soll privatim dazu eingeladen werden etwa 100 Personen. - Eine gar schwere Sache ist die Proposition für die Kreissynoden, die Vorschlagslisten fallen zu lassen bei der Wahl zum Gemeindekirchenrat, also Vorwahlen einzuführen. Diesmal stehen wir auf Seiten des Ober-Kirchenrates, das ist ja auch was wert, und der Minister v. Mühler ist da der Faiseur! Ich faß mich vor die Stirn weil mir die Sinne schwindeln! Woher kommt dieser Wind, - und welche Wetterfahne die sich von ihm drehen ließ. Das wäre eine Freude wenn trotz Jaspis die große Mehrheit der

Synoden und später die Provinzialsynode einmütig ein gutes Zeugnis ablegten! Wir haben unsere Kreissynode am 11ten Juli. Vergeßt nicht daß auf der nächsten Kreissynode der Vorstand neu gewählt wird! - Gottes Gnade sei mit Dir und Deinem ganzen Hause, das erbittet unter herzlichen Grüßen vornehmlich an Deine liebste Frau und Elisabeth, Dein Dich herzlich lieb habender

Kieckow den 27st. Juny 69 H. v. Kleist-Retzow

Berlin 18. Dezember 1869

Lieber Andrä!

Heute soll ein lieber herzlicher Gruß Dir an der Spitze des Briefes entgegentönen, es gab eine Zeit wo ich und Euen um Deinetwillen in Verzweiflung waren und wenn Du wie wir nach Dir schickten noch in Stettin gewesen wärest, so hätten wir Dich tüchtig ausgescholten. Alles war abgereist, selbst unser verehrter Präses traute uns zu daß wir seine Blanko- Unterschriften nicht zu Wechseln mißbrauchten, oder - da wir uns gleich daneben schrieben - dachte sich jedesfalls von uns zu erholen, gab uns die Akten und reiste nach Berlin. Es blieb uns überlassen die Akten zu vervollständigen. Hier fehlten Berichte, dort Anträge, dort Protokolle, oder wenn wir sie nach wiederholtem Suchen bei Graßmann fanden, waren sie zerschnitten, zusammengeklebt, verschmutzt. Manches Telegramm ging in den verschiedensten Richtungen uns das verloren Gegangene zurückzufordern oder zu erneuern! Führt uns Gott noch einmal so zusammen so tue was Du kannst uns nicht wieder in den Vorstand zu bringen, wir haben fest verkündet über den Aktenstücken mit Argusaugen zu wachen und sie auf Leben oder Tod gegen Dich zu verteidigen. Erst den Montag darauf kamen wir fort. - Dann wirst Du die Schlußflugblätter erhalten haben. Auch die Absprache von Meinhold ist in 12.000 Exemplaren gedruckt und an 42 Herren zur Verteilung in den Synoden verschickt. - Jetzt können auch die beiden Adressen gedruckt werden als ein "Nachtrag" weil beide in den Händen des Königs sind. Dafür verlangt Graßmann extra ... 20 pro Satz, Druck und Papier und ... 20 pro Porto (620 Exemplare) da er nur 18 Nr. übernommen und ohnehin schon 19 gedruckt habe. Ich habe ihm aufgegeben zu drucken, ich würde Dich fragen ob die Forderung nach Eurem Abkommen begründet sei und wenn Du es bejatest wie ich nicht zweifle, werde er die Bezahlung erhalten. Ist dies der Fall so bitte ich Dich einliegende beide Briefe abzusenden und selbst ihm 3 M 10 pf zu senden, andernfalls Graßmann selbst zu schreiben. - Die Kosten der Verbreitung von Meinholds Ansprache betragen 33 .. andere 7 Laienmitglieder an Graßmann zu senden gebeten habe. Die Abschrift sämtlicher Protokolle, Berichte, Anträge, macht 25 M, welche 5 andere tragen werden. Kämen dann die Druckkosten der Protokolle hinzu so wird eine schließliche Verteilung auf alle gleichmäßig erfolgen. -

S. M. der König hatte Krassow als Deputation nur von Mitgliedern der Synode nicht angenommen, statt sich nun als Privatmann die Audienz zu erbitten, übergab er Geh. Rat Wehmann die Adresse, welcher jetzt bei Excellenz und Geh. Cab. Rate Mühler den Vortrag beim Könige hat. Der war durch seinen lieb. Bruder unterrichtet und der Sache gewonnen. S. M. hörte sie aufmerksam an. "Das klingt ja alles gz gut und verständig, - aber was verstehen Sie nur darunter, und werden sie nun auch zufrieden sein und nicht wieder mehr verlangen wenn man es gewährt" sagte er nach dem Schluß. Wehmann wies auf seines Bruders Unterschrift, das sei ein besonders milder, besonnener, billiger Mann, was der unterschreibe könne S. M. gewähren. Der König hat den Vortrag v. Mühler und Mathies darüber befohlen und v. Mühler auch 5/4 Stunden eingehend und anerkennend darüber gehört. Gott gebe nun weiteren Segen. Unter den herzlichsten Segenswünschen zu dem bevorstehenden Feste für alle die lieben Deinigen

Dein Dir in dankbarer Treue ergebener

Berlin 18. 12. 69 H. v. Kleist-Retzow

Triangel, 28. November 1871

Für Dich allein

Mein geliebter Andrae!

Der Brief welchen ich gestern Abend von Dir erhielt, ist ein echtes Zeichen Deiner wahrhaft treuen Liebe und Gott hat durch ihn Dich erreichen lassen, was diese Liebe begehrte, mich reichlich zu trösten und zu erquicken. Du sahst neulich ganz recht, ich war diese Tage vielfach und damals besonders recht bedrückt. Die ganzen politischen und kirchlichen Zustände und die durch sie bedingte Zukunft lasten schwer auf mir. Wen sollen sie nicht tief bekümmern. Es wirkt aber noch anders wenn eine unmittelbare Verantwortung des eigenen und gar noch des Handelns der ganzen Partei auf dem Herzen liegt. - Die Wogen gehen hier hoch wie 48 - 50. Das Herrenhaus hat doch noch im Sterben eine Lebenskraft. Stolberg und Kron tun endlich was sie können den Pairschub zu vermeiden, Eulenburg und 4 andere Minister verlangen ihn mit Androhen ihres Abschieds. Bei solchen Krisen wird hin und her verhandelt, dies und jenes versucht einen Ausweg zu finden, und dabei auf die Beteiligten hineingearbeitet mit Vorschlägen des eigener Verhaltens. Das Gott Gefällige zu treffen ist uns sündigen Menschen nicht leicht, eigene Interessen, Rücksichten, mischen sich so leicht und fein ein. Wer wünscht nicht solche Calamität zu vermeiden, was kann man nachgeben, wird es helfen, geht man zu weit. - Das Herz wird ordentlich weit und leicht wenn dennoch alles vergeblich - und das eigene Handeln ganz frei wird. So scheint es fast heute. Eulenburg und 4 Minister bestehen auf 25 Einschub. 8 - 10 hat Roon concediert weil Eulenburg sich zu weit avanciert hat. Soll um dieser Relativität willen das gze Min. fast entlassen werden! Nicht als ob ich darum traurig sein würde, aber ist es vom Könige zu verlangen. Es wird darum wohl ein großer Schub kommen, und wir sind wenigstens frei. Aber die Kreisordnung, so wie sie jetzt vom Abgeordnetenhause durchgeführt ist, absolut eingeführt! Das Herrenhaus gebrochen, - die Verfassung verletzt indem wir eigentlich nur 1 Kammer behalten, - der Schutz der Krone i. Herrenhaus, seine Widerstandskraft gegen die Kirchengesetze gebrochen! Es sieht traurig aus! Gott verleihe dann um so frischeren, wirksameren Zeugenmut, Freudigkeit und Stärke zu stehen in dem Streit, den Satans List und Stärke uns täglich anerbeut.

Nach den Leipziger Verhandlungen, b. Bismarcks Stellung, meiner Unbeliebtheit rufe ich schwerlich die Conferenz zusammen. Besser schlug vor Wangemann in die Provinzen umherzuschicken und so persönlich durch ihn Übereinstimmung über jene Vorschläge herbeizuführen.

Grüße von Herzen Deine liebe Frau, und laß Dir treuen Dank für Deine Liebe von

Deinem

Triangel 28. 11. 71 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 13. Dezember 1872

Geliebter Andrae!

Für Deinen zweiten lieben Brief sage ich Dir von Herzen Dank. Wie gerne nehme ich jeden Trost - auch jede Vorhaltung von Dir an. Aber betrachte die damalige Situation und lies noch einmal meine von Dir gerügte Rede, ich glaube kaum, daß Du sie übermütig nennen kannst unter Verhältnissen wo der Minister mit einer unglaublichen Leichtfertigkeit unsere ländlichen Verhältnisse, unser Herrnhaus, damit die Verfassungsurkunde ruiniert.

Wegen der Verhandlung mit den Lutheranern in Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen hatte ich neulich mit Wangemann eine Besprechung. Er will durchaus seinerseits eine solche Bereisung nicht unternehmen, obschon er sie für den richtigen Weg hält. Er schlägt vor daß mehrere die Reise zusammen machen, und zwar Du und Arndt (oder Behrens). Ich denke noch an den Regierungsrat Friedrichs in Stettin als 3ten, der aber wohl schwerlich abkommen kann. Du hast ja eine Abschrift meines Entwurfs. In Holstein weiß Goodt

von der Konferenz und wollte mit einem Sup. kommen, in Hannover Bruel und Ulhorn, (aber Besser hält letzteren für wenig entscheidend, Wangemann Munkel besonders geeignet) - in Hessen Kümmel und ein weiterer Superintendent. - Für den mitreisenden Geistlichen sammle ich 50 M und habe schon 30 M bereit. Meinhold schreibe ich in diesen Tagen in gleichem Sinne über die Sache. Ihr mögt nun in der Vorstandssitzung darüber beschließen. Gründe sind: meine Person sei nach den politischen Kämpfen nicht in den Vordergrund zu stellen, - eine Conferenz mache die Sache gleich ruchbar, und wenn nun sie mißglücke, sei es schlimmer wie bisher.

Charlotte grüßt Euch Geliebten mit mir zusammen mit den herzlichsten Weihnachtsgrüßen.

Dein treuer dankbarer

H. v. Kleist-Retzow

Kieckow 13. 12. 72

Magdeburg, 23. Mai 1872

E. L. v. Gerlach an A. Andrae

Magdeburg, 23 Mai 72

Nächst meinem herzlichen Dank, verehrter Freund, für Ihren gütigen Besuch, die, leider durch Schuld meines Schreibers, verspätete Anlage, Der erste Schritt auf diesem Wege ist prinzipielle Desavouierung der Union in ihrer jetzigen Gestalt, welche schon unser gemeinschaftlicher Freund Hollweg mit leidenschaftlicher Entschiedenheit festhalt. Ich bin in so fern ganz einverstanden, möchte aber warnen nicht den zweiten (- geschweige die ferneren -) Schritt vor oder auch nur zugleich mit dem ersten zu tun, und darüber das sofort mögliche laute Zeugnis gegen die Feinde der Kirche nicht zu vergessen, die jetzt, Hand in Hand mit Bismarck, Lasker, Bamberger u. s. w. Sturm laufen wider die tiefsten Grundlagen unsres allerheiligsten Glaubens, -

als Ihr treu ergebener

E. L. v. Gerlach

Marburg, 16. 7. 1872

Marburg 16. 7. 72

S. p. r. Lieber Andrae!

Also nicht Kümmel sondern Kolbe ist der Marburger Geistliche! Gott zum Gruß Dein

H. v. Kleist-Retzow

Höchstverehrter Herr Oberpräsident.

Sofort nach Empfang Ihres geehrten Schreiben vom 11 d. Mts habe ich über die beabsichtigte Besprechung der Kirchenfrage mit Pfarrer Kolbe dahier conferieret einem Manne der unstreitig der bedeutendste unter der lutherischen Geistlichkeit ist und derselbe hat sich vorläufig bereit finden lassen an der Besprechung teilzunehmen. Als Vertreter der Niederhessischen Kirche würde ich den Pfarrer Ruchert in Vorschlag bringen. Derselbe gehört nicht zu der jetzt sehr kleinen Zahl von Geistlichen, die sich durchaus ablehnend verhalten, sondern vertritt den streng kirchlichen Standpunkt ohne alle Nebengedanken partikularistischer Art.

Im Allgemeinen herrscht hier in kirchlichen Kreisen eine gewisse Niedergeschlagenheit und ich hoffe von den Besprechungen in Berlin das beste. Ich hoffe, daß die Herren aus Hessen die Gelegenheit benutzen, auch bei dem Minister endlich die falschen Ansichten zu beseitigen, welche das unbegreifliche Wirken

Raderbecks hervorgerufen hat.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollendeten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Euer Excellenz ergebenster Dn.

H. Grimm

Rechtsanwalt und Reichstagsmitglied

vortrefflich

(Zufügung von H. v. Kl.-R.)

Kieckow, 22. September 1873

Herzliebster Freund!

Habe Dank für Deinen treuen Brief, den ich umgehend beantworte. Gott hat in der Tat die Conferenz über menschliche Gedanken reich gesegnet, er wolle damit fortfahren. Der echte unzweifelhafte Segen war, daß sie überhaupt stattgefunden hat, dann auf ihr die Treue des Bekenntnisses, aber gleichzeitig die Mäßigung mit der sie auftrat. Grade letzteres ist vielfach ein Grund ihrer Anfechtung. Die Versammlung war so zusammengesetzt, daß sie sich leicht zu allerhand extravaganten Schritten hätte fortreißen lassen. Daß es nicht geschehen, ist zum guten Teil Euens Verdienst. Wie sie über Meinhold dachte, welche lebendigen Sympathien sie gerade ihm entgegentrug trat wiederholt hervor. Ich nach meinem Dickkopfe hätte gewünscht, er behielte den Vorsitz - den Du ja aber früher durchaus nicht wünschtest - aber ich war in Gottes Namen bereit ihn selbst zu führen, wenn man es verlangte. Büchsel war entschieden gegen Meinhold und auch - doch gewiß nicht aus Angst - aber um der Sache willen, um der Conferenz Ursachen der Verdächtigung und Verlästerung fernzuhalten. Da schlug ich Euen vor, von Wangemann kräftig unterstützt, und Gott hat es reich gesegnet, ihm hat die Selbstverleugnung von Meinhold und der von Euen als er es annahm, wohlgetan. Nun mußt Du nicht noch nachträglich darüber murren, sondern ihm danken daß er es so wohl gemacht, ihm danken daß Du durch Lengerichs Art des Vorgehens und der Versammlung Bereitwilligkeit zu allem was von den Leitern vorgeschlagen wurde, davor bewahrt wurdest, gleich bei der Eröffnung einen Mißton hineinzubringen und vielleicht grade Meinhold zu kompromittieren! Solche künstlichen Berechnungen: jemand vorzuschlagen, der es doch nicht werden soll, - um ihn erst anzunehmen und ihn selbst dann ablehnen zu lassen, sind von der höchsten Gefahr. Wenn nun - weil es gegen die Verabredung, gegen den Vorschlag war, die Versammlung gegen M. gestimmt hätte oder gleich "nein" gerufen hätte oder sehr geteilt gewesen wäre.

Da heißt es zunächst sich selbst in Zucht halten und fügen. -

Dann die Verhandlung wegen der Ansprache. Erst aus Knack's, des verehrten lieben Bruders völlig taktloses Ausplaudern, kam der eigentliche Zweck heraus: nicht die Ansprache war der Zweck sondern daß M. sie abfasse, weil er vom Ober-Kirchenrat - eigentlich vom Min. gemaßregelt werden sollte. Auf so etwas liegt kein Segen. Grade dadurch war es absolut unmöglich (daß) die Versammlung darauf einging. Es lag auch nicht eine Spur von Übelwollen gegen M. darin, und es tat mir leid daß der liebe Freund eine Zeit hindurch unter dem Druck dieser Annahme stand.

Was nun die luth. Vereine betrifft, so verdanken wir ihnen zum guten Teil die Sache, allein dieselbe ist weit darüber hinausgegangen, weil sie von Anfang an mit ganzer Absicht nicht in den Grenzen gehalten wurde. Der Gnadauer Verein als solcher - Claisen - sind nicht Vereinslutheraner, Schian - die Schlesier sind es nicht. In Schlesien leidet die luth. Sache unter der Vorsteherschaft des luth. Vereins (Deutschmann). Tauscher, dem wir sie eigentlich doch allein verdanken, gehört nicht dazu.

Es hätte geheißen den Erfolg und Segen verdanken, sie nun nachträglich in den Rahmen der luth. Vereine zu spannen. Die müssen dazu stehen wie der Freund des Bräutigams der sich freut, dass dieser die Braut heimführt. Sie dürfen sich nach meiner Ansicht nicht auflösen, sie müssen auch weiterhin das Salz bleiben für diese große Vereinigung, aber wir bedürfen der durch das Salz gewürzten Speise. Es wird jetzt darauf

ankommen wo mögliche Vereinbarungen zu treffen daß alle Provinzialsynoden bei ihrem Zusammentritt gleiche Anträge machen, sowohl, was ihre eigene Stellung, als die Bildung der Gen. Synode betrifft, - schließlich dahinauslaufend daß die Provinzialkirchen relativ selbständig werden und die Generalsynode nur deren Conföderation ist. Gott helfe dazu. Er segne Dich herzenslieben Freund und Dein ganzes Haus, und

Deinen Dich herzlich liebenden

Kieckow 22. 9. 73 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 17. Juli 1874

Geliebter Freund!

Gottes Segen zur Ehe Deiner Helene. Mit herzlicher Freude werden wir Eure Einladung zur Teilnahme an der Hochzeitsfeier am 28sten annehmen wenn Gott selbst nichts dazwischenredet. Charlotte hat Wochen hindurch an einer Halsentzündung mit Geschwüren darniedergelegen in einer Heftigkeit wie bisher nie zuvor. Noch jetzt ist die Krankheit nicht vorüber, noch heute spuckt sie Blut und Eiter aus, und sie ist so herunter daß es mir noch zweifelhaft erscheint ob sie an der Freude wird teilnehmen können. Dabei gestatte mir noch eine offene Frage deren offene Beantwortung ich von Deiner Liebe erwarte. Kommt Charlotte mit, kann sie dann unser Elisabethchen mitbringen? Es sind die Ferien, wir haben unsere 3 Treptower Söhne hier. Daß dieselben bei Euch nicht die Nächte sein können versteht sich von selbst, wenn sie Euch aber über Tage nicht beschwerten, so würde ich Euren Pastor bitten ihnen über Nacht eine Streu zu gewähren. Es würde ihnen große Freude machen dort zu sein, wo ja Deine lieben Söhne dann auch sind, und wir gönnten ihnen von Herzen solche Feste. Allein wir wissen auch wie oft beim besten Willen der Platz mangelt, und verstehen es voll zu würdigen wenn es unmöglich ist. - Wie erwünscht wäre grade Deine Anwesenheit auf der Provinzialsynode gewesen, doch hätte ich mich ja auch über unseres lieben und treuen Holz Wahl herzlich gefreut, nun ist auch der durchgefallen. So gut wie damals ist die neue Synode nicht zusammengesetzt. Meinhold noch hineinzubringen wird der Versuch gemacht werden. Ich selbst bin hier nur mit gerader Not gewählt, neben mir der Superintendent Wegener!

Wer dankt nicht innig Gott über Bismarck's neue wunderbare Bewahrung. Ich fürchte von der ganzen Sache aber keinen guten Erfolg. Bei ihm selbst und vielen kurzsichtigen Menschen liegt die Gefahr nahe daß sie in seiner wunderbaren Bewahrung das Siegel Gottes auf seine Kirchenpolitik gedrückt zu sehen meinen. Und in dem großen Haufen wird die Wut gegen die Katholiken überhaupt um so großer werden. - Der Erfolg sollte sein daß man allgemein erkennte wie alles auf Gottes Macht und Gnade nicht auf der Menschen Witz und Energie beruht, und daß man immer mehr allein den Willen Gottes zu erfüllen trachtete der sich nicht in Zeichen und Wundern, sondern seinem geoffenbarten Worte ausspricht. Als ich neulich bei Schuler war, war er zu meiner Freude wieder zuversichtlicher. Die Aussichten auf den Bau der Centralbahn von seiten des Staates im nächsten Jahre sind auch ziemlich sicher. Ich habe Schleswig-Holsteiner Brunnenmacher zur Herstellung eines artesischen Brunnens hingesendet. Der arme Schelm hat freilich mancherlei Not auch durch eigene Schuld, - wie daß er im Frühjahre die Pocken in der ganzen Herde hatte, - und Kartoffeln mit 2 Furchen tun es dort auch nicht. Doch hatte er jetzt Betriebskapital, und wenn er treu und fleißig Herz und Kopf nach oben richtet, wird Gott schon seinen Segen geben. Er war Dir dankbar für Deinen Brief, so streng er gewesen sei. - In herzlicher Liebe und Dankbarkeit mit innigen Grüßen von uns beiden an Deine verehrte Frau

Dein

Kieckow den 17. 7. 74 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 12. Juli 1876

Mein Herzens Andrä!

Die Mitteilung über die mannigfachen Schläge welche Ihr Geliebten grade in dieser Seit auszuhalten habt, geht mir recht zu Herzen, ich kann den Druck welcher in Folge davon auf Euren Herzen liegt um so mehr mitempfinden, als wir in ganz ähnlicher Weise in den vergangenen Monaten Ähnliches zu tragen gehabt haben. Es scheint mir als wolle er uns zu dem bevorstehenden Lebensabschnitt recht bewegen in die Tiefe unserer Herzen hineinzuschauen und ein neues Lebens miteinander in ihm in dem weiteren Abschnitt zu beginnen. Seine Strafen, seine Schläge, ob sie mir gleich bitter seind, dennoch wenn ich's recht erwäge, sind es Zeichen daß mein Freund, der mich liebet mein gedenke, und mich von der schnöden Welt, die uns hart gefangenhält, durch das Kreuze zu ihm lenke. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

Es ist freilich sehr traurig wie das Herz durch irdische Sorgen sich so leicht zur Erde niederziehen läßt, - aber das unausgesetzte Schreien bewirkt doch mitten in der Angst und Not Gnadenblicke und Gnadengewißheiten die aber alle Beschreibung kostbar sind, und das Feuer welches in uns brennt, wirkt doch mehr als anderes daß mit dem "rein ab" "rein ab" der Sünde wirklicher Ernst gemacht wird. Halt an Gott so wirst du siegen, und ob alle Blüten einhergingen, dennoch wirst du oben liegen. Es ist in solchen Zeiten recht angetan nur auf die Pflaster jedes Tages zu sehen, das was uns Gott unter Händen gibt im Glauben treu anzufassen, den Weg zu gehen welchen er uns weist, das beruhigt und stärkt das Herz, und bald findet sich hie und da eine Erledigung, hie und da der Segen solchen Tuns, eine Freude nach der anderen.

Was mir besonders am Herzen nagte war Lanzen. Bis dahin habe ich außer dem jährlichen Zinsverluste des zum Ankaufe gegebenen Kapitals (in 6 Jahren 4500), jährlich (7 J. hindurch) nur die halbe Pacht bekommen, mithin in 3 J. etwa 2500 Th. zugesetzt. Auch die Johannispacht blieb aus. Ich habe alles zu tun und alle Einschränkungen nötig um mit meinen sonstigen Einnahmen auszukommen, jährlich an ausfallender Pacht und Inventar-Zinsen noch 850 Th. zu verlieren und von hier aus zuzuschießen, das kann ich länger nicht. Ich verkaufe es nicht gerne, dazu kaufte ich es nicht, dennoch bin ich um Schusters willen dazu bereit um ihm noch dadurch wo möglich noch eine Abfindung einiger tausend Taler zu verschaffen. Alle Versuche dazu stießen auf Schwierigkeiten, jedenfalls würde die Eröffnung der Eisenbahn zu erwarten sein. Da heißt es auch "harre auf Gott, und ich werde ihm noch danken daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist". Da erhalte ich von dem lieben Schuster die fröhliche Botschaft daß er eine so gute Ernte zu erwarten hat daß er die Pacht u. Zinsen ohne Reinverkauf bezahlen kann. Lange lange ist mir nickt eine solche Freude geworden. Wenn Gott das in diesem Jahre gibt, ist dann seine Hand verkürzt es alle Jahre zu tun, wenn jetzt wo nur 1 Schlag - wie er schreibt mit großem Erfolg drainiert ist, dann wird das Gut auch noch mehr tragen wenn die Eisenbahn vollendet ist, und er die vortrefflichen Steine nach Neu-Stettin verkauft und die Drainage weiter vorgeschritten ist. Würde meine unmittelbare pekuniäre Lage durch den Verkauf auch viel freier - ich verkaufe es so herzlich ungern, - und bin auch völlig gewiß daß es - 1220 M Acker und Wiesen mit Ziegelei und See - jährlich 1500 Th. und nach einige Jahren 2200 Th. Pacht tragen kann. Nur diese Pacht muß ich nur haben. Nun genug, meine Freude über die diesjährige .. gute Ernte ist groß, ich nenne sie wie ein großes Geschenk meines Gottes in der vielfachen Sorge und Angst hin, als ein Hochzeitsgeschenk des reichen Herrn zum lieben 24sten. - Wir laden niemand ein, aber unsere lieben Verwandten und sonstigen Freunde wollen auch uneingeladen kommen, und wir jauchzen ihnen entgegen und breiten die Arme nach ihnen aus, und wer von Roman kommt, findet am 22sten 2 Uhr mittags in Belgard Reisegelegenheit mit vielen lieben Leuten, nur muß er es vorher melden. - Schuster habe ich übrigens eingeladen. Nun so erledige Dich bald auch unser gnädiger Herr und Heiland und mache Dich voll Glaubens und Friede und Freude im heiligen Geiste. Das erbittet Dir unter herzlichen Grüßen meine Frau an Euch alle

Dein dankbarer H. v. Kleist-Retzow

Kieckow den 12. 7. 76

Meine Frau liegt übrigens noch im Bett. Sie war recht schwer leidend an einer Combination von Rheumatismus und Nervosität und den heftigsten Rasen durch den Kopf, jetzt glauben wir schon zu sehen, daß der

barmherzige Gott sie davon noch rechtzeitig befreien wird, und sind voll Dank.

Zahlreiche Nachtragspublikationen und Unterschriften des Programms haben sie in Berlin aufgegeben, darum sende ich es nicht mehr an Wechmar und nach Cammin, ließ auch Knacks Unterschrift fort, weil ich sonst keine Pastoren habe.

Kieckow, 16. August 1876 (richtiger: 16. Juli 1876)

Geliebter Freund!

Es geht uns mit dem 23 und 24sten alles so gut. Charlotte, vorige Woche rheumatisch-nervös recht schwer erkrankt, ist wieder leidlich wohl und auf, Gott wird ihr ja auch die nötigen Kräfte - die noch schwach sind - stärken. Jürgen hat endlich vom 21sten Abends an Urlaub erhalten und trifft mit den anderen Verwandten und Freunden am 22sten Mittags in Belgard ein. - Was die Söhne zu ihrer Festfeier von auswärts erwartete und sie lange wegen des Ausbleibens in größte Aufregung setzte ist angekommen oder unterwegs. Die lieben Freunde welche sie zu ihrer Hilfe herbeigerufen, sagen freundlich zu, wie Ihr Geliebten. Sie haben sich noch Hugo erbeten. Nun bittet auch aber Fritz da Du einmal die Liebe habest auch kommen zu wollen Dich aufs Dringendste anzugehen daß dies jedesfalls schon am Sonnabend geschehe. Sie meinen bei den zusammengebetenen Elementen ohne eine Probe nicht bestehen zu können, diese soll hier Sonnabend Abend stattfinden, und wäre - wie die Hauptfeier am 23sten, ohne Deine Mitwirkung gradezu unmöglich. Wenn Du am 23sten Mittags nach Belgard kommst, ist zunächst nicht leicht Dich holen zu lassen, da wir tags zuvor 7 Wagen dort hatten, aber Du würdest dann jedesfalls erst um 5 Uhr etwa hier sein können! Genug Geliebter - Du bist Ihnen unentbehrlich zu allem, und willst Du nicht alle unglücklich machen so muß ich Dich nun schon bitten auch das Opfer zu bringen noch einen Tag uns zu schenken.- Mit Charlotte gemeinsam grüßen wir Euch alle aufs herzlichste, ich als

Dein dankbarer

Kieckow d. 16. 7. 76 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 15. Dezember 1876

Geliebter Freund!

Gottes reiche Gnade rufe ich auf Dich zu Deinem nahe bevorstehenden Geburtstags herab. Er trifft in die trost- und freudenreiche Adventszeit, ganz in die Nähe des alle Sorge verscheuchenden Evangelii zum 4ten Adventssonntage. Wie mancherlei Ursache menschlich angesehen, Du zur Sorge hast, weiß ich ja, aber nicht viele meiner Bekannten sind auch so ausgerichtet wie Du alle Sorge fröhlichen Herzens auf den zu werfen welcher am Kreuz alle unsere Sorge auf sich nahm und nun an unserer Statt für uns sorgt. Er wird Dir schenken aus vollem Herzen das Halleluja feine und das Hosianna reine auch in diesen Tagen zu singen. Auch wir haben Ursache genug zum Dank und zu Freude. In Treptow scheint sich durch Gottes Gnade die Decke in etwas zu lüften. Fritz ist auch mit dem Primanerzeugnis seit dem 1 Decbr entlassen und scheint ja in Stettin recht treulich zum Fähnrichs-Examen zu arbeiten. -

Von Cammin sandte man mir die Liste der Zeichnungen für Meinhold, es sind nahezu bis jetzt 2200 Th. Für seine Söhne ist noch 17 Jahre lang zu sorgen, der jüngste ist noch nicht 6 J. 23 - 6 = 17. Wenn ihm 17 Jahre lang 150 Th. gezahlt werden beträgt das 2550 Th. Das heißt den ganzen Betrag und 350 Th. Zwischenzinsen. In einer Sparkasse (zu 4%) angelegt, betragen diese Zinsen etwa 670 Th. so daß noch 310 Th. übrig blieben. Käme noch soviel zu daß es 500 Th., vielleicht 1000 blieben, so könnten diese dann als ein Stipendienfonds angelegt werden. - Die Verwaltung möchte den 4 Camminer Comitemitgliedern und Meinhold mit der Befugnis steter Cooptation übergeben werden. Das ungefähr habe ich den Camminern zur Rücksprache mit Meinhold vorgeschlagen und will es dann bei allen Comitemitgliedern zirkulieren lassen.

Charlotte grüßt Dich mit mir von Herzen, ich bin und bleibe

Dein dankbarer

Kieckow den 15/ 12 76 H. v. Kleist-Retzow

Ein P. Lappe hat außer 150 M. zu unserem Zweck jährlich auch 300 M. für M. persönlich gezeichnet, so daß Meinhold also 150 + 100 Th. jährlich erhält, = 250 Th. solange Lappe kann.!

Kieckow, 21. Januar 1877

Geliebter Freund!

Deine Treue und Rührigkeit ist tief beschämend, aber ich verlange von Deiner Liebe daß sie sich im Zügel hält und keinen Schritt tut mir etwa die Kosten der Reichstagssitzung zu ersetzen. Verzeih, ich halte mich wirklich nicht für hochmütig, was freilich durchaus nicht ausschließt, daß ich es doch sehr gründlich bin, aber wer dergleichen annimmt, der macht sich abhängig, abhängig zunächst mit vollem Recht von der Kritik seiner Verhältnisse, seiner Wirtschaft, seiner Handlungsweise. Was ich etwa jetzt leiste, geschieht, weil ich es mit Lust um Gottes willen tue, es würde mich innerlich beengen, schwächen wenn ich nur den Opfern der Freunde die äußere Möglichkeit dazu verdanke. Es hat mir einen sehr ernsten Kampf gekostet, ob ich eine Wahl annehmen dürfte, weil ich im vollen Ernst mich dort sehr entbehrlich halte und zunächst rücksichtlich meines Auskommens die mir von Gott gegebenen Vernunft und Sinne zu Rate ziehen muß. Wenn aber Gott mir gegen meinen entschiedenen Willen die Stätte bereitet und die treuesten Freunde sagen "Du mußt",- dann laß mir nun auch voll die Freude und den Segen des Glaubens. "Fürchte dich nicht, glaube nur" habe ich mir selbst zum Wahlspruch genommen, ich möchte ihm nicht untreu werden. - Etwas anderes ist ja eine billige Wohnung, oder eine Wohnung bei einem Freunde. Darum weise ich die Wohnung in einem Hotel garni für 75 M. monatlich, wenn das die gewöhnliche Zahlung ist, noch nicht definitiv zurück. Doch halte ich sie zu weit. Ich kann mich nicht so einrichten einmal zu gehen und zu kommen, oder immer zu bestimmter Zeit. Das schwirrt hin und her zu allen Tageszeiten, von mir und von anderen. Nun weißt Du, daß meine Hämorhoidalleiden ein längeres Gehen nicht zulassen. - Meine Frau hat auf Umwegen gehört ob der regier. Graf zu Stolberg Wernigerode mir nicht in seinem Hinterhause eine Stube einräumen kann. Er hat das Haus Wilhelmstraße 64. Er ist ja mit der Familie in Wien. Das wäre prächtig. Ich fürchte nur, daß er die Wohnung seinem Schwager, dem Prinzen Reuß, bisher Botschafter in Petersburg eingeräumt hat. Will es Gott, so wird es geschehen, und wäre das dann offenbar das erwünschteste. - Habe aber Dank, herzinnigen Dank für alle Deine Liebesäußerungen. Gottes Gnade sei mit Euch Geliebten allen und mit Deinem

Kieckow 21. 1. 77. H. v. Kleist-Retzow

Bitte schreib mir ob und wieviel wir Dir für Syrup verschulden aber bald.

Berlin (S.W.) Oranienstr. 106 (20. Aug. 1879)

Geliebter Andrae!

Das Herz ist ganz voll sich gegen Dich auszuschütten. Laß mich beginnen mit dem Danke für die gedruckten Mitteilungen über die letzten Wochen und den Tod Deines lieben Schwagers Flügge. Das Bild welches Du von ihm uns darin vorführst, ist der Wahrheit so entsprechend und so wohltuend, daß man es nicht ohne die tiefste Bewegung und voll Dank gegen Gott was er an dem Verstorbenen getan hat, und durch ihn allen, die ihm näher standen, gewesen ist, lesen kann. Ich werfe mir vor, daß ich ihm nach seinem Übertritt zu den Separierten und seinem Fortziehen nach Stettin doch etwas ferner getreten war, als früher. Wie wohltuend ist in Deiner Mitteilung die Frische, die Gesundheit und Kraft von Anna, ich habe sie ja doch nur ab und zu vorübergehend gesehen und hatte immer noch den Gedanken daß von ihrer früheren krankhaften Eigenart manches zurückgeblieben sei. Gott sei gelobt, daß das alles überwunden ist, jetzt bedarf sie ja einer solchen Gesundheit um so notwendiger wo ihr der Halt an dem treuen und selbstverleugnenden Vater fehlt.

Dann liegt mir der Dank auf dem Herzen, welchen wir Euch Lieben schulden daß Ihr so freudig bereit waret in dieser schweren Zeit unsere Elisabeth mit Fräulein Schild bei Euch aufzunehmen. Die Liebe zu Eurer Hedwig, der Gedanke der Gemeinschaft mit den vielen Kindern, das fröhliche Leben Eures ganzen Hauses machte ihr den schweren Abschied von der Mutter so viel leichter, und war der Mutter ein großer Trost auf ihrem Leidenswege. Erst hatte sogar unser Hans vor, der gegenwärtig bei seinem Onkel in Tutz weilt, nach dessen in der Mitte der nächsten Woche stattfindenden Abreise nach Schlesien, Euch auch noch zu bitten ihn etwa 8 Tage bei Euch aufzunehmen. Euer liebes Haus hat doch für alt und jung unausgesetzt dieselbe Anziehungskraft. Da nun aber bei Euch die Masern ausgebrochen sind, so wird er selbstverständlich nicht dorthin kommen, vielleicht nach Kieckow zurückkehren, wohin ich dann ja auch wieder zu gehen hoffe. Ihr habt ja wohl durch die an Elisabeth gerichtete Depesche schon gestern erfahren daß die Operation meiner Frau glücklich ... vorüber ist. Sie war recht schwer. Während derselben zeigte sich daß sie weiter ausgedehnt werden mußte als Wilms selbst früher annahm, und so wird die Genesung auch langsam sein. Doch geht es bis dahin wunderbar gut. Sie hat kein Fieber, die nach der Operation auftretenden sehr heftigen Schmerzen sind wesentlich linder und überhaupt nur zeitweilig. Sie liegt auf ihrem Krankenlager in vollem Gottesfrieden, ist voller Dank, und kann fröhlich Gott preisen, oder über die Dinge dieses Lebens, soweit sie an sie kommen, reden. Sie weiß von den in Eurem Hause ausgebrochenen Masern, und freilich ist das ein Gegenstand ihrer Sorge, aber Gott wird schon helfen daß sie es, wie das viel schwerere eigene Leiden in seine Hände legt, und in stillem Frieden auch darin seiner Wege Ziel und Ende erwartet. Während der Augusti Conferenz bleibe ich ja schon um deretwillen hier. Erlaubt es dann der Zustand meiner Frau so denke ich zum 2ten Sept zur Enthüllung des Standbildes meines Schwagers Eberhard nach Kreppelhof zu gehen, von da über Berlin - wegen der Anwesenheit des Kaisers in der Provinz nach Hause zurückzukehren. Jedesfalls lasse ich mir dann Elisabeth nach Kieckow kommen, also etwa in 14 Tagen, es kann aber auch sein daß es auch noch früher geschieht, wenn unser Hans von Tutz aus nach Hause geht, - dann sind sich die beiden Kinder zu Hause eine Stütze und ein Trost. Der barmherzige Gott wolle Elisabeth dort vor Ansteckung und Euch vor ihrem Krankenlager bewahren. Gott wird uns ja noch zeigen und gewiß machen, was mit ihr zu tun ist. Dich freue ich mich im Anfang der nächsten Woche, also in etwa 8 Tagen hier zu sehen. Es ist eine große Freude daß der Minister auf den Staatsbahnen Reiseerleichterung gegeben hat, von der Anhalter und Potsdam-Magdeburger Bahn erwarte ich sie auch noch. Dann wären die Stettiner Bahnen nahezu die einzigen welche uns fehlten, Pommern die einzige Provinz welche darunter litte. Darum bin ich heute noch einmal die Stettiner Direktion darum aufs ernsthafteste angegangen. Es wäre köstlich wenn sie sich noch bewegen ließen. Eine zahlreiche Versammlung steht bevor, Gott verleihe seinen Segen. Bald darauf die Synode, ihrer Mehrheit nach positiv, dazu ein der Kirche geneigter Minister! Welche Hoffnungen, aber auch welche Verpflichtungen. Gott erbarme sich unser und gebe seinen Geist und seine Gaben, der ganzen Kirche, uns, -

Deinem Dir aufs dankbarste ergebenen

Berlin (S.W.) Oranienstr. 106 H. v. Kleist-Retzow

Gib einliegendes Brieflein unserer Elisabeth. Empfiehl mich Deiner verehrten Frau aufs herzlichste, grüße Marie.

Kieckow, 26. Dezember 1879

Lieber Herzens Freund!

Welche süßen Weihnachtslieder werden in diesen Tagen in Eurem Hause erklungen sein, wo die geringste Hütte davon voll ist, und auch rauhe Stimmen - wie die unseren - sich daran ergötzen. Es ist ja vor allen anderen hohen Festen die Bestimmung des Weihnachtsfestes alle Sorgen und Nöte dieses armen Lebens von uns zu nehmen und in das Herz des allmächtigen Gottes - unseres Heilandes auszuschütten, eingeleitet durch die Epistel des letzten Advents "Freuet Euch in dem Herrn allewege; der Herr ist nahe; Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset Eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden". Wie

Gott sein Volk von den Erzvätern her allezeit durch Wunder der Gnade durch alle Nöte - durchs rote Meer - durch die Wüste - hindurch geführt, getragen und erhalten hatte, - so hat er es ja auch von Kindesbeinen an uns getan. Eine Gnade folgt der anderen, ein Wunder dem anderen, - und doch - wie dem Volke Israel wird uns immer wieder bange, zagen und klagen wir. Wie lieblich fällt es da in das Ohr und Herz, daß Gott selbst unser Freund, unser Bruder, für uns sorgt. Er wird auch mich und dich weiter reichlich versorgen wie wir es bedürfen, er wird Dir einen Käufer geben wenn es not tut, oder sonst Hilfe schaffen deren Du bedarfst. - So schwarz wie jetzt die Landwirte sehe ich nicht in die Zukunft der Landwirtschaft. So lange die Erde steht soll nicht aufhören Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein, fruchtbare Zeit und schlechte Ernte. Es wird wie zur Zeit Josephs bleiben daß gute und schlechte Jahre nur nicht grade im 7 Gespann abwechseln. Dazu hat grade jetzt unsere Gesetzgebung die entschiedensten Wege zu ihrem Schutze betreten; so wie Bismarck im vorigen Reichstage sprach, kann er nicht reden ohne dem entsprechend zu handeln, die Zollgesetzgebung, die Übernahme der Eisenbahnen auf den Staat hatten wesentlich den Zweck. - Ich bedarf dringend für meine Bedürfnisse, namentlich die herangewachsenen Söhne einer Vermehrung meiner Einnahmen, und bin geneigt eine Stärkefabrik - und jedenfalls einen bedeutend vermehrten Kartoffelertrag herzustellen wenn Schumann eine entsprechend höhere Pacht zahlt. Gerade jetzt schweben die desfallsigen Verhandlungen, Gott wird mir geben was mir gut ist. - Übrigens habe ich mir auf Deine desfallsige Bemerkung mir das Sirupfaß angesehen, und erkenne mit Dir an, daß es völlig unnötig ist "daß hier in Kieckow immer dem Faß der Boden eingeschlagen wird". Hoffentlich geschieht es nicht wieder. So sehr ich mich des Hierseins freue, viel Ruhe habe ich nicht gehabt und dazu Ursache zu mancher schweren Sorge. Charlotte sollte ihre Wunde von Zeit zu Zeit einem Arzte zeigen. Ein sehr heftiger Husten hatte sie etwas gereizt, ich zog einen Arzt zu, der verschrieb neue Mittel und - verbrannte damit die ganze Brust, und ein großer Teil der geheilten Wunde geriet in Eiterung. Als wir ankamen war sie noch wie ein Zehnpfennig-Stück, sie dehnte sich von neuem zur Größe eines Fünf-Mark-Stückes aus. Durch Gottes Güte ist sie jetzt wieder in fortschreitender Heilung bis zur Ausdehnung des Raumes etwa von der Größe eines Markstückes gekommen. Aber statt des Hustens haben sich schwere gichtische Leiden - namentlich des Nachts eingefunden, so daß Charlotte daran große Schmerzen hat und fast unbeweglich in der Nacht ist. Wir wollen morgen dagegen heiße Bäder versuchen, und Gott wolle es segnen. Besonders schwer ist es für die Arme, daß sie nun die Tochter nicht einmal nach Berlin bringen und dort einrichten kann. Ella kommt auf 1/4 J. nach Bethanien in Pension zum Unterricht und zur Einsegnung von Nemitz. Gott gebe daß Charlotte mit mir Mitte Februar - wo ich wegen des Reichstages nach Berlin gehe, wenigstens auch dorthin kann.-

Jetzt hatte sie für das Hauswesen wenigstens Elisabeth zur Hand, vom 5ten Januar an ist sie etwa 6 Tage ganz allein, dann mit mir noch etwa 5 Wochen hier. Während unserer beiderseitiger Abwesenheit von Mitte Februar an schließen wir das Haus zu.

.. richten uns so ein daß die Leute allein fertig werden können, aber die 6 Wochen von Anfang Januar bis Mitte Februar ist es für sie schwer ohne ihr sympathische und Vertrauen erweckende weibliche Stütze zu sein, da die Versuche eine solche hie und da zu erlangen, bis dahin fehlschlugen. Diese Versuche gingen früher ja auch nach dem Anfangs- und Endtermin weiter, - jetzt, während ihrer und größtenteils auch meiner Anwesenheit, für die Zeit von Anfang Januar bis Mitte Februar, fragt sie hierdurch an, ob vielleicht Eure liebe Marie die Liebe hat bei ihr zu sein und ihr eine solche Stütze und Hilfe zu sein. Es verstünde sich ja ganz von selbst, daß wenn sich grade in dieser Zeit für sie eine anderweite dauernde Stellung fände, sie jederzeit hier fort und in dieselbe eintreten könnte. Habt die Liebe es unter Euch mit ihr zu besprechen und uns möglichst bald darüber zu schreiben um eventuell unsererseits noch andere Entschließungen zu treffen. Im Fall ihrer Zusage könnte sie vielleicht am 3ten Januar zu uns kommen, indem ich am 5ten nach Berlin zu gehen denke.

In den vergangenen Wochen habe ich auch die Verhandlungen wegen eines in diesem Winter wiederum in Belgard für Zwecke der inneren Mission zu veranstaltenden Concertes aufgenommen, und bis dahin allseitige freudige Teilnahme gefunden, nur daß der Belgardter Frauenverein, zu welchem gegenwärtig die Hagen und Holtzendorf gehören einen Teil der Reineinnahme für sich wünschen. Hagens Haus will sich wieder als Vereinigungspunkt darbieten. Es werden - mit Ausschluß des Colberger Postdirektors die vorjährigen Teilnehmer dringend um ihre Mitwirkung gebeten. Außerdem hatte ja schon im vorigen Jahre

der Hauptmann von Seckendorf zugesagt und findet sich jetzt in Belgard selbst für Solo-Vorträge eine geeignete Altstimme bei Fräulein von Malakowska, Tochter des pensionierten Oberstleutnants von Malakowsky, Frau von Gaudecker hat mir schon zugesagt, außerdem habe ich übernommen durch Dich Euer kostbares Quartett um seine Mitwirkung zu bitten, welches schließlich doch den ersten Preis davon trug. Außer Dir und Deinem Hugo blieben für die Frauen-Stimmen die Gaudecker und Ellen Bonin. Die Holtzendorf wird Dir in einiger Zeit den Plan für das Ganze mitteilen, nachdem die Einzelnen vorgeschlagen was sie vorzutragen denken. Du wählst dann ebenso gütigst vier neue frische Quartetts aus und teilst sie Frau v. Holtzendorf mit, - auch Domnic ist von mir wieder um seine Mitwirkung gebeten. Als Tag Conzerts ist der 26ste Februar, der Tag vor Vollmond (Liebesmahl des Regiments) in Aussicht genommen, und eine allgemeine Zusammenkunft und Probe aller Beteiligten im Laufe des Januar (Außer Domnic) um nicht durch eine Generalprobe unmittelbar vor der Aufführung die Stimmen so abzusingen wie das vorige mal. Gott wolle wiederum seinen Segen darauf legen. Von den verschiedensten Seiten ist mir oft mitgeteilt, wie sie sich lange einer so schönen Geselligkeit nicht erinnern könnten. - Freilich bin ich in der 2ten Hälfte des Februar in Berlin, aber der absolut notwendige Vollmond stellt sich nun einmal erst in dessen 2ter Hälfte ein. Will Gott mir die Anwesenheit dabei schenken, so kann er mir die Zureise und Abkömmlichkeit in Berlin schon ermöglichen. Der Kultusminister hat jetzt die ganz korrekte Stellung bei Besetzung kirchlicher Ämter - wie die der Konsistorialpräsidenten, nur ein negatives Votum in Anspruch zu nehmen, die Prüfung nämlich ob der vom Ev. Ober-Kirchenrat Empfohlene das Staats-Interesse gefährden würde. Von ihm kann also Prisebachs Berufung nicht ausgehen. Frau und Kinder - Hans, Jürgen, Charlotte, Elisabeth und Fräulein Schild empfehlen sich, beziehungsweise grüßen Euch alle aufs herzlichste, und ich selber bleibe

Dein Dir in herzlicher Dankbarkeit ergebener

Kieckow 26. 12. 79 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 31. Dezember 1880

Mein geliebter Andrae!

Am letzten Tage des Jahres möchte ich doch noch wenigstens die eine Schuld von den vielen welche ich gegen Dich habe, abtragen und Dir meinen herzlichen Dank für Deinen Geburtstagsbrief aussprechen. O wieviel Schuld steht bergeshoch an solchem Tage der Abrechnung vor uns, es ist eine besondere Gnade daß dem Jahresschluß so nahe voran die Geburt des Heilandes steht, von dem wir wissen und singen "Du hast meine Last all auf deinem Rücken". Mit der Schuld verbunden, von ihr hervorgerufen, zu ihrer Erkenntnis uns durch die Liebe Gottes auferlegt, wie mancherlei Not und niederbringende Sorge, und noch aus allen, - auch in diesem Jahre hat uns die Barmherzigkeit und Treue unseres Gottes herausgeholfen, und diese immer wiederkehrenden Erfahrungen machen uns auch in der tiefsten Trübsal der Hilfe gewiß und Herz und Mund zum Loben und Danken bereit. Der die heutige Morgen- Lektion bildende 74ste Psalm vergegenwärtigt uns recht in welchem furchtbaren Elende doch das Häuflein der armen Frommen sich befand, welches nach der Eroberung des Landes und Wegführung der Mächtigen und Reichen im Lande zurückgeblieben war, - und doch in alle diesem Elende welche Zuversicht zu dem Gott der Himmel und Erde geschaffen hat und noch erhält, welcher das Volk durchs rote Meer führte und die sie verfolgenden Ägypter ertrinken ließ, welcher mit dem Volke einen ewigen Bund geschlossen hat.- Nun wie ganz anders geht es uns, trotz so mancher Schäden, und wie viel reichere Ursache des Dankens and seligen Vertrauens, des Jauchzens haben wir, Gott helfe uns dazu. - Für Euch Lieben ist ja die Verlobung Eures Hugo ein besonders gnädiges Ereignis. Nach allem was ich höre soll es ein besonders tüchtiges und bescheidenes Mädchen sein. Es ist eine große Gnade daß Ihr zu Eurer Schar lieber eigener Kinder nun nach einander immer noch neue liebe Schwiegerkinder erhaltet, jetzt schon das vierte. Ich kann es Dir nachempfinden, welche Freude Du an dem häuslichen Leben von Hans gehabt hast. Die Justiz hat sich in den neuen Verhältnissen vor allen weich gebettet, es ist für das Familienleben von großem Werte, Raum dazu zu haben. Solche arme Pasterfrau in Berlin mag wohl oft seufzen unter der Überlast der Arbeit des Mannes, welche indirekt dann auch sie trifft. Aber der Herr welcher es dem Mann für sein Volk auflegt, wird dann

auch der Frau um so stärkere Kräfte und um so reicheren Segen geben.

Gleich nach meinem Geburtstage, schon den 26sten mußte ich nach Berlin und hatte dort etwa 1 1/2 Wochen unausgesetzt zu tun. Es galt die Abschlüsse der Verhandlungen welche Holz und ich zur Stellung der gesamten Gramenzer Verhältnisse auf eine sichere Grundlage unternommen hatten, und Gott hat sie wunderbar gesegnet. Das vorgesteckte Ziel ist erreicht, die Schwierigkeiten welche sich wie Gebirge auftürmten fielen eine nach der anderen, im eigentlichsten galt von ihnen das Wort "siehst du wie sich alles setzet, was dir je zuwider war". - Auch jetzt sind sie ja ernstest beengt, und jetzt erst recht hängt alles Gedeihen an Gottes Segen. Er schütte ihn dauernd darüber aus. Wir sind bis zum Jahre 1888 zu Bevollmächtigten und Testaments-Executoren ernannt. Wie ist es denn mit Deinem projektierten Verkaufe geworden? Und was hat Dich denn bis jetzt verhindert keinen Sirup zu kochen? Unsere Leute wollen den anderen Sirup welchen wir notgedrungen genommen haben, so ungern. Bitte sende uns umgehend ein Faß, oder schreib uns - durch Karte - daß bei Dir keiner mehr zu haben ist. - Auch diese Süßigkeit war uns an Dir sehr wert.

In herzlicher Liebe und treuen Grüßen von Charlotte und mir Dir, Helene und den Kindern allen

Dein dankbarer

Kieckow 31. 12. 80 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 12. November 1880

Geliebter Freund!

Der Überbringer dieser Zeilen ist der uns benachbarte und herzlich befreundete Pastor Schmiedeberg aus Muttrin. Er ist veranlaßt nächsten Sonntag in Woldenberg eine Probepredigt zu halten, nach langen Beratungen mit mir wählt er den Weg bis Körlin mit der Eisenbahn zu fahren, von dort mit seinen eigenen Pferdchen am Sonnabend bis Witzmitz zu Pastor Havenstein, um Sonntag auch mit seinen Pferden die Filiale zu bereisen. Er kann dann den Sonnabend wie der Kämmerer aus Mohrenland meditieren, und braucht nicht erst von Belgard bis Labes von da nach Plate, so zurück nach Witzmitz fahren, und da habe ich ihm vorschlagen bei Euch zum Kaffee einzukehren und 2 Stunden die Pferde zu ruhen und zu füttern. Dadurch habt Ihr noch die Freude Engel zu beherbergen,- und ich kann Euch so warm wie sonst nicht Mitteilungen von hier zusenden. Vorweg unsere herzliche Freude über Hugo's Verlobung. Wir hören nur Gutes von der Braut, und das wird ja vor allem Eure Herzen zum Loben und Danken stimmen. Er hatte die Liebe es mir und den Söhnen anzuzeigen. Wie reich macht Euch der freundliche und gütige Herr, daß er Euch nun schon zu dem eigenen reichen Kindersegen noch 4 weitere Kinder geschenkt hat, und zu denen weiter schon in drei Häusern Kindes- Kinder. Wir loben mit Euch. Auch wir haben reichlich Ursache zum Danken. Was oben ansteht ist, daß es Charlotte trotz sehr vieler häuslicher Arbeit gut geht, daß die Operationswunde keine Ursache zu irgend welchen Besorgnissen gibt und sie auch frei von tieferen rheumatischen Schmerzen ist. Welche reiche Ursache zu vollem Danke giebt mir der Ausfall unserer Beratungen auf dem Ober-Kirchenrate über Werner. Darüber machte ich Dir gern einmal ausführliche mündliche Mitteilung. Wohl könnte man traurig sein daß bei solchen Vorgängen das Erlangen eines davortigen Ausganges soviel Arbeit kostet und irgendwas zweifelhaft sein kann, aber es ist wertvoller wenn es eingehender Kämpfe, anhaltender Gebete bedarf als wenn sich das Resultat als das Facit einer Rechnung ergibt "zweimal zwei ist vier". - Beschäftigt bin ich für das öffentliche Leben mit einem event. Gesetzentwurf für den Reichstag über die Einführung der Gültigkeit einer nur durch kirchliche Trauung entstehenden Ehe und habe daran viel Freude.

Daneben - und viel eingehender und das Herz beschwerender, verhandle ich mit dem treuen und geschickten Holtz rücksichtlich eines in den Gramenzer Verhältnissen zu treffenden Abkommens.

Die Schwierigkeiten umstehen uns von allen Seiten wie Gebirge, doch hoffen wir zu Gott auf seine gnädige Durchhilfe, auf die Zeit von der es heißt "siehst du wie sich alles setzet". Jürgen ist seit 6 Monaten Kammergerichtsreferendarius und ein treuer lieber Mensch, Hans hält sich noch bei seinen Vorbereitungen zum desfallsigen Examen auf, Gott lasse es wahr werden daß die lange Zögerung zum Guten führt.

Elisabethchen ist still bei uns zu Haus, zusammen mit einer jungen angenehmen Engländerin. Mit Schuster bleibt es ein Hangen und Bangen, wie wollte ich aufatmen wenn sich für ihn und mich auch dort eine Erledigung fände. Seine ganze Hoffnung - mehr noch als die meine - steht auf einem Verkauf von Lanzen. Wo hat sich denn der Oerzen angekauft? Lanzen wird bis zu Johannis - bis auf eine Kleinigkeit abdrainiert. Wieweit bist Du mit Roman?

Gottes Gnade sei reich über Euch Geliebten alle und über Eure Euch herzlich und dankbar Liebenden
Kieckow den 12. 11. 80 Kleists

Kieckow. 2. Oktober 1881

Geliebter Andrae!

Es ist ja eine wirkliche Aufopferung und herzliche Freude daß Du dort in Stettin einen conservativen Verein begründet hast. Sehe ich auch nicht so rosig wie Du, daß ich in einer Handelsstadt wie Stettin, welche im Freihandel ihr Interesse sieht, für die Wirtschaftsreformen von Bismarck eine Majorität erwarte, es ist der Anfang conservativer Arbeit und Bildung doch gewiß nicht ohne Erfolg. Dort meinerseits eine öffentliche Rede zu halten bin ich außer Stande. Ich bin so überbürdet daß ich das Gefühl eines Versinkenden habe und die Besorgnis mich drückt daß ich das schon jetzt versäume was mir obliegt. Den 5ten und 6ten habe ich die Auseinandersetzungstaxe des Gutes Grunewald zur Teilung zwischen den beiden früheren v. Glasenappschen Mündel. Vom 10ten bis zum 20sten habe ich mit Türer eine Missionsreise vor durch Labes, Greiffenberg, Treptow, Colberg, Strippow, Belgard, Kieckow, Neu-Stettin, Tempelburg, Dramburg, am 26sten Kreistag, am 27sten die Wahl, vom 29sten bis 13ten Novbr die Provinzialsynode, vom 15ten Novbr den Reichstag. Dazwischen eine Menge der wichtigsten Angelegenheiten von mir selbst, für Gramenz, für Grunewald. Einen Tag muß ich als Mitglied des Provinzialausschusses in Stettin sein, der mit den desfalsigen Geschäften ganz aufgehen wird, so daß ich an ihm eine öffentliche Rede zu halten schon nur deshalb nicht im Stande bin, dieselbe muß aber außerdem vorbereitet sein, und dazu ist absolut keine Zeit.- Aber ich freue mich Dich dann dort zu sehen. Mit herzlichen Empfehlungen

an Deine teure Helene

Dein dankbarer

Kieckow den 2. 10. 81 H. v. Kleist-Retzow

Berlin d. 12. Dezember 1881

Geliebter Freund!

Welche große Freude ist es mir von Dir zu hören daß Du die 6000 M zurückerhalten und die 12000 M wenigstens leidlich gesichert hast, Gott wird sie Dir schon noch bewahren.

Laß Dir innig danken für die Liebe mit welcher Du die Konzertsache aufnimmst und weiterführst. Die aufregenden Artikel der Norddeutschen Zeitung (Bismarck) gegen Windhorst sind sehr schwer. Allerdings war es ein großer Fehler daß das Centrum wegen des ersten freilich schwer verletzenden Artikels von seiner Soirée fernblieb, das schiebt er auch Windhorst in die Schuhe. Gott wolle es wieder zuziehen und bessern. Noch sehe ich den Weg nicht ab. Die Mitteilungen des Grafen v. Seher-Toß kenne ich gar nicht, wo findet man die zum Lesen.

Wenn Schuster nun doch auf den Kauf von Lanzen verzichtet, so schreib mir einmal die Adresse des Commissars welcher Deinen Verkauf vermittelte.

Mit treuem Adventsgruß

Dein dankbarer

Berlin (W) Thiergarten Hôtel H. v. Kleist-Retzow

12. 12. 81

Kieckow, 18. Februar 1882

Du lieber Andrae!

Hast mich gestern Abend schon durch einen Brief empfangen, als ich von Stettin über Coeslin heimkehrte. Das war ein Trost dafür daß ich Dich vorgestern Abend - als ich und Hans Dich besuchen und den Abend bei Euch zubringen wollten - nicht fand und betrübt umkehren mußte. Den Artikel in der Kreuzzeitung las ich schon unterwegs auf der Eisenbahn und danke Dir dafür - mit Ausnahme dessen was Du von mir sagst. Daß v. Seckendorf sich dadurch sehr angenehm berührt fühlen wird, - indem sein Gesang mit seiner durch Kommandieren heiseren Stimme entschuldigt und er sonst nicht besonders hervorgehoben wird, ist mir sehr zweifelhaft. Der Frau v. Holtzendorf legst Du mit Unrecht unter daß sie beim ... eine öffentliche Anerkennung verlangt habe. Sie kam überhaupt nur zum Abendessen nach Ablegung des feierlichen Versprechens daß dies nicht geschehen werde! So unangenehm wäre ihr das. Daß die Tochter zu der Jugend gekommen war, beruhte gewiß nur darauf daß der ihr zugewiesene Herr auch 2 Damen zu führen hatte und sie nicht so lange wartete, vielmehr allein hinaufging.

Verzeih! ich sagte nicht daß Du nach B's Meinung Dich über den bewußten Brief in einer ihm mißfälligen Weise ausgesprochen habest. Weder er noch sie haben mit mir darüber gesprochen. Ich weiß aber daß anderen unangenehm war daß Du den Brief überhaupt verbreitetest, - auf einer Gesellschaft bei Dir gezeigt habest, und vermute daß ihm das zu Ohren gekommen ist, - und vermutete und erklärte daß der Mangel einer Reaktion auf Dein Schreiben als Declarant, diesen Grund habe.

Wenn es sich zwischen zwei Freunden um eine Abrechnung handeln dürfte, - Du geliebter Mensch bist mir gegenüber allenthalben im Credit und ich in einer Schuld die ich nicht habe zu bezahlen.

So ist es auch ganz speziell rücksichtlich Deiner und Eurer Liebe bei der treuen und aufopferungsvollen Teilnahme an den Konzerten. Gott lohne Euch alle Eure Liebe an uns, das erbittet

Dein dankbarer

Kieckow 18. 2. 82. H. v. Kleist-Retzow

Berlin, 22. April 1883

Lieber Andrae!

Neulich kam ich endlich dazu mit Ranzau über Dein Verhältnis zu Bismarck zu sprechen. Er erklärte daß wenn Du ganz kurz schriebest: es täte Dir leid jene Erklärung unterschrieben zu haben und Du bätest ihn es zu vergeben, werdest Du gleich eine entsprechende Antwort haben. Dein Brief vor etwa einem Jahre habe noch allerhand Verklausulierungen gehabt. Ich fragte: ob nicht die Geschichte mit dem Lucca-Brief ein Hindernis sein werde. Er bemerkte: allerdings habe Bismarck als er auf jenen Deinen Brief vorgeschlagen habe Dir eine nicht ganz befriedigte Antwort zu geben, um mehr von Dir zu erlangen, entgegnet: daß das unterbleiben solle, weil Du in jener Sache nicht ganz taktvoll verfahren seist; - er (Ranzau) nehme aber nicht an daß das ein selbstständiges Hindernis eines wieder guten Verhältnisses zwischen Euch sein werde, - freilich einstehen könne er auch nicht dafür.

Ich hatte einen vortrefflichen Käufer für Lanzen, Baron v. König aus Hannover und wollte dabei Schuster 10.300 Thaler von dem Kaufpreise geben. Schuster hatte nach Königs eigenen Mitteilungen vorher alles aufgeboten um ihn davon abzubringen. - Bei den Verhandlungen hier ging endlich Schuster darauf ein, aber sehr widerwillig, und eine Bemerkung: er werde statt 20 Scheffel Kartoffeln pro M. 40 erhalten haben wenn nicht das Aufstauen des Zemca-Sees durch Denig in Zamenz sie hätte versaufen lassen, - machte ihn stutzig, er wollte die Wasserverhältnisse sich noch einmal ansehen, und ist nun zurückgetreten. - Ich halte jene Angabe überdies für unrichtig. Schuster hatte mir im Frühjahr selbst geschrieben der Acker leide vom

Aufstauen gar nicht, - er hat mir gegenüber später über die geringe Kartoffelernte geklagt, nie darüber daß es durch das Aufstauen erfolge. Im vorigen Jahre haben Böden wie der Lanzens und viel mildere (Schloß Polzin z. B.) wegen des vielen Regens auch nur 20 Scheffel gehabt. - Er war sehr schmerzlich bewegt, bei 10.800 Thlr. noch 2000 Thlr zu verlieren, aber ich fürchte es wird nur mehr werden, denn ich werde mich um keinen Käufer weiter bewerben. Er meinte sein Inventar sei 2000 Thlr mehr wert, aber vor etwa 1 J. schrieb er mir es sei nur 7000 Thlr wert und verlangte ich solle den Rückgabepreis darauf ermäßigen, - nachdem ich ihn früher ganz freiwillig von 9500 auf 8000 Thlr ermäßigt hatte. Er wollte jetzt keine Taxe, wir wollten es danach übernehmen, das wollte er nicht, freilich erst 10900 Thlr, nachher aber 8000 Thlr auch mit Verweigerung der Taxe, und

als ich mit ihm den ev. Vertrag über Aufgabe der Pacht aufnahm, verlangte er den ausdrücklichen Verzicht meinerseits auf Ersatz des Unterwerts des Inventars, den ich gern leistete. Ich folgere nur daraus daß er diesen damals noch annahm. - Er beabsichtigt sich reich zu verheiraten und mit der Frau Gelde es selbst zu kaufen. Wenn das aber mißlingt, wie schon seit Jahren! - Wie froh wäre ich gewesen ihm soweit zu helfen und so mit ihm auseinander zu kommen - ich verlor doch den Betrag im Werte!

In herzlicher Liebe

Dein dankbarer

Berlin Thiergarten hôtel 22. 4. 83 H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 6. April 1885

Mein geliebter Andrae!

Heute früh 8 1/2 Uhr hat der Herr meine geliebte Charlotte heimgerufen. Sie war ja längere Zeit schon ohne die früheren so sehr heftigen Schmerzen, doch im ganzen schwer leidend. Diese Nacht nannte sie beim Erwachen um 5 Uhr eine "sehr gute". Aber sie hatte kalte Hände und einen unscheinbaren Puls. Ich eilte mich anzuziehen, wurde aber bald gerufen. Sie streckte mir die Hände entgegen mit den Worten "der Herr kommt", wonach sie sich lange gesehnt hatte. Dann nahm sie von jedem einzelnen Abschied und entschlief ohne jeden Kampf in vollem Frieden. Wir sind voller Dank was Gott durch sie an uns, was er an ihr getan hat, aber doch voller Traurigkeit. Wir fühlen uns so einsam, und doch haben wir uns noch gegenseitig. Das würde nicht lange vorhalten wenn der Herr nicht selbst bei uns bliebe, uns immer neu trägt und aufhilft. Er sei gelobet. Hallelujah.

In treuer Liebe

Dein dankbarer

Kieckow 6. - 85. H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 20. Mai 1885

Geliebter Andrae!

Freilich ist es ja sehr schmerzlich wie Bismarck in der Sonntagssache steht, es rührt noch von einem tiefen Defectus seiner kirchlichen Stellung und speziell seiner eigenen Stellung zum Sonntage her. So entwickelt sich der krasseste Widerspruch rücksichtlich des Geltendmachens des praktischen Christen-tums bei den Versicherungen der Arbeiter gegen Gefahr und bei ihrer Bewahrung vor unchristlicher Ausbeutung. Es ist für die Erlangung des richtigen Zieles überaus schwer, doch wird Gott schon durchhalten. Direktor v. Bosse erklärte sie würden den Sommer zur Enquête benutzen. Freilich kommt darauf an wie man fragt. Die Frage: wer soll den Lohn des 7 Tages verlieren ist ein Unsinn! Niemand. Die expansive Arbeit macht der intensiveren Platz durch Accord-Arbeit.

Ich kann zu Pfingsten nicht von hier fort, und werde Blanckenburg meinen schriftlichen Gruß senden.

Elisabeth erwidert die dortigen Grüße von Herzen.

In Liebe und Treue

Dein dankbarer

Kieckow 20. 5. 85. H. v. Kleist-Retzow

Polzin den 17. 12. (1885)

Mein herzgeliebter Andrae!

Hallelujah! zu dem heutigen Tage! Hallelujah! daß ich Dir dazu schon selbst schreiben kann. Der Herr der soweit half wird auch noch weiter helfen. In diesem Glauben Dir treu verbunden

Dein H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 22. August 1887

Kieckow den 22. 8. 87

Geliebter Andrae!

Den Namen des General-Superintendenten Pötter habe ich nun auf die Liste der zum Beitritt ins Comite aufgeforderten gesetzt, und lasse ihm solche Aufforderung zugehen. Anfang Sept. werde ich deshalb an Präs. Heindorf schreiben. Dem Actions-Comite werde ich beitreten, wenn Ihr 3 gewählt seid, und den desfallsigen Wunsch gegen mich aussprecht. Die Briefe vom Landrat Heintze und Büttner füge ich wieder bei. Auf Grund derselben bin ich entschlossen an niemand aus Hannover oder Schleswig- Holstein zu schreiben. - Zunächst haben wir aus unseren Provinzen nur etwa je 3 Personen, darauf müßte sich auch die dortige Beteiligung beschränken. Ich will aber sachlich durchaus nicht als jemand erscheinen welcher in jenen Provinzen eine derartige Bewegung schürt und hervorruft. Es ist etwas anderes mit Cassel wo der Präsident Weirauch uns bat ihm von weiteren Schritten Mitteilung zu machen. Ich würde die Einladung nur auf mich nehmen wenn auf Deine Fühlung eine entschiedene Freudigkeit an der Beteiligung stattgefunden hatte. Bei den von dort geltend gemachten Bedenken könnte uns die Beteiligung geradezu nachteilig sein.

Gott zum Gruß von

Deinem dankbaren

H. v. Kleist-Retzow

Kirchberg bei Reichenhall, 11. September 1888

Kirchberg bei Reichenhall

den 11. 9. 88

Du lieber Andrae

suchst mich in Kieckow und das desfallsige Schreiben erhalte ich vor etwa 1 Stunde während des heute in dem Garten unseres Kur-Etablissements stattfindenden Konzertes. Elisabeth hat ihn mir vorgelesen, und so sollst Du sofort Antwort erhalten, während die Weisen des letzten Marsches noch zu uns empordringen.

Ja Du geliebter Freund: unser Leben währet 70 Jahre und nur in besonderen Fällen 80 Jahre, ich mit nahezu 77 habe mich reisefertig zu machen, und danke Gott wenn er mich in dieser Krankheit daran erinnert und mich überführt hat was dazu noch fehlt, daß es geradezu inmöglich ist so vor Gott zu erscheinen und in seiner Gemeinschaft zu leben. Wohl weiß ich daß seine Gnade allein es tut, aber das Herz muß doch voll bereit sein sie aufzunehmen und in ihr zu leben, und es ist erschreckend und gräulich mit wieviel anderen ihm mißfälligen, egoistischen Gedanken ich mich noch beschäftige. Er selbst helfe daß es anders wird. Nachdem ich einige Wochen im Bette gelegen hatte, wurde mir ein Kuraufenthalt hier vorgeschrieben, zu welchem ich mit Elisabeth seit dem 5ten hier bin. Sie pflegt mich, braucht aber auch selbst Solbäder.

Daraus siehst Du die Unmöglichkeit Dir irgendwelches Material zu dem beabsichtigten Vortrage zukommen zu lassen. Er erfordert eine gründliche statistische Genauigkeit wenn man nicht Irrtümer behaupten will, ich selbst bin in den Tatsachen nicht so fest um sie allenthalben mit Sicherheit aufstellen zu können. Allerdings war bei der ersten Provinzialsynode das Übergewicht der Konfessionellen so groß daß sie nicht nur gegen alle anderen Gruppen zusammen eine Mehrheit hatten, sondern den positiv Unierten allein gegenüber vielleicht doppelt so stark waren. Diese Mehrheit d. h. die Hälfte der Synode + 1 hatten wir auch noch auf den beiden letzten Synoden, doch nur knapp wirklich + 1, und namentlich hatte sich das Verhältnis zu den positiv Unierten verschoben, wir hatten nicht mehr die doppelte Zahl von ihnen. Das kam aber auch daher daß von links weniger in die Synode gesendet wurden. Richtig ist wohl daß die unirten geistlichen Mitglieder zugenommen haben, unsere Stärke beruht hauptsächlich darin daß die überwiegende Mehrzahl der Laienmitglieder zu uns tritt. In der Generalsynode haben wir nur mit den positiv Unirten eine Mehrheit, aber bis über Zwei-Drittel der Synode. Von den gewählten Mitgliedern glaube ich gehören uns auch jetzt noch mehr wie den positiv Unirten, trotzdem aus der Rhein-Provinz niemand zu uns gehört, erst die von S. M. dem Könige ernannten Mitglieder geben den positiv Unirten ein bedeutendes Übergewicht. - Die positiv Unirten bestehen dort aber wieder aus 2 Richtungen. Anfänglich gewinnt die weniger entschiedene die Mehrheit gegen die Anträge der Confessionellen. Dann reagiert die entschiedenere Richtung: Stöcker- Hahn so gewaltig, daß sie ein auch uns annehmbares Compromiß suchen. - Unsere entschiedene Reaction gegen die Acta Falk trieb die Gläubigen in Massen zu uns, Stöckers hervorragende Tätigkeit

- neben den Richtungen des Kirchenregimentes zieht die gläubigen Geistlichen mehr zu den positiv Unirten. In Pommern, Schlesien, der Mark überwiegen in der Provinzialsynode die Confessionellen

- in Sachsen, Westfalen, Posen, a. Rhein die Unirten - in Ost- und West-Preußen die Mittelpartei, sie nimmt sichtlich durch Beyschlag in Halle auch in Sachsen zu. Allenthalben ist zu predigen (als das ceterum censeo: festes Zusammenhalten der positiven Parteien - der Confessionellen und positiv Unirten, um in den bevorstehenden kirchlichen Kämpfen alle wirklich kirchlichem Elemente zu einer festen Phalanx zu vereinigen - Harnack Dotation, größere Freiheit der Kirche - das luth. Bekenntnis ist jetzt nicht angefochten, auf die größere kirchliche Entschiedenheit und Treue in der Arbeit kommt es an.

Wenn ich am 1sten Oct hier abreise, hatte ich schon nur 25 Tage. Auf dem Rückwege habe ich aber ganz notwendigen Aufenthalt in Berlin wegen unserer Meinhold-Stiftung, und fast ebenso unvermeidliche in München und Thüringen. Zur Festwoche werde ich in Stettin also nicht sein können, ich denke am 8ten dort durchzukommen. Der Aufenthalt hier ist köstlich, wenn wir auch geistig fast auf uns beschränkt sind. Uns erfreuen Deine günstigen Mitteilungen über Deine Kinder.

In herzlicher Liebe und Treue

Dein dankbarer

H. v. Kleist-Retzow

Berlin, 15. Dezember 1890

Berlin den 15. 12. 90.

Mein lieber Andrae!

Gott zum Gruße für Dich und alle die Deinigen zu Deinem Geburtstage. Es ist ja schön wenn der Geburtstag in die Adventszeit trifft, in der alles auf einen neuen Anfang, zu neuem Leben hinweist, zur Empfangnahme neuer Gnaden und Kräfte aus dem unerschöpflichen Schatze unseres Gottes. Die gibt seine Güte uns ja täglich, doch aber hat er besondere Gnadenzeiten um sie in Strömen auf uns auszugießen. Gnadenzeiten der Kirche wie Advent und Weihnachten, Gnadenzeiten des gewöhnlichen Lebens Geburtstage - Hochzeitstage. Es war schade daß Du vor Weihnachten an keinem unserer Finkensteinschen Abende teilnehmen konntest, Dein lieber Sohn Hans war ihr treuer Besucher. Und nun reisen wir geradezu um uns herum, es hat sich aber doch nicht anders wollen einrichten lassen. Erst hieß es ganz fest daß wir unsere Reichstags-

sitzungen so lange ausdehnen würden, daß ich gerade auf der Weihnachtsreise der ... Konventsitzung in Stettin am 19ten beiwohnen konnte, und setzte darum unsere Besprechung für den Stöckersaal an denselben Tag um 12 Uhr. Nun sind wir schon vor einigen Tagen

Sonnabend vertagt, ich dachte heute Mittag fahren zu können, wurde aber noch zum Abend v. Minister Gossler bestellt, so dass ich erst morgen fahre und nun am 18ten Abends schon wieder nach Belgard muß um am 19ten in Stettin zu sein, während Du gerade am 17ten zu Deinem Geburtstage hier bist.

Gott segne Euch allen den lieben Tag, am 19ten erwarte ich Dich zuverlässig um 12 im hòtel de Prusse. Unsere Aufrufe und Schreiben sandte ich Dir schon vorher zur gütigen Aufbewahrung bis dahin. Du bringst sie gütigst mit ins hòtel.

Wir sind ein zu monarchisches Volk. Es ist kaum glaublich welche Schwierigkeiten diese Sache macht aus Besorgnis sie könne bei S. Maj. anstoßen. Er hat ja aber jene Tätigkeit von Stöcker als Hofprediger nicht gewollt, sie muß ihm jetzt um so wertvoller sein. Der teure Herr ist jung, unternehmend, selbstständig, das kann nur dann zum Segen sein wenn er auch treue selbstständige Untertanen hat. Gott schenke uns solche reichlich.

In Liebe und Treue

Dein dankbarer

H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 17. März 1891

Kieckow den 17. III. 91

Geliebter Andrae!

Du bist ja seit lange der Gegenstand meiner Bewunderung, sie wächst aber immer mehr, so durch Deine rührende Tätigkeit trotz Deiner Krankheit und Deiner Schmerzen. Gott wolle Dir diese nehmen. Er ist so gnädig gegen mich, daß ich gar keine Schmerzen habe, ich soll mich hier stärken, körperlich möglichst erneuern Es geht mir relativ sehr gut, ich gehe alle Tage bei gutem Wetter immer weiter spazieren und trinke täglich 2 Flaschen Wildunger. Der Grund meines Leidens des Blutabganges durch den Urin ist aber noch nicht beseitigt, denn - wenn auch ganz kleine Spuren davon traten sofort ein als ich mich nur auf 1 Flasche Wildunger täglich setzen wollte. Sodann habe ich zu den 2 Brüchen des Unterleibs welche ein schweres starkes Bruchband erfordern, noch einen Wasserbruch an einer Hode bekommen, der nun noch beim Ausgehen ein Suspensorium erfordert. Wie beschämst Du mich, wie Windhorst, doch hoffe ich nach Ostern auf dem Platze zu sein. Das Wunderbarste was seit langem geschehen ist, ist die Berufung von Barkhausen zum Präsidenten des Ober-Kirchenrates, zunächst gegen den Willen des Kaisers, und dann die von Zedlitz zum Minister gegen seinen eigenen dringenden Wunsch, auch nicht um Gottes oder der Kirche willen, - sondern um der Conservativen und des Zentrums willen. Das hat der Allmächtige und gnädige Gott gemacht der es also mit der ev. Kirche noch gut meint. Barkhausen hat gewiß die Idee die ev. Kirchen der s. g. 3 neuen Provinzen mit der Landeskirche in einem Gesamt-Körper zu verbinden, - wie ihm das in Hessen zur Zufriedenheit der dortigen Mitglieder der ev. Kirche in der Tat gelungen ist. Er wird dann - mit Recht erstreben daß dessen Regiment direkt mit dem Könige verkehrt, die Einwirkung des Ministers als Staatsministers aufs äußerste beschränkt wird, - der König sein Kirchenregiment ohne Einmischung des Landtags mit den Synoden führt. Das mag in der seiner Erneuerung vorangehenden langen Unterredung mit dem Kaiser diesen bewogen haben seinen Widerspruch aufzugeben. Der Grundlage nach sind es Ideen welche ob von uns und v. Roon gepflegt, wenn ich recht unterrichtet bin von Bismarck aus praktischen Gründen abgewiesen wurden. Die Zeit wird das ihrige getan haben, doch ist die Ausführung auch jetzt noch sehr schwer, und schwerlich wird diese ganz unseren Wünschen entsprechen. Es wäre von der größten Gefahr von unserer Seite nun vorschnell sich vorzudrängen, einzumischen. Barkhausen wird mit seinen Plänen kommen müssen und es wird auch deren Behandlung alle Weisheit und Zartheit erfordern.

Bebels Buch magst Du auf einige Zeit noch behalten. In dem Hirtschen Parlaments-Almanach stehen die

Lebensläufe der Sozialdemokratischen Mitglieder des Reichstags. Ich besitze den von diesem Reichstage nicht, bitte aber gleichzeitig unseren Bureaudirektor Geh. Rat Knak ihn Dir zu senden.

Gott zum Gruß von Deinem

dankbaren

H. v. Kleist-Retzow

Noch eine Bitte. Unser prächtiger Hausvater Bode ist schwerkrank, heiser durch Geschwülste auf beiden Stimmbändern. Er muß zur genauen Erforschung und etwaigen Operation so bald als irgend möglich nach Stettin und kann nicht fort von den 50 Knaben wenn uns Jahn nicht bald schleunigst einen Vertreter sendet, von seinen 3 Lehrern oder noch besser einen Oberhelfer. Darum habe ich ihn dringend gebeten, hilf dazu! Der junge Straker wäre ja prächtig dazu, er muß freilich auch Vormittag Schule halten. Für ihn wäre es eine Übung wie sie nicht günstiger sein könnte. NB

Berlin, 21. März 1892

Berlin Kleinbeerenstr.6 d. 21. 3. 92

Geliebter Andrae!

Heute öffne ich Dein Paket und ersehe nun erst aus dem Briefe Deiner lieben Hildegard daß Du ernstlich krank warst, und danke Gott daß es im wesentlichen vorüber ist. Die Besorgung der beiden Pakete an die betreffenden Bureaudirektoren zur Verteilung soll morgen erfolgen und ist ganz ... und sicher. Doch will ich Dir auch noch gleich schreiben daß ich bereit bin Euch 50 M. zu dem Zwecke zu zahlen. Demnächst verkauft Ihr ja doch das alte Haus und werdet davon einen Teil des großen Bedürfnisses decken. Übrigens haben wir aus Pommern noch folgende Herrenhausmitglieder ,willst Du für die nicht auch noch Briefe senden, deren Verteilung ich gleicher Weise besorgen will. Meine Heiserkeit ist so gut wie vorüber, aber mein Husten leider noch nicht.

Alle sonstigen Interessen stehen ja zurück gegen den Abgang von Zedlitz, hervorgerufen dadurch daß der Kaiser durch das wüste Geschrei und die speziell auf ihn gerichteten Einwirkungen schwach wurde und Zedlitz Zumutungen machte die unerfüllbar waren und Vorwürfe die ungerecht waren. Ein entschieden konfessionelles Schulgesetz, welches die Zustimmungen der Cons. Kathol. und Liberalen finde, Treiben des Kartells auch hierbei. - Er habe den Frieden gestört durch die Entschiedenheit seines Auftretens. - Die späteren Versuche es zu verkleistern ohne Umkehr hat Zedlitz abgewiesen.

Gott zum Gruße von

Deinem dankbaren

H. v. Kleist-Retzow

Kieckow, 21. April 1892

Kieckow den 21. 4. 92.

Geliebter Andrae!

Heute komme ich mit einem wunderbaren Anliegen, nach einer Seite gewiß schwer für Dich, doch das bist Du gewohnt Schweres zu leisten, - nach der anderen wie wir hoffen und namentlich Elisabeth hofft, von welcher der Gedanke ausgeht, etwa auf ein Jahr die Quelle herzlicher Freude für sie und Deine Hedwig durch für die Zeit geplantes Zusammensein. Ein Neffe von Mutterseite von mir, v. Glasenapp ist schon vor einer Reihe von Jahren gestorben, jetzt ganz plötzlich anscheinend an gebrochenem Herzen auch seine gute Frau, eine geborene Duncker, erzogen in einem Herrenhuter Institut. Ihre Brüder - Vormünder der 4 hinterbliebenen Mädchen verkauften das väterliche Gut Altmühl hier, und erkauften mit dem Gelde ein großes Gut Bychow im Lauenburger Kreise, welches der eine bewirtschaftete und dabei liederlich lebte und

durch die Person die Verstorbene tyrannisierte. Wie der Vermögensstand ist weiß ich noch nicht, es wird gesagt daß er sehr schlecht sei. - Es kam darauf an die Kinder sofort von dort fortzubringen. Zwei übernehme ich, eins der Bruder ihres verstorbenen Vaters v. Glasenapp Grunewald 1 1/2 Meilen von hier, eins soll dem Pastor Netwig in Gramenz und seiner in etwa 8 Tagen mit ihm verheirateten Frau (Schliep) übergeben werden. Die beiden uns hier zufallenden Mädchen sollen begabt sein, sie sind 12 und 11 Jahre alt. Die ganze Schwere der Sache fällt auf Elisabeth und das junge Mädchen welches mit ihr die Erziehung und vor allem den Unterricht übernimmt. Zu dem letzteren hätte Elisabeth nicht die Zeit, hat dazu auch nicht die notwendige Schule durchgemacht. Sie denkt es sich sehr köstlich dies mit Deiner Hedwig zu tun, und so mit ihr zusammen zu leben. Sie schreibt deshalb an Hedwig selbst und ich übernehme die Bitte an den teuren Vater. Es versteht sich ganz von selbst daß die liebe Hedwig ein Gehalt annimmt, wie es in solchen Fällen recht und billig ist, - Der ganze Plan wäre ausgeschlossen wenn Hedwig Dir selbst unentbehrlich wäre. Du hast ja aber noch 4 Töchter unverheiratet und nur eine Diakonissin, und Dorothee wird in einigen Wochen in Ribbekard von der jungen Frau abgelöst, so daß Du dann immer noch 2 Töchter bei Dir hättest. Nun lenke Gott Eure Herzen und mache sie willig für die Brautbewerbungen von

Deinem schon Dir so dankbaren

Kleist-Retzow

und seiner Elisabeth

Eintragung von Alexander Andrae-Roman in seiner Familienbibel unter der Datum 20. Mai 1892:

Heute morgen nahm der Herr auch meinen ältesten und nächsten Freund zu Sich, den Oberpräsidenten z.D. Hans v. Kleist-Retzow, den letzten aus dem Freundeskreise ausser dem Fürsten Bismarck, der seit seinem Aufgeben des christlich-conservativen Standpunktes uns ja längst ferne gestanden hat – den letzten von denen, mit welchen ich seit 1848 in engster Gemeinschaft gekämpft habe.

Auszug (S. 39-40) aus „Wilhelm Freiherr von Hammerstein:
1881-1895 Chefredakteur der Kreuzzeitung"
von Hans Leuss
Berlin 1905

Bevor Hammerstein die Redaktion der „Kreuzzeitung" übernahm, suchte er weitere Fühlung mit dem Fürsten Bismarck.

Er entwarf — anscheinend mit von Kleist-Retzow — einen Plan zur Reorganisation der „Kreuzzeitung", für den der Minister von Puttkamer die Zustimmung Bismarcks herbeiführen sollte. Der Plan wurde im „Deutschen Tageblatt" vorzeitig ausgeplaudert. Darauf bezieht sich folgender Brief, den von Kleist-Retzow am 15. Juli 1881 an v. Hammerstein geschrieben hat:

„Verehrter Herr von Hammerstein!

Die bewußte Notiz im Deutschen Tageblatt ist mir, da ich letzteres nicht halte, erst durch Ihre mir gestern zugehende Mitteilung und sofortige Einsicht bei einem Nachbar zugegangen. Daß die desfallsigen Verhandlungen hie und da bekannt sind, ist unvermeidlich, daß aber ein befreundetes konservatives Blatt eine derartige grobe Indiskretion begehen kann, mir völlig unerklärlich und kann nur darauf gerichtet sein etwas Neues zu sagen, ohne Rücksicht darauf, ob man damit schadet. Aber es ist einmal geschehen, und Dementis von Dingen, an denen doch etwas Wahres ist. und die dann, wenn sie nicht geradezu lügen sollen, künstlich verklauseliert werden müssen, sodaß sie erst recht auf die Spur des inneren Getriebes führen, liebe ich auch nicht. Dazu kommt, daß ich nicht orientiert bin, ob etwa der Minister v. Puttkamer bereits das Einverständnis vom Fürsten Bismarck erlangt hat. Wir trennten uns in Berlin damit, daß er bestimmt erklärte den Versuch machen zu wollen, dies herbeizuführen. Wäre dies der Fall, so würde die Sache ja eigentlich gemacht sein. — Andernfalls könnte die Mitteilung vielleicht jenem Versuch schaden, — vielleicht aber auch, weil ja der Fürst Ihnen wohl will, seine Gedanken vorbereitend darauf richten, daß er sich mit dem Plan vertraut macht und um so eher hilft ihn zu realisieren. Ich schreibe gleichzeitig an Herrn von Puttkamer und bitte ihn um Mitteilung, ob er etwa schon jenes Einverständnis hat, event. um nunmehr schleunige Herbeiführung desselben. Bis dahin, meine ich, werden Niebelschütz und Sie selbst die Mitteilung in den Zeitungen und die etwaigen Verhandlungen darüber über sich ergehen lassen müssen, wie man derartige Dinge oft genug zu tragen hat, — so leid es mir tut.

In herzlicher Verehrung

Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
H. v. Kleist. Retzow."

Der
Adel und die Kirche.
Ein Vortrag
von
H. H. von Kleist-Retzow
Ober-Präsident z. D.
Berlin, 1866.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung.)

Der Adel als solcher hat keine Berechtigung in der Kirche, wie die zu ihm in engster Beziehung stehende Institution des Patronats. Der Adel ist zur Zeit selbst in dem Staatsleben kein abgeschlossener, politisch berechtigter Stand. Aus dem Adel — dem hohen Adel — haben sich die Landesherren herausgehoben; ihm nahe stehen auf der einen Seite der mit obrigkeitlichen und politischen Rechten betrauete Stand der großen Grundbesitzer, auf der anderen die höhere Regierungsrechte verwaltenden Königlichen Beamten. Im ganzen Officierstande unserer Armee finden sich in Folge seines Berufes, wie durch den in ihm mächtigen Corporationsgeist adelige Anschauungen und Sitten. So kann das, was ich zu sagen habe, in manchen Beziehungen von aller menschlichen Herrlichkeit verstanden werden. Seine volle Anwendung findet es jedoch nur auf den Adel im eigentlichsten Sinne, in welchem jene Herrlichkeit nicht abgeschlossen sein, aber sich krystallisiren sollte. Doch auch in dieser Beziehung ist es schwer, den Begriff des Adels zu fixeren. Wegen seines Verwachsenseins mit dem Lande, welchem er angehört, durchläuft er die Entwickelungsgeschichte [6] desselben und ist selbst ein anderer in den verschiedenen Perioden der Geschichte. Und dieses sein Verhältniß zu dem gesammten Staatsleben ist als ein einheitliches für die Gegenwart schwer greifbar, nachdem in den letzten Jahrhunderten zahlreiche Adelsernennungen von Seiten der Kaiser und der Landesherren stattgefunden haben, ohne sich dabei an irgend welche Bedingungen aus der Natur des Adels zu binden, ohne daß die Ernannten in einen festen corporativen Verband eintreten, und wo jene Entwicklung und eigene Verschuldung ihn mannichfach zersetzt haben. Allein der Adel ist überhaupt nicht bloß im Lichte der Gegenwart zu betrachten, es gehört zu seinem Wesen, daß er seine Wurzeln in die Vergangenheit geschlagen, daß er seinen Blick in die Zukunft gerichtet hat.

Wie oft hat man den Adel für todt gehalten oder ausdrücklich abschaffen wollen, in der französischen Revolution, bei uns 1848. Als die Mitglieder des sogenannten Junker-Parlamentes — es war schon einen Monat früher, als Mitglieder der evangelischen Kirche den ersten Kirchentag nach Wittenberg beriefen, ein lautes Zeugniß gegen die Revolution abzulegen und einen allgemeinen kirchlichen Buß- und Bettag anzuregen, — als, sage ich, die Mitglieder des Junker-Parlaments aus dem Saale ihrer Berathungen auf die Straße traten, vertheilten Straßenjungen Lieder und sangen dazu: „Der Adel wird abgeschafft, Stiefel du mußt sterben!" Aber es war nur das Straßen -Accompagnement zu der in der Sing-Academie gespielten Melodie: „Die Firma des Königthums von Gottes Gnaden hat Bankerott gemacht!" Und siehe da, gleich darauf erwies sich eben dies Königthum von [7] Gottes Gnaden in neuer, kaum geahnter Machtfülle und Herrlichkeit, und auch der Adel brachte lange vergeblich an ihm gesuchte frische Triebe. Mit Rücksicht auf seine Geschichte aus seiner Idee heraus, fasse ich hier den Adel als den Stand, welcher auf der Grundlage größeren, für die Familie dauernd erhaltenen Grundbesitzes wesentlich berufen ist, den Staat zu schützen, ihm zu dienen und an seinem Regimente Antheil zu nehmen.

Der Apostel Paulus sagt: „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf, nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen." Der Apostel Jacobus: „Sind nicht die Reichen, die die Gewalt an euch üben, verlästern sie nicht den guten Namen, davon ihr genannt seid?" — Der Herr selbst sagt mit Beziehung auf den reichen Jüngling: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme." Das heißt doch, es ist unmöglich! So scheint das Verhält-

niß des Adels zur Kirche, da ein gewisser Reichthum — nicht für jedes seiner Glieder, wohl aber für ihn als Stand eine nothwendige Voraussetzung ist, — geradezu ein negatives zu sein. Es sind das unzweifelhafte Thatsachen, welche die Apostel mittheilen; es ist eine unumstößliche, für alle Zeiten gültige Wahrheit, welche der Mund der Wahrheit damit ausspricht, und keiner, der zum Adel gehört, sollte ohne ein „Herr erbarme dich meiner!" an jenem Worte vorübergehen. Für solche erschrockene Gewissen aber fügt der Herr hinzu: „Bei den Menschen ist es unmöglich" (auch rücksichtlich der Armen), „aber bei Gott sind alle Dinge möglich" (auch rücksichtlich [8] der Reichen). Es liegt nicht an Jemandes Laufen (arm oder reich), sondern allein an Gottes Erbarmen (arm oder reich). Armen Hirten wurde zuerst das Evangelium von der Geburt des Heilandes durch den Engel verkündet, aber gleichzeitig sahen die Weisen aus dem Morgenlande, Könige, wie die Kirche nach der Psalmstelle sie bezeichnet, jedesfalls weise, reiche und vornehme Herren, seinen aufgehenden Stern und wurden von ihm, wenn auch auf weitem und mühevollem Wege durch Jerusalem — durch die Kirche — zu seinen Füßen gezogen.

Die Kirche verlangt von einem Mitgliede des Adels gerade die Entäußerung der Gaben, auf welchen der Stand wesentlich beruht. Stark und edel sein, in Ehren stehen vor der Welt, überhaupt „etwas sein" gehört wesentlich zum Adel, und dem geradezu entgegengesetzt erklärt der Apostel „das Schwache vor der Welt und das Unedle vor der Welt, und das da nichts ist, hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was etwas ist"; dies Alles aber nicht so, daß Gott jene Gaben gering achtet und vernichtet wissen will. Er würde mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn es so wäre. „Ich bin der ich bin," bezeichnet er selbst sein Wesen; „Ehre sei Gott in der Höhe," singen von ihm die Engel; „sein ist die Kraft und die Macht, und die Herrlichkeit" triumphirt einstimmig die Gemeinde im Himmel und auf Erden. Alle jene Gaben sind ein Ausfluß seines Wesens. Der selbstsüchtige und stolze Mensch sieht sie an wie einen Raub, wie einen Erwerb seiner Hand, er gründet darauf eine selbständige, von Gott losgetrennte Existenz und will sein wie Gott.

[9] Jene Gaben haben nur so weit eine reale Bedeutung, als die Kraft Gottes, welche sie schuf und austheilte, an welche er will, und wieder nimmt, welchen er will, in ihnen fortwirkt; sonst sind sie eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther; es gilt von ihnen, was ein hervorragendes Mitglied des Märkischen Adels an den Thurm seines Schlosses schrieb: „Die Herrlichkeit dieser Welt vergeht." Es ist kurzsichtig, sie als das Principale anzusehen, adlige Handlungen darauf zu gründen; es ist umgekehrt, „Gott lieben, sein Gebot erfüllen, adlig handeln" ist das Erste, die wirkende Grundursache, jene Gaben sind davon nur die Folge. Und wenn es der Zeit nach sich anders darstellt, wie bei allen ererbten, also gerade adeligen Gütern und Gaben, mit Ausnahme des ersten Erwerbers, des Stifters der Familie, so ist es die uns entgegenkommende Güte Gottes, welche uns schon zuvor damit ausstattet auf Hoffnung. Deshalb gilt das Wort: „Noblesse oblige", was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Menschen mit solchen Gaben geziert, ohne den Geist, der sie tragen soll, gleichen mit allen unächten Flittern umherwandelnden Leichen.

Sehen wir sie an, als ein von Gott uns anvertrautes Pfund, so werden wir sie auch nicht zu selbstischer Genußsucht gebrauchen, vielmehr wird das Wort: „ich dien" mit allen jenen Gaben, mit unserer ganzen Person uns ins Herz und an die Stirn geschrieben sein. Jene Gaben sind so gut ein Theil der uns von Gott verliehenen Existenz wie der Leib, und hängen so eng mit unserer gesammten Persönlichkeit zusammen, deren Erweiterung sie bilden, daß eine Vergeudung [10] derselben nicht ohne die empfindlichste Rückwirkung auf unsern inneren Menschen statthaben kann. Darum sind gleich ekelhaft, welche durch jene Gottesgaben stolz und hoffärtig gemacht, voll Geringschätzung auf Andere herabsehen, wie die, welche sie durch Prassen und andere Sünden leichtfertig wegwerfen; darum aber gewinnen die so sicher alle Herzen, welche dieselben zu seiner Ehre tragen, trotz der Versuchungen, welche sie dem natürlichen Menschen reichlich darbieten, sich selbst überwunden und sie dadurch geheiligt haben.

Die Bezeichnung Junker bedeutet eigentlich „ein kleiner Herr"; in ihr liegt an sich nichts Tadelnswerthes, vielmehr drückt sie aus, daß derselbe einen größeren Herrn, den König, vor Allem den großen Gott im Himmel über sich hat und ihm Rechenschaft schuldig ist. Es brauchen daher ganz consequent gegenwärtig diejenigen diese Bezeichnung als einen Vorwurf für den Adel und weit darüber hinaus, welche alle Herrschaft lästern. Die Veranlassung zu diesem Gebrauche des Wortes Junker und daß damit irgend ein Eindruck hervorgerufen wird, hat aber in dem eben hervorgehobenen Unterschiede der Auffassung jener

Gaben und des Gebrauches derselben seinen Grund; der Vorwurf trifft die nicht ganz mit Unrecht, welche sich in ihnen als die großen Herren spiegeln, wohl gar andern Geschlechts halten als andere Menschen. Nur daß man sie deshalb mit mehr Recht „die großen Hansen", als „die kleinen Herren" bezeichnen müßte.

Der Kaiser Maximilian aber schrieb unter das Wort, das er an seine Thür geschrieben fand: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?" „Ich [11] bin ein Mann wie andre Mann, nur daß mir Gott die Ehre gann." Ueber dem Stammvater des Geschlechts muß uns der gemeinsame Stammvater des ganzen Menschengeschlechts, noch mehr der zweite Adam stehen, über dem Bande der Genossenschaft die Gemeinschaft der Ritterschaft, welche den Schild des Glaubens, den Helm des Heils, das Schwert des Geistes führt.

Eine besondere Bedeutung für die Kirche mußte der Adel von der Zeit an gewinnen, wo durch Constantin die Obrigkeit und mit ihr die Einrichtungen und Ordnungen des Staates christlich wurden; noch eine andere, seitdem Karl der Große das christliche Kaiserthum auf germanische Volksstämme brachte. Vermöge seiner Stellung zum Kaiser trat mit ihm der Adel als Stand aus dem Zustande der Feindschaft gegen die Kirche in den der Freundschaft zu ihr und diente ihr nicht bloß unmittelbar, sondern schon mittelbar dadurch, daß er seinen Beruf im Staate erfüllt.

So lieh der deutsche Adel in der Zeit bis zu den Ottonen, diese mit eingeschlossen, dem Kaiser sein Schwert zur Ausbreitung des Kaiserthums, aber mit dieser ging überall Hand in Hand die Pflanzung der Kirche. Er lieh es den Kaisern aber auch zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit von der Kirche.

In der Zeit von den Ottonen bis zur Reformation gewann die Kirche die unbedingte Herrschaft über den Staat. Es sah während der Zeit in Folge der sich bekämpfenden Mächte und bei der Schwächung der höchsten Autorität im Reiche bunt genug aus und ging auch von Seiten des Adels [12] oft gewaltsam her. Aber man darf die damalige Zeit mit den zahlreichen selbständig berechtigten Mächten nicht mit dem Staatsrechte unserer heutigen centralisirten Staaten und ihrer Prätension der alleinigen Gesammtbürgerschaft aller Rechtsverhältnisse vergleichen. Der so oft geschmähte Feudalstaat war ein auf die Achtung der freien Persönlichkeit gegründetes, die ganze Nation, namentlich den Adel umspannendes Band hingehendster gegenseitiger Treue zwischen Lehnsherrn und Lehnsmann; aller Grundbesitz, ja jedes Recht wurde aufgefaßt als ein der Treue des Lehnsmannes im Dienste des Lehnsherrn anvertrautes Gut. Es eine Zeit voll des individuellsten Lebens, der kräftigsten Persönlichkeiten, voll hoher Begeisterung, voller Poesie und Bildung gerade auch beim Adel.

Auf den Ruf der Kirche, nicht auf den seines Kaisers nahm der Adel das Kreuz, um die Stätten von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien, wo vor tausend Jahren unser Herr und Heiland gewandelt hatte und seine Wunder geschehen waren. Durch die Gemeinschaft, in welche dabei der Adel aller abendländischen christlichen Nationen unter einander trat, wurden die Schranken, welche das eigene Land zog, durchbrechen von dem Bande der Genossenschaft, ähnlich wie von der Kirche. Von dem Ritter wurde eine christliche Haltung gefordert, sein Schwert erhielt die Form des Kreuzes, zum Zeichen, daß er seine Waffen nur im Namen und zu Ehren des Gekreuzigten führen wolle. Es bildeten sich aber als eine Blüthe der Ritterschaft Genossenschaften, ganz nachgebildet den kirchlichen Orden, welche das Gelübde der Keuschheit, der Armuth [13] und des Gehorsams ablegten und streng den Forderungen der Kirche nachzuleben sich verpflichteten. Kampf gegen die Ungläubigen, Schutz und Pflege der Pilger war ihr Lebensberuf. Von da an nahmen kirchliche Stiftungen des Adels nach allen Richtungen, in welchen die Thätigkeit der Kirche sich geltend machte, zu. Die Interessen der eigenen Familie waren dabei mit denen der Kirche so unzertrennlich verknüpft, daß nicht einmal zu entscheiden ist, ob das Interesse der Kirche zu dienen und die Familie an diesen Dienst zu binden, oder das Interesse das Vermögen der Familie unter den Schutz der Kirche zu stellen, überwog. Doch wurde der Adel durch seine damalige politische Stellung über seine Sphäre hinausgehoben. Durch ungebundenes Leben — und wie wir an der Geschichte der freilich hauptsächlich in Frankreich verbreiteten Tempelherren sehen, auch hie und da durch krassen Unglauben, zerstörte sich der Adel vielfach innerlich, durch Gewaltsamkeit und Härte entfremdete er sich die aufblühenden Städte und Bauern. Die Landesherren wurden in ihrem Streben, ihn ihrer Landeshoheit zu unterwerfen, vom Papste unterstützt, indem er die Besetzung der Bischofstühle mit Gliedern aus den Fürstlichen Familien begünstigte und römische Eindringlinge in die Domstifter sandte.

Da erfüllte Deutschland und die umliegenden Länder Luthers Ruf nach der Reformation der Kirche. Er richtete ihn geradezu an den Adel der deutschen Nation. Wohl meinte er damit die Obrigkeiten, aber die Pflicht derselben gründete er darauf und der Ruf zündete in den Herzen der ganzen Nation, daß er den Beruf der Laien für die Kirche, daß er [14] die Obrigkeit als eine selbständige unmittelbar von Gott zu seinem Dienst eingesetzte Ordnung, — d. h. die christliche Monarchie — wiederherstellte, daß in der deutschen Nation noch das Bewußtsein eines christlichen, selbständigen Kaiserthums lebendig war. Der deutsche Adel im engeren Sinne hatte dafür seiner Stellung entsprechend ein offenes Ohr. Doch die Verbindung, in welche er die religiöse Bewegung mit seinen politischen Beschwerden gegen die Landesherren brachte und sich in Bündnisse gegen diese vereinigte, — noch mehr die Aufstände, zu welchen sich die Bauern in mißverständlicher Anwendung der religiösen Wahrheiten erst gegen den Adel, dann in Verbindung mit einem Theile desselben gegen die Landesherren hinreißen ließen, raubten dem Adel im Westen und Süden von Deutschland großentheils seine noch bewahrte Bedeutung.

Die Reformation hatte den Beruf, der Obrigkeit als Wächterin beider Tafeln des Gesetzes, Beschützer und Pfleger der Kirche zu sein, zum Bewußtsein gebracht; sie sollte die Kirche in ihrer Selbständigkeit erhalten und ihre Entwickelung fördern. Es ist aber das Charakteristische der folgenden Periode, daß die Macht der Landesherren jede andere Berechtigung im Staate und in der Kirche zu absorbiren strebt und gegen den Schluß derselben der Absolutismus im Staate, das Territorialsystem in der Kirche völlig ausgebildet ist. Die Idee des christlichen Staates ist umgewandelt in die Abhängigkeit der Kirche von einem das Christenthum mit Gleichgültigkeit ansehenden Staate. Wie hätte der Adel, vermöge seiner überdies sehr reducirten Antheilnahme an der Leitung des Staates, der [15] Kirche dienen sollen. In Folge des in den gebildeten Kreisen der Nation überhaupt herrschenden Unglaubens wirkte seine Anschauungsweise und sein Leben mit der ganzen Macht seiner Autorität vorwiegend verderblich auf die anderen Stände ein. Es gereicht dem Adel zur unaustilgbaren Schmach, daß er den Fürsten nach, dem Volke voran die Bollwerke deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Glaubens an den Feind deutschen Wesens und Lebens schon lange vorher übergeben hatte, als erst in Folge davon die Heere und Festungen unter seiner Führung capitulirten, daß er, statt in der Stellung als Patron das Kirchengut zu schützen und zu mehren, es vielfach in doppelt schwerer Versündigung für einen geringen Canon selbst erwarb und dadurch der Kirche die Möglichkeit nahm, durch den steigenden Ertrag des Grundbesitzes ihre steigenden Bedürfnisse zu decken. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Kirche selbst lebendig gewesen wäre. Der Stand aber, welcher das ihr verliehene Schwert des Geistes zu führen berufen ist, war in Rationalismus versunken und hatte den lebendigen persönlichen, allgegenwärtigen Gott preisgegeben. Es war nicht zu verwundern, daß bei dieser Entartung der geistigen Kräfte der Nation der gewaltige Stoß des Trägers der Revolution das ganze morsche Gebäude über den Haufen warf und Kirche, Staat und Adel in die unerträgliche Knechtschaft des Despotismus derselben geriethen.

Wohl erwachten im ganzen Vaterlande in jener Zeit der Schmach der Glaube und das nationale Bewußtsein, aber es ging nicht so tief, um eine völlige Umkehr des gesammten Lebens in Kirche und Staat zu bewirken, die zersetzenden von [16] den Principien der Revolution inficirten Ideen wucherten daneben fort; es bedurfte einer neuen revolutionären Bewegung im eigenen Vaterlande, um diese in ihrer ganzen Verderblichkeit zu erkennen — und der Adel — war bei ihrem Ausbruche nicht so gerüstet auf dem Kampfplatze zu ihrer Abwehr, wie sein Beruf erfordert hätte. Die Regierung unseres Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. als einer christlich deutschen Monarchie ist von Gott gewürdigt worden, in Kirche und Staat Keime einer neuen, wenn Gott weiter Gnade und Treue und Buße wirkt, gesegneten EntWickelung zu legen. Königthum, Kirche und Adel traten unter ihm für die durch solche Regierung einem Lande gewährten hohen Güter in den gemeinsamen Kampf ein gegen die sie bedrohende Revolution. Gott wolle verleihen, daß er bewußter, allgemeiner, energischer werde.

Es sind besonders zwei Einrichtungen, welche der Königliche Herr mitten in dem schweren ihm verordneten Kampfe zur Neubelebung des Adels und zur Förderung treuer Dienste desselben gegen die Kirche gegründet hat, die Bildung des von des jetzigen Königs Majestät kürzlich neu befestigten Herrenhauses und die Wiederaufrichtung des Johanniter-Ordens. Beide Institutionen umfassen nicht den ganzen Adel, erstere geht weit über ihn hinaus, aber sie sollen beide dazu dienen, daß der gesammte Adel sich in ihnen vertreten finde; der Johanniter -Orden zum unmittelbaren Dienst der Kirche, das Herrenhaus zum mittelbaren Dienst

derselben berufen, in treuer Pflege und Entfaltung des christlichen Königthums. Welche Pflicht der Dankbarkeit, welche hohe Verantwortung gegen [17] Gott und das Vaterland haben die Mitglieder jener beiden Institutionen, hat der gesammte Adel Preußens als der Boden, aus welchem sie erwachsen sind, als die Quelle, aus welcher ihnen immer neue Lebenskräfte zuströmen sollen.

Mit der Schöpfung hat Gott ein Reich angefangen, daß es bleiben sollte, sein ewiges Königreich, das, obschon vom Himmel stammend und zu ihm führend, bei aller seiner desfallsigen Herrlichkeit doch, soweit es auf der gefallenen Erde — als Kirche — sich darstellt, an der Niedrigkeit der Erde Theil nimmt und in Rechtsformen geschützt und entwickelt wird. Zu diesem Reiche sind Alle berufen, allein das Bürgerrecht in ihm beruht auf der Willigkeit der Herzen zu ihm. Es ist ein Reich der Freiheit, der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher Gott die befreit, welche dem Zuge des Sohnes zum Vater durch das Evangelium folgen. Darum hat seine Barmherzigkeit zugleich andere Reiche, Staaten, gegründet, deren einem jeder Mensch angehören muß. Solchem Reiche sind wir nach allen Beziehungen unseres sittlichen Lebens unterworfen, darum ist es von einem Hauche des Geistes Gottes durchtönt, eine Erweiterung der menschlichen Persönlichkeit, bestimmt, ihre Glieder unter der Zucht des göttlichen Gesetzes zum Evangelio und zu dessen Reich zu führen. Die Liebe unseres Gottes um diese Zucht, dieses Ziehen an aller Menschen Herzen wirksam auszuüben, vereinigt sie je nach ihren verschiedenen Gaben, Kräften und Sünden, zunächst zu ihrer Eigenart entsprechenden oder sie ergänzenden Volkspersönlichkeiten, aber auch wieder innerhalb dieser, als ihre Glieder, zu Ständen und Familien. Der [18] Stand, welcher vornehmlich zur Wahrung der Reichszwecke berufen ist, welcher vor Anderen Gaben empfangen hat zur Erfüllung des Königlichen Gebotes: „Du sollst Gott über alle Dinge lieben und Deinen Nächsten als Dich selbst!" ist der Adel.

Das Bewußtsein, daß die staatliche Ordnung eine Einrichtung des lebendigen Gottes ist, von oben, daß zunächst der König, daß aber auch die anderen Stände in ihm von Gottes Gnaden sind, nicht eine willkürliche Einrichtung der Menschen, nicht von unten her ist die Lebensluft der christlichen Monarchie, gehört zum Wesen des Adels in ihr, ist aber auch die Kraft der Verkündigung der Kirche. Das giebt dem Adel, lassen Sie mich, um Mißverständnissen vorzubeugen, hinzufügen: das soll dem Adel geben: — es ist nicht entfernt meine Absicht, den Adel hier zu glorificiren , ich will nach meinem Vermögen das ihm vorgesteckte Ziel bezeichnen, er selbst mag sich sagen, wie weit er hinter demselben zurückbleibt — das giebt also, oder soll dem Adel geben die Begeisterung, die Siegesgewißheit, die Todesmuthigkeit, die Opferwilligkeit, die Treue, — das giebt ihm die unbeugsame Gerechtigkeit, die Selbständigkeit, die Freimüthigkeit und Festigkeit, — das giebt ihm endlich die Demuth, die Selbstverläugnung, die Barmherzigkeit, die Liebe, welche alle erst seiner Streitbarkeit den inneren Werth, den Adel, verleihen, sie von der Streitbarkeit jedes Kriegsmannes unterscheiden und zur Ritterlichkeit erheben. Gerade in der jetzigen Zeit tritt das Princip „von oben" oder „von unten" als der tiefste Grund der engen Gemeinschaft zwischen der Kirche und dem Adel lebendig hervor, [19] wo der bewußte Kampf um dasselbe aufs Heißeste entbrannt ist. Es ist die rechte Aufgabe des Adels, in diesen Kampf mit der ganzen Begeisterung zu ziehen, welche jene Gotteswahrheiten verleihen, und sich darin nicht von den Gegnern beschämen zu lassen, welche doch nur aus ihnen erst abgeleitete und noch dazu in Sünde und Irrthum getauchte Wahrheiten vertreten, — es ist seine rechte Aufgabe, es mit der vollen Gewißheit des Sieges zu thun, wie Gideon, unangesehen etwa die kleine Schaar, die kleine Partei, die es mit ihm hält, unangesehen den großen Haufen der Feinde, weil er den kennt, welcher sie mächtig und unüberwindlich macht, so sie treu erfunden wird. Er soll ihre ewige und absolute Geltung für alle irdischen Verhältnisse behaupten, kein Gebiet, nicht das der Politik, nicht das des Krieges davon ausnehmen wollen und diese dem eigenen Interesse, dem Egoismus preisgeben; er soll das gleiche Interesse haben, damit alle Gliederungen des Staatslebens zu durchdringen, nicht bloß die Schule, die Provinzial- und Kreisstände, sondern auch die Justiz und die Gewerbe. Kommt das Princip „von unten" zum Siege, so richtet es sich zunächst gegen den Adel; aber in nothwendiger Consequenz kann es auch das derselben Quelle entspringende Königthum nicht dulden. Eine Gott und der Kirche feindliche Macht, der Gegensatz des christlich monarchischen Königthums, bedient sich dann der bisher kirchlichen Einrichtungen: der Schule, Ehe, des Antheils am Regimente der Kirche selbst, um die Kirche, so es möglich wäre zu zerstören, jedenfalls die Glieder derselben zu bedrücken und zu verfolgen.

[20] Aufs Engste mit diesem principiellen Gegensatze „von oben" und „von unten" verbunden ist die

Bedeutung, welche der Persönlichkeit beigelegt wird. Die Hervorhebung des Werthes der einzelnen Person ist ein Ziel der von Gott geleiteten Entwickelung des menschlichen Geschlechts. Es hat aber jede Persönlichkeit nur einen Werth, so weit sie die Ebenbildlichkeit Gottes bewahrt. Nach dem Princip „von unten" wird diese Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen geläugnet, es kann eben so wenig fassen, wie sich die Einzeln-Persönlichkeit zu einer über ihr stehenden Gottes - Ordnung zu erweitern vermag in Gemeinschaften der Menschen, welche durch sie als verschiedene Glieder an einem Leibe verbunden sind, als es anerkennen kann, daß nach der Bedeutung der Einzeln - Personen für jene Ordnungen, diese in ihnen einen verschiedenen Werth haben sollen. Die Einzeln -Persönlichkeit wird als souverän dargestellt, und da eine Ordnung zum gemeinsamen Leben unentbehrlich ist, eine solche aus dem Willen der Mehrheit der souveränen Persönlichkeiten aufgerichtet. Aber gerade deshalb kennt man dabei keine Freiheit, weil keine sittliche Schonung der Einzeln - Persönlichkeit in der von Gott ihr angewiesenen Rechtssphäre, und der Erfolg ist, daß die Ueberspannung des Werthes der Persönlichkeit in ihre völlige Nichtachtung umschlägt. In der Anschauungsweise, in den Traditionen des Adels liegt es, jene Gottes - Ordnungen dieser ihrer Umkehr gegenüber zu vertreten, den Werth der Einzeln -Persönlichkeit im Regimente derselben zur Anerkennung zu bringen und diesen hingebende Treue zu bewahren.

Mit dieser Bedeutung der Persönlichkeiten von Seiten [21] des Adels hängt nun aber als der eigentliche Kern desselben dessen Hochhaltung der persönlichen wie der Standesehre zusammen. Ehre ist die Uebereinstimmung unseres Lebens und Handelns mit unserm Wesen und Berufe, mit unserer Persönlichkeit, mit dem Ebenbilde Gottes in uns. „Ehre sei Gott in der Höhe," d. h. durch die Geburt des Herrn erweist sich Gott im vollkommensten Sinne als der, welcher er von Ewigkeit her war, und Seine Majestät fordert durch den Mund der Engel die Anerkennung dessen von der Welt. Deshalb findet sich die rechte Bedeutung der Ehre erst im Christenthume, deshalb ist die Ehre je nach der Persönlichkeit und ihrem Berufe eine verschiedene, am höchsten für den Beruf, der ein besonderer Abglanz der Majestät Gottes ist, und dessen Träger deshalb in der Schrift geradezu als Götter bezeichnet werden, dem der Obrigkeit, dem zur Antheilnahme am Regimente des Staates berufenen Adel. Aber eben deshalb ist gar keine Ehre denkbar, bei welcher jene Uebereinstimmung nicht statthat. Wo ohne eine solche doch ihr Ausfluß, die Anerkennung der Menschen, gesucht wird, schlägt die Standesehre in Standessünden um, und diese sind wegen der Ausbildung des Standesbegriffes beim Adel leichter und wegen seiner einflußreichen Stellung viel gefährlicher als sonst. Sie sind meist alteingewurzelt, zur Sündhaftigkeit des eigenen Herzens kommt der Druck der festgegliederten Standesgenossen hinzu. Es ist eine schwere, aber unabweisliche Pflicht der Kirche, eine rechte Liebespflicht derselben, dagegen zu zeugen, die Gewissen dagegen zu schürfen. Es ist ritterlich, sich sagen zu lassen, ritterlich die Bande zu sprengen, welche uns gefangen [22] halten, welche uns hindern wollen, jene Uebereinstimmung allenthalben zur That werden zu lassen. Der Adel soll eingedenk sein, daß er nicht nur in dieser Welt, sondern vor Allem in jenem Leben einstehen muß mit seiner ganzen Person für deren Aeußerungen in allen ihren Beziehungen, daß er sich untadelig und ohne Flecken darzustellen hat vor Gott, der Herzen und Nieren prüft.

Durch die Jahrhunderte hat der Adel zu den Gottes - Ordnungen des Staates und der Kirche dieselbe Stellung gehabt, hat er an ihrem Regimente hervorragenden Antheil genommen. Conservative Gesinnung ist daher nicht sowohl ein Beruf als eine Gabe des Adels; wo er sie nicht hat, verletzt er nicht sowohl eine Pflicht, als er vielmehr entartet ist. Auch darin hat er die tiefgehendste Uebereinstimmung mit der Kirche. Als das Christenthum in die Welt eintrat und sie neu gestaltete, verkündet dennoch der Herr: daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, daß zwar Himmel und Erde, aber kein Titelchen vom Gesetze vergehen würde. Die Völkerschaaren mit ihrer verschiedenartigen Individualität, welche durch das Christenthum überwunden wurden, wurden als Zweige eingepfropft dem alten Oelbaum, eingereiht dem Volke Gottes, bilden den rechten Samen Abrahams. Welche Majestät Gottes tritt uns darin entgegen, wie kümmerlich sind dagegen unsere conservativen Thaten. Und doch ruht nach derselben Majestät Gottes die der Treue im Kleinen gegebene Verheißung auf jeder That, auf jedem Wort in Kirche und Staat, welche der revolutionären und antichristischen Auffassung in jeder Form, in der sie sich geltend macht, [23] entgegentreten, „daß der preußische Staat erst vom 31. Januar 1850 neu datire," und daß nicht vielmehr das preußische Königthum, welches den Staat schuf, wie die Verfassungs-Urkunde verlieh, noch heute sein lebendiger Mittelpunkt und Träger sei, — oder gar, „daß die evangelische Kirche erst mit einer

constituirenden General-Synode ihren Geburtstag zu erwarten habe," und nicht viel mehr der Herr im Himmel noch heute ihr Haupt, sein Wort und Wille ihre unabänderliche Richtschnur sei.

Der Adel soll aber conservativ sein, wie jenes Urbild es uns vorhält. Gott erhält die Welt durch die sich täglich in ihr neu geltend machende Schöpferkraft, durch ihre fortgesetzte Verjüngung. Es ist des Bauern Art, conservativ sein, daß er die Dinge erhalten möchte, wie sie eben sind, weil er sie nur mit sich selbst in Verbindung bringt, sein Gesichtskreis nicht über die Gegenwart hinausgeht. Der Adel soll seinen Blick auf den weiteren Zusammenhang der Dinge, auf ihre Entwicklung für die Zukunft richten, ihm soll eignen eine allgemeinere Bildung, eine Universalität des Geistes. Seine konservative Gesinnung soll darin beruhen, eben so wie in der Kirche — die fortschreitende Entwickelung der Dinge von demselben Mittelpunkte ausgehen zu lassen, sie nach demselben Principe zu leiten. Es ist Gottes Weg wie in der Kirche, so im Staate im Laufe der Geschichte die Vollberechtigung der Antheilnahme an jenen Ordnungen in immer tiefere Kreise herabsteigen, immer weitere Kreise die Selbständigkeit gewinnen zu lassen. Der Adel soll sich dazu nicht schmollend stellen, er soll solche Entwickelung, so weit sie aus jenem Principe [24] geschieht, fördern, soll die dadurch Emporgehobenen aufnehmen, wie ein älterer Bruder den jüngeren. Sein Ziel soll sein: nicht daß er der ganzen Nation allein berechtigt gegenübersteht, sondern daß die ganze Nation von adeliger Gesinnung und adeligen Einrichtungen durchdrungen wird. Es würde mit dem heutigen Staate schlecht stehen, wenn der Adel sich noch, wie er es zu Anfang des Mittelalters in der That war, als die Nation überhaupt betrachtete; aber er soll danach ringen; es ist seine Aufgabe, der Führer zu bleiben einer zur Vollberechtigung heranwachsenden Nation.

Dem Stande des Kaufmanns eignet leicht eine Universalität nach dem Sprüchworte: „Ubi bene, ibi patria." Dieser Gefahr ist beim Adel dadurch gewehrt, daß er seine festen Wurzeln in den Grundbesitz des Landes geschlagen hat. Wohl giebt es adelige Familien, welche auch ohne einen solchen Jahrhunderte hindurch in adeligen Tugenden geglänzt haben. Im Ganzen, als Stand, ist der Adel undenkbar ohne wesentlichen, den Familien erhaltenen Antheil am Grundbesitze des Landes. Es ist ein Gericht Gottes über ihn, wenn er ihn verliert; es ist ein Zeichen der Zersetzung der gesammten staatlichen Verhältnisse, wenn sich, den etwa gewandelten Zeitverhältnissen entsprechend, nicht ein neuer, doch wesentlich und dauernd mit dem Grundbesitze des Landes zusammenhängender Adel bildet.

Der Grundbesitz soll den Adel in die engste ZusammengeHörigkeit mit Land und Leuten bringen, mit den Leiden und Freuden derselben. Er ist zu allen Zeiten in seinem Zusammenhange betrachtet worden mit den Pflichten und Rechten [25] des Besitzers zur Antheilnahme an der Leitung der Angelegenheiten aller der Gemeinwesen, welchen er angehört. Es ist aber der Untergang des Adels, wenn er durch den Grundbesitz in Materialismus versinkt, wenn er ihn nur ansieht als das Mittel zur möglichst großen Stoffverwandlung. Doch hat der Grundbesitz jene Bedeutung nur, wenn er der Familie dauernd erhalten wird. Nach Gottes Ordnung ist hier auf Erden die geistige Entwickelung an eine Leiblichkeit gebunden, so beim Menschen und beim heutigen Staate. Die Familie hört auf, als solche ein Mittelglied zwischen den Einzelnen und dem Staate zu sein und verliert damit für letzteren ihre Bedeutung, wenn sie nicht auch in einem Familienbesitze sich fixirt, der ihr eine dauernde Stellung im Staate giebt, der auch die Zeiten weniger energischer Generationen über trägt. —

Je mehr der Grundbesitz aus den Händen des Adels geht, um so greller tritt es hervor, wenn die den Kern des Adels bildenden Eigenschaften fehlen. Name und Stand wird dann mehr eine Hinweisung darauf, was seinem Träger fehlt, als was er hat. Ein um so größerer Stachel sollten diese Verhältnisse dem gesammten Adel sein, jene Eigenschaften sich anzueignen und durch eigenes Beispiel, durch Erziehung als ein unveräußerliches Fideicommiß den Nachkommen zu übertragen. Es sollte die Erziehung auf der Grundlage der Furcht Gottes, in den Schranken ernster Zucht, die Keime unbedingter Wahrhaftigkeit, der Selbstverläugnung, der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit, der Reinheit des Herzens pflegen, daß die Familien nicht durch ihre Jugend — wie jetzt so vielfach — [26] geschändet und vornehmlich durch das Spiel an den Rand des Verderbens gebracht werden.

Mit den Gaben, welche dem Adel vertraut sind, soll er wie Christophorus dem Höchsten, dem höchsten Gott im Himmel und dem Könige dienen, aus Dankbarkeit, aus Lust, aus Pflicht, auch für Lohn — doch nicht um des Lohnes willen. Gott lohnt jeden ihm gereichten Becher kalten Wassers. Dieser Dienst wird in

doppelter Weise von uns gefordert, gegen den Herrn selbst und in seinen Armen und Hülflosen. Der Adel, die Höhen sind es im vorigen Jahrhundert gewesen, von welchen aus der Unglaube und die Gottlosigkeit ausgegangen sind und nach und nach bis in die Thäler sich verbreitet haben, die Höhen der Berge werden zunächst von der Morgensonne beleuchtet, nun soll auch ihr Licht wieder sich herabsenken in die Gründe. Die Macht des Beispiels zum Segnen oder zum Verderben von Personen, welche Anderen eine von Gott gesetzte Autorität sind, ist groß, furchtbar der Fluch, wenn von ihnen Verderben ausgeht auf das ihnen zum Segnen anvertraute Volk.

Zur Erhaltung und Stärkung des dem Adel eigenthümlichen Lebens, zur Kräftigung desselben in Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten, zur Förderung der Liebe, welche Ehren und Leiden, Tugenden und Sünden als gemeinsame ansieht, sind ihm auch heute noch corporative Verbände ein dringendes Bedürfniß. Aber das Leben desselben ist eine religiöse Grundlage und ihr Halt Uebung der Zucht. Wo der Adel jetzt wenigstens Anfänge solcher Verbände hat, im Johanniterorden und einzelnen Familienverbänden, sollte auch der Anfang der [27] Geltendmachung solcher Zucht nicht fehlen, wenn anders diese Anfänge nicht doch als wurmstichige Früchte erfunden werden sollen. —

Die Kirche ist der Leib des Herrn, Dienste, welche ihr im Glauben geleistet werden, sind ihm selbst gethan. Vermöge der Knechtsgestalt der Kirche hat der Herr sie darauf angewiesen und den Menschen Güter ausgetheilt, um ihr damit zu dienen. Er ließ es zu, daß die Weisen aus dem Morgenlande ihre Schätze aufthaten und dadurch seine Flucht nach Aegypten möglich machten. Die Liebe des Joseph von Arimathia bei seinem Tode würdigt der Herr schon vom Propheten Jesaias in der Weissagung von dem Lamme Gottes geschaut zu werden. Es ist eine erneuete Gabe Gottes, wie der Herr selbst der Samariterin erklärt, wenn er Dienste mit den Gaben verlangt, die er uns zuvor dargereicht hat, indem sie dadurch die Vermittler der ewigen Heilsgüter für uns werden. Es ist nicht wohl denkbar, so wir irgend guten Willens sind, daß wir es auszuhalten vermögen in Palästen und steinernen Häusern zu wohnen und das Heiligthum, in welchem der Herr wohnt, einer elenden Hütte gleich stehen zu lassen. Unsere Voreltern bauten die Kirchen, dotirten sie reich und schmückten sie herrlich, wir vermögen nicht einmal, sie entsprechend zu erneuern. Darf ich — um der vielen hier anwesenden verehrten Frauen willen — die Zuversicht aussprechen, daß sich in der evangelischen Kirche und unter den adeligen Frauen immer mehr Marien finden werden, welche den Herrn viel lieben, weil er ihnen viele Sünden vergeben hat, welche im edlen Wetteifer mit der uns darin schon voranstehenden [28] katholischen Kirche, diese Liebe nun auch mit den ihnen eigentümlichen Gaben bethätigen möchten, kunstfertige Teppiche zu sticken, die Stufen des Altars damit zu schmücken, wie die Jünger dem Herrn ihre Kleider auf den Weg bereiteten beim Einzug in Jerusalem, oder auf die Decke des Altars, auf dem der Opfertod des Herrn gefeiert wird, das Lamm, das für sie erwürget ward und nun die Siegesfahne trägt, oder in feinster und reiner Leinewand ein Velum zur Hülle für das Brod und den Wein, die bestimmt sind, Vermittler zu sein des heiligen Blutes und des heiligen Leibes, wie Joseph von Arimathia den heiligen Leichnam bei der Grablegung in feine und kostbare Leinewand einhüllte.

Die andere Seite, wie der Adel dem Herrn dienen kann und soll, ist in seinen Armen und Hülfsbedürftigen. Was dem Geringsten dieser geschehen ist, will er nach seiner Verheißung ansehen als ihm geschehen. Erfüllt der Adel darin seine Pflicht, so wird Neid und Anfechtung gegen ihn aufhören, es wird die Gotteswahrheit zur Darstellung kommen, daß die verschiedenen Stände für einander, der Adel um der Armen willen, da sind, und daß wir, wie wir allezeit Arme haben, allezeit eines Adels für sie bedürfen. Grade auf diesem Gebiete hat der Adel in der Gegenwart durch Gottes Gnade frische Blüthen getrieben in der Krankenpflege des Johanniterordens und in der Antheilnahme desselben an dem gleichen Dienst weiblicher Genossenschaften. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß die Uebung christlicher Barmherzigkeit durch die Richtung des Zeitalters erleichtert wird. Im Zusammenwirken des vom Christenthume ausgehenden Sauerteiges mit [29] der natürlichen Weichheit der Zeit ist menschliches Mitgefühl verbreiteter denn sonst. Um so mehr erscheint es Gebot des Johanniterordens, mit ganzem Ernst einzutreten für seine weiteren Aufgaben.

Der Adel ist vor allem ein streitbarer Stand, seine nächste Pflicht, den Gottes - Ordnungen in Kirche und Staat zu dienen, ist sie zu schützen. Mit dem Schwerte in der Hand gegen die Feinde, sei es von außen, sei es von unten her in Revolutionen sie zertrümmern wollen. Es ist ein Zeichen einer entnervten Zeit, wenn Fürsten die Wiedergewinnung verlorener Reiche von der Flucht und vom Stillesitzen erwarten, und wenn

ihre treuesten Diener — wenn der Adel — in Folge dessen fern gehalten werden von dem Berufe, an den Angelegenheiten des Landes thätigen Antheil zu nehmen. Die schwere Frage, welche in solchem Falle das Gewissen belasten muß, wird erspart, wenn der Umsturz jener Ordnungen nur über den Leichen derer erfolgt, welche sie zu schützen berufen sind. Heute, wo es noch Zeit ist, hat der Adel alle seine Liebe, seine Gaben, seine Bequemlichkeit, sich selbst einzusetzen zu ihrem Schutze. Doch die Kämpfe jetziger Zeit werden mehr im Reiche des Geistes geschlagen. In ihm ist das schärfste Schwert, welches überdies Jeder führen kann, das offene, treue, entschiedene Bekenntniß, weil wir durch dasselbe mit der ganzen Person für die bekannte Wahrheit eintreten, und den Gegner im innersten Kern seines Widerspruchs treffen. Deshalb liegt in ihm solche Macht, deshalb aber auch so leicht etwas vom Martyrium, indem es die erbittertsten Angriffe der Gegner wachruft. Der heilige Georg übernahm, nachdem [30] er den Drachen überwunden, freudig das Martyrium des Bekenntnisses als den schwereren entscheidenden Kampf. Es gehört zu einem christlichen Ritter, daß er das Kreuz auf sich nehme. Ein Zeichen dessen, nicht ein äußerer Schmuck soll das Kreuz der Johanniter - Ritter sein, ein Zeichen, daß sie entschlossen sind, wie es in ihren Statuten heißt: das Ordenskreuz auf der Brust als Zeichen ihrer Erlösung zu tragen, des Evangelii sich nirgends zu schämen, dasselbe vielmehr durch Wort und That zu bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich zu vertheidigen; insbesondere gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf zu kämpfen.

Zwei Verhältnisse sind es besonders, in welchen in gegenwärtiger Zeit die tiefsten Grundlagen dieser Ordnungen schwer angefochten sind, beide sollten freilich das ganze Land, ihm voran aber den ganzen Adel zu ihrer Vertheidigung aufrufen, die christliche Ehe und der christliche Sonntag. Erstere ist im eigentlichsten Sinne die Quelle der Familie, die Familie aber ist die Grundlage des Adels als eines Standes. Beim Adel ist durch die Jahrhunderte ein Name der Ausdruck des Wesens, das Gepräge der Persönlichkeit, zu welcher bei ihm das ganze Geschlecht sich ausgebildet hat, und die Familie ist der Träger dieses Namens. Eine je größere Bedeutung die Familie für den Adel hat, eine um so klarere Erkenntniß, ein um so sicheres Gefühl muß er von der Notwendigkeit der Reinheit der Ehe, der Stellung derselben unter den in ihr fortwirkenden Gottessegen haben. Es ist gewiß eine begründete Freude [31] und eine Quelle des Segens für das Herrenhaus, daß es von Gott gewürdigt worden ist, die Gottesordnung der christlichen Eheschließung dem Lande noch erhalten zu haben. Aber wie viel fehlt und was hat der Adel noch für Aufgaben, um dem Lande den Segen eines gesammten christlichen Eherechts, die Heilighaltung der Familie wieder zu verschaffen. Christlich hervorragende, mit den Verhältnissen des Landes genau bekannte Männer klagen, daß das deutsche Volk an den entgegenstehenden Sünden unterzugehen im Begriffe sei. Die politische Bedeutung, welche die Ehe hat, dieselbe sociale Bedeutung hat der christliche Sonntag. Wer dem Arbeiter den Sonntag raubt, um ihn sich dienen zu lassen, stellt ihn dem Thiere gleich, denn für seine lebendige Seele, sein Verhältniß zu Gott ist ihm der Tag der Ruhe, der Einkehr in Gott so nothwendig, wie das tägliche Brod für die Ernährung des Leibes. Wer von dem Arbeiter zwar nicht den Sonntag, aber die sechs Wochentage, Woche für Woche ganz für sich verlangt, hält ihn wie einen Sclaven, der für sich und seine Familie entweder kein Arbeitsbedürfniß hat, oder damit auf den Sonntag angewiesen wird, also gerade in seinem Verhältnisse zu Gott rechtlos ist, für den Gottes Ordnungen, seine großen Gnadenguter in ihnen, nicht gegeben sind. Wer zwischen Sonntag Vormittag und Nachmittag scheidet, wie an scheinend noch vor Kurzem der Mecklenburgische Landtag, um dem Arbeiter den Besuch des Gottesdienstes zu lassen, kennt weder das menschliche Herz, noch das Wesen jener Gottesgnade. Freilich soll der Gottesdienst der Mittelpunkt der Feier des Sonntages sein, und es ist das Wort, welches die [32] Herzen und mit ihnen alles neu macht, aber nur das Fleisch gewordene Wort, nicht die Predigt, welche sofort durch die ganze Einrichtung und das ganze Leben am Sonntage zu Schanden gemacht wird. Ganz ist er, des Herrn Tag, und von Gott jedem Menschen, Herrn wie Arbeiter, als ein unantastbares Grundrecht zur Ruhe in Gott, zur Pflege der Gemeinschaft mit ihm gegeben, ein Abglanz und Anfang der ewigen Ruhe der Heiligen, der Tag, von dem aus die ganze Woche geheiligt wird.

Schutz und Dienst sind allezeit die sichersten Grundlagen zur Herrschaft. Wer den Andern schützt, übt naturgemäß über ihn eine Herrschaft aus. Aber auch jeder Dienst giebt Einfluß. Der von zwei Ehegatten hat über den andern zuletzt das Uebergewicht, welcher dem andern am hingebendsten dient. Der Herr selbst sagt, „welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein;" „denn auch des Menschen Sohn ist

nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele." „Darum," sagt der Apostel, „hat ihn Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters."

Wie sicher und zugleich wie wohlthuend wird eine Antheilnahme an der Herrschaft eintreten, wenn Schutz und Dienst auf der Grundlage großen, dauernd der Familie erhaltenen Grundbesitzes erfolgen. Der Inhaber eines solchen [33] ist auf der einen Seite Unterthan, steht aber auf der anderen zu einer großen Anzahl von Unterthanen des Königs von ihren Vätern her in herrschaftlicher Stellung. Das giebt ihm eine väterliche Autorität, die Wurzel aller Herrschaft, auch des königlichen Regiments. Der Charakter der Obrigkeit wird den Unterthanen in deren ihnen zunächst stehenden Organen ausgeprägt und verständlich, darum kann solches Regiment einen väterlichen Charakter dem Regimente des ganzen Landes erhalten, wo er in den höheren Regionen und nach den sonstigen Verhältnissen des Landes langst verloren gegangen ist. Ein solches Regiment wird die Zucht als die Grundlage der Freiheit und alles Wohlbefindens noch wahren, wo die Bande der Zucht sonst schon vielfach gelockert sind, kann aber auch seiner Natur nach die Liebe, kann das Bewußtsein nicht verläugnen, daß trotz der verschiedenen Stellung im Leben alle, Regierende und Regierte eines Geschlechts, von einem Gott geschaffen sind. Solches Regiment giebt die Selbständigkeit, daß die Regierenden sich nicht bloß ansehen als die über das Volk herrschen, sondern zugleich als ihre natürlichen Vertreter, ihr Schutz gegen jedes Unrecht. Doppelt wehe, wenn bei ihm dennoch die gerechten Klagen der Tagelöhner vor Gottes Thron kommen.

Vermöge dieser Stellung hat der Adel als Patron der Kirche auch eine Antheilnahme an dem Regimente der Kirche und soll als solcher sich treulich annehmen der angefochtenen Zeugen der Kirche, wie vornehmlich ihres Grundgesetzes, ihres Bekenntnisses selbst, mag es von böswilligen offenen oder heuchlerischen Ungläubigen angegriffen werden, oder mögen [34] wohlmeinende, aber unklare Freunde es unter den Scheffel stellen und dadurch die Gewissen verwirren und die Kirche verstören. Ist die Schmach groß, daß Fürsten und Adel in früherer Zeit die Kirche, statt sie zu pflegen, an ihrem Gute beschädigt haben, um so größere Liebe soll er ihr nun erweisen für neu aufkommende Seiten ihrer Thätigkeit, neue Stiftungen machen, daß sich neue Patronatsverhältnisse bilden, — wie kürzlich der Adel Hessens zur Dotirung einer neuen Professur der evangelischen Theologie an der dortigen Universität beigetragen hat. Und wenn der Herr keinen Dienst unvergolten läßt, wie viel weniger einen solchen, durch welchen er uns Theil nehmen läßt an seinem Regimente in der Kirche. In der Zuversicht dessen erhebt die Kirche fürbittend Herzen und Hände für den Patron.

Wie kommt es nun, daß trotz dieser innerlichen Beziehungen des Adels zur Kirche so wenige Glieder des evangelischen Adels in den unmittelbaren Kircheudienst treten? Die nächstliegende Antwort ist: daß durch die Reformation jedem Berufe, vor anderen dem der christlichen Obrigkeit die volle Anerkennung zurückgegeben ist, daß wer in Treue ihm dient, damit zugleich Gott dient. Seine eigenthümliche Standesehre soll der Adel niemals wegwerfen, Gott selbst sie aufopfern zu dürfen, ist aber große Gnade. Dazu ist der geistliche Stand nach seinem innersten Wesen ein aristokratischer Stand, im unmittelbarsten Dienste des Königs der Könige, mit seiner Botschaft und der Austheilung seiner Gaben an sein Volk beauftragt, speciell mit dem Regimente in der Kirche betraut, weil ihm das Weiden der Heerde befohlen ist, ein Stand [35] rechter Kriegsleute, welche mit der einen Hand das Schwert führen, während sie mit der anderen an dem Reiche Gottes bauen. Wenn trotzdem so selten Mitglieder des Adels in den geistlichen Stand treten, muß ein bestimmter Schade vorhanden sein, der es hindert.

Aber auch die Kirche bedarf des Eintritts des Adels in den geistlichen Stand. Soll von ihm durch das Wort die Welt erneuert werden, so müssen in ihm die mannichfachsten Kräfte dem Worte dienstbar sein, es austheilen nach ihren besonderen Gaben, entsprechend den besonderen Bedürfnissen aller Stände. Der geistliche Stand soll sich nicht bloß aus den Nachkommen der Geistlichen, er soll sich recht eigentlich auch aus dem noch urkräftigen, einer besonderen Elasticität des Geistes fähigen Bauernstande, er soll sich aber auch aus dem Stande der Fürsten und Herren ergänzen.

Gewiß ist das im Ganzen geringe Einkommen des geistlichen Standes dabei nicht ohne Einfluß. In England

hat nach Mitteilungen eines Freundes der Eintritt in den geistlichen Stand von Seiten des Adels abgenommen, seitdem die Zulässigkeit von Pluralitäten abgeschafft ist. Die ersten Keime der Liebe für einen bestimmten Beruf liegen beim Menschen in einem Alter, wo noch keine volle Einsicht in dessen ganze Bedeutung vorhanden ist. Dennoch würde das allein nicht entscheiden, der Adel würde und wird hoffentlich Opferfreudigkeit und Begeisterung genug haben, trotzdem in den geistlichen Stand zn treten. Die Zeit des Rationalismus, eines büreaukratischen Regimentes über die Kirche oder auch nur collegialischer Beschlußfassung in Consistorien, welche das geistliche [35] Haupt in ihnen nicht zur Entfaltung einer freien und vollen Wirksamkeit kommen lassen, haben für den Adel, haben für alle selbständigen Charaktere nichts Lockendes. Noch weniger Lockendes hat die Beherrschung der Kirche durch Majoritäten, doch die Gefahr für sie, die Notwendigkeit des Kampfes in ihr wird dadurch auch um so größer. Ein frischer siegesmuthiger Kampf der Kirche gegen ihre Feinde und Verstörer, ein Sammeln aller Freunde um ihre Feldzeichen, das ist die erste Bedingung einer Aenderung jenes Uebelstandes. Damit verbunden wohl eine Antheilnahme geeigneter Gemeindeorgane am Regimente der Kirche in bestimmten Schranken, aber kein Beherrschen der Kirche durch sie; Hülfsleistung durch juristisch und administrativ begabte Männer für das Haupt der Provinzialkirche, aber keine Nullificirung durch sie, — mit einem Worte, für die General-Superintendenten ein mehr violett gefärbtes Kleid. — In dem Adel hinwiederum ist mit vollem Recht der Officierstand in höchsten Ehren; der Adel würde sich aufgeben, wenn es anders wäre, allein es findet sehr mit Unrecht in ihm noch oft eine Unterschätzung des geistlichen Standes statt. Würdige, von Gott begnadigte Geistliche sind der Familie für Generationen ein reicher Segen. Es kommt darauf an, daß die Eltern in ihrem Leben die geistlichen Güter in That und Wahrheit höher schätzen, als alle irdischen; daß sie dem geistlichen Stande die volle Ehre geben, diese von früh an in den Kindern pflegen, und daß sie diese dann mit viel Gebet dem Herrn der Kirche übergeben und harren, ob er seinen Ruf an sie ergehen läßt.

Wenn der Adel die ihm vertraueten Gaben im Dienste [37] der Kirche und des Vaterlandes ihrer Bestimmung entsprechend verwendet, so wird er mit dem Leben des gesammten Volkes so verwachsen sein, daß dies selbst in Stücke zerbrechen müßte, wenn er untergehen sollte. Aber, wem viel gegeben ist, von dem wird nach einem unabänderlichen Gesetze auch viel gefordert. Wehe, wenn das Pfund im Schweißtuche verborgen, und Gott, der verlangt, daß wir damit für sein Reich wuchern, noch obenein der Härte beschuldigt wird. Es wird diese Gabe wie von dem Einzelnen, so auch von dem ganzen Stande, der also verfährt, genommen, er selbst als ein unnützer verworfen werden.

Jede staatliche Erschütterung trifft immer zuerst den obrigkeitlichen Stand, den Adel, alle Hohen der Erde, weil sie den besonderen Glanz der Majestät Gottes zum Schutz und Dienst der Kirche empfangen und ihn mißgeachtet oder ihn gar zu ihrer Bedrückung angewendet haben. Näher wie solche Bedrückung liegt dem Adel, den Hohen, den Reichen, als ihre Hauptsünde, daß sie gar satt haben und deshalb lau werden. Die Entschiedenheit unserer jetzigen Regierung in politischen Dingen zumal legt die Besorgniß nahe, daß man einschläft und sich in der Hoffnung wiegt, es habe keine Gefahr, dann aber weiterhin auch wohl Neigung empfindet, sich auf Kosten der Kirche politisch bereichern zu wolleu. Und doch kann nur von der Kirche, von ihrem Leben aus dem Staate und dem Adel neue Lebenskraft zuströmen. Lauheit ist noch schlimmer als offenbare Feindschaft; man täuscht sich bei ihr selbst und verführt durch sie andere. „Ach, daß Du kalt oder warm [38] wärest, weil Du aber lau bist, will ich Dich ausspeien aus meinem Munde," sagt der Mund der Wahrheit. Wenn der Adel aber, trotz aller Versuchung dazu, die Trägheit des Fleisches, die Selbstgefälligkeit des Herzens überwindet, hat er die Verheißung der ewigen Antheilnahme an Gottes Regimente, — mit ihm zu sitzen auf seinem Stuhle.

Fürchten wir uns nicht, — glauben wir nur.